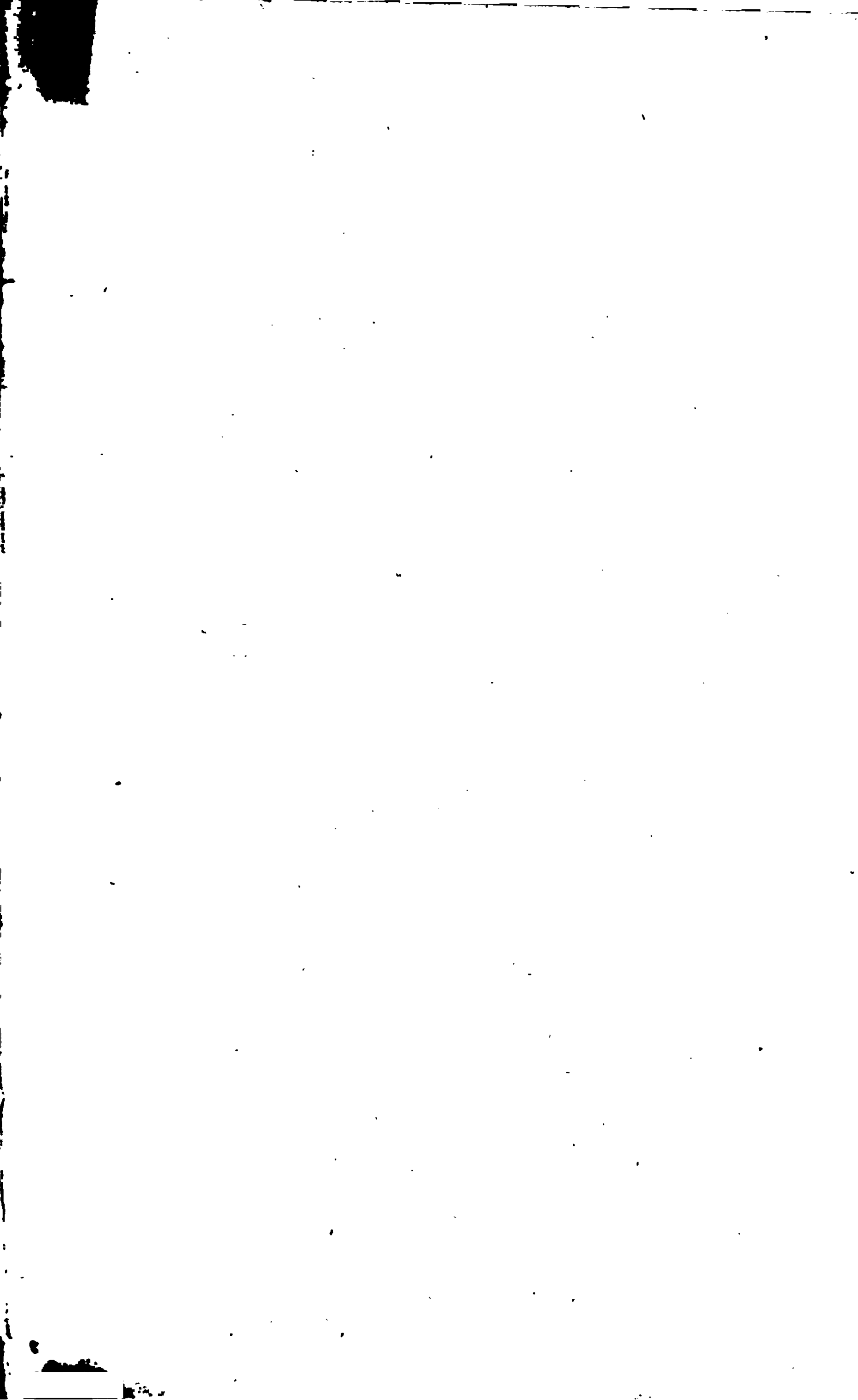
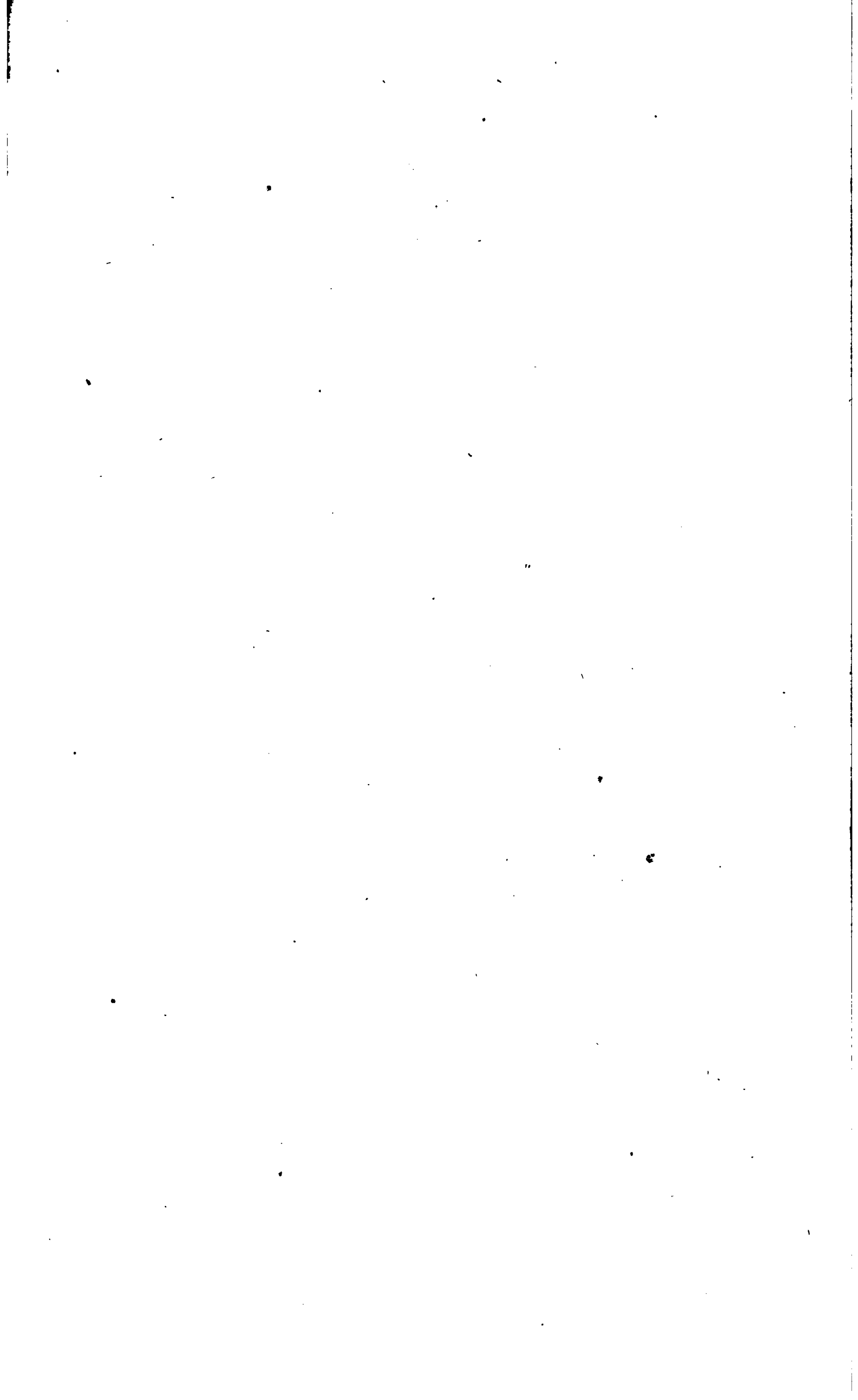






Supplement

zu

Schiller's Werken.

Erster Theil.

Stuttgart 1838.

P. Balz'sche Buchhandlung.

Schiller's

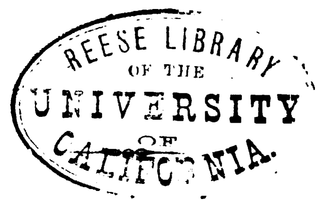
Leben, Geistesentwickelung und Werke

im Zusammenhang.

Von

Dr. Karl Hoffmeister.

Erster Theil.



Stuttgart 1838.
P. Balz'sche Buchhandlung.

16483.

Inhaltsanzeige des ersten Theils.

Schiller's Jugendgeschichte.

Periode der jugendlichen Naturpoesie.

Seite



Zurückführung der nach Schiller's Werken in Einem Bande citirten Stellen auf die Oktavausgabe in zwölf Bänden[1].

Erster Theil.

S. 16, Note 1 (Oktavausgabe B. 12, S. 76).
S. 29, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 226 f.).
S. 67, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 318 f.)
S. 78, Note 1 (Oktavausg. B. 1, S. 460).
S. 90, Note 2 (Oktavausg. B. 11, S. 404).
S. 93, Note 1 und 2. (Diese Briefe stehen nicht in der Oktavausgabe).
S. 106, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 243).
S. 109, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 324).
S. 110, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 338).
S. 117, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 346).
S. 127, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 55 fg.)
S. 132, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 59).

[1] Um einem vielfach geäußerten Wunsche zu genügen, haben wir, von der 120. Seite des zweiten Theiles an, die Stellen aus Schiller auch nach der Oktavausgabe angeführt. Alle frühere, nur nach Schiller's Werken in Einem Bande citirte Stellen führen wir hier auf die Oktavausgabe zurück.

S. 165, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 323).
S. 195, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 400).
S. 236, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 77).
S. 238, Note 1 (Oktavausg. B. 11, S. 505).
S. 239, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 88).
S. 239, Note 2 (steht nicht in der Oktavausgabe).
S. 277, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 91).
S. 296, Note 2 (Oktavausg. B. 10, S. 392).

Vorrede.

Die erstaunungswürdigen Fortschritte der Naturwissenschaften in der neuern Zeit können uns den Weg zeigen, welcher uns zu einer ächten Wissenschaft auch des geistigen Lebens führen wird. Ein Beitrag zu derselben möchte auch diese wissenschaftliche Naturgeschichte des Schiller'schen Geistes sein, während meine Arbeit, als literaturhistorisches Werk betrachtet, vielleicht als ein Beispiel einer neuen, tiefern und umfassendern Gattung der Biographie gelten kann.

Ich beschränke mich hier darauf, zum Voraus die Ideen anzugeben, welche mich speziell bei meiner Schrift leiteten.

So weit die deutsche Bildung reicht, wird Schiller's Name gefeiert. Jeder Gebildete hat wenigstens irgend einen Theil von ihm in seinen Gedankenkreis aufgenommen; über jedes edle Herz übt er eine Macht aus. Aber ein und derselbe große Schriftsteller — er ist beinahe jedem ein anderer, nach der Bildung, dem Alter, dem Stande und andern Verhältnissen seiner Leser. Wir fassen unsere Lieblingsdichter fast immer einseitig auf. Sie wachsen, sie

vervollkommnen sich mit uns; sie bringen uns neue Gaben dar, wenn ihre alten unserer Natur nicht mehr angemessen sind; wir lesen und beurtheilen sie in dem Lichte unserer wechselnden Bedürfnisse und Wünsche. Während einzelne Gedichte und Darstellungen sich unseres Herzens bemächtigen und die ganze Klarheit unseres Bewußtseins einnehmen, verdunkeln sich uns leicht alle übrigen. Das einzelne Werk ist uns der ganze Schriftsteller. Die Liebe, auch des Lesers, ist ausschließend, und die Liebe ist oft der Leitstern unseres Urtheils. Je inniger sich unsere Betrachtung in das Einzelne versenkt, desto schwerer wird es ihr, sich über das Ganze zu verbreiten. Auch die Erinnerung richtet sich häufig nach der Gegenwart, und wir belächeln ein früheres Wohlgefallen, welches die Probe des jetzigen Augenblickes nicht aushält.

Das ist wahrlich das untrügliche Merkmal eines ächten Dichters, wenn er vor Tausenden in tausend Gestalten erscheint! Er steht in dem Mittelpunkt des rein Menschlichen, und verknüpft hierin und berührt von hier aus alle verschiedene, auseinanderlaufende Ansprüche, Regungen und Bestrebungen, in welche sich die Geschlechter der Menschen theilen.

Aber es lohnte sich doch auch der Mühe, die Mythe unserer Vorstellungen auf den Thatbestand der Geschichte zurückzuführen, aus dem sich mit uns verwandelnden Schiller den bleibenden Schiller herauszusuchen. Es lohnte sich der Mühe, was Einseitiges und Unhaltbares in unsern Ansichten und Urtheilen über ihn sein mag, zu einer wahren und würdigen Anschauung seines ganzen geistigen Lebens zu vervollständigen und zu berichtigen.

Würde dieses Ziel erreicht, so würde sich das Gesammtbild des Seelenlebens unseres Dichters vor seinen Freunden treu ausbreiten, wie in unsern Tagen in seiner Heimath das Ebenbild seines Körpers vor den Augen seines Volkes errichtet wird.

Ich versuchte es, diesen Weg einzuschlagen.

Der Mittelpunkt meiner Arbeit ist die Darstellung der ganzen intellektuellen, ästhetischen und sittlichen Persönlichkeit unseres großen Nationaldichters. Aber auch was äußerlich dieses innere Leben begünstigte oder hemmte, und auch welche Blüthen und Früchte dasselbe trug — also auch seine

Lebensgeschichte und eine Charakteristik seiner Werke mußte mit aufgenommen, und das Verschiedenartige sollte in einer zusammenhängenden und abgerundeten Darstellung vereinigt werden.

Der Held ist uns das, was er uns gilt, durch seine Thaten, der Schriftsteller durch seine Werke. Wie daher der Geschichtschreiber ausführlich darstellt, was seine Könige und Feldherren gethan und ausgeführt haben, so wird der Geistesbiograph eines Klassikers vornehmlich dessen Werke sorgfältig zu beleuchten haben. Denn wegen dieser Werke allein interessiren wir uns für seine Person, und diese liegen nicht, wie die Thaten des Helden, in einer abgeschiedenen Vergangenheit, sondern ihre fortlebende Gegenwart erneuert sich mit jedem Leser. Wie das Publikum alles auf diese Werke bezieht, wie der Sprachgebrauch den Schriftsteller sogar seinen Werken gleichsetzt, so muß auch ein literarischer Versuch, wie der meinige, stets alles auf diese Werke beziehen.

In meiner Schrift ist daher ein allgemeiner Kommentar sämmtlicher Werke Schiller's enthalten. Es lag in meinem Plan, seine Gedichte und seine historischen und philosophisch-ästhetischen Schriften in ihrem innern Zusammenhange darzustellen und als Erzeugnisse aus dem Entwickelungsgang seines Lebens hervortreten zu lassen. Ein Werk eines Schriftstellers bekommt oft Licht durch ein anderes, seiner Abfassung und Gattung nach sehr fern liegendes. Aber die würdigste Erläuterung eines schriftlichen Dokuments besteht darin, daß man dasselbe auf die zusammenwirkende äußere Lage und innere Geistesbeschaffenheit seines Urhebers zurückführt. Einen Schriftsteller aus ihm selbst erklären, heißt nicht, eine Stelle oder ein Gedicht durch eine andere Stelle, ein anderes Gedicht erläutern, welche ja auch oft der Erklärung bedürfen, sondern alle zu erklärende Werke bis in die Denkweise und Persönlichkeit ihres Verfassers hinein verfolgen. Hierdurch treten alle Geisteserzeugnisse mit dem Innern, dessen Aeußerungen sie sind, in ihre naturgemäße Verbindung. Dieß allein scheint mir eine große, eines philosophischen Geistes würdige Aufgabe.

Aller Erfolg aber dieser Auslegungskunst, die ich die innere nennen möchte, wogegen jede andere nur eine äußere ist, hängt davon ab, daß wir

uns der eigenthümlichen Weltanschauung eines fremden Geistes rein und vollständig zu bemächtigen wissen. Das Verfahren ist dem Geschäfte eines Naturforschers nicht unähnlich, welcher ein Naturprodukt zergliedert und aus dessen Erscheinungen seine eigenthümlichen Gesetze ableitet. Die wahre philosophische Bildung gewährt uns hierbei nur den großen Vortheil, daß sie unsern Sinn für geistige Erscheinungen schärft, unser Vermögen, von vorliegenden Thatsachen zu Gesetzen aufzusteigen, erhöht, und unsere eigenen Ansichten von der Betrachtung und Erklärung der Dinge fern hält. Nur durch diese besonnene Methode können wir vor der, wie es scheint, unerschöpflichen Manier verwahrt bleiben, eines Genius Dicht- und Denkweise durch unsere Träume zu erläutern, und seinen Reichthum vielleicht auf unsere Armuth zu reduciren, was in unsern Tagen manche besonders an Göthe verschuldet haben. Statt den Dichter zu erklären, legen sie bei Gelegenheit des Dichters — sich selbst aus.

Indem ich die Weltansicht Schiller's in dem Fortgange ihrer Ausbildung darzustellen suchte, wurde seine äußere Lebensgeschichte die Grundlage meiner Arbeit. Ich bin hierbei in's Detail gegangen, theils um dem idealen Elemente durch ein reales das Gegengewicht zu geben, theils weil die innere Entwickelung oft von vielen, an sich geringfügigen, äußern Verhältnissen abhängt. Mancher Leser wird in meinem Buche nur das äußere Leben Schiller's suchen, und da ich einmal das Ganze umfassen wollte, so durfte ich es auch hier an Sorgfalt und Ausführlichkeit nicht fehlen lassen. Auch ist an dem Leben eines Privatmannes, der durch Thaten nicht in das Große einwirkte, wenig Interessantes, wenn man sich nicht auf das Einzelne und Kleine einläßt. Wie der Ort uns merkwürdig ist, wo ein verehrter Mensch wandelte, so bekommen die mancherlei Ereignisse, die ihm begegneten, durch seinen Geist einen ahnungsvollen Hintergrund. Es wird alles bedeutend, was in die Nähe eines großen Menschen tritt. Ueber diese speziellen Lebensverhältnisse hinaus nahm Schiller nur wenige große Einflüsse seiner Zeit in sich auf. Er verstand den Genius seines Jahrhunderts, aber die äußere Welt trug ihm nur Weniges zu. Sein Leben war innerlicher und entwickelte sich in dieser Selbstständigkeit origineller und stetiger, als das der meisten andern Dichter. Diesem Zug nach Innen mußte meine Darstellung

folgen, welche daher von dem Verdienst anderer Biographien, zugleich eine Zeitgeschichte zu enthalten, weit entfernt ist.

Dagegen hat eine Schrift, wie die meinige, dadurch eine allgemeinere Bedeutung, daß sie die wissenschaftliche Kenntniß der innern Welt, des Psychischen, Ethischen, Aesthetischen, Religiösen fördern hilft. Kann nämlich die Philosophie nur nach Art der Naturwissenschaften, auf analytischem Wege, von geistigen Thatsachen aus, zu einer festen Wissenschaft ausgebildet werden (was in unserer Zeit nur noch eine Systemsucht und eine Scholastik in Abrede stellen können, welche der letzte Nothtrieb eines abgestorbenen Kulturzweiges sind), so scheinen solche tiefgreifende Erörterungen des individuellen Menschengeistes und seiner Erzeugnisse für die Wissenschaft selbst nicht ohne Bedeutung zu sein. Die Seelengeschichte eines einzigen Menschen ist ein Analogon der Entwickelung des Menschengeistes überhaupt. Die wissenschaftliche Bildungsgeschichte eines großen Geistes und eine tiefere Auffassung seiner Werke müssen uns nothwendig über den Menschen im Allgemeinen und dessen höchste Interessen belehren. So z. B. enthält mein Buch so ziemlich eine ganze, und zwar eine lebendige, konkrete Aesthetik, und ich meine, in einigen wichtigen Punkten diese Wissenschaft weiter geführt zu haben.

Ein Werk, welches das Allgemeine immer aus dem Konkreten entspringen läßt und das Innere immer an das Aeußere bindet, möchte sich mehr, als theoretische Lehrbücher, dazu eignen, philosophische Kultur unter der Klasse der Gebildeten auf eine sichere und friedliche Weise verbreiten zu helfen. An Das, was dem Leser wohl bekannt ist und ihn schon oft erfreut hat, knüpft sich ihm leicht das Neue an, und dieses bleibt ihm haften an der schon vorhandenen Grundlage in seinem Geiste. Um einen Lieblingsschriftsteller, der zum Denken einladet, sammeln sich gerne des Lesers Gedanken zu einer höhern Betrachtung. Er kann die Richtigkeit alles Erörterten sogleich durch das Thatsächliche prüfen; und da nur einzelne Untersuchungen angeboten werden, so braucht er nur das anzunehmen, was seiner Natur und Bildung gemäß ist. Was uns in geistigen Dingen nicht angemessen ist, das können wir uns doch nicht oder nur zu unserm Schaden assimiliren, auch wenn es uns durch das konsequenteste System aufgenöthigt werden sollte, und wir verwerfen nicht selten das Ganze, weil wir uns nicht alles zurecht legen können.

Ich glaube daher nicht, daß die in meine Darstellung eingestreuten Erörterungen dem Zwecke meines Buches, welches auf das größere Publikum der Gebildeten berechnet ist, widerstreiten. Gebot mir mein Gegenstand eine größtentheils erörternde Darstellung, so ist in allem Uebrigen die Gestalt und Farbe meines Werkes durch diesen weitern Zweck bestimmt worden. Für alle die wollte ich schreiben, welche durch edle Bildung und Neigung sich veranlaßt fühlen möchten, Schiller's Werke tiefer zu erfassen, und Geist und Herz mit des Unsterblichen Genius innig zu befreunden. Unser Nationalbewußtsein und unsere Vaterlandsliebe wurzeln in unsern Klassikern, wurzeln besonders auch in unserm Schiller; ich glaube, von den Besten der Nation und des Vaterlandes Beifall hoffen zu dürfen, wenn ich dazu beitrage, daß ein edler und großer Mensch und Schriftsteller mehr und mehr bei denen einheimisch und von denen verstanden werde, die zur Klasse der Gebildeten gehören. Zwar wird nicht alles in meinem Werke allen meinen Lesern gleich anziehend oder auch nur faßlich sein; aber es lesen ja auch nur Wenige alle Schriften Schiller's. Möge sich daher jeder Leser von den eingestreuten Erörterungen auswählen, was seinem jedesmaligen Bedürfnisse und seiner Neigung zusagt. Auch manche edle Frauen fühlen das Bedürfniß, wenigstens in einzelne Gedichte Schiller's tiefer einzudringen; vielleicht wird ihr Urtheil und Gefühl durch eine Schrift sicher geleitet und wahrhaft gebildet werden können, welche die strengste, unverfälschte Wahrheit in einer klaren und gefälligen Form auszudrücken sucht.

Viele Schriftsteller unserer jüngsten Zeit trachten nach nichts so sehr, als tief zu scheinen; andern ist das Geistreiche ihr höchstes Ziel. Beiderlei Tendenzen verderben unsere Literatur immer mehr. Ich meine, der Mann von Charakter strebt vorzüglich darnach, wahr zu sein und klar zu schreiben. Dafür soll er einstehen, und das vor allem Andern ehrt ihn. Nicht allein die Wahrheit, sondern auch der Wahn wohnt oft in der Tiefe, und die einfachste Thatsache fördert mehr, als der tiefhergeholte Irrthum. Auch kann nur das Anspruch auf Tiefe machen, was bis auf seinen Grund klar ist; während das Dunkle immer im Verdacht des Seichten stehen wird. Aber geistreich zu scheinen, ist demjenigen nicht schwer, welcher sich in dem, was er vorbringt, weder durch die Wahrheit, noch durch die Ehre beschränkt fühlt.

Wenn in einem Zeitalter das lautere, heilige Interesse für die ewige Wahrheit und Schönheit zu erschlaffen anfängt; dann kommen in der Literatur solche falsche Tendenzen auf, in denen von beiden nur noch die Karrikaturen gespensterartig hinwandeln. Das „Tiefe“ bietet man den Gläubigen in dunkeln Redensarten, oder mit vielen Versicherungen und großer Anmaßung als das Wahre an; und für das Schöne reicht man ihnen das Geistreiche und pikante Phrasen dar. Das scherzende Spiel mit Witz in der Kunst und das ernsthaft thuende Spiel mit Scharfsinn in der Wissenschaft sind gleich bedeutungsleer.

Der Gedanke an Schiller im Kontrast mit so vielen schwächlichen Produkten und nichtigen Bestrebungen unserer jüngsten Literatur legt uns die Erwägung besonders nahe, wie viel das Talent dem Charakter verdanke, und wie die Größe des Schriftstellers durch die Tüchtigkeit des Menschen bedingt sei.

Wegen der umfassenden Aufgabe meines Werkes wird ein billiges Urtheil dessen Ausdehnung nicht tadeln. Eine Universalgeschichte in einigen Bändchen wird man nicht für zu lang halten. Es ist ja nur ein äußerer Maßstab, welcher nur in einem Aggregat von Menschen, und nicht in Einem Menschen die Menschheit finden läßt.

Die Geistesgeschichte Schiller's ist zu gehaltvoll und merkwürdig, seine Weltansicht zu tief und zu gegliedert, seine Werke zu reich und zu vielgestaltig, als daß sich dieser beinahe ungeheure Stoff, zumal da auch des Dichters Lebensumstände detaillirt werden mußten, in engere Gränzen befriedigend hätte zusammendrängen lassen.

Meine Hauptquellen waren Schiller's Werke und Briefe, aber auch den zuverläßigsten Biographien und Nachrichten, welche bisher über ihn erschienen sind, verdankt besonders meine Darstellung seines äußern Lebens sehr viel. Ich habe die Gewährsstellen, wo es nothwendig schien, unter dem Text namhaft gemacht; alles Uebrige aber möglichst in diesen verarbeitet. Denn die Form einer Schrift ist um so barbarischer, je mehr Anmerkungen sie unter oder außer dem Text hat.

Es kann für den Verfasser eines Buches nichts Erfreulicheres geben, als den Geist und das Herz derer zu befriedigen und zu ergreifen, die er selbst

hochschätzt. Ueber meine früher erschienenen Schriften sind mir freundliche Worte von solchen Lesern zugekommen, deren Beifall mir sehr viel werth ist. Es gehörte viel Muth dazu, ein Werk, wie das vorliegende, zu unternehmen. Ohne das Zutrauen, welches uns aus der Beistimmung trefflicher Menschen erwächst, hätte ich es wohl nicht zu Stande gebracht. Möchte diese Schrift nicht ganz unwerth sein, eine Begleiterin Schiller's in die Zirkel seiner gebildeten Freunde und Verehrer zu werden, und möchte sie den Kreis derer erfreuen und erweitern, die mir wohlwollen.

Kreuznach den 18. Juni 1837.

K. Hoffmeister.

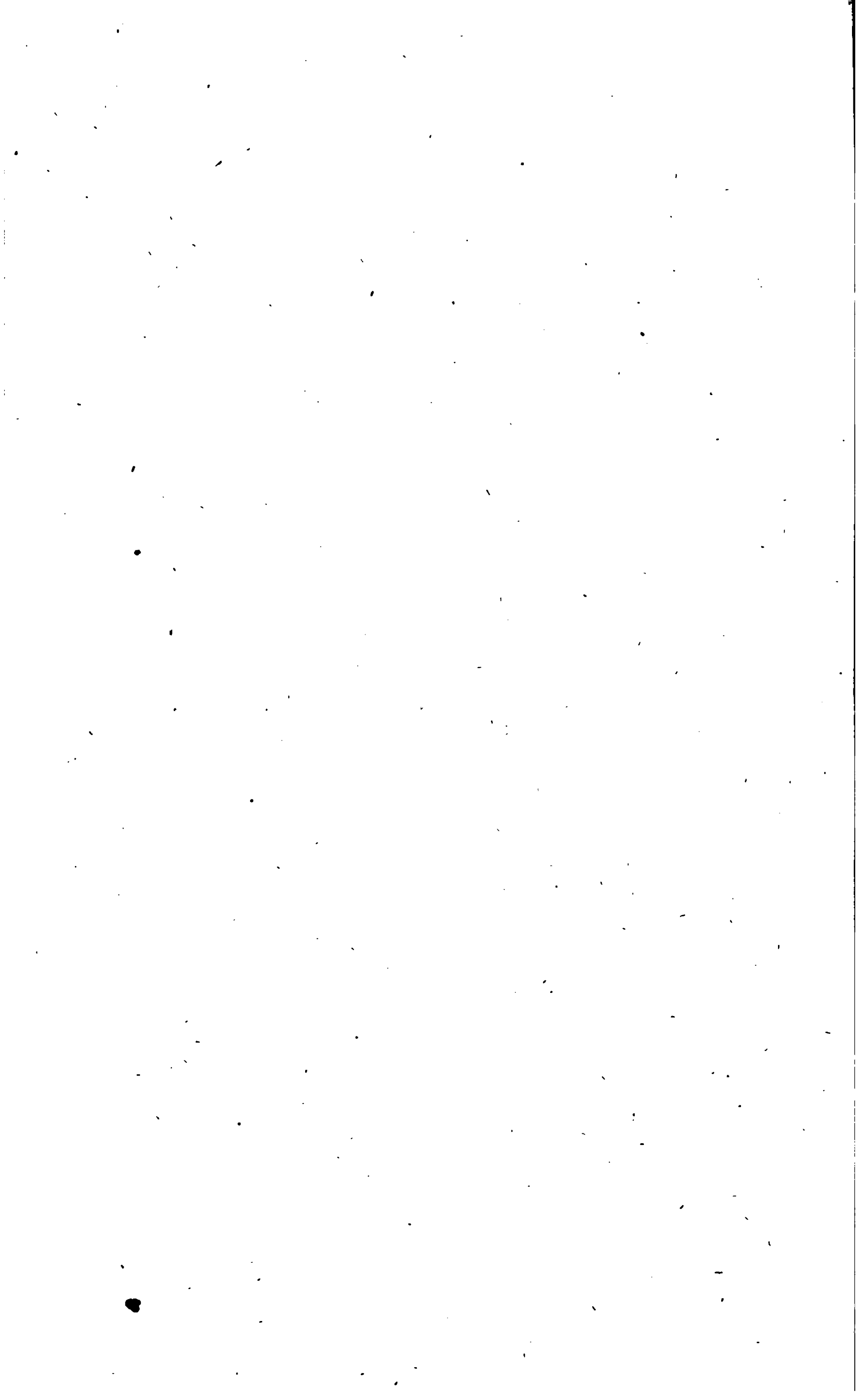
Schiller's

Jugendgeschichte

und

Periode der jugendlichen Naturpoesie

bis zum Don Karlos 1786.





Erstes Kapitel.

Eltern und Geschwister. Aufenthalt in Lorch. Erste Bildung.

Ein großer Mann ist eine geheimnißvolle Erscheinung. Seine eigenthümliche Größe besteht gerade in dem, was sich häufig nicht weiter verfolgen und ableiten läßt. So viel aber ist gewiß, daß alles, was wir an einem Menschen bewundern, aus einer dreifachen Quelle entspringt und zusammenfließt: aus ursprünglichen Anlagen, äußern Einflüssen und der eigenen freien Selbstthätigkeit. In den Jugendjahren walten überwiegend die beiden ersten Momente und leiten die Bildung ein. Im Verlaufe des Lebens bemächtigt sich bei einem ausgezeichneten Menschen die Selbstthätigkeit der Herrschaft und verwirklicht das, wozu seine innere Natur ihn bestimmt hat, mit weiser Benutzung oder kräftiger Bekämpfung äußerer Einflüsse.

Jeder Mensch hat eine Vorgeschichte, wie jedes Volk ein mythisches Alter, und seine eigenthümliche Geschichte beginnt erst da, wo er selbstständig thätig ist. Aber wie die Geschichte der Völker sich in das Dunkel der Mythe verliert, so scheint beinahe alles, was der Einzelne später will und vollbringt, in unbedeutende und oft verborgene Anfänge seiner Kindheit zurückzulaufen.

Von diesem Gesichtspunkte aus ist auch die Jugendgeschichte ausgezeichneter Menschen von bedeutendem Interesse. Unsere Betrachtung mag sinnend bei den Spielen und Einfällen des Knaben weilen, in denen uns die künftigen Tugenden und Thaten des Mannes vorgebildet und versinnlicht sind.

Schiller's Vater, Johann Caspar, ging in dem österreichischen Erbfolgekrieg als Wundarzt mit einem baierischen Husarenregiment nach den Niederlanden. Sein unruhiger Geist konnte sich nicht auf den engen Kreis seines Geschäftes beschränken: wenn kleine Kommandos auf Unternehmungen ausgeschickt wurden, oder bei Vorpostengefechten, machte er als Unteroffizier den Anführer. Nach dem Aachener Frieden 1748 kehrte er nach seinem Vaterlande Würtemberg zurück, und ließ sich in Marbach nieder, wo er heirathete. Die Ausübung seiner Kunst verleidete ihm aber in Friedenszeiten um so mehr, als sie ihn mit seiner Frau kaum ernährte. Als daher der siebenjährige Krieg ausgebrochen war, gab er die Chirurgie ganz auf, und wurde 1757 als Fähndrich und Adjutant in dem damäligen Regimente Prinz Louis angestellt. Dies würtembergische Korps machte mit andern Regimentern in mehrern Feldzügen des siebenjährigen Krieges einen Theil der österreichischen Armee aus, erlitt aber in Böhmen durch eine ansteckende Krankheit einen bedeutenden Verlust, in welcher schlimmen Lage der thätige, rüstige Schiller bereitwillig jedes ihm übertragene Geschäft vollzog, und bei fehlenden Aerzten und Geistlichen sich bald der Kranken annahm, bald durch Vorlesungen von Gebeten und Leitung des Gesanges den Gottesdienst besorgte. Als er darauf in ein anderes würtembergisches Korps versetzt wurde, welches in Hessen und in Thüringen stand, gebrauchte er die freie Muße, um seine mangelhafte Jugendbildung möglichst nachzuholen, und sich die Kenntnisse zu erwerben, welche die militärische Laufbahn von ihm forderte. Die Zeit der Winterquatiere benutzte er bisweilen, um mit Urlaub nach seiner Heimath zu reisen. Nach beendigtem siebenjährigem Kriege hatte er es bis zum Hauptmann gebracht.

Die Mutter unseres Dichters, Elisabetha Dorothea, war die Tochter eines Bürgers von Marbach, Namens Kodweiß,

welcher seine Familie von dem adeligen Geschlechte von Kattwitz ableitete, aber diesen Familiennamen umänderte, nachdem er durch Unglücksfälle Vermögen und Ansehen verloren hatte. Er war Holzinspektor in Marbach gewesen, verarmte aber durch eine fürchterliche Ueberschwemmung, so daß er seine Familie nun durch Bäckerei und Landbau ernähren mußte. In dieser beengten Lage konnte der Vater nicht anstehen, seine Tochter einem Manne anzutrauen, dessen Strebsamkeit ein besseres Loos erwarten ließ, als das spärliche Einkommen war, welches ihm im Augenblicke der Verheirathung die Wundarzneikunst in einem kleinen Orte abwarf, und diese Hoffnung ging endlich auch auf erfreuliche Weise in Erfüllung, wie schon erzählt worden ist.

Die Ehe der Eltern Schiller's war die ersten neun Jahre kinderlos, bis sie endlich durch sechs Kinder beglückt wurde, von denen aber zwei bald nach der Geburt starben. Elisabethe Christophine Friederike Schiller wurde 1757, zwei Jahre vor ihrem großen Bruder, geboren, und heirathete, wie wir später erzählen werden, dessen Freund, den Bibliothekar und Hofrath Reinwald in Meinungen. Schiller's zweite Schwester, Dorothea Louise, nach ihm im Jahr 1767 geboren, wurde die Gattin des Stadtpfarrers Franky zu Möckmühl im Würtembergischen. Beide überlebten ihren Bruder, welcher der einzige blieb; dagegen starb seine jüngste Schwester, Nannette, vor ihm, schon in ihrem achtzehnten Lebensjahre.

Unser Dichter, Johann Christoph Friedrich Schiller, erblickte am 10. November 1759 in Marbach, in dem Geburtsstädtchen seiner Mutter, das Tageslicht. Diese, welche damals nicht in Marbach wohnte, hatte sich dahin begeben, um in ihrer Heimath, bei den Ihrigen, ihr Wochenbett zu halten. Auch ihr Gatte nahm sich zu dieser Zeit, wo sein Regiment in Winterquartieren lag, Urlaub zu einer Reise nach Hause, und hatte die Freude, zugegen zu sein, als sein erster und letzter Sohn das Licht der Welt erblickte. Diesen glaubwürdigen Nachrichten wird noch der unwahrscheinliche Umstand beigefügt, daß Schiller beinahe in einem Lager geboren worden sei, wo sich sein Vater bei den Herbstübungen (?) des würtembergischen Militärs aufgehalten habe, und

seine Frau zufällig zum Besuche hingekommen wäre, so daß sie bei den ersten Anzeichen ihrer nahen Niederkunft schleunigst nach dem nahegelegenen Marbach habe eilen müssen [1]. Das Kind stand bis zur dauernden Heimkehr des Vaters nach dem Hubertsburger Frieden 1763, also über drei Jahre lang, unter der ausschließlichen Pflege der trefflichen Mutter. Sie scheint in diesen Jahren im Hause ihrer Eltern, welche wieder zu einigem Wohlstand gelangt waren, gelebt, und in dem anmuthig, an einem fruchtbaren Hügel des Neckar gelegenen Marbach ihre beiden Kinder allein erzogen zu haben.

Sie wird nach glaubwürdigen Zeugnissen als eine zärtlich liebende Mutter, sorgsame Gattin und verständige Hausfrau geschildert. Ein sanftes, inniges Gefühl und herzliche Gutmüthigkeit waren ihr eigenthümlich; auf ausgezeichnete Gaben jedoch und auf eine feinere Ausbildung, welche häufig ein zweideutiges Gut ist, konnte sie keinen Anspruch machen. Von Gestalt war sie groß, schlank und wohlgebaut, der Hals lang, die Haare sehr blond, beinahe roth, die Augen etwas kränklich; die breite Stirne kündigte eine verständige Frau an, und die Züge des etwas sommerfleckigen Gesichtes waren von Milde und Wohlwollen belebt. Beinahe in diesem Allen wurde ihr Sohn ihr Ebenbild; mit seinem Vater dagegen hatte er wenig Aehnlichkeit an Geist und Gestalt. Der alte Schiller war von Körper nicht groß, seine Statur untersetzt, aber gut geformt; die Augen lebhaft, die Stirne hochgewölbt und groß. Seine Sprache soll klar, bestimmt und scharf verständig gewesen sein, aber ohne Schwung und Wärme. Ueber seinen Charakter weichen die Quellen von einander ab. Während alle andere Autoren nur Vortheilhaftes zu erwähnen wissen, sagt ein nicht verächtlicher Zeuge [2], er sei im Grunde ein schiefer, abenteuerlicher, stets über Entwürfe brütender Kopf gewesen — und der Tadel ist in der Geschichte bisweilen gewichtiger, als ein unbedingtes Lob. Auf jeden Fall sind seine große Thätigkeit

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen. Th. I. S. 5.

[2] „Schiller's früheste Geschichte bis zum Erwachen seines Dichtergeistes," im Morgenblatte 1807, Nr. 164.

und sein Unternehmungsgeist nicht in Zweifel zu ziehen. Mit Wissenschaften scheint er sich in seinem vorgerückten Alter nur aus praktischen Rücksichten beschäftigt zu haben; da er aber, unsteten Sinnes, Bücher von sehr verschiedenartigen Gegenständen las und über allerlei zu schreiben versüchte, so mochte es geschehen sein, daß er, wie uns versichert wird, sich vorübergehend auch mit dem Studium der Philosophie abgab und auch einmal Gedichte machte. Wir haben deßwegen noch nicht anzunehmen, daß wirklich philosophischer Geist oder poetisches Talent in ihm lebte, und daß diese Eigenschaften gerade von dem Vater auf den Sohn übergingen. Aber die unermüdliche Thätigkeit scheint der Sohn allerdings von seinem Vater geerbt zu haben, in so fern hier überhaupt von einer Vererbung die Rede sein kann; und noch weiter gehend, möchte man sagen, das Abenteuerliche des Vaters habe sich in dessen Sohn zum Idealen veredelt. Und könnte nicht des Sohnes poetische Naturliebe durch des Vaters praktische Liebhaberei am Gartenbau und an der Baumzucht, wovon unten die Rede sein wird, veranlaßt oder begünstigt worden sein?

Eine oft harte und rauhe Strenge milderte der alte Schiller durch Religiosität, und in dieser Tugend begegnete sein Charakter der Seele seiner Gattin, die ganz in sich aufopfernder Liebe und im Glauben lebte. Eine solche Gottesfurcht und die aus ihr entspringenden Tugenden der Rechtlichkeit und eines sittlichen Wandels waren damals auch schon durch die öffentliche Meinung vorgeschrieben, und sie waren der geistige Lebensathem der Schiller'schen Familie.

In diesem gesunden Lebenselemente, welches die sittlich-religiösen Kräfte früher zur Reife brachte, als die intellektuellen, wuchs der kleine Friedrich auf. Er war mit einer empfänglich organisirten Seele und, was meistens damit verbunden ist, mit einem zarten Körper geboren, welcher von den gewöhnlichen Kinderkrankheiten hart angegriffen wurde und krankhaften Zufällen ausgesetzt war. Die Familie zog nach Ludwigsburg, wo der Vater in den nächsten zwei Jahren Quartier bekam. Wenn er hier im Kreise der Seinen das Morgen- oder Abendgebet sprach, oder wenn er aus der

Bibel vorlas, so hatte er an dem vier= bis fünfjährigen Sohne den aufmerksamsten Zuhörer. Die gefalteten Händchen, die fromm emporgerichteten bläulichen Augen und die Andacht in dem ausdrucksvollen, von lichtgelben Haaren umwallten Kindergesichte gewährten dann einen rührenden Anblick. Die Mutter befestigte die Worte des Vaters oder führte sie weiter aus. Auch sie las ihren Kindern aus dem neuen Testament, aus dem Gesangbuche und aus ihren Lieblingsdichtern, Uz und Gellert, vor, aus denen sie wieder meistentheils geistliche Lieder auswählte. An Sonntags Nachmittagen pflegte sie ihre beiden Kinder zu den nahe wohnenden Großeltern zu führen, und auf diesen Spaziergängen war sie denn gewohnt, ihnen das Evangelium auszulegen, über das an dem Tage gepredigt worden war. Als sie einst an einem Ostermontage über Christus sprach, wie er in Begleitung zweier Jünger nach Emaus wanderte, vergossen die beiden Geschwister heiße Thränen. Auch an die Naturschönheiten, an die Wunder der Schöpfung knüpfte die Mutter ihre eindringlichen Worte. Sie wirkte um so tiefer, je mehr sie selbst in ihrem Gegenstande befangen war, je weniger sie eigentlich bilden wollte. Unsere tiefsten Wirkungen auf Andere geschehen unabsichtlich, unberechnet.

Solche gemeinschaftliche Herzenserregungen knüpften das Band, welches Schwester und Bruder schon von selbst umschlang, nur noch fester. Schillern war keine seiner später gebornen Schwestern so lieb, als diese älteste, und keine war ihm auch so ähnlich an Gestalt, Verstand und Gemüth; eine Aehnlichkeit, welche sich sogar bis auf die beinahe ganz gleiche Handschrift beider Geschwister erstreckte.

Damit dieser religiöse Geist des Hauses nicht einseitig und abschwächend auf das zarte Gemüth des Knaben wirke, stand diesem im eigenen Vater gleichsam ein Muster strenger Rechtlichkeit und Ordnungsliebe zur Seite. Der alte Schiller mußte bei eigenen guten Anlagen und angeregter Liebe zu den Wissenschaften den Werth einer wohl angewandten Jugend um so tiefer empfinden und deutlicher erkennen, je mehr sein eigener Schulunterricht vernachlässigt worden war. Am Sohne sollte nachgeholt werden, was der Vater hatte

versäumen müssen. Man sieht diese seine Gesinnung und Absicht aus folgender Stelle eines später geschriebenen Aufsatzes, der sich erhalten hat: „Und Du, Wesen aller Wesen, Dich habe ich nach der Geburt meines einzigen Sohnes gebeten, daß Du demselben an Geistesstärke zulegen möchtest, was ich aus Mangel an Unterricht nicht erreichen konnte, und Du hast mich erhört. Dank Dir, gütigstes Wesen, daß Du auf die Bitten der Sterblichen achtest!“ Der kleine Friedrich wurde strenge zum Fleiß angehalten.

Im Jahr 1765 schickte der Herzog Karl von Würtemberg den Vater als Werbeoffizier nach Schwäbisch-Gmünd, und erlaubte ihm, mit seiner Familie im nächsten würtembergischen Gränzorte, im Städtchen Lorch, zu wohnen. Hier erhielt der Knabe den ersten regelmäßigen Unterricht im Lesen und Schreiben und in den Anfängen des Lateinischen, ja auch schon des Griechischen. Der Pfarrer des Ortes, Moser, ein Freund des Schiller'schen Hauses, unterrichtete ihn zugleich mit seinen eigenen Söhnen. Schiller hat später in seinen Räubern dem Andenken dieses Geistlichen ein liebendes Denkmal gestiftet, welches um so beachtenswerther sein möchte, weil jene wohlwollende Schilderung des Pastors Moser in den Räubern auch die letzte günstige Charakterisirung eines Geistlichen in Schiller's Werken geblieben ist. In einem der Söhne des Pfarrers fand er seinen ersten Jugendfreund, welcher auch später mit ihm in Ludwigsburg die lateinische Schule besuchte. Durch den Umgang mit dem sanften, wackern Geistlichen und seiner Familie steigerte sich der religiöse Sinn des sieben- bis achtjährigen Friedrich zur Neigung zum geistlichen Stande, und bis zum Vorsatz, selbst einmal Prediger zu werden.

Mir scheint nichts so erregend und bildend zu sein, als solche kindische Vorsätze und Plane. Sie sind in der jungen Seele der erste Akt der Selbstthätigkeit. Der Geist entwickelt sich nach ihnen und erlangt allmählig eine bestimmtere Richtung und festere Form. Ideale Regungen werden im Herzen wach und verkörpern sich in dem erträumten zukünftigen Stande; denn was für den Mann die ideale, intelligible Welt ist, das ist für den glücklichen Knaben seine eigene

Zukunft. Wenn unsere seligen Träume aus dieser letztern vertrieben sind, pflegen wir unser vereinzeltes Dasein in jene zu flüchten. Auch noch in seiner reifern Jugendzeit wog er sich, wie man aus seinen Gedichten in der Anthologie sieht, in schwärmerischen Entwürfen. Er rankte sich an Riesenplanen zu seiner wirklichen Größe empor.

„Bis an des Aethers bleiche Sterne
Erhob ihn der Entwürfe Flug,
Nichts war so hoch und nichts so ferne,
Wohin ihr Flügel ihn nicht trug."

Wie der Baumeister den Tempel, ehe er ihn aufführt, in der Seele trägt, so erscheint das Gebäude unseres Lebens zum Voraus in den Träumen unserer Jugend, und der Schwärmer unterscheidet sich vom großen Mann nur dadurch, daß jener nicht die Kraft und das Glück hat, die Ahnungen seines Herzens wahr zu machen. Und wie durch eine göttliche Eingebung erräth der Knabe häufig träumend die tiefste Bestimmung seiner Natur. Schiller ist wirklich dem Wesen nach ein Prediger geworden, aber nicht von der Kanzel, sondern von der Schaubühne herab, nicht vor einer konfessionellen Gemeinde, sondern ein Prediger vor der großen Menschenfamilie. Wo die besondern Kirchen aufhören, da fängt die wahre an. Wie kunstvoll Schiller seine Dichtung auch später gestaltete, so geht doch ein mächtiger Geist durch alle seine Werke, welcher dem ähnlich ist, der uns aus dem Munde des wahrhaft gebildeten Redners rührt und ergreift. Besonders gilt dieß von den meisten Gedichten der ersten Periode.

Es wird uns erzählt, wie die Neigung zum Predigerstande sich sogleich in seine Spiele verwebte. Oft stieg er auf einen Stuhl und fing mit vielem Nachdruck an zu predigen; welche Sprüche er gelernt und was er aus den Vorträgen seines Lehrers behalten hatte, reihte er zusammen und ließ es auch nicht an einer Eintheilung fehlen. Mutter oder Schwester mußten ihm eine schwarze Schürze als Kirchenrock umbinden und ein Käppchen aufsetzen, und er sah dabei sehr ernsthaft aus. Wenn aber Jemand lachte, wurde er unwillig und lief davon, ohne wieder zum Vorschein kommen zu wollen, oder er ging wohl auch, wenn seine Zuhörer

unaufmerksam und unruhig zu werden anfingen, in seinem Vortrage zu einer Strafpredigt über. Jeder lebendige Mensch ist von Natur aus ursprünglich ein Redner, vor der Zeit, ehe die erwachte Reflexion den Fluß der Gedanken unterbricht und die Zunge lähmt.

Die Lehrstunden in Lorch wurden bisweilen an schönen Tagen durch Ausflüge in die Umgegend, in die nahen Berge, unterbrochen und erfrischt. Diese Spaziergänge in dem reizenden Lande wurden von dem jungen Schiller in Gesellschaft der Schulgenossen, der geliebten Schwester, und auch wohl der Eltern, gemacht. Ganz in der Nähe, südlich von dem Flüßchen Rems, lagen die ehrwürdigen Ruinen des Stammschlosses der Hohenstaufen, welche Trümmer der Vater seinem wißbegierigen Sohne deuten und auslegen konnte. Ein Kloster auf einer Anhöhe, welches die Gräber dieses erhabenen Geschlechtes enthielt, ward von den beiden Geschwistern häufig besucht, vielleicht nicht ohne ernstere Eindrücke und ahnungsvolle Schauer in der Seele zurückzulassen. Auch zu einer Kapelle auf einem andern Berge, zu welcher der Weg durch die Leidensstationen führte, wandelte man gerne; oder der Knabe begleitete den Vater zu seinen militärischen Uebungen und hörte ihn dann begierig von seinen Feldzügen erzählen.

Schiller bewahrte immer für die Gegend von Lorch eine große Anhänglichkeit, und als er die Karlsakademie verlassen hatte, war es einer seiner ersten Ausflüge mit seiner ältesten Schwester, sich hier wieder in die glücklichen Tage seiner Kindheit zu versetzen. Ohne Zweifel hat dieser dreijährige Aufenthalt in dem Landstädtchen und ein ununterbrochener Verkehr mit der freien Natur in ihm die Neigung zum Landleben, den Sinn für Naturschönheiten und den Hang zur Einsamkeit erweckt und entwickelt, welche Neigungen, durch andere Umstände verstärkt, ihn durch sein ganzes Leben begleiteten.

Milde, Liebe und Güte waren die hervorstechenden Eigenschaften des jungen Schiller während der ersten acht Jahre seines Lebens. Sie waren ihm angeboren, ja sie waren in der zarten Organisation seines Körpers gegründet, und diese keimende Humanität wurde durch das fromme Familienle-

ben, durch die Liebe der Mutter und Schwester, so wie durch die Einflüsse einer schönen Natur befestigt und weiter ausgebildet. Sein Gemüth war biegsam, gefühlvoll, verträglich, mittheilend. Von einem ihm allein bestimmten Gerichte vermochte er nicht zu essen, ohne seinen Geschwistern etwas davon anzubieten. Einen begangenen Fehler zu läugnen war er nicht im Stande. Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit lagen schon in seiner fein organisirten Natur. Hülfreich zu sein war seine unwiderstehliche Neigung, und da er vom Eigenthum kaum einen Begriff hatte, so schenkte er an seine Kameraden und an Arme alles, was er konnte und um was er angesprochen wurde, Bücher, Kleider, Schuhschnallen. Er setzte hiedurch die sparsamen Eltern oft in nicht geringe Verlegenheit, und der Vater, dem eine solche ideale Freigebigkeit ganz gegen seinen gesunden Sinn und unbegreiflich war, verfuhr oft strenge und hart mit dem Sohn. In solchen Fällen erklärte sich wohl die Schwester, auch wenn sie ganz unschuldig war, als seine Mitwisserin oder Theilnehmerin, um die Strafe von dem jüngern Bruder auf sich selbst abzulenken, und ertrug dann die Scheltworte oder fühlbaren Züchtigungen des erzürnten Vaters ohne Widerrede. Wer an keine Aufopferung glaubt, der gehe zu den Kindern. Mit jedem neuen Geschlechte kommt die uneigennützige Liebe von neuem zur Welt, aber sie versieget mit den wachsenden Lebensjahren, und in manchen Zeiten kann das Alter nimmer glauben, was die Jugend beständig übt.

Die Geschwister suchten auch durch eine gewisse List sich der Strenge des Vaters zu entziehen. Wenn sie gefehlt hatten, daß sie von ihm Schläge befürchten mußten, so bekannten sie ihrer sanften Mutter zum Voraus ihr Vergehen, und baten, um nicht von dem zornigen Vater bestraft zu werden, daß sie die verschuldete Strafe an ihnen vollziehen möchte. So mußte der Konflikt mit dem Vater, wie sehr er auch seine guten Eigenschaften schätzte, in diesem doch allmählig andere Kräfte, als Gefühle des Herzens, entwickeln, Kräfte, welche in der Schule der Widerwärtigkeiten bald gestählt werden sollten.

Zweites Kapitel.

Die lateinische Schule in Ludwigsburg. Vernichtung des Lebensplanes.

Die Eltern Schiller's mochten in Lorch in einer beengten Lage leben, wenn anders das seine Richtigkeit hat, was Streicher versichert[1], daß der Hauptmann während dieser ganzen Zeit nicht den mindesten Sold erhalten, sondern im Dienste seines Fürsten sein Vermögen zugesetzt habe. Erst auf eine nachdrückliche Vorstellung an den Herzog, daß er auf solche Art unmöglich länger als ehrlicher Mann bestehen oder auf seinem Posten aushalten könne, sei er abgerufen und in die Garnison von Ludwigsburg versetzt worden, wo er den rückständigen Sold nach und nach in Terminen ausbezahlt erhalten habe.

Diese Ortsveränderung fällt in das Jahr 1768. Der Vater willigte in die entschiedene Neigung seines Sohnes, Geistlicher zu werden, um so eher, als dieser Stand sehr geachtet war und eine ehrenvolle Existenz versprach. Er wurde daher in Ludwigsburg sogleich auf die sogenannte lateinische Schule geschickt, in welcher sich der Unterricht ihrem Namen

[1] Schiller's Flucht von Stuttgart. S. 2.

gemäß so ziemlich auf das Lateinische beschränkte; das Griechische wurde, wie damals überall, nur kärglich gelehrt. Denen, welche einmal Theologie studiren sollten, wurde auch das Hebräische beigebracht. Aus diesen lateinischen Schulen traten dann die Schüler, welche sich dem geistlichen Stande gewidmet hatten, etwa in ihrem vierzehnten Jahre, in die bekannten Klosterschulen, in speziellere Vorbereitungsanstalten zum Studium der Theologie auf der Universität. In diese Institute aber konnten nur diejenigen aufgenommen werden, welche in Stuttgart das jährliche Landesexamen vor dem Konsistorium vier- oder fünfmal, so viele Jahre sie eben in der lateinischen Schule waren, zur Zufriedenheit bestanden hatten. Ueberall sucht man einen mittelmäßigen oder schlechten Unterricht durch gehäufte Prüfungen zu heben, welche ihn aber nur noch mechanischer und geistloser machen. Der wahrhaft bildende Unterricht ist *selbst* eine ununterbrochene Prüfung. Jede andere lähmt die Schüler und verleitet die Lehrer.

In der lateinischen Schule soll sein Hauptlehrer ein gewisser Johann Friedrich Jahn gewesen sein, ein kalter, rauher, murrsinniger Polterer, sonst ein regelfester, nicht unverdienter Sprachlehrer [1]. Sonderbar klingt es, wenn uns einige Biographen Schiller's melden, er habe sich in dieser lateinischen Schule in nichts, in keinem andern (!) wissenschaftlichen Fache ausgezeichnet, als in der lateinischen Sprache. Was wurde denn sonst gelehrt, als das Lateinische? — Und konnte sich unter dem Stockregiment des altphilologischen Schulpedantismus noch etwas anderes in dem Schüler entwickeln, als was gelehrt wurde? — Die seltenen Anlagen, welche in ihm schlummerten, wurden zurückgedrängt, nicht hervorgelockt. Nur wo die Kräfte einen freien Spielraum haben, kann sich der Knabe, wie der Mann, emporthun, und auch der Genialste erscheint gemein, wenn er gemein behandelt wird. Was überhaupt möglicher Weise geleistet werden konnte und

[1] Morgenblatt 1807, Nr. 164. Die hier eingerückten Nachrichten über Schiller sind „P" unterzeichnet, und wahrscheinlich von seinem Jugendfreund *Petersen* verfaßt.

durfte, das erfüllte Schiller wirklich. Er war im Lateinischen immer einer der ersten in seiner Abtheilung, und erhielt in dem Landesexamen zu Stuttgart, welchem er sich viermal unterzog, jedesmal ein doppeltes A, womit man nur die Besten zu bezeichnen pflegte. Die günstigen Zeugnisse, welche ihm über diese Prüfungen der Prälat und Rektor des Stuttgarter Gymnasiums, M. Knaus, ausstellte, haben sich noch erhalten. Wir wollen ihren Inhalt unter dem Texte beifügen [1].

Wollte man aber auch eine bessere Ansicht von dem philologischen Schulunterricht der damaligen Zeit geltend machen, als die, von welcher ich eben ausgegangen bin, so ist es doch entschieden, daß sich der arme Knabe von vornen herein zu demselben in einem eben so großen Mißverhältniß befand, als zu seinem Lehrer Jahn. Er brachte von Lorch gewisse Gefühle und Bedürfnisse der Humanität mit, und fand eine inhumane Schulzucht. Mit Neigung hatte er diesen Weg zu seinem schönen Ziele betreten; wie grausam mußte er sich getäuscht fühlen! Ovid's Tristien, Virgil's Aeneide, die Oden des Horaz konnten bei der trockenen Art, wie sie behandelt wurden, sein Gemüth nicht ergreifen und nicht auf ihn wirken. Nur die Furcht vor dem Lehrer, vor dem Vater trieb ihn zum Fleiße. Diesem vermochte er schwer zu genügen; er applicirte sich außer der Schulzeit nicht, wie jener es wollte, sondern suchte, dem Zwange entronnen, das Freie auf und spielte mit seinen Kameraden. In diesen Spielen, bei denen es oft ziemlich wild herging, gab er meistens den Ton an. Er setzte sich bei jüngern Gespielen in Furcht, imponirte den ältern und stärkern, und wagte sich sogar unverzagt an Erwachsene, wenn er sich von ihnen beleidigt glaubte. In seiner muthwilligen Laune neckte er gerne, ohne jedoch seine natürliche Gutmüthigkeit zu verläugnen. Dergleichen Zerstreuungen

[1] Im Jahr 1769 erhielt er das Zeugniß: Puer bonae spei, quem nihil impedit, quo minus inter petentes hujus anni recipiatur. In den Jahren 1770 und 1771: Puer bonae spei, qui non infeliciter in literarum tramite progreditur. Endlich im Jahr 1772 das minder günstige: Non sine fructu per annum proxime praeteritum in iisdem laboravit pensis cum antecessoribus (seinen Mitschülern in Ludwigsburg) utut eos non penitus exaequet. S. Morgenblatt 1807, Nr. 201.

mußte er aber häufig theuer entgelten. Er war, sagt ein Jugendfreund, ein eingeschüchterter, ungewandter Knabe, der wegen seines linkischen Wesens vom Vater und den Lehrern Püffe und Ohrfeigen in Menge bekam.

Damals war er im neunten oder zehnten Jahre. Gegen sein elftes bekam allmählig sein ernster Sinn, sein tiefes Gefühl, seine träumerische Phantasie das Uebergewicht. Er verlor den Geschmack an den herrschenden Vergnügungen des Knabenalters, am Ballspiel, am Springen, an Possen und Thorheiten. Seine durch schnelles Wachsen veranlaßte körperliche Schwäche mochte mit dazu beitragen. Er schien eigentlich eine weibliche Natur. Der Sprößling, den Mutter- und Schwesterliebe, den das Landleben in Lorch, den die Religiosität in ihm emporgetrieben hatten, setzte seinen zweiten Knoten an. In den Freistunden schlenderte er mit einem vertrauten Freunde in Ludwigsburg's reizenden Baumpflanzungen oder in der schönen Umgegend herum. Träume für sein zukünftiges Leben, Klagen über das harte Schicksal, Gespräche über die nachtumhüllte Zukunft waren dann seine liebste, seine gewöhnliche Unterhaltung. Hatte er sich früher im tollen Knabenspiele des leidigen Schulzwangs entledigt, so flog er jetzt mit den Fittigen seiner Gedanken über die peinliche Einschränkung hinweg. Das äußere Spiel wurde zum innern Spiele, in welchem letztern er noch als Mann den schönsten Genuß, ja den vollen Gehalt des menschlichen Lebens erkannte. „Der Mensch ist nur da ganz Mensch, wo er spielt“ [1].

Solche Phantasiespiele entbanden auch zuerst seinen poetischen Genius. Wohl ist das Dichtertalent angeboren; aber in der Wirklichkeit existirt eigentlich nur das von einer Anlage, was sich entwickelt hat, und die Entwickelung ist durch

[1] Schiller's sämmtliche Werke in einem Bande. Stuttgart 1834. S. 1204. 1. o. Der Kürze wegen werde ich nur nach dieser Ausgabe citiren. Die wenigen Leser, welche sich um dergleichen Citate zu bekümmern pflegen, werden wohl diese Ausgabe zur Hand haben, oder sie sich leicht verschaffen können. Ich gebe zuerst die Seitenzahl, darnach deren vordere oder hintere Spalte durch „1“ und „2“, und endlich das Oben, Mitten oder Unten durch „o“ — „m“ — „u“ an.

beinahe alle andere Kräfte desselben Menschen modificirt und an dessen Lage und Schicksal gebunden.

Die Veranlassung, welche den zehnjährigen Knaben einmal in eine poetische Begeisterung versetzte, ist recht artig, und gewährte dem Dichter selbst, nach mehr als zwanzig Jahren, noch eine freundliche Erinnerung; denn nichts erfreut den genialen Menschen so sehr, als die frühsten Spuren seines eigenen erwachenden Geistes. Mit seinem Schulkameraden Elwert sollte er den Katechismus in der Kirche aufsagen, und der Religionslehrer, ein steifer, beschränkter Mann, drohte ihnen, sie durch und durch zu peitschen, wenn sie auch nur ein Wörtchen fehlen sollten. Unserm Schiller konnte eine auswendig gelernte Religion nicht nach dem Sinne sein; aber die Drohung half doch. Nach ergangener Frage am bestimmten Tag, huben die Knaben mit zitternder Beklemmung an, brachten aber doch beide ihre Aufgabe ohne Anstoß zu Ende. Zur Belohnung oder Bestärkung erhielt jeder von ihnen zwei Kreuzer. Eine solche Baarschaft hatten sie lange nicht beisammen gehabt! Was sollten sie sich aber mit dem Gelde Gutes thun? Es wurde endlich beschlossen, auf dem Hartenecker Schlößchen dafür eine saure Milch zu essen. Allein sie war hier nicht zu haben, und als man jetzt nach einem Vierling Käse fragte, kostete dieser allein schon vier Kreuzer, und die kleinen genügsamen Näscher hätten kein Brod dazu gehabt. Mit leerem Magen wanderten sie daher weiter nach Neckarweihingen, wo sie endlich, nach vielfältigem Herumfragen, eine Milch erhielten, in einer reinlichen Schüssel, und noch silberne Löffel zum Essen dazu. Das alles zusammen kostete nur drei Kreuzer, und es blieb noch einer zu Johannistrauben übrig. Ueber dieses köstliche Mahl gerieth unser Schiller in eine dichterische Begeisterung. Als er mit seinem Begleiter das Dorf verlassen hatte, stieg er auf den Hügel, von welchem man Harteneck und Neckarweihingen überschauen kann, und ertheilte in einer pathetischen Ergießung dem milchentblößten Orte seinen Fluch, und dem, welcher ihm die Labung gegeben hatte, seinen feierlichen Segen. Es war eine solche Standrede, wie die in Lorch vom Stuhle herab.

Zur Erregung seines Talents scheint auch das Theater beigetragen zu haben, welches er in Ludwigsburg zum erstenmal sah. Es waren aber nur Opern und Ballete, welche nach dem Geschmack der Zeit mit allem möglichen Pomp, mit Aufzügen von Pferden, künstlichen Elephanten, Löwen und prachtvollen Dekorationen gegeben wurden. Dennoch machten diese Dinge Eindruck auf ihn. Er selbst erzählte in späterer Zeit, daß er bis zu seinem vierzehnten Jahr mit ausgeschnittenen Papierdocken gespielt und dramatische Scenen mit ihnen aufgeführt habe. Auch beschäftigten ihn damals schon Plane zu Trauerspielen [1]. Doch blieb seine Neigung, indem sie zwei Institute versöhnte, welche die moderne Kultur auseinandergerissen hat, dem geistlichen Stande treu; die Stimmung seines Gemüthes und der Gang seiner Phantasie waren religiös, theologisch. Sein erstes deutsches Gedicht verfertigte er den Tag zuvor, an welchem er sein Glaubensbekenntniß öffentlich in der Kirche ablegen sollte. Dasselbe war ohne Zweifel religiösen Inhalts. Die Veranlassung dazu war seine fromme Mutter, welche, als sie ihn auf der Straße umherlaufen sah, ihm wegen seiner Gleichgültigkeit gegen die wichtige Handlung des folgenden Tages Vorwürfe machte und ihn so rührte, daß er seine erregten Empfindungen poetisch aussprach. Er überreichte das Gedicht sogleich der erfreuten Mutter. Lateinische Verse zu machen, war er nach der Einrichtung der lateinischen Schulen längst fleißig geübt worden, besonders da sein Lehrer Jahn ein gewandter Versifikator war. Nach einer andern, weniger verbürgten Erzählung soll jene Komposition aus lateinischen Distichen bestanden haben, und dem Vater überreicht worden sein.

Die Konfirmation des jungen Schiller fiel wahrscheinlich vor 1770 oder in dieses Jahr, indem damals seine Familie nach der Solitude bei Stuttgart zog [2]. Der Knabe, welcher in Ludwigsburg zurück gelassen wurde, mußte auch von dieser

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen; Th. 1. S. 16.

[2] Wenn man die Ablegung des Glaubensbekenntnisses in das Jahr 1772 setzt, muß man annehmen, Schiller's Eltern seien damals zum Besuch von der Solitude nach Ludwigsburg gekommen.

Zeit an Kost und Wohnung bei seinem lateinischen Schulmeister nehmen. Der Hauptmann Schiller hatte nämlich seinen thätigen, praktischen Geist schon lange auf die Botanik, die Gartenkunst und die Obstbaumzucht gewandt, und in seiner Ludwigsburger Muße eine Baumschule angelegt, die sehr guten Erfolg hatte. Der regierende Herzog Karl, welcher damals den Bau des genannten Lustschlosses, der Solitude, eben beendigt hatte, war aufmerksam auf dieses Geschick und die Lieblingsneigung seines Dieners geworden, und übertrug ihm die Oberaufsicht aller hier anzulegenden Gartenanlagen und Baumpflanzungen. Jetzt eröffnete sich dem Mann ein erwünschter weiter Spielraum für seinen Geschäftsgeist. Die Anlagen und Pflanzungen sollten nach der Absicht des Fürsten ein Muster für das ganze Land werden. Schiller befriedigte in diesem Posten dessen Erwartungen, so daß ihm endlich der Rang eines Majors ertheilt wurde. Von seinen Untergebenen, welche aus einer großen Anzahl von Menschen der verschiedensten Art bestanden, war er wegen seiner Unparteilichkeit eben so geachtet, als wegen seiner militärischen Handhabung der Ordnung gefürchtet. Daß er sein Geschäft, dem er bis zu seinem Tode vorstand, denkend betrieb, zeigte er durch seine im Jahr 1795 erschienene Schrift: *Die Baumzucht im Großen*, welche 1806 in Gießen zum zweitenmal gedruckt wurde.

Friedrich Schiller hatte im Jahr 1772 seinen Kursus in der lateinischen Schule beendigt, und stand nun im Begriff, in eine Kutte gehüllt, sich der mönchischen Zucht in einer Klosterschule zu unterwerfen, um die neunjährige Laufbahn eines würtembergischen Seminaristen zu durchwandeln. Aber die Vorsehung hatte es anders über ihn verhängt. Sie wollte durch Irrthum und Zweifel, durch Leiden und Bedrängnisse aller Art das reine Gold aus dem tiefen Schacht seiner Seele heben.

Der Herzog war auf den löblichen Gedanken gekommen, auf seiner Solitude auch ein weitläufiges Lehr- und Erziehungsinstitut zu gründen, welches den Namen militärische Pflanzschule erhielt. Doch war diese Anstalt keineswegs auf militärische Ausbildung beschränkt. Sie konnte ihren Namen

vielmehr nur dadurch rechtfertigen, daß alles ganz und gar auf militärischen Fuß eingerichtet wurde, und ihre Zöglinge meistens Söhne von Offizieren oder von gemeinen Soldaten waren, mit Ausnahme einiger Individuen von angesehenen Bürgerfamilien.

Wie der Herzog alles, was er begann, mit größtem Eifer betrieb, so widmete er der Emporbringung und Organisation dieser Schule seine besondere, sich auf das Einzelne erstreckende Sorgfalt. Sie wurde bald seine Lieblingsschöpfung. Er fühlte, daß hier seinem rastlos thätigen Geiste und seinem herannahenden Alter ein würdigeres, belohnenderes Ziel vorgesteckt sei, als in der Sinnenlust, in prachtvoller Kunstnachahmung des Auslandes und in übertriebenem Luxus, worin er bisher sich meist zu befriedigen gesucht hatte; und die Gräfin von Hohenheim, seine nachherige Gemahlin, bestärkte ihn in dieser Neigung. So ließ er es sich denn auch angelegen sein, in seine Bildungsanstalt fähige junge Leute zu bekommen, und es wurde den Schulvorstehern oder Examinatoren aufgegeben, ihm geeignete Knaben namhaft zu machen. Denn alles wollte dieser Selbstbeherrscher selbst sehen, selbst anordnen, alles mußte durch ihn gehen, er bekümmerte sich um das Speziellste. Da ward ihm unter andern Schülern auch der Sohn des Hauptmanns Schiller empfohlen. Sogleich machte er diesem das Anerbieten, seinen Sohn in die Pflanzschule aufnehmen und in Allem kostenfrei unterrichten und erziehen lassen zu wollen.

Dieser Antrag mußte als eine Gnade angesehen werden. Gleichwohl verursachte derselbe in der Familie eine große Bestürzung, weil er den oft besprochenen Plan vereitelte, daß der junge Schiller sich dem geistlichen Stande widmen solle, zu welchem er sich in der Pflanzschule nicht vorbereiten konnte. Der Vater machte endlich eine freimüthige Vorstellung an den Landesherrn, in welcher er diesen gnädigen Antrag abzulehnen suchte. Aber der Herzog wiederholte sein Begehren noch zweimal, zuletzt mit dem Zusatz, daß dem jungen Schiller die Wahl des Studiums in der Akademie frei stehen solle, und er nach seinem Austritt eine vorzüglich gute Anstellung im herzoglichen Dienste zu erwarten habe.

Jetzt mußte gehorcht werden, sonst stand alles zu befürchten von einem Gebieter, der gewohnt war, jeden seiner Wünsche als einen Befehl vollzogen zu sehen. Die Existenz der Schiller'schen Familie lag ganz in den Händen des Herzogs, und der Hauptmann war von ihm vor Vielen begünstigt worden. Die Eltern fanden sich nun auch leichter und mit Anstand in das Unabänderliche. Die freigelassene Wahl eines Berufs, die Beköstigung von Seiten des Fürsten, die versprochene vortheilhafte Anstellung und selbst die Nähe des Instituts kamen in Betracht. Jeden Sonntag wenigstens konnte der Sohn und Bruder die Seinigen sprechen; er blieb mit ihnen an demselben Orte. Man suchte ihn umzustimmen, zu gewinnen, mit dem wohlgemeinten Willen des Herzogs zu versöhnen.

Aber der junge Mensch fühlte sich auf einmal gewaltsam aus seiner Neigung herausgerissen. Denn, um es kurz zu sagen, das Ideale seiner Natur, welches ihm angeboren war, hatte sich in dem Wunsche, Religionsverkündiger zu werden, verkörpert und war nur in dieser tief gewurzelten Neigung dem Knaben zum Bewußtsein gekommen; und in dieser besondern Liebe hatte er jenen idealen Zug selbst bestimmter ausgebildet, wie ja überhaupt das Symbol, welches wir anschauen, uns den Gedanken, welcher durch dasselbe bezeichnet wird, deutlicher macht. Schiller brachte seine Neigung, brachte sich selbst den Verhältnissen seines Vaters, der Liebe zu seinen Eltern zum Opfer. Aber seine Seele war zerrissen und blieb es. Er selbst war gleichsam zerspalten und der bessere Theil schien von ihm getrennt. Die Theologie ist die Laura, von welcher er singt:

„„Gib mir das Weib, so theuer deinem Herzen,
Gib deine Laura mir!
Jenseits der Gräber wuchern deine Schmerzen.““ —
„Ich riß sie blutend aus dem wunden Herzen,
Und weinte laut und gab sie ihr.“

Drittes Kapitel.

Die Pflanzschule auf der Solitude. Poesie. Sittliche Grundzüge. Rechtswissenschaft und Medizin.

Friedrich Schiller trat im vierzehnten Lebensjahre, zu Ende 1772 oder am Anfang des folgenden Jahres, in die militärische Pflanzschule, mit dem Vorsatze Jurisprudenz zu studiren. Aber er begann die Rechtswissenschaft erst 1774; das erste Jahr setzte er die Beschäftigung mit den alten Sprachen fort, lernte Französisch, und wurde in Geographie, Geschichte und den Anfangsgründen der Mathematik und Philosophie unterrichtet.

Die Anstalt, welcher unser junger Freund jetzt angehörte, war damals erst im Werden, und erhielt erst später mit einer größern Ausdehnung auch eine festere, vollständigere Organisation. Sämmtliche Zöglinge waren in zwei Klassen oder vielmehr Kasten eingetheilt, von denen die adelige Klasse meistens adelige Offizierssöhne und die bürgerliche größtentheils Soldatenkinder enthielt. Jene hießen Kavaliere, diese Eleven. Nachher, als die Gesammtzahl sich auf dreihundert belief, wurde jede dieser Klassen halbjährlich meistens vom Herzoge selbst, im sogenannten Rangirsaale, unter Maß gebracht und abgetheilt. Die fünfzig größten Köpfe bildeten die erste Abtheilung, die darauf folgenden fünfzig die zweite und die

übrigen fünfzig die dritte Abtheilung. Jede derselben war in einem besondern Schlafsaal einquartirt. Anfänglich waren selbst die Oberaufseher Sergeanten; diese führten denn auch ein solches Kommando, daß man in ihrer Nähe kaum zu athmen wagte. Als aber später jeder der sechs Abtheilungen ein Kapitän mit zwei Unteroffizieren vorgesetzt und jede Klasse einem Major untergeordnet wurde, das Ganze aber unter einem Obersten (damals von Seeger) stand, hörte dieser Terrorismus nach und nach um Vieles auf.

Die Eleven wurden meistens zu Künstlern und Handwerkern gemacht, zu Malern, Bildhauern, Architekten, Stukkatoren, Gärtnern, Musikern, ja sogar zu Schneidern und Schuhmachern [1]; die Kavaliere waren vorläufig dem Militärdienste bestimmt. Bald aber wurden, mit Ausnahme der Theologie, alle Wissenschaften in das Institut gezogen, zuletzt noch die Medizin. Jetzt stellte man allmählig fünfzig Professoren und Lehrer an, und brachte sämmtliche Zöglinge in wissenschaftlicher oder technischer Beziehung nach den Lehrgegenständen, in vierundzwanzig Divisionen. Die erste Division bildeten die Juristen, die zweite die Militärpersonen, die dritte die Kameralisten, die fünfte die Mediziner u. s. w. Das Institut umfaßte also die Gewerbeschule, das Gymnasium, die Kunstakademie, die Kadettenschule, die Universität, kurz beinahe das ganze Unterrichtswesen, welches unsere Zeit in so viele besondere Anstalten aller Art vertheilt hat. Es war eine wahre Universität.

Die militärische Form dominirte in diesem künstlich zusammengesetzten Staate durchgehends. Das Kommando: Marsch! führte die Zöglinge in den Speisesaal zum Frühstück; dort erschallte ein: Halt! Bei dem Ruf: Fronte! wandten sie sich gegen den Tisch. Auf das Kommando: Zum Gebete! hoben sie die gefalteten Hände bis zum Munde empor, und rückten dann auf ein gegebenes Zeichen die Stühle mit einem donnernden Geräusche zu Tische. Auf ähnliche Weise ging es in gleichmäßigem Tempo in die Lehrzimmer. Das Verhältniß

[1] Jugenderinnerungen des Generals von Scharffenstein in Beziehung auf Schiller, im Morgenblatt von 1837, Nr. 56.

der Lehrer zu ihren Zuhörern war ordonanzmäßig [1]. Ueber den Anzug hat uns Scharffenstein, ein ehemaliger Kavalier der Karlsschule, folgende Zeichnung gegeben: „Die Offizierssöhne hatten gewöhnlich hellblaue, kommistuchene Westen mit Aermeln; der Kragen- und Aermelaufschlag war von schwarzem Plüsch, die Hosen von weißem Tuch, der Kopfputz ein kleiner Hut, zwei Papilloten an jeder Seite, ohne Puder. Alles trug sehr lange, falsche Zöpfe, nach einem bestimmten Maße. Der Paradenanzug hatte mehrere Gradationen, und zum größten Putze trug Alles Uniformen. Es gab z. B. eine Parade von geringerem Grade, wo zwar der gewöhnliche Anzug stattfand, aber mit vier Papilloten an jeder Seite in zwei Etagen und Puder. Da sah mein Schiller komisch aus. Er war für sein Alter lang, hatte Beine beinahe durchaus mit den Schenkeln von einem Kaliber, sehr langhalsig, blaß, mit kleinen, rothumgränzten Augen. Er war einer der unreinlichsten Bursche der Anstalt. Und nun dieser ungeleckte Kopf voll Papilloten mit einem enormen Zopf. Ich könnt ihn noch malen!“—

Man sieht leicht, daß es unserm jungen Freunde bei dieser Dressur des Körpers wie des Geistes nicht wohl werden konnte. Freie Thätigkeit, Lieblingsneigungen, eigenen Willen wollte das Institut nicht aufkommen lassen, jede Bewegung war geregelt, beinahe alle Zeit der Zöglinge in Anspruch genommen. Die Schule wollte ihre Leute ganz besitzen und beherrschen, und Alles, was nicht im Erziehungsplane lag, war verboten und verpönt. Der kategorische Imperativ herrschte in Allem, und blinde Unterwürfigkeit war eine der am meisten geschätzten und belohnten Eigenschaften. Gewiß die beste Methode, um aus Menschen Maschinen zu machen! Aber um gerecht zu sein, darf man nicht vergessen, daß eine solche rohe Behandlung der Jugend im Geiste der Zeit lag, und daß vollends ein so zusammengesetztes Institut von so vielen und verschiedenartigen jungen Leuten sich ohne soldatische Ordnung nicht hätte halten können. Und ich weiß nicht, ob eine humanere, aber um nichts weniger konsequent durchgeführte

[1] Schiller's Leben von Döring. S. 18.

Handhabung derselben Maxime, den jugendlichen Geist durch eine Menge von Lehrstunden, Unterrichtsgegenständen und Arbeiten, durch Examina und dergleichen vollständig zu bestimmen, ihr Ziel nicht zuverläßiger erreicht und nicht sicherer alle Selbstthätigkeit zerstört, als jene barbarische Zucht unserer Vorfahren. In Schiller wenigstens, wie in mehreren seiner fähigern Freunde, weckte diese Methode Abneigung, welche sich steigerte, je mehr er zum Bewußtsein seiner selbst kam, und Kräfte in ihm hervorrief, welche sich ohne diese harte Erziehungsmanier bei ihm schwerlich je so entschieden und mächtig emporgethan hätten. Der brutale Despotismus hat von jeher die Freiheit geboren.

In einem Briefe vom 12. Juli 1773 an seinen Freund Karl Moser in Ludwigsburg klagt er: „Dein Friedrich ist nie sich selbst überlassen; den einmal festgesetzten Unterricht muß er anhören, prüfen und repetiren, und Briefe an Freunde zu schreiben (setzt er sich entschuldigend hinzu) steht nicht in unserm Schulreglement. Sähest Du mich, wie ich neben mir Kirsch's Lexikon liegen habe und vor mir das Dir bestimmte Blatt beschreibe, Du würdest auf den ersten Blick den ängstlichen Briefsteller entdecken, der für dieses geliebte Blatt einen nie gesehenen Schlupfwinkel in einem geistesarmen Wörterbuche sucht.“ Aber die aufgezwungenen Unterrichtsgegenstände wollten nicht bei ihm haften; außer dem Lateinischen, worin er aber Meister war, lernte er in dem ersten Jahre beinahe nichts. Von den alten Dichtern zog ihn nur Virgil an, dessen Aeneide ihn aber auch so begeisterte, daß er sie bald in deutschen Hexametern nachzubilden versuchte.

Der Unterricht des Instituts konnte auch deßwegen so wenig an Schiller bringen, weil er damals gerade einen deutschen Dichter kennen gelernt hatte, welcher gleichsam seine ganze Seele verschlang. Es war Klopstock. Deutsche Bücher waren eine Art Kontrebande, aber die Hindernisse, sie sich zu verschaffen, sie zu lesen, steigerte nur das Verlangen nach ihnen und den Sinn für sie. Man kann mit Recht sagen, daß Klopstock die deutsche Dichtung zuerst der Schule, der Nachahmung, dem Verstande entriß, und sie zum unmittel-

baren, lebendigen Ausdruck der innersten Regungen in der Brust des Menschen machte. In Klopstock's Oden und in der Messiade fand er die willkommenste Nahrung für sein human-gestimmtes Gemüth und für seinen religiösen Hang, und zugleich die mächtigste Anregung seines poetischen Talents. Und was hatte er sonst noch, was ihm lieb war? Machte nicht bis jetzt noch diese Trias, Humanität, Religiosität und poetisches Talent, sein eigenthümliches Wesen, die Welt aus, in welcher er lebte und welche ihm Alles, was um ihn geschah, verleidete? Die Lektüre dieses Dichters war seine Lieblingsbeschäftigung, sein höchster Genuß, und da die äußere Lage gar keine Zerstreuungen darbot, sondern ihn Alles in sich selbst zurückdrängte, so kehrte er immer wieder zu dem Dichter zurück, in welchem er sich selbst fand, und machte sich durch tagtäglich wiederholtes und ernstlich fortgesetztes Aufmerken, Empfinden, Betrachten, Vergleichen, Forschen Klopstock's Anschauungen, Bilder, Gefühle, Gedanken allmählig zu eigen. So hatte diese Poesie die entschiedenste Wirkung auf Schiller's Bildung. Sie war es, wie uns einer seiner Jugendfreunde sagt, welche seine Empfänglichkeit für das Große und Erhabene, wie für das Weiche und Zarte, und zumal das Innige und Religiöse weckte und belebte; sie befruchtete die Keime der schönsten Eigenthümlichkeiten, welche uns in seinen gelungensten spätern Arbeiten so zauberisch anziehen. Durch Klopstock's Gedichte wurde auch seine Neigung zum geistlichen Stande von Neuem hervorgerufen. Oft wandelten ihn heilige Schauer und gottesdienstliches Entzücken an; er ergoß sich oft in Gebete, und hielt auch in Gesellschaft Andachtsübungen, ohne sich jedoch zu den sogenannten Pietisten zu halten, welche einige Jahre lang sogar in dieser Anstalt einen Anhang hatten. In diesem religiösen Drang griff er zur Bibel und erquickte sich an deren Geschichten, Wahrheiten und Gesängen in der lutherischen Kraftsprache. Die Bibel lieferte ihm auch den Stoff zu einem Epos, in welchem er seinem Lieblingsdichter, freilich mühvoll und noch ohne Eigenthümlichkeit, nachstrebte. Er versuchte den israelitischen Gesetzgeber, Moses, episch zu verherrlichen, wie sein Vorgänger den Welterlöser besungen hatte.

Wie mußte es ihn entrüsten, daß er all' dieses Köstliche wie etwas Strafbares zu verheimlichen gezwungen war! — Dieser Widerstreit scheint die historische Stelle für jene tiefgefühlte Idee zu sein, daß der Mensch das Glück als einen „heiligen Raub in seines Herzens Innerstem bewahren" müsse; wie er z. B. in dem Gedichte: das Geheimniß, singt:

„Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehascht;
Entwenden mußt du's oder rauben,
Ehe dich die Mißgunst überrascht."

Paßt dieses nicht ganz auf seine Lage in dieser Anstalt? „Wenn in unsern Kriminalgesetzbüchern," schrieb er damals an seinen Freund Moser, „auch eine Strafe auf Diebstähle in entlegenen wissenschaftlichen Feldern gesetzt wäre, dann würde ich Armer, der ganz heterogene Wissenschaften treibt und im Garten der Pieriden manche verbotene Frucht nascht, längst mit Pranger und Halseisen belohnt worden sein."

Zum Glück fand er in dem Institut gleichgesinnte, für Dichtung ebenfalls begeisterte Jünglinge, namentlich den ihm so sehr ähnlichen und werthen von Hoven, J. W. Petersen, den Elsäßer von Scharffenstein, der endlich General in würtembergischen Diensten wurde, und Andere. Wenn in einem Zeitalter eine neue Sonne durchbricht, reflektiren die jungen Leute immer am lebhaftesten ihre Strahlen. Das abgelebte, stumpfsinnige Alter schiebt der Genius der Geschichte zur Seite, indem er nur die klare Manneskraft in seine heiligen Dienste nimmt; aber am lautesten, obgleich nicht ohne Uebertreibungen und Verkehrtheiten, spricht er aus dem Munde der Jugend. So spürten unsere Jünglinge trotz ihrer Abgeschlossenheit die neue Aera, welche in der deutschen Literatur begonnen hatte. Die frische Quelle dieser aus den Tiefen der Menschheit entspringenden Dichtkunst ergoß sich auch in ihre Herzen und wurde frohlockend, jubelnd von ihnen empfangen. Schon zu Ende des Jahres 1773 oder zu Anfang des folgenden gab ein Freund unserm Schiller Gerstenberg's Ugolino zu lesen. Dies Trauerspiel machte durch seine rührenden, erhabenen und tief erschütternden Scenen einen fortwirkenden, entscheidenden

Eindruck auf sein ideal gestimmtes Gemüth; noch im reifsten Mannesalter hielt er die Tragödie in Ehren. Göthe's Götz von Berlichingen kam hinzu, und hier begegnete ihm zuerst eine Natur und Wahrheit, gegen welche alles, was ihm bisher sein eigenes Leben vorgeführt hatte, nur wesenlose Phantome waren; und er gewöhnte sich allmählig, die Natur aus Büchern abzufühlen und sich anzueignen, da er von der wirklichen Welt durch Mauern und Gitter getrennt war. Eine Fertigkeit, die er auch später fortsetzte und zur höchsten Vollkommenheit brachte. Göthe wurde bald der Abgott des geheimen poetischen Bundes; und Schiller bekam allmählig eine andere Richtung, er wurde dem Lyrischen, dem Epischen und Klopstock's religiöser Dichtung mehr und mehr entzogen; sein Geist ward unwillkürlich in die tragische Laufbahn hinübergehoben. Kein Wunder! Die Fabel sprach ja seine eigene Geschichte aus. Die Tragödie stellt den Menschen im Kampfe mit seiner äußern Lage, dem Schicksal dar, und Schiller fand sich, je länger je mehr, in einem solchen Widerstreit mit seinen äußern Verhältnissen begriffen. Und wiederum erweckte die Tragödie mehr und mehr in ihm das erhabene Gefühl der innern Freiheit und Selbstständigkeit. Das Grundprinzip des Dramas, Geistesunabhängigkeit, ward auch das sich allmählig hervorhebende Grundprinzip seines Lebens, vor welchem neuen Element sein sanftes, religiöses Gefühl zurücktrat. Er lebte sich in den Dramatiker hinein.

Um Verwandtes nicht zu trennen, wollen wir sogleich beifügen, daß er nach vielfachem Lesen und Einprägen des Ugolino und Götz später auch mit Shakspeare bekannt wurde. Schiller hörte seinen Lehrer Abel in einer Unterrichtsstunde eine Stelle aus dem Briten vorlesen: er richtete sich auf und horchte wie bezaubert. Mit der ausdruckvollsten Sehnsucht trat er nach geendigter Stunde zu seinem Lehrer hin und bat um den großen Dramatiker. Sein Freund Hoven verschaffte ihm nachher die Wieland'sche Uebersetzung. Er trat in jugendlichem Scherze seine Lieblingsgerichte ab, um in den Besitz dieser köstlichen Bände zu kommen. Shakspeare war nun eine geraume Zeit sein eifrigstes Studium und nahm ihn so ein — wie uns Alle, als wir ihn zuerst kennen lernten. Doch

bekennt Schiller selbst[1], daß sein starkes sittliches Gefühl und seine Vorliebe für die sentimentale Poesie eines Klopstock, Uz, Haller und anderer ihn lange verhindert hätten, Shakspeare recht zu würdigen und sein Individuum lieb zu gewinnen. Dessen Kälte, Unempfindlichkeit nach den herzzerreißendsten Auftritten habe ihn empört; denn er sei durch neuere Poeten verleitet worden, in dem Werke den Dichter aufzusuchen, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu reflektiren und seinem Herzen zu begegnen; und es sei ihm unerträglich gewesen, daß sich hier der Poet gar nirgends habe fassen lassen, ihm nirgends habe Rede stehen wollen. — Ein unendlicher Zwiespalt zwischen dem englischen und deutschen Dichter blieb immer, wie sehr sich dieser jenem auch anzunähern suchte: Schiller nahm seine Dichtung aus seinem Herzen, Shakspeare die seinige aus der Welt. Unter den neuern deutschen dramatischen Dichtern war ihm besonders Lessing werth, und Leisewitz's Julius von Tarent wurde sein Lieblingsstück.

So richtete er den Kern seiner Geisteskraft, sein ganzes Nachsinnen auf die Poesie. Er beschäftigte sich unverrückt und ungetheilt immer mit Einem poetischen Werke, welches er in ungestüm sich regendem produktivem Interesse, vielleicht zwölf-, vielleicht zwanzigmal las. Zum Glücke kamen ihm meistens nur bedeutende poetische Produkte und zwar von verschiedener Gattung in die Hände, Meisterwerke, welche alle seine dichterischen Anlagen entzünden konnten und sein ästhetisches Urtheil schärfen mußten. Der ernste, unermüdliche Fleiß wurde gewiß auch durch die äußere Einschränkung und die unerquickliche Jurisprudenz befördert. Die poetische Lust steigerte sich zur Leidenschaft, der Trieb zur Kraft. Der mit Kraft verbundenen Leidenschaft ist Alles leicht, Unglaubliches möglich.

Ich meine, ohne die Poesie, die Schiller im Hintergrunde hatte, ohne diese Welt, in die er sich flüchten konnte, hätte die militärische Disciplin sein reizbares, empfindliches Gemüth verstimmt, ihn mißmuthig, ärgerlich, trotzig, menschenfeindlich gemacht. Jetzt aber schlug alles Unangenehme, welches er zu erfahren hatte, ins Ideale um, und seine

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1236. 2. m.

harte Jugend wurde die Grundlage seines herrlichen Charakters. Er kämpfte für seine Lieblingsneigungen, seine Gefühle, Ideen, Poesie, und dieser Kampf brachte ihn zum Bewußtsein, was er, was der Mensch vermöge, wenn er wolle. Dieses stets unterhaltene Gefühl öffnete ihm den Blick in eine Unendlichkeit. Er fand sich bald in einen sittlichen Entwicklungsproceß wie hineingezwungen, welcher die Eine Grundsäule seines Lebens wurde, während sein Herz die andere blieb. In einem Prinzipe der Freiheit und einem Prinzipe der Humanität koncentriren sich alle sittlichen Anlagen Schiller's.

Es ist interessant, ans einzelnen Zeichen und Aeußerungen zu sehen, wie sich seinem tiefen, innigen Gemüthe diese stoische Denkart zur Seite stellte. Am 20. Februar 1775 schrieb er an seinen Freund Moser: „Du wähnst, ich soll mich gefangen geben dem albernen, obgleich im Sinne der Inspektoren ehrwürdigen Schlendrian? So lange ich meinen Geist frei erheben kann, wird er sich in keine Fesseln schmiegen. Dem freien Manne ist der Anblick der Sklaverei verhaßt, und er sollte geduldig die Fesseln tragen, die man ihm schmiedet? O Karl! wir haben eine ganz andere Welt in unserm Herzen, als die wirkliche Welt ist! — Empörend kommt es mir oft vor, wenn ich einer Strafe entgegengehen soll, wo mein inneres Bewußtsein für die Rechtlichkeit meiner Handlungen spricht. Die Lektüre des Voltaire hat mir gestern noch sehr vielen Verdruß gemacht." — Scharffenstein erzählt, wie ihm eine Opposition gegen seinen Vorgesetzten, Schiller's Freundschaft gewann. „Kraftäußerung," berichtet dieser Jugendfreund, „begeisterte ihn vorzüglich, und ich erinnere mich, daß er ein gewisses, damals Aufsehen erregendes Benehmen von mir gegen unsern Intendanten, das wirklich etwas Festes hatte und ich jetzo noch nicht als Petulanz ansehe, in einer Ode besang, die er für sein Meisterstück hielt. Von dieser Epoche an datirt sich unser intimer Anschluß und der völlige Austausch unseres Innern." Daher war unserm freisinnigen Jünglinge jede Wegwerfung auch an Andern verhaßt. Im Jahre 1774 gerieth der Herzog Karl auf den sonderbaren Gedanken, daß jeder der

ältern Zöglinge nicht nur von sich, sondern auch von allen Genossen seiner Abtheilung eine Schilderung zu Papier bringen solle. Darin sollten sowohl ihre Fehler als ihre Fähigkeiten und Lieblingsneigungen, besonders aber die Gesinnung eines Jeden gegen Vorsteher und Lehrer, nach bestem Wissen und Gewissen angegeben sein. Eine Maßregel, deren pädagogische Zweckmäßigkeit wenigstens sehr problematisch ist; aber es war ja vermuthlich nur auf's Kontrolliren abgesehen. Da zeichneten sich Schiller's Schilderungen nicht nur durch eine gute Beobachtungsgabe, sondern auch durch eine hochsinnige Denkart aus. Von manchem seiner Mitgenossen sagte er unverholen: Seine Ehrerbietung gegen seine Vorgesetzten gränzt an Niederträchtigkeit. Und welches Zeugniß legt er von sich selbst ab? Nachdem er auf seine heiße Liebe zur Poesie hingedeutet, fährt er in der Selbstschilderung mit folgenden Worten fort: „Er (Schiller) gesteht ein, daß er in manchen Stücken noch fehle, daß er eigensinnig, hitzig, ungeduldig sei, daß er aber auch dagegen wiederum ein aufrichtiges, treues, gutes Herz habe." Durch dieses Urtheil über sich selbst deutet er offenbar, aus dunkelm Instinkt, das doppelte Lebenselement an, auf welches wir oben aufmerksam gemacht haben, indem er von den mißfälligen Aeußerungen seiner Freiheitsliebe gleichsam wegweis't auf sein edles Gemüth. Endlich gesteht er dem Herzoge freimüthig: „daß er sich weit glücklicher schätzen würde, wenn er dem Vaterlande als Gottesgelehrter dienen könnte." — Häufig kehrte noch die wehmüthige Klage bei ihm zurück, daß er der Laufbahn eines Predigers entrissen worden sei. Dieser tiefeingreifende Schmerz und Verlust trug hauptsächlich dazu bei, jene sehnsuchtsvolle, weiche, gleichsam thränenbethaute Gemüthsstimmung in ihm schon sehr frühe auszubilden, welche uns aus seinen Dichtungen so rührend an's Herz spricht. Lange vorher, ehe er denkend den Unterschied zwischen dem Realen und Idealen festsetzte, hatte er den Abstand beider schon im Leben erfahren. Noch in spätern Jahren äußerte er sich, vor einer versammelten Gemeinde über die wichtigsten Angelegenheiten des Lebens und der

Menschheit zu reden, stelle er sich als etwas Großes, Erhabenes vor.

Ungeachtet seines lebhaften, unabhängigen Geistes, wird uns doch von keiner Aufsehen machenden Widersetzlichkeit gegen seine Vorgesetzten erzählt. Eine solche ließ sein bescheidener, ehrfurchtsvoller Sinn nicht aufkommen; auch war seine ganze Thätigkeit mehr nach Innen, als nach Außen gerichtet. Ohne vielfältige unangenehme Berührungen konnte es freilich nicht abgehen, aber Schiller glich solche unvermeidliche Konflikte gewöhnlich durch irgend einen witzigen, oft sarkastischen Einfall oder seine Gutmüthigkeit wieder aus. Es ist interessant zu hören, was in jenen oben erwähnten Schilderungen Schiller's Mitzöglinge über ihn urtheilten. Der Herzog ließ sich aus jenen Aufsätzen einen Auszug vorlegen, welcher die Urtheile der vorzüglichsten Stubengenossen beinahe wörtlich enthält. Diese verschiedenen Charakteristiken des fünfzehnjährigen Jünglings, welche uns von seinem Jugendfreunde Petersen im Morgenblatte mitgetheilt worden sind, mögen auch hier ihre Stelle finden:

„Schiller ist fast in allen Stücken dem Eleven von Hoven „gleich, und geht auch besonders beider Neigung auf die Poesie, „und zwar bei dem Schiller auf die tragische, bei dem von „Hoven auf die lyrische. Ist sehr lebhaft und lustig, hat gar „viele Einbildungskraft und Verstand; ist bescheiden, schüchtern, „freundlich, und mehr in sich selbst vergnügt, als äußerlich; „lies't beständig Gedichte.„

„Seiner Kränklichkeit ist es zuzuschreiben, daß er sich in „den Wissenschaften nicht so sehr, wie Andere, hat hervorthun „können. Gegen seine Vorgesetzte ist er ehrfurchtsvoll. Legt „sich auf Rechtswissenschaft.“

„Sehr dienstfertig, freundlich und dankbar, sehr aufge„weckt und sehr fleißig. (?)“

„Ist gewiß ein wahrer Christ, aber nicht gar reinlich.[1] „Neigung zur Poesie.“

„Ist zwar nicht ganz mit sich selbst, doch aber vollkommen mit seinem Schicksal zufrieden. (?)“

[1] Weßwegen er sich auch von dem Oberaufseher der Pflanzschule und Sergeanten Nies einen „Schweinpelz“ schelten lassen mußte.

„Hat einen Hang zur Theologie.“

„Wendet seine Gaben nicht gut an.“

Wir fügen diesen bezeichnenden Zügen noch einige fernere, theils zur Erläuterung, theils zur Ergänzung bei.

Er gehörte ohne Zweifel zu den ernsten, in sich gekehrten Naturen, welche in heiterer Gesellschaft gerade am lustigsten und wildesten sind. Der Narr in jedes Menschen Brust will sein Recht haben, wenn der Mensch nicht versauern soll.

Er hatte nur wenige vertraute Freunde. Die Innigkeit beschränkt sich gern. Unser Verstand mag sich vielgeschäftig über tausend Dinge verbreiten; unser Herz ist immer nur für wenige geschaffen. Ein Universalgenie ist der, welcher die ganze Welt umfaßt; ein Universalgenie ist aber auch der, welcher aus jedem Gegenstande eine ganze Welt machen kann. Von seinem Herzen legte er aber auch dadurch ein schönes Zeugniß ab, daß er bei der Wahl seiner Freunde eben so sehr, ja beinahe mehr auf die Güte ihres Gemüthes und die Haltung des Charakters, als auf ausgezeichnete Geistestalente sah. Er soll schon damals im Stande gewesen sein, Menschen, welche er für gemein, niederträchtig, bösartig hielt, eine zurückschreckende Kälte entgegenzusetzen.

Wie gegen die Disciplin der Anstalt, so fühlte er sich vom Jahr 1774 an, wo er den Anfang im Studium der Rechtsgelehrsamkeit machte, auch gegen den Unterricht in eine schreckliche Disharmonie gesetzt. Es war gerade zu der Zeit, als er die Poesie leidenschaftlich ergriffen hatte. Er hörte die Geschichte der in Deutschland geltenden Rechte nach Selchow, das Naturrecht und später ein Kollegium über das römische Recht. Hier blieb er offenbar hinter seinen Mitschülern zurück. Nichts von den trockenen, unerquicklichen Dingen, die er hier mit anhören mußte, wollte seinen in poetischen Bildern, Gefühlen, Träumen, Planen schwelgenden Geist fesseln, nichts wollte haften. Seine juristischen Lehrer hielten ihn sogar für einen talentlosen Menschen oder zweifelten wenigstens an seinen Fähigkeiten. Einer derselben fragte nach einer Prüfung, in welcher er schlecht bestanden hatte, einen Kameraden Schiller's: ob dessen Unwissenheit von Trägheit oder von Mangel an Kopf herrühre? Der Fall ist nicht selten,

daß Lehrer, welche ganz in ihrem Fache leben, einen Schüler, welcher nichts in ihrer Wissenschaft, in ihrer Kunst und nach ihrer Methode leistet, für beschränkt überhaupt halten, nicht ahnend, daß eine spezielle Unfähigkeit oft gerade die Wirkung einer erweckten originellen Kraft ist, welche alles Heterogene von sich abstößt, und daß auch bisweilen eine Wissenschaft oder Kunst dem Lehrling durch den Lehrer zuwider und verhaßt wird.

Doch unser junger Freund sollte schon ein Jahr nach seinem Eintritt in die Pflanzschule von der Jurisprudenz erlös't werden. Die sogenannte militärische Pflanzschule wurde 1775 nach Stuttgart, in ein großes, aus vier Flügeln zusammengesetztes Kasernengebäude verlegt und nachher zur hohen Karlsschule oder Karlsakademie erhoben. Das Institut, welches jetzt erst seine vollkommnere Ausbildung und feste Form erhielt, ward unter Anderm auch dadurch erweitert, daß die Medizin unter die Lehrfächer aufgenommen wurde. Schiller ging in seinem siebzehnten Lebensjahre zur Medizin über. Nach Frau von Wolzogen ist dieser Uebertritt freiwillig geschehen, auf die Aufforderung des Herzogs, daß diese Wissenschaft zu studiren den Schülern frei stände, welche Lust hätten und sich melden würden. Es war eigentlich nicht Neigung und Vorliebe, was ihn antrieb, die Medizin zu wählen, versichert auch Scharffenstein; es war vielmehr ein Raptus, oder weil er sie für liberaler und freier hielt, oder hauptsächlich weil die darin angestellten Lehrer ihm besser zusagten. Es war aber das Urtheil seiner reifern Jahre, daß es auch für den Dichter gut sei, irgend ein wissenschaftliches Fach absolvirt zu haben, sei es, was es wolle. Auf ähnliche Weise äußert sich sein Jugendfreund Petersen im Morgenblatte [1]: Schiller habe sich zwar freiwillig, doch nicht aus wahrer Neigung zu dieser verwickelten und trüglichen Kunstwissenschaft gemeldet, er sei vielmehr durch die Meinung bestimmt worden: Seelenlehre, Menschennaturkunde und verwandte Kenntnisse, auf die er sich jetzt legen müsse, könnten ihm bei seiner dramatischen Kunst theils als Dienerinnen, theils als

[1] Vom Jahre 1807, Nr. 186.

Helferinnen vom allerwichtigsten Nutzen sein. Nach Streicher dagegen[1] hätte Schiller wider Willen, auf den Befehl des *Herzogs*, zur Medizin übertreten müssen. Der *Herzog habe den* Hauptmann Schiller wieder zu sich kommen lassen, *und* ihm eröffnet, daß er seinen Sohn, nur wenn er sich der Medizin widme, mit der Zeit vortheilhaft werde anstellen können, weil gar zu viel junge Leute in der Akademie Jura studirten. Der Liebe zu seinen Eltern habe der fromme Sohn auch dieses Opfer gebracht und ein Fach ergriffen, gegen welches er anfangs eine gleich große Abneigung, wie gegen das Rechtsstudium, gehegt habe. Ging dieser Tausch des Berufs wirklich vom Herzog aus, so kann dieser, welcher die Zöglinge meistens persönlich kannte und unsern Schiller namentlich scharf in das Auge gefaßt zu haben scheint, vielleicht durch die oben erwähnten Schilderungen, durch Examina und Berichte der Lehrer zu der Ueberzeugung gekommen sein, daß er sich nicht zur Jurisprudenz eigne, und daß die Arzneikunst seiner Natur angemessener sein werde. Dadurch wäre der Wille des Herzogs objektiv motivirt. Wir möchten doch nicht abermals ohne Noth einen despotischen Eingriff in die heiligsten, unantastbaren Rechte des Menschen von ihm *annehmen*.

[1] Schiller's Flucht von Stuttgart, S. 16.

Erste Periode

oder

Periode der jugendlichen Naturpoesie.

Von den frühesten Gedichten — 1776 — an bis zur Erscheinung des Don Karlos — 1786.

Viertes Kapitel.

Erste poetische Versuche. Eigenthümlichkeit des Dichtens. Hervorstechende Denkkraft. Geistesrevolution. Ein Blick in's Allgemeine.

Von der Zeit an, von welcher wir von einem Dichter selbst verfaßte Denkmale besitzen, sind wir im Stande, ihn viel besser kennen zu lernen, als jeden andern Menschen, dessen Andenken uns die Geschichte überliefert hat. Von einem Könige, einem Feldherrn, welcher nichts Schriftliches hinterließ, werden uns nur Thaten und Schicksale erzählt. Wir erfahren blos das Aeußere, und müssen das Innere hinzudenken. Wie unsicher sind meistens solche Schlüsse! Wie beschränkt ist das geistige Gebiet, auf welches wir aus Handlungen eines Menschen überhaupt zurückzuschließen im Stande sind, und wie unzuverlässig ist endlich die Nachricht von Worten und Reden, welche eine historische Person

gelegentlich gesprochen haben soll! Wenn es hoch kommt, wissen wir von derselben ihr Aeußeres; über ihr Inneres haben wir nur Meinungen, bisweilen eigene, meistens fremde, überlieferte. Ganz anders dagegen ist es bei einem Schriftsteller, welcher, wie Schiller, während seines ganzen Lebens sich durch Geisteswerke der verschiedensten Art ausgeprägt hat. Durch diese können wir uns mit größerer Sicherheit, als sonst, das geistige Leben ihres Verfassers enthüllen, und uns dasselbe, wenn wir noch durch andere Hilfsmittel unterstützt werden, mit einer gewissen Vollständigkeit zur Anschauung bringen.

Die poetische Verbrüderung, von welcher wir oben geredet haben, wollte nicht nur genießen, sondern auch selbst produziren. Jeder wählte sich einen Stoff von einer andern Gattung; sie sprachen schon vom drucken lassen, ehe noch etwas geschrieben war. Petersen verfertigte ein weinerliches Schauspiel, Hoven einen Roman in der Manier Werther's, Scharffenstein ein Ritterstück, Schiller eine Tragödie. Sie soll der Student von Nassau geheißen haben. Er sei nämlich oft verlegen gewesen über einen tragischen Gegenstand, so verlegen, daß, wie er nachher sich ausdrückte, er seinen letzten Rock und Hemd um einen ihm willkommenen Stoff mit Freuden würde hergegeben haben. In einer solchen Stimmung habe er in einer Zeitung von der Selbstentleibung eines Studenten von Nassau gelesen, den sein theilnehmendes Herz und seine feurige Phantasie sogleich zur Grundlage einer Tragödie gemacht hätten. Die Freunde rezensirten gegenseitig schriftlich ihre Arbeiten auf das vortheilhafteste, obgleich ein späteres reiferes Urtheil sie lehrte, daß sie nur höchst unvollkommenen, nachgepfuschten Kram produzirt hatten. Schiller vernichtete diesen Jugendversuch auch bald nachher, wünschte in spätern Jahren ihn aber doch, als Dokument der ersten glühenden Wärme des Gefühls, erhalten zu haben [1]. Sein produktiver Trieb versuchte sich bald an einem zweiten Stück, welches in Inhalt und Behandlung Aehnlichkeit mit Julius von Tarent gehabt haben soll,

[1] Diese Nachricht (von Conz) steht im Morgenblatt 1807, Nr. 201.

doch ohne diesem Vorbilde an Werthe im geringsten gleich zu kommen. Es führte den Namen Kosmus von Medicis. Dieß Schauspiel wurde ebenfalls vernichtet; nur einzelne Gedanken und Situationen wurden später in die Räuber aufgenommen.

Machte der Eingekerkerte seinem Freiheitsdrang in solchen dramatischen Versuchen Luft, so prägte er, von Zeit zu Zeit zu Klopstock zurückkehrend, sein Herz in lyrischen Gedichten aus. Jedes dieser seiner Lebenselemente wollte sich äußern, und weil seine Poesie aus diesen sittlichen Kräften hervorging, nahm sie selbst einen sittlichen, rhetorischen Charakter an. Das erste Gedicht, der Abend, welches sich noch erhalten hat und im sechzehnten Lebensjahre Schiller's, also wohl noch auf der Solitude, verfaßt ist, erschien im Schwäbischen Magazin [1]. Der Herausgeber dieser Zeitschrift, Balthasar Haug, führt es mit den Worten ein: Der Verfasser scheine schon gute Muster gelesen zu haben, und mit der Zeit os magna sonaturum zu bekommen. Es ist ganz religiös, nach Klopstock'scher Art, eigentlich eine Hymne an Gott am Abend. Von weichem, sentimentalem Gefühl findet sich in diesem, wie auch in seinen spätern Jugendgedichten keine Spur. Der energische Sinn, welcher in dem Jüngling trieb, riß auch seine sanftern Religions- und Naturempfindungen mit sich ins Starke und Mächtige fort. Die zweite Strophe heißt:

„Jetzt schwillt des Dichters Geist zu göttlichen Gesängen,
Laß strömen sie, o Herr! aus höherem Gefühl,
Laß die Begeisterung die kühnen Flügel schwingen,
Zu Dir! zu Dir! des hohen Fluges Ziel;
Mich über Sphären, himmelan, gehoben,
Getragen sein vom herrlichen Gefühl,
Den Abend und des Abends Schöpfer loben,
Durchströmt von paradiesischem Gefühl.
Für Könige, für Große ist's geringe,
Die Niederen besucht es nur —
O Gott! Du gabest mir Natur,
Theil Welten unter sie — nur, Vater, mir Gesänge!“

Noch weniger ästhetische Kultur zeigt sich in dem zweiten noch erhaltenen Gedichte vom Jahr 1777: der Eroberer.

[1] Es ist jetzt, wie die andern, später unterdrückten Jugendgedichte Schiller's in „Dörings Nachlese zu Schiller's sämmtlichen Werken, Zeitz 1835“, abgedruckt.

Durch des edeln Klopstock Abscheu vor Eroberungskriegen, welcher bekanntlich eine temporelle Beziehung hatte, ließ sich auch unser Jüngling zu einem Verwünschungsliede inflammiren, zu dem damals eben kein Anlaß mehr vorhanden war. Das Ganze ist, wie sein Jugendfreund Petersen urtheilt, der Erguß einer wahren orientalischen Geistesergrimmung, mit Erinnerungen aus der Messiade und den Propheten des alten Testaments angefüllt, voll wilden Feuers und roher, brausender Kraft, aber auch voll Schwulst, Unverständlichkeit und Unsinn. Man kann den Geist des Ganzen schon aus dem Anfange erkennen:

„Dir, Eroberer! Dir schwellet mein Busen auf,
Dir zu fluchen den Fluch glühenden Rachedursts
Vor den Augen der Schöpfung,
Vor des Ewigen Angesicht!
Wenn den horchenden Gang über mir Luna geht,
Wenn die Sterne der Nacht lauschend heruntersehn,
Träume flattern — umflattern
Deine Bilder, o Sieger! mich,
Und Entsetzen um sie — fahr ich da wüthend auf,
Stampfe gegen die Erd', schalle mit Sturmgeheul
Deinen Namen, Verworf'ner,
In die Ohren der Mitternacht."

Man sieht es schon an dieser Probe, daß des Dichters Zorn gegen den Eroberer mehr erkünstelt und erträumt, als wahr ist. Er spricht eigentlich eine allgemeine Entrüstung an einer entlehnten, fremden Idee aus. Was geht ihn in seinem Gefängniß — der Eroberer an?

Das war ein, freilich äußerer Grund, warum Schiller's Dichtung lange Zeit so roh blieb: seine klösterliche Abgeschiedenheit reichte ihm keine poetische Stoffe dar, sondern trieb seine Phantasie in's Unbegränzte hinaus. Hätte er sich an wirkliche Vorfälle, an Selbsterlebtes halten können, so würde schon durch den mächtigen Einfluß des Lebens seine Phantasie geregelt und geläutert, und ihre Erzeugnisse würden anschaulicher und bestimmter geworden sein. Da die Erfahrung und Anschauung seine Einbildungskraft nicht mit Bildern erfüllte, mußte er sich nun den poetischen Stoff

aus Büchern gleichsam künstlich und oft mühsam zubereiten, welchen das Leben andern Dichtern freigebig zuspielt. Hieraus entstand die dauernde Eigenthümlichkeit, daß sein Dichten schon frühe nicht ein leichtes Spiel, sondern eine angestrengte Arbeit war. „Man wähne ja nicht," sagt sein Jugendfreund, „daß Schiller's frühere Dichtungen leichte Ergießungen einer immer reichen, immer strömenden Einbildungskraft, oder gleichsam Einlispelungen einer freundlichen Muse gewesen wären. Mit nichten! Erst nach langem Einsammeln und Aufschichten erhaltener Eindrücke, erworbener Vorstellungen, angestellten Beobachtungen; erst nach vielen angestellten Bilderjagden, nach hundertfachen Schwängerungen seiner Phantasie und den mannigfaltigsten Befruchtungen seines Geistes überhaupt, erst nach vielen mißlungenen und vernichteten Versuchen hob er sich etwa im Jahr 1777 so weit, daß scharfsichtige Prüfer mehr aus einzelnen kleinen Aeußerungen, als aus größern Arbeiten den bedeutenden künftigen Dichter in ihm ahneten, so wie auch er selbst nicht früher, als um diese Zeit, sich der Inwohnung und schaffenden Wirkung des Dichtergeistes gewiß wurde."

Es erklärt sich hieraus der ernste, strenge Charakter seiner Dichtkunst. Die poetische Laufbahn war ihm kein angenehmer Spaziergang auf ebenem Wege, sondern ein mühevoller Gang nach einem fernen, ruhmvollen Ziel. Aber dieses Umherschweifen im gränzenlosen Reiche der Einbildungskraft war seinem eigenen Hange angemessen, und je mehr er in diesem erträumten Gebiete Spielraum gewann, desto weniger vermochte ihn die enge Gegenwart zu befriedigen. Er fühlte sein Innerstes aus dem Lande, der Wirklichkeit wie verbannt, und mußte sich phantasirend und sinnend ein Terrain erobern, welches er in seiner Dichtung dem wirklichen Leben anfangs polemisch entgegenstellte, später aber zu einer selbstständigen und reinen idealen Welt erweitern und läutern konnte. Unsere psychologische Biographie wird diesem innern Entwickelungsprozeß schrittweise nachfolgen.

Schiller mißbilligte einige Jahre später selbst seine lyrischen Erstlinge, indem er ausrief: „O, damals war ich noch ein Sclave von Klopstock!" Allerdings stand einer

geschmackvollern Gestaltung seiner Poesien diese gefährliche Verehrung Klopstock's und ähnlicher sittlichen, sentimentalen Dichter noch mehr im Weg, als seine Abgeschiedenheit von der Welt. Er bedurfte Dichter ganz entgegengesetzter Art, welche seine ausschweifende Phantasie zum Begränzten, Anschaulichen, zum Ebenmaß hingeleitet hätten. Welch ein unendlicher Gewinn wäre es für die schnelle Zeitigung seines Talents gewesen, wenn er sich schon damals so in den Homer hätte hineinleben können, wie er es in spätern Jahren gethan hat! So wuchs er aber ganz ohne Kenntniß der Griechen auf, und indem er denkend und dichtend alle Höhen durchmaß, war sein Streben doch immer vornehmlich auf den Stoff gerichtet. Ein mannigfaltiger, tiefer, origineller Gehalt mußte ihm auf diese Weise zufallen; aber die klare, reine, einfache Form, welche wir schon an Göthe's frühesten poetischen Werken bewundern, konnte er seinen Gedichten erst in der dritten Periode seines Lebens, nach einem wunderbaren Bildungsgange, ertheilen. „Er war damals noch nichts anderes, als ein ungestümer Vulkan, der rohe, unförmliche Schlacken auswarf."

Ich habe es vorläufig anschaulich zu machen gesucht, wie Schiller's Dichtung aus seinen sittlich-religiösen Interessen emporsproß. Höchst merkwürdig ist aber seine hervorstechende Denkkraft, welche sich sogar früher ausbildete, als selbst sein poetisches Talent.

Auch hier sehen wir uns auf eine erste, nicht weiter zu erklärende Anlage zurückgeführt. Vielleicht wirkten die wissenschaftlichen Liebhabereien des Vaters erregend auf den Sinn seines Sohnes, welcher schon in seinem vierten und fünften Lebensjahre eine rastlose Wißbegierde an den Tag gelegt haben soll. Bemerkenswerth scheint auch die Nachricht zu sein, daß er seinen oben erwähnten Kinderpredigten vom Stuhle herab nicht nur einen richtigen Sinn, sondern auch schon eine Art von Disposition zu geben wußte [1]. In dem militärischen Institut erhielt diese Selbstthätigkeit des Denkens nicht sowohl durch den Unterricht als durch den eigenthümlichen

[1] Frau von Wolzogen, a. a. O., S. 9.

Gang seines Geistes neue Nahrung. Er mußte sich, wie wir wissen, seine poetischen Stoffe mühsam und mit Anstrengung selbst erfinden und zubereiten; er mußte sich seine Gedichte gleichsam erkämpfen und erobern. Uebte er hiedurch nicht fortwährend seine Denkkraft? Sein Dichten war zugleich ein Denken im eminenten Sinne des Wortes. Ferner haben wir schon oben bemerkt, daß sein Widerstreben gegen den harten Erziehungszwang seinen Willen energisch machte. Diese seine gesteigerte Willensthätigkeit, welcher aller äußere Spielraum entzogen war, gewöhnte sich nun, seine eigenen Vorstellungen zu verarbeiten: und was ist das Denken anders, als die gesetzmäßige Verarbeitung unserer Vorstellungen durch unsern Willen? — Macht die Willenskraft eines Menschen möglichst energisch, und sperrt den Menschen ein, so wird er sicher ein Denker werden, wenn ein geistiges Interesse in ihm vorwaltet. Ein solches Interesse war in Schiller schon damals vorhanden; es war das Sittliche und Religiöse, und durch diese Gegenstände wurde seinem Denken auch schon frühe seine lebenslängliche Richtung angewiesen. Sein Denken wurde philosophisch.

Die Philosophie ist das Kind des Zweifels. Gläubig hatte unser junger Freund die sittlich-religiösen Lehren des Vaters, der Mutter, des Religionslehrers aufgenommen und in seinem frommen Herzen bewahrt, wie sie der lutherische Lehrbegriff und der Katechismus aufstellten. Aber in seinen Dichtern fand er andere, freiere Ansichten; seine gesunde Vernunft widersprach manchen positiven Lehrmeinungen; und das mächtige Gefühl seiner selbst, das erhabene Bewußtsein des Adels der menschlichen Natur wollte sich mit Manchem nicht länger mehr vertragen, was er bisher als ehrwürdig angesehen hatte. Er trat in Zwiespalt mit sich selbst, und seine innere Unruhe wurde um so peinigender, eine je innigere Angelegenheit seines Herzens Religion und Tugend waren. Hier gab es für ihn keinen andern Ausweg: er konnte sich nur denkend restituiren.

Ein sehr merkwürdiges Dokument, wie fromm er an den Lehren des positiven Christenthums hing, wie er aber an seinem Glauben irre zu werden anfing, ist ein Morgengebet am

Sonntag, welches von ihm im Jahr 1777 im Schwäbischen *Magazin* erschien [1]. Der Herausgeber dieser Zeitschrift fügt in *einer* Anmerkung die Worte bei: „Verschiedene Schicksale, auch in Sachen der Religion und Wahrheit, haben *den* Verfasser dieses Gebetes so geläutert, daß er nicht nur *seinen* Zustand fühlte, sondern auch die Nothwendigkeit zu *einem* Entschlusse für die Wahrheit. In einer solchen Stunde hat er dieß Gebet geschrieben, eine Frucht seiner bessern Empfindungen und Ueberzeugungen." — „Oft," heißt es unter Anderem, „hüllte banger Zweifel meine Seele in Nacht ein; oft ängstigte sich mein Herz, Gott! du weißt es, und rang nach himmlischer Erleuchtung von dir. — Du hast mich zu trüben Tagen aufbehalten, mein Schöpfer! zu Tagen, wo der Aberglaube zu meiner Rechten ras't und der Unglaube zu meiner Linken spottet. Da stehe ich, und schwanke oft im Sturme, und ach! das schwankende Rohr würde knicken, wenn du es nicht emporhieltest, mächtiger Erhalter deiner Geschöpfe, Vater derer, die dich suchen. Ach, mein Gott! so erhalte mein Herz in Ruhe, in derjenigen heiligen Stille, in der uns die Wahrheit am liebsten besucht. Die Sonne spiegelt sich nicht in der stürmischen See, aber aus der ruhigen, spiegelhellen Fluth strahlt ihr Antlitz wieder. So ruhig erhalte auch dieß Herz, daß es fähig sei, dich, o Gott! und den du gesandt hast, Jesum Christum, zu erkennen; denn nur dieß ist Wahrheit, die das Herz stärkt, und die Seele erhebt. Hab' ich Wahrheit, so hab' ich Jesum; hab' ich Jesum, so hab' ich Gott; hab' ich Gott, so hab' ich Alles. Die Glocke schallt, die mich in den Tempel ruft. Ich eile, dort mein Bekenntniß zu befestigen, mich in der Wahrheit stark zu machen, und mich auf Gott und Ewigkeit vorzubereiten. O so leite mich doch, mein Vater! öffne mein Herz den Eindrücken der Wahrheit, daß ich stark genug sei, sie auch den Meinen zu verkündigen; dann sind sie glücklich." Im Folgenden wiederholt der Betende mit inbrünstiger Seele seine Bitte, Gott möge ihn und besonders auch alle Irrende erkennen lassen, daß der Herr sei unser Vater,

[1] S. Döring's Nachlese. S. 3. ff.

und daß Jesus sei der Abglanz seiner Herrlichkeit, durch den er uns jede Wonne, jede Seligkeit mittheile. Er schließt mit folgenden Strophen:

„Beschütz' uns Heiland, Jesu Christ!
Der Du zur Rechten Gottes bist;
Sei unser Schild und starke Wehr!
Staub ist vor Dir der Spötter Heer!

Du hast von Ewigkeit gesehn,
Wie lange noch ihr Trotz bestehn,
Und wider Dich hier schnauben soll;
Vielleicht ist nun ihr Maß bald voll.

Auch sie, o Herr, hast Du versöhnt,
Sie, deren Spott Dich jetzt verhöhnt!
Gib, daß noch vor der Todesnacht
Zur ernsten Reu' ihr Geist erwacht. Amen."

Dieses schöne, rührende Gebet, dessen einfache, herzliche Sprache für die Lauterkeit der Empfindung und die Wahrheit der Gesinnung zeugt, läßt uns unsern Schiller von einer ganz neuen Seite erscheinen. Dasselbe beweis't seine früheste Anhänglichkeit an den positiven Kirchenglauben. Aber die erregten „Zweifel, Ungewißheit, Unglaube, Qual" ließen sich in einem Geiste, wie der seinige, nicht durch Gebete beruhigen und versöhnen. Der einmal erwachte Forschungsgeist konnte sich auf die Dauer mit der unbedingten Annahme ererbter Religionswahrheiten unmöglich zufrieden geben. In dieser Krisis scheinen ihm zuerst die Werke Voltaire's und Rousseau's in die Hände gekommen zu sein; letzterer ergriff mächtig alle Kräfte seines Gemüthes und Geistes. Die Einsprache seiner Vernunft war nicht mehr abzuweisen, wurde immer dringender. Er sah sich in Kurzem aus allen seinen Behausungen verjagt, in denen er bisher friedlich und bequem gewohnt hatte, und war genöthigt, sich neu anzubauen. Hören wir ihn aus einer spätern Zeit selbst:

„Ein Götterbild, das sie mir Wahrheit nannten,
Die meisten flohen, wenige nur kannten,
Hielt meines Lebens raschen Zügel an.

„„Ich zahle dir in einem andern Leben,
Gib deine Jugend mir!
Nichts kann ich dir, als diese Weisung geben.““
Ich nahm die Weisung auf das andere Leben,
Und meiner Jugend Freuden gab ich ihr.“

Zwischen das Jahr 1776, wo jenes Morgengebet etwa mag verfaßt sein, und 1777 oder 1778, von welchem Jahre an allmählig die Räuber entstanden, fällt eine Revolution in den Geistesgang unseres Freundes. In den letztern Jahren erscheint er auf einmal als ein ganz umgewandelter Mensch. Von den religiösen Wahrheiten aus verbreitete sich sein Forschen nach und nach über alle Gegenstände und Angelegenheiten, die dem Menschen überhaupt wichtig und theuer sind. Wie sein Dichten seine sittlich-religiösen Ueberzeugungen aussprach, so gründete sich sein Denken ebenfalls auf diese Wahrheiten und Interessen. Alle seine Geisteskräfte konzentrirten sich auf Einen Punkt, und jede gewann durch alle andern Stärke und Schwung. Denken und Dichten verbanden sich unzertrennlich mit einander, und beide waren auf Ein Ziel gerichtet; sie waren nur zwei, freilich ganz verschiedenartige, Sprachen Einer Sache.

Ueber die eben erwähnte Emanzipation des Geistes hat uns glücklicherweise Schiller selbst in seinen Philosophischen Briefen eine authentische Nachricht gegeben. Diese herrlichen Briefe sind zwar in ihrer jetzigen Form erst acht oder neun Jahre später, im Jahr 1786, verfaßt und bekannt gemacht; aber es ist historisch gewiß, daß wenigstens der Plan, sie zu schreiben, schon wenige Jahre nach der Zeit, in welche wir jene Revolution gelegt haben, in Stuttgart entworfen wurde. Nämlich von der im Jahr 1782 in der Anthologie[1] erschienenen Ode auf die Freundschaft wird in einer Klammer ausdrücklich beigefügt: „diese Ode sei aus den Briefen des Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Romane, genommen.“ Diese Notiz rechtfertigt es, wenn wir die Philosophischen Briefe, als die Entwickelungsgeschichte des Gedankensystemes ihres Verfassers ansehen.

[1] Anthologie auf das Jahr 1782. S. 148.

Sie beleuchten uns die wichtigste Epoche in Schiller's eigener Geistesgeschichte auf eine höchst willkommene Weise. Wir sehen aus ihnen, daß ihm die Philosophie, wie die Poesie, schon von Anfang an eine wahre Herzensangelegenheit war, was beide auch Zeitlebens blieben. Sie waren beide innere, gewissermaßen nothwendige Gewächse seines Geistes. Frei gingen sie aus den Tiefen seiner Natur hervor und bestimmten seine Betrachtung der Dinge und seine Neigung; jede andere, ihnen heterogene Beschäftigung war ihm aufgezwungen, war seiner Natur zuwider. Innerhalb dieser Pole bewegte sich seine geistige Welt. Bald dichtend, bald philosophirend sprach er seine theuersten Ansichten aus, und nur durch Philosophen oder Dichter wurden ihm die Ideen berichtigt, bestätigt oder belebt, welche ihm die Seele bewegten.

In diesen Briefen des Julius an Raphael schildert uns also Schiller seine eigenen Zweifel, Irrthümer, Qualen, die ersten Ausschweifungen seiner grübelnden Vernunft; nur die edlere Form und der tiefere Gehalt derselben gehören einer reifern Bildung und spätern Zeit an. Die Leiden der zum Selbstdenken erwachenden Vernunft sind hier mit einer so ergreifenden Wahrheit dargestellt, daß der, welcher etwas Aehnliches an sich selbst erlebt hat, nicht daran zweifeln kann, der Schriftsteller male hier seine eigenen innern Erfahrungen.

„Selige, paradiesische Zeit", schreibt Julius an seinen Freund Raphael, „da ich noch mit verbundenen Augen durch das Leben taumelte, wie ein Trunkener! — — Ich empfand, und war glücklich; Raphael hat mich denken gelehrt, und ich bin auf dem Wege, meine Erschaffung zu beweinen. — — Du hast mir den Glauben gestohlen, der mir Friede gab. Du hast mich verachten lehren, was ich anbetete. Tausend Dinge waren mir so ehrwürdig, ehe deine traurige Weisheit sie mir entkleidete. Ich sah eine Volksmenge nach der Kirche strömen, ich hörte ihre begeisterte Andacht zu einem brüderlichen Gebet sich vereinigen. — — Göttlich, ja göttlich muß die Lehre sein, rief ich aus, die die besten unter den Menschen bekennen, die so mächtig siegt und so wunderbar tröstet.

Deine kalte Vernunft löschte meine Begeisterung. — — Glaube niemand, als deiner Vernunft, sagtest du. Es gibt nichts Heiliges, als die Wahrheit. Was die Vernunft erkennt, ist Wahrheit. Ich habe gehorcht, habe alle Meinungen aufgeopfert. — — Meine Vernunft ist mir jetzt alles, meine einzige Gewährleistung für Gottheit, Tugend, Unsterblichkeit. Wehe mir von nun an, wenn ich diesem einzigen Bürgen auf einem Widerspruch begegne! wenn meine Achtung vor ihren Schlüssen sinkt! wenn ein zerrissener Faden in meinem Gehirn ihren Gang verrückt!" — Diese Worte sind so charakteristisch, daß man in ihnen sogar Widerlegungen der Aussprüche des oben im Auszuge mitgetheilten Morgengebetes finden könnte! Sie sind ein Dokument der beginnenden Geistesfreiheit, welche Schiller jetzt auch im Intellektuellen errang, nachdem er sie sich schon früher im Praktischen verschafft hatte. Aber jede Befreiung muß sich einen positiven Gehalt zu gewinnen suchen, daß sie zur wahren Freiheit werde. Daher gibt Julius in den folgenden Briefen die Erstlinge seines philosophischen Denkens. Diese spekulativen Träume (deren Hauptresultate wir auch in unsern Tagen, mit der Anmaßung der absoluten Wahrheit, haben wiederkehren sehen) sind die glänzendste, geistreichste Darstellung des Pantheismus. Wie die früheste Philosophie unseres Geschlechtes, so geht dieses System eines Einzelnen von dem Universum aus. „Alle Vollkommenheiten im Universum sind vereinigt in Gott. Gott und Natur sind zwei Größen, die sich völlig gleich sind. Die Natur ist ein unendlich getheilter Gott. Wo ich einen Körper entdecke, da ahne ich einen Geist — wo ich eine Bewegung merke, da rathe ich einen Gedanken. Alle Geister aber werden angezogen von Vollkommenheit, alle streben nach dem Zustande der höchsten freien Aeußerungen ihrer Kräfte. Die Vollkommenheit, die ich wahrnehme, erkenne, wird mein eigen; die Glückseligkeit, die ich mir vorstelle, wird meine Glückseligkeit. Ich begehre jene Vollkommenheit, weil ich diese liebe. Die Begierde nach fremder Glückseligkeit nennen wir Liebe. Liebe ist der allmächtige Magnet in der Geisterwelt, die Leiter zur Gottähnlichkeit. Wenn jeder Mensch alle Menschen liebte, so besäße der Einzelne die Welt." —

Doch ward Schiller bald nachher irre an dieser leichterworbenen Weisheit. „Mein Herz suchte sich eine Philosophie,“ ruft Julius verzagend aus, „und die Phantasie unterschob ihre Träume: die wärmste war mir die wahre.“

Neue Zweifel bemächtigten sich seiner, die ihn endlich zur philosophischen Besonnenheit, zur Betrachtung des Menschen, zurückführten. Aber sein Herz, seine Phantasie und seine Dichtung weilten noch lange nachher in dieser transzendenten Sphäre.

Während Schiller's Denkweise diese Krisis bestand, veränderte sich auch seine Gemüthsform. Jede positive Lehre, wenn sie als solche festgehalten wird, beengt und beschränkt den Menschen. Höher hob sich jetzt die Brust des Jünglings, seine Gefühle nahmen einen freiern Wuchs, alle Gemüthskräfte langten weiter aus und schlugen in raschern, stärkern Pulsen. Seine Seele strebte ungehemmt und schrankenlos zum Universellen und Idealen, welches er nun nicht mehr in einem Symbol verehrte, sondern nur im reinen Gedanken suchte. Eine bleibende Richtung nach dem Höchsten war hiermit eingeschlagen, und die Bahn, auf welcher bisher das positiv Religiöse nur eine kurze Strecke den Unmündigen geführt hatte war jetzt in unendliche Fernen für den rastlos strebenden, mündig gewordenen Geist eröffnet. Alles, was an ihm war, namentlich auch seine Dichtung, theilte diesen Triumph seines Enthusiasmus für Freiheit. Jenes Milde, Innige, Zarte seines Wesens, welches wir früher in den Ausdruck des „rein Menschlichen“ zusammengefaßt haben, ging in das Göttliche in ihm über, wenn sich anders in dem erhabenen Bewußtsein unserer ewigen Selbstständigkeit und des Adels der menschlichen Natur das in uns wohnende Göttliche verkündet. Bei dem Rollen des Donners schweigen alle irdische Stimmen. Erst später trat, wie wir sehen werden, jene edle, schöne Humanität neben den Göttergestalten der Schiller'schen Welt wieder eigens und selbstständig hervor. Immer, bei Einzelnen und im Völkerleben, wird ein neues, wichtiges Interesse so lebhaft verfolgt, daß das Alte nur nach geraumer Zeit Spielraum gewinnt, sich ihm an die Seite zu stellen.

Wir möchten sonach den Hauptbeweggrund zu Schiller's Selbstdenken in seinem Freiheitstrieb suchen, welcher sich aber

erst durch jenes Selbstdenken vollendete und ideell begründete. Die Frucht dieser Kämpfe für Wahrheit waren für ihn eine hohe Kräftigung der Seele und eine Emanzipation von der Herrschaft der Meinung und von jeder Autorität, — ein Gut, welches sogar nur von sehr wenigen Gebildeten und auch nur von wenigen Gelehrten geachtet wird, weil sie es nie oder nur das Bittere desselben gekostet haben. Von dieser errungenen Geistesfreiheit sind alle seine Werke von den Räubern an die sprechendsten Zeugen.

Schiller's philosophisches Talent reifte, wie schon oben erwähnt wurde, viel früher, als sein poetisches. Es wird sich im Verlaufe unserer Darstellung ergeben, daß seine Poesie erst dann ihre Vollendung erreichte, als sein philosophischer Trieb befriedigt war. Nur aus einem beruhigten Gemüth steigt die vollendete Schönheit empor. Der spekulative Hang erschwerte ihm das Dichten unendlich. Der Dichter ist auch mehr, als der Denker, ein Naturprodukt seiner Zeit und Lage, und die Ungunst beider ist jedem Kunstwerk aufgedrückt. Eine heitere, glückliche Jugend und ein weiter Spielraum der Kräfte sind der frühen Entfaltung des Dichtertalentes beinahe unentbehrlich. Schiller's Jugend dagegen war hart und herb, und alles vereinigte sich, ihn von der äußern Welt abzuziehen und in sich selbst zurückzudrängen. So hemmend aber diese beengende Vereinzelung für seine poetischen Anlagen sein mochte, so vortheilhaft war sie nicht nur für seine sittliche, sondern auch für seine intellektuelle Ausbildung. Wie die Poesie das Kind der Welt, so ist die Weisheit die Tochter der Einsamkeit. Es kam endlich noch dazu, daß Schiller in der Karlsschule Dichter in die Hände bekam, welche seinen poetischen Trieb wohl erwecken, aber seine überschweifende Phantasie nicht mäßigen konnten. Dagegen waren die philosophischen Bücher, die er zuerst las, seinem Bildungsbedürfnisse ganz angemessen. Der treffliche Garve ward hier sein Hauptführer, den Garve'schen Anmerkungen zu Ferguson's Moralphilosophie verdankt er das erste Licht, welches ihm in dem Reiche der Vernunftwahrheiten aufging. Er wußte diese Erläuterungen beinahe auswendig. Außerdem soll er auch Schriften von Mendelssohn, Sulzer, Herder und Lessing gelesen

haben, welche Schriftsteller den Feuerkopf allmählig zur Klarheit und Besonnenheit bringen mußten. Und dieß war es allein, was Schiller, welcher die Tiefe schon mitbrachte, bedurfte, und was vor allem andern jedes wahrhafte philosophische Talent bedarf. Wer in seiner Jugend z. B. als Student, einem unverständlichen, mystischen Lehrer der Philosophie in die Hände fällt, der ist, falls er etwas annimmt, für ächte philosophische Bildung für immer verloren.

Es schien nöthig, sogleich im Beginn der selbstthätigen Entwickelung Schiller's auf die einfachen Elemente aufmerksam zu machen, von denen alle Fäden auslaufen. Wir müssen in Schiller außer einem poetischen und philosophischen Talent ein sittliches Prinzip annehmen, welches zweitheilig in ein Interesse für das rein Menschliche und die Freiheit auseinandertrat. Diese Ansicht läßt uns Schiller's Wesen vollständig erfassen, und führt uns sicher durch die Geschichte seines Geistes und durch alle seine Werke. Jede andere Betrachtungsweise ist mindestens mangelhaft und einseitig. So sucht man z. B. das Hauptmerkmal des Schiller'schen Genius in dem Idealen, was aber ein ganz abstrakter und vieldeutiger Ausdruck ist, der sich beliebig zu allem gebrauchen läßt, wozu man Lust hat. Wilhelm von Humboldt findet das Eigenthümliche seines Dichtergenies darin, daß dieses ganz eigentlich auf dem Grund einer außerordentlichen Intellektualität hervorgetreten sei. Aber ohne Schiller den Menschen kann man Schiller den Dichter nicht würdigen; die Macht seiner Dichtung liegt in dem Zauber seines Herzens und in der Größe seines Charakters. Die Seele seiner Darstellungen und Forschungen ist sein Gemüth. Göthe sagt, die Idee der Freiheit gehe durch alle seine Werke, was richtig aber ebenfalls nicht erschöpfend ist. Sein warmes, inniges, zartes Gefühl, die eigens hervortretende sittliche Grazie wurzelt nicht in jener Freiheit, sondern hat ihre eigene Quelle.

Nachdem wir den Kern des Schiller'schen Lebensbaumes kennen gelernt haben, wollen wir sehen, wie er aufwuchs und welche Blüthen und Früchte er trug.

Fünftes Kapitel.

Studium der Medizin. Leben und Treiben in der Militärschule. Abhandlung: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen.“

Bei dem eigenthümlichen Gang, den Schiller eingeschlagen hatte und insgeheim rastlos verfolgte, konnte er in seiner Berufswissenschaft, der Medizin, keine bedeutende Fortschritte machen. In Kurzem fand er dieß neue Studium aber doch bei weitem anziehender, als die Jurisprudenz und als er erwartet hatte. Er hatte es hier mit der nahen, lebendigen Natur zu thun, und das Körperliche schien ihm Aufschlüsse über das Geistige zu versprechen. Die Medizin war nicht ohne Beziehung zu seiner spekulativen Neigung, und ließ eine philosophische Behandlung zu. Die Erlernung einzelner, ihm homogener Zweige der Heilkunde betrieb er auch mit wahrem Feuereifer, aber immer nur stoßweise, nie mit anhaltendem Fleiße. Ueberhaupt lag ein lange und ununterbrochen fortgesetztes Studium einer Wissenschaft nicht in seiner Art, und kostete ihm auch in spätern Jahren saure Mühe. So kam es denn, daß er von den Preisen, welche jedes Jahr nach geschehener Prüfung in Leibesübungen, Sprachen, Künsten und Wissenschaften nicht sparsam ertheilt wurden, so lange er in der Karlsschule war, auch nicht einen einzigen erhielt.

Unter diesen Umständen konnte er mit sich selbst nicht sehr zufrieden sein. Als daher die Zeit heranrückte, wo eine Prüfung in den theoretischen Disciplinen der Arzneiwissenschaft bestanden werden mußte, nahm es sich der achtzehnjährige Jüngling nothgedrungen vor, bis zu jener Prüfung aller Beschäftigung mit Poesie gänzlich zu entsagen. Mit der größten Anstrengung studirte er nun die medizinischen Werke Haller's, welchen er gleich hoch als Denker, wie als Dichter schätzte, und mit dem er offenbar die größte Wahlverwandtschaft hatte. Haller war ihm in seinem Berufsstudium sein Ideal, und diente ihm zum ermunternden Beweis, daß man Arzt und Naturforscher und dabei doch noch Dichter sein könne. Durch Selbststudium holte er nach, was er im akroamatischen Unterricht versäumt hatte. Ein genialer Mensch hat durch Vorlesungen, welche den Schüler zum passiven Zuhören verdammen, noch nie etwas gelernt! — Nach Verlauf von drei qualvollen Monaten war er so weit, daß er das Examen ehrenvoll oder doch glücklich bestehen konnte. Die schriftliche Probearbeit, welche er bei dieser Gelegenheit (im Jahr 1778) seinen Lehrern überreichte, und deren Gegenstand von ihm selbst frei gewählt war, handelte über die Philosophie der Physiologie. Es ist sehr zu bedauern, daß dieser erste wissenschaftliche Versuch verloren gegangen ist; der Gegenstand ist ganz aus der Neigung Schiller's hervorgeholt. Der Aufsatz war zuerst deutsch geschrieben, wurde aber dann ins Lateinische umgeformt.

Mit andern positiven Wissenschaften machte er sich wenig bekannt. Von Geschichtsbüchern z. B. las er, außer Schlözer's Vorstellung der Universalgeschichte, kaum ein anderes, als Plutarch's Lebensbeschreibungen, doch nicht in der Ursprache. Denn seine Kenntniß des Griechischen war sehr unzureichend. Im Französischen vervollkommnete er sich so weit, daß er Schriftsteller dieser Nation ohne große Schwierigkeit lesen konnte; zur Geläufigkeit des Sprechens hat er es auch später nie gebracht. Auch in dem Englischen machte er schon in der Karlsakademie, vielleicht durch Shakspeare veranlaßt, wenigstens einen Anfang.

Alles bezog er auf seine sittlichen, philosophischen und poetischen Interessen. Was sich nicht in diesen Strom ergoß,

hatte für ihn keinen Werth oder war ihm zuwider. Der Bildungsgang aller großen Männer ist immer einseitig, ausschließend, leidenschaftlich, und namentlich können ideale Naturen nur schwer anknüpfen und sich nur weniges von dem aneignen, was man ihnen entgegenbringt. Weniges ist ihnen verwandt, und dieß Wenige haben sie vollkommener in sich, als sie es außer sich finden. In den meisten geschichtlichen Schriften suchte unser Dichter im Grunde nur Stoffe zu Schauspielen. Dem Plutarch aber hing er nur deßwegen an, weil er seinem Enthusiasmus für Menschenwürde und Seelenadel bestimmte, hohe Gestalten entgegenführte. Die Heroen des Alterthums erhoben sich vor seiner ahnungsreichen Seele und sprengten die Bande, die ihn umschlossen hielten. Für viele Jahre blieb Plutarch einer seiner Lieblingsschriftsteller, und einen deutschen Plutarch zu schreiben, war später ein Plan, welchen er sich für sein Alter vorbehielt. „Es ist brav, daß Sie dem Plutarch getreu bleiben“, schrieb er im Jahr 1788 an eine Freundin. „Das erhebt über diese platte Generation, und macht uns zu Zeitgenossen einer bessern, kraftvollern Menschheit.“ Auch Rousseau, den er damals kennen lernte, ebenfalls ein Freidenker, wie er selbst, und voll Stolz und Glut, wie er, mußte gewaltig in sein Wesen einschlagen. Denn so ist man in der Jugend: wenn man sich einer Autorität entledigt hat, greift man für eine neue Ueberzeugung begierig nach einer neuen Autorität.

So arbeitete in ihm alles auf Ein Ziel hin. Das zeigte sich auch in der Wahl seiner Freunde. Seine vertrautesten waren feurige Musenverehrer, oder hatten einen Hang zur Spekulation. Wer ihn sonst noch anziehen wollte, mußte sich wenigstens durch imponirende Kraftäußerungen hervorthun. Auf seine philosophische Ausbildung und die Befestigung seiner praktischen Grundsätze scheint unter seinen Freunden sein Mitzögling Lempp (gestorben 1819, als Geheimerath in würtembergischen Diensten) den größten Einfluß gehabt zu haben. Wenigstens sprach Schiller nach seinem Austritt aus der Akademie mit einer Art von Verehrung von ihm. Lempp ist vielleicht jener Raphael in den Philosophischen Briefen, an den die Briefe des Julius gerichtet sind. „Schiller's Philosophie,“

sagt Scharffenstein, „bekam ein stoisches Gepräge; man findet es in seinen Werken deutlich genug ausgesprochen, weß Geistes Kind er war. Den für's Leben so stählenden praktischen Satz: Glückseligkeit sei mehr eine persönliche Eigenschaft, urgirte er mit schwellender Brust und pfropfte er in die meinige. Wäre Schiller kein großer Dichter geworden, so war für ihn keine Alternative, als ein großer Mensch im aktiven, öffentlichen Leben zu werden, aber leicht hätte die Festung sein unglückliches, doch gewiß ehrenvolles Loos werden können."

So kam es denn, daß er im Verlauf seines Aufenthalts in der Karlsschule ein ganz anderer Mensch wurde, als er beim Eintritt in dieses Institut gewesen war. Ehemals einsam, verschlossen, eingeschüchtert; jetzt im Gefühle der treibenden, aufsteigenden Kraft muthwillig, neckend, foppend und zwar oft sehr derb und stechend. Einem seiner Mitzöglinge z. B., einem ausgezeichneten Esser, der ihn um ein Andenken in das Stammbuch bat, schrieb er die Worte hinein: „Wenn du gegessen und getrunken hast, und NB. satt bist, so sollst du den Herrn, deinen Gott, loben" [1].

Auch mit einigen Eleven, die sich zu Künstlern ausbildeten, wie mit Zumsteeg und Dannecker, stand er in näherm Verhältniß, ohne daß er sich von ihrer Kunst viel für die seinige angeeignet hätte. Zumsteeg komponirte manche seiner gelungenen Gedichte. Das Zeichnen lernte er, und übte sich in Mußestunden darin. Er holte diese Fertigkeit noch in spätern Jahren bisweilen spielend hervor.

Immer aber kehrte er zu der Poesie zurück. Werther's Leiden drangen durch die eisernen Pforten der Akademie, und wurden von dem dichterischen Kreis der Freunde mit Entzücken aufgenommen. Man machte den Plan zu einem ähnlichen, gemeinschaftlich geschriebenen Romane, welcher Plan zwar unausgeführt blieb, aber vielleicht die erste, ferne

[1] Diese Erzählung ist wörtlich aus den Nachrichten über Schiller von einem seiner Jugendfreunde (Petersen) im Morgenblatte für 1807, Nr. 186, genommen, so wie ich auch sonst die Nachrichten über faktische Dinge, wenn ich es zweckmäßig finde, wörtlich oder mit geringen Abänderungen, aus den Quellen aufnehme, ohne diese jedes Mal namhaft zu machen.

Veranlassung zu den Philosophischen Briefen gab. Ungeachtet sich Schiller mehr durch andere Erzeugnisse Göthe's gefesselt fühlte, als durch dessen Werther, hatte er doch auch ein Organ, diese schmelzenden Töne eines zerstörten Gemüthes in sich aufzunehmen. Er selbst erzählte später, daß er oft stundenlang am einsamen, vergitterten Fenster über seinen Lilien, welche er in Töpfen an demselben zog, in den Gefühlen geschwelgt habe, die durch den Roman Siegwart in ihm erregt worden seien. Von Göthe war dieser ganze Kreis mit der größten Bewunderung erfüllt! Da ließ sich Göthe mit dem Herzog von Weimar bei einer Reise durch Stuttgart die Anstalt zeigen, und die Freunde bekamen den Angebeteten von Angesicht zu sehen. Welchen ungeheuern Eindruck mußte das in ihnen hervorbringen!

Auch als Schauspieler versuchte sich unser Schiller in der Karlsschule. Es ward den Zöglingen, welche Lust dazu hatten, erlaubt, alle Jahre einigemal Theaterstücke in einem Saale des akademischen Gebäudes aufzuführen, bei denen aber die weiblichen Rollen gleichfalls durch Zöglinge des Instituts besetzt werden mußten. Solche Aufführungen waren nöthig, weil in der Militärakademie auch Schauspieler gebildet werden sollten; auch suchte man durch solche Zerstreuungen die eingeschlossenen jungen Leute in einer leidlichen Stimmung zu erhalten. Unser Freund ließ es sich ankommen, die Rolle des Clavigo zu übernehmen, aber durch sein unangenehmes Organ, seine heftige Deklamation und durch seine übertriebene Mimik fiel sein Spiel so schlecht aus, daß er und seine Freunde noch lange nachher einen reichen Stoff zum Lachen und Scherze hatten. In dem Trauerspiele Clavigo zog ihn übrigens der Charakter des Beaumarchais am meisten an. Der Mensch spiegelt sich in seinen Neigungen.

Der Herzog widmete der Anstalt fortwährend die speziellste Sorgfalt. So lange sie sich noch auf der Solitude befand, soll selten ein Tag vergangen sein, an welchem er den Lehrstunden nicht persönlich beiwohnte, und als sie nach Stuttgart verlegt war, konnten ihn nur alljährliche Reisen verhindern, sie auf kurze Zeit nicht zu besuchen. Er unterhielt sich mit den Zöglingen; er zeigte gerne seine Kenntnisse,

warf wissenschaftliche Fragen auf und veranlaßte gelehrte Diskussionen. Freie Aeußerungen und Geistesgegenwart erhielten seinen gnädigen Beifall, und witzige Einfälle gewannen ihm ein huldreiches Lächeln ab, selbst wenn sie an Unbescheidenheit gränzten. Es konnte nicht anders sein, als daß sich unser Freund bei solchen Unterredungen von einer sehr vortheilhaften Seite zeigte. Der fürstliche Erzieher wandte ihm wegen seiner freimüthigen Antworten und überraschenden Bemerkungen seine besondere Aufmerksamkeit und Gunst zu. Er nahm den fähigen Jüngling sogar gegen seine Lehrer in Schutz, wenn diese sich mit seinem Fleiß oder seinen Fortschritten nicht sonderlich zufrieden äußerten. Ein Theil dieser Zuneigung war auch von dem Vater auf den Sohn übertragen; denn der alte Schiller besorgte, als Gouverneur der Solitude, alles, was die vielfachen Bauten, Gartenanlagen und die Baumzucht betraf, fortwährend zur größten Zufriedenheit des Herzogs, und besaß wegen seiner Rechtlichkeit und Strenge dessen ganze Achtung. Weil er als Hauptmann eine adelige Charge bekleidete, so ertheilte der Herzog dem jungen Schiller die sonderbare Auszeichnung, bei feierlichen Paraden, wie die (adeligen) Kavaliere, mit gepudertem Haare erscheinen zu dürfen. Die (bürgerlichen) Eleven nämlich waren ungepudert. Durch seine Herablassung machte er sich überhaupt bei manchen Zöglingen so beliebt, daß sie in seinem Umgang den Gebieter vergaßen, und ihm ihre Fehler oft lieber bekannten, als ihren Inspektoren, den vorgesetzten Offizieren. Auch mäßigte oder erleichterte die Gräfin von Hohenheim, die häufig mit dem Herzog das Institut besuchte, den militärischen Zwang; Strafen wurden oft in ihrer Gegenwart blos deßwegen ausgesprochen, damit diese menschenfreundliche Frau sich für die Schuldigen durch Blicke oder Worte verwenden möchte. Zur Belohnung und Aufmunterung wurden Zöglinge bisweilen an die herzogliche Tafel, oder auf Redouten kommandirt; wo man sie mit jungen Fräulein aus dem Erziehungsinstitut der genannten Gräfin zu einem gewiß unverfänglichen Genuß eines gemessenen Vergnügens zusammenführte.

Aber unter dem Kommando konnten weder solche Zerstreuungen befriedigen, noch wahre Bildung gedeihen. Der Detailgeist des Herzogs erdrückte jede freie Beweglichkeit der Geister. Schiller fühlte eine unbeschreibliche, sich stets steigernde Sehnsucht nach der Welt, nach dem freien Umgang mit Menschen, von denen er sich die sonderbarste Vorstellung machen mochte. In einem noch erhaltenen Brief an einen Freund, welcher vor ihm aus der Militärschule getreten war, erkundigt er sich über das wirkliche Leben so, wie wir etwa einen Bekannten um Nachrichten über einen fremden Erdtheil ersuchen. Er wünsche doch nicht so ganz entblößt von Erfahrungen in die wirkliche Welt überzutreten. Was er bisher von dem Handel und Wandel in derselben wisse, habe er sich blos aus der Geschichte gefolgert. Es gab im Institut fast keine Berührung mit Menschen, als mit Gleichalterigen oder mit größtentheils trockenen und pedantischen Aufsehern, mit denen an keinen freien Verkehr zu denken war. Ungeachtet Schiller seinen Eltern so nahe wohnte, war doch der Umgang mit ihnen sehr erschwert. Von weiblichen Personen durften nur die Mütter und unerwachsenen Schwestern ihre Söhne und Brüder am Sonntage besuchen. Es mochte ihm schwer werden, die Erlaubniß zu erhalten, nach der Solitude zu wallfahrten. „Was wurde aber auch dann," sagt Scharffenstein, „von der Mutter für das liebe Wunderthier von Sohn und seine mitgebrachten Kameraden gebacken und gebraten! Nie habe ich ein besseres Mutterherz, ein trefflicheres, häuslicheres, weiblicheres Weib gekannt."

Zu erfahren, wie es in dieser Welt aussehe, die sich um sein Gefängniß bewegte, ward bei ihm zur Leidenschaft. In den letzten Jahren seines Aufenthalts in der Karlsakademie entschlüpfte er öfters Abends oder in andern Freistunden seinem Kerker mit einigen vertrauten Freunden, um der Menschen Thun und Treiben wenigstens von Ferne zu beobachten. Schon früher (1775) hatte er einmal mit einigen Kameraden den Plan gefaßt, sich durch die Flucht für immer in Freiheit zu setzen, was aber nicht zur Ausführung kam. „Die Inspektoren," äußerte er sich scherzend einige Jahre später, „würden von dieser Flucht an keine neue Zeitrechnung eingeführt haben."

Es war in den letzten zwei Jahren, die Schiller in der Militärakademie zubrachte, in welchen er seinem Brodstudium mit größerem Eifer, als früher, oblag. Er überzeugte sich von der Nothwendigkeit eines angestrengten Fleißes, und „was sein muß, zieht nicht erst die Lieblingsneigung zu Rath.“ Vielleicht interessirte ihn auch jetzt das Praktische der Medizin mehr, als früher deren theoretische Seite. Die angewandte Medizin sprach wenigstens die Anschauung und Phantasie an, während die theoretischen Zweige mehr dem Gedächtniß kalte, trockene Terminologien, als dem Verstand etwas zu denken gegeben hatten. Auch für seine Kunst selbst hielt er es für vortheilhaft, wenn er sie nicht zu seinem Broderwerb gebrauche; nur dann werde die Dichtkunst Reiz für ihn behalten, wenn er ihr nur seine reinsten Augenblicke widme; dann nur könne er mit ganzer Kraft und mit immer regem Enthusiasmus Dichter sein. So sucht der Mensch alles auf, um sich das Unabänderliche erträglich zu machen. Schiller ließ das unbeachtet, daß die tüchtige Ausübung einer Berufswissenschaft kaum noch eine Kunst neben sich aufkommen läßt, und daß es nicht ehrenvoll ist, sein Amt zu vernachläßigen oder zu beeinträchtigen, um seinen Lieblingsneigungen nachzuhangen.

Durch diesen Fleiß gelang es ihm, sich die Zufriedenheit seiner Lehrer mit seinen Fortschritten und Kenntnissen in der Arzneiwissenschaft zu erwerben. Zur Zeit der öffentlichen Prüfungen der Zöglinge der Militärakademie, Anfangs December 1780, also im zwei und zwanzigsten Lebensjahre, vertheidigte er in lateinischer Sprache in Gegenwart des Herzogs eine Abhandlung, wodurch er seine Befähigung zur ärztlichen Praxis vorläufig zu beweisen hatte. Der Herzog schien mit seinem hoffnungsvollen Zögling sehr zufrieden zu sein. Er unterhielt sich wenigstens nach der Prüfung in dem Speisesaal, den Arm auf den Stuhl gelehnt, auf dem er saß, sehr gnädig mit ihm [1].

Jene noch erhaltene Probearbeit handelt: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen

[1] Streicher a. a. O, S. 66.

mit seiner geistigen [1]. Sie ist dem Herzog selbst gewidmet, und in der Zueignung ist unter Anderm auch des unvergeßlichen mündlichen Unterrichts gedacht, dessen sich Schiller von seinem Fürsten zu erfreuen gehabt. Mit eben dem tiefen Blicke, mit dem der Herzog die Seelen aller seiner Zöglinge durchschaue, habe er auch ihn geprüft, und einiges in ihm zu bemerken geglaubt, was ihn vielleicht fähig machen könnte, seinem Vaterlande dereinst als Arzt zu dienen; er freue sich dieser Bestimmung u. s. w.

Die Abhandlung selbst ist für einen einundzwanzigjährigen Jüngling vortrefflich, ja bewunderswürdig, und jetzt noch wissenschaftlich nicht unbedeutend. Der Verfasser beurtheilte diesen Aufsatz allzu strenge, daß er ihn nicht in die Sammlung seiner prosaischen Schriften aufnahm, ja ihn nicht einmal der Erwähnung gegen seine Freunde werth hielt [2]. Der Zweck des Aufsatzes geht eigentlich dahin, die Abhängigkeit des Geistes vom Körper nachzuweisen. Nachdem in der Einleitung die einander entgegengesetzten Ansichten, daß der Mensch nur in seinem Geiste, und daß er nur in seinem Körper zu suchen sei, als Einseitigkeiten namhaft gemacht sind, spricht der Verfasser vom körperlichen Organismus und dessen Systeme, von den Sinnen, von den organischen Kräften der körperlichen Bewegung, von der Ernährung und der Zeugung. Der schlimme Zustand unseres Körpers, bemerkt er hierauf, verkündet sich unserm Geiste durch Schmerz, der gute Zustand durch Vergnügen, damit wir jenen verbessern und vermeiden, diesen befördern und suchen. Durch diese thierischen Empfindungen der Lust und Unlust wird die Seele unwiderstehlich zu Abscheu oder Begierde bestimmt, welche den Willen zu Handlungen antreiben. Lust und Unlust werden

[1] Ihr vollständiger Titel ist: Versuch über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen. Eine Abhandlung, welche in höchster Gegenwart Sr. Herzogl. Durchlaucht während der öffentlichen akademischen Prüfungen vertheidigen wird Johann Christoph Friedrich Schiller, Kandidat der Medizin in der Herzoglichen Militärakademie. Stuttgart 1780. 4. Jetzt wieder abgedruckt in Döring's Nachlese, S. 6. fg.

[2] Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 214.

unserer Seele mit Nothwendigkeit aufgedrungen und durch sie hat der Schöpfer wachsam für die Erhaltung unserer körperlichen Maschine gesorgt, von deren Beschaffenheit die Leichtigkeit und Fortdauer der Seelenthätigkeiten selbst abhängt. Hiermit geht die Abhandlung zu ihrem Hauptgegenstande über. Höchst scharfsinnig wird (1) bewiesen, daß die thierischen Empfindungen das geistige Leben wecken, und den ersten Anstoß zur Aeußerung desselben geben. Aus der Entwickelung des einzelnen Menschen in den verschiedenen Lebensaltern und des ganzen Menschengeschlechts wird mit großartigem, fast genialem Sinne dargelegt, wie alle Menschenbildung mit dem Sinnlichen anhebt. Ferner (2), fährt der Verfasser fort, werden geistige Empfindungen (d. h. solche, die aus unsern intellektuellen oder moralischen Anlagen entspringen) von thierischen begleitet und durch diese verstärkt, was insbesondere daraus erhellt, daß geistiges Vergnügen das Wohl des Körpers befördert, geistiger Schmerz aber ihn zerstört, und Trägheit der Seele die Bewegungen der körperlichen Maschine träger macht. Umgekehrt ist aber auch die Empfindung des körperlichen Wohlbefindens die Quelle geistiger Lust und das Gefühl der Zerrüttung des Körpers die Quelle geistiger Unlust, so daß die Stimmungen des Geistes, unter Einschränkungen, den Stimmungen des Körpers folgen. Ferner (3) verrathen körperliche Phänomene die Bewegungen des Geistes, worauf sich alle Physiognomik gründet. Bei dieser Gelegenheit spricht der junge Schriftsteller das wegen seiner hohen Besonnenheit merkwürdige Urtheil aus: Eine Physiognomik organischer Theile z. B. der Figur und Größe der Nase, der Länge des Halses u. s. w., ist vielleicht nicht unmöglich, dürfte aber wohl so bald nicht erscheinen, wenn auch Lavater noch durch zehn Quartbände schwärmen sollte. Wer die launigen Spiele der Natur, die Bildungen, mit denen sie stiefmütterlich bestraft und mütterlich beschenkt hat, unter Klassen bringen wollte, würde mehr wagen, als Linné, und dürfte sich sehr in Acht nehmen, daß er über der ungeheuern kurzweiligen Mannigfaltigkeit der ihm vorkommenden Originale nicht selbst eins werde." Endlich (4) wird gezeigt, daß auch der Nachlaß der körperlichen Natur (z. B. Schlaf,

Ohnmacht) der Thätigkeit des Geistes förderlich und nothwendig sei.

Der ganze Aufsatz ist also eine Apologie der Sinnlichkeit (dieß Wort in psychologischer Bedeutung genommen). Doch wie kam der in Idealen träumende Jüngling dazu, der Abhängigkeit des Geistes das Wort zu reden? Seiner Geistesrichtung gemäß hätte er doch gewiß grade im Gegentheil die Nachtheile, Einschränkungen und Hindernisse hervorheben müssen, welche der Seele aus dem Körper entspringen. Aber es ist, als wenn er vermöge seines großen Verstandes seinen alles überflügelnden Idealisirtrieb habe zur Erfahrung zurückzwingen, als wenn er sich selbst durch diese Abhandlung habe zügeln und umschränken wollen. Er hatte die einseitige Richtung seiner Natur schon frühe erkannt, und suchte sie durch die Wissenschaft zu verbessern. Der Idealist war bemüht, einen realistischen Bestandtheil in sich aufzunehmen. Was er daher in der Einleitung gegen die einseitige Zurücksetzung des Körpers erinnert, das sagt er eigentlich — gegen sich selbst. Er meint, der Materialismus sei nicht selten mit allzu fanatischem Eifer verworfen worden, und es sei der Wahrheit nichts so gefährlich, als wenn einseitige Meinungen einseitige Widerleger finden. „Die entgegengesetzte Ansicht, daß der Körper der Kerker des Geistes sei,“ fügt er dann hinzu, „ist wohl im Ganzen am mehrsten geduldet worden, indem sie am fähigsten ist, das Herz zur Tugend zu erwärmen und ihren Werth an wahrhaft großen Seelen schon gerechtfertigt hat. Wer bewundert nicht den Starrsinn eines Kato, die hohe Tugend eines Brutus und Aurel, den Gleichmuth eines Epiktet und Seneka? Aber dessen ungeachtet ist sie doch nichts mehr, als eine schöne Verirrung des Verstandes, ein wirkliches Extrem, das den einen Theil des Menschen allzu enthusiastisch herabwürdigt, und uns in den Rang idealischer Wesen erheben will, ohne uns zugleich unserer Menschlichkeit zu entladen; ein System, das allem, was wir von der Evolution des einzelnen Menschen und des gesammten Geschlechtes historisch wissen und philosophisch erklären können, schnurgerade zuwiderläuft, und sich durchaus nicht mit der Eingeschränktheit der menschlichen Seele verträgt. Es ist demnach hier, wie überall

am rathsamsten, das Gleichgewicht zwischen beiden Lehrmeinungen zu halten, um die Mittellinie der Wahrheit desto gewisser zu treffen. Gewöhnlicher Weise aber ist mehr darin gefehlt worden, daß man zu viel auf die eigene Rechnung der Geisteskraft, in so fern sie außer Abhängigkeit von dem Körper gedacht wird, mit Hintansetzung dieses letztern geschrieben hat.“

So dienten die medizinischen Studien dazu, ihn von einem einseitigen Idealismus abzuziehen und ein realistisches Element in seinem Denksystem einheimisch zu machen. Und dieß müssen wir für ein höchst wichtiges Ereigniß in seiner Geistesentwickelung halten. Welche ganz andere Richtung hätte Platon's philosophische Ausbildung und Theorie genommen, wenn er in seiner Jugend Medizin studirt hätte! Die Art, wie Schiller hier das Geistige in Uebereinstimmung mit dem Sinnlichen zu bringen und wie er diesem letzteren sein Recht zu vindiciren suchte, bestimmte seine philosophische Auffassung des Menschenlebens für immer. Seine später ausgebildeten sittlichen und ästhetischen Ansichten laufen offenbar bis zu dem Grundgedanken zurück, welchen er in dieser Abhandlung niederlegte. „Der Mensch ist nicht Seele und Körper, der Mensch ist die innigste Vermischung dieser beiden Substanzen — der Mensch ist seiner Natur nach ein gemischtes Wesen,“ war die Idee, von welcher er ausging. Ganz einfach und natürlich folgte hieraus, daß das Ziel des menschlichen Lebens in eine ebenmäßige Entwickelung der sinnlichen und geistigen Triebe und Kräfte zu legen sei. In diese Harmonie setzte er dann die edle Menschlichkeit — das eine uns schon bekannte Prinzip seiner ethischen Welt — und gründete auf diesen harmonischen Zusammenklang der heterogenen Triebe der menschlichen Natur seine Theorie der Schönheit und der Anmuth. In die geistige Natur des Menschen dagegen, in so fern diese mit seinem sinnlichen Wesen in Widerstreit ist, legte er das zweite, uns ebenfalls schon bekannte Prinzip seiner ethischen Welt, die Idee der Freiheit, und gründete auf diesen Widerstreit seine Theorie des Erhabenen und der Würde. Unsere spätere Darstellung wird die Wahrheit dieser vorläufigen Angaben augenscheinlich hervortreten

lassen. Hier möge es genügen, auf den innern Zusammenhang des der Zeit nach weit auseinander Liegenden aufmerksam gemacht und die Uebereinstimmung seines sittlichen Lebens mit seinem Denken angedeutet zu haben. Nur noch das wollen wir beifügen, daß es sich ebenfalls von dieser in der Jugend gewonnenen Grundüberzeugung herschreibt, daß Schiller als Philosoph allenthalben die Triebe, Kräfte, Neigungen, Gefühle (die er durchweg als etwas unserer sinnlichen Natur Angehöriges ansieht) gegen den moralischen Rigorismus in Schutz nimmt; und daß er die Entwickelung des Menschengeschlechts auch immer von rohen, thierischen Anfängen ausgehen läßt, wie er es schon in dieser seiner ersten Abhandlung thut. Seine Grundüberzeugung von der wesentlichen Beschaffenheit der menschlichen Natur änderte sich nie wieder um, um so weniger, da er später über das geistige Leben des Menschen keine besondere Untersuchungen mehr anstellte. Hätte er dieses gethan, so würde er ohne Zweifel gefunden haben, daß es nicht nur allein körperliche und sinnliche, sondern daß es auch geistige Triebe, Gefühle u. s. w. gibt, und auf dieser wissenschaftlich begründeten Einsicht würde er das Gebäude seiner Ethik und Aesthetik viel sicherer und fester haben aufführen können. Die meisten Irrthümer in philosophischen Dingen entspringen bekanntlich aus einer mangelhaften Kenntniß des menschlichen Geistes. Schiller's Fehlgriffe des Verstandes aber wurden meistens durch die Güte seiner vortrefflichen Natur verbessert. In der Sache hat er beinahe immer Recht, wenn sie bisweilen auch nicht gehörig begründet ist.

Die Abhandlung, welche uns zu diesen weitern Bemerkungen Veranlassung gab, ist in der Sprache viel einfacher, als viele der spätern Aufsätze. In großer Mannigfaltigkeit, originell, ideenreich, überraschend, spekulativ, bisweilen spitzfindig, und dann wieder bilderreich und belebt, bewegt sich die durch den Antheil des Gemüthes meist gehobene und erwärmte Rede fort, und das Einzelne und Verschiedene fügt sich zu einem wohlgeordneten Ganzen zusammen. Forschung und Darstellung verschlingen sich in einander. Alles ist durchdacht und verarbeitet in Sache und Ausdruck. Eine glühende,

reiche Einbildungskraft steht im Dienste eines besonnenen Verstandes. Freilich ist die allzukünstliche und zu weit geführte Eintheilung nicht ohne Fehler, und einzelne Sätze sind dunkel, ja unverständlich, einige Ausdrücke hart und roh. Aber in dem Ganzen finden wir schon die Grundzüge der trefflichen Schiller'schen Prosa, deren Charakter in einer gewissen ebenmäßigen Ausprägung aller Seelenkräfte besteht [1].

[1] Wie konnte die Cotta'sche Gesammtausgabe der Werke Schiller's einen solchen Aufsatz ausschließen, während sie doch andere, minder bedeutende aufnahm?



Sechstes Kapitel.

„Die Räuber.“

Wie Klopstock schon in der Schulpforte einige Gesänge der Messiade, so dichtete Schiller in der Karlsschule die Räuber. Beide Dichter wiesen durch diese Jugendarbeiten ihrem Leben die Richtung an, jener zum Epos, dieser zum Drama. Die Ausarbeitung dieses Schauspiels fällt hauptsächlich in das Jahr 1780. Als Schiller die Anstalt verließ, war das Manuskript des Stücks ganz oder doch beinahe vollendet.

Die äußere Veranlassung zu diesem Gedicht gab eine Geschichte, welche in dem Schwäbischen Magazin stand: es war die Erzählung eines durch seinen verstoßenen Sohn geretteten Vaters. Unter Unterbrechungen und Hindernissen jeder Art und unter der beständigen Angst, entdeckt zu werden, wurde das Schauspiel geschrieben; sein Verfasser mußte sich die Zeit für diese Arbeit stehlen. Es wird erzählt, daß er, weil die Zöglinge der Akademie Abends nur bis zu einer bestimmten Stunde Licht brennen durften, sich oft als unwohl angegeben habe, um in dem Krankensaale der Begünstigung einer Lampe zu genießen; in solcher Lage seien die Räuber

zum Theil geschrieben worden. Bisweilen habe der Allem nachspürende Herzog in eigener Person den Saal visitirt, dann sei das Manuskript schnell unter den Tisch gefahren und ein medizinisches Buch aufgelegt worden, um den Herzog glauben zu machen, Schiller benutze die schlaflosen Nächte für seine Wissenschaft. Auch Unterrichtsstunden, deren regelmäßiger täglicher Besuch für jeden genialen Menschen peinlich ist, wurden öfters unter dem Vorwande eines Uebelbefindens ausgesetzt. Die Lehrer aber erfuhren, daß Schiller sich in solcher Zeit auf seinem Zimmer beschäftige, und schickten ihm wissenschaftliche Pensa zur Ausarbeitung, bis er dem Unterricht wieder beiwohnen könne. Dieses empörte ihn einst, weil er sich überlistet sah, so sehr, daß er das Pensum, welches man ihm aufdringen wollte, dem Ueberbringer vor die Füße warf, und zornig ausrief: Ich muß bei der Wahl meiner Studien den freien Willen haben! Diese Aeußerung aber fand so wenig Beifall, daß er auf einige Zeit degradirt worden sein soll.

Jede dem Zwang abgerungene, der Beaufsichtigung durch List entrissene Scene der Räuber ward sogleich frisch den Freunden, an welchem Orte man sich traf und wo man immer allein war, vorgelesen, vordeklamirt, und wohl mit so größerm Jubel empfangen, je leidenschaftlicher und wilder sie die Indignation aussprach, in welcher man sich gegenseitig bestärkte. Als er einst seinen Freunden die Worte vortrug, welche Franz Moor zu Moser spricht (Akt 5, Scene 1): „Ha! was, du kennst keine (Sünde) drüber (über dem Vatermord)? Besinne dich nochmals — Tod, Himmel, Ewigkeit, Verdammniß schwebt auf dem Laut deines Mundes! — keine einzige drüber?“ — da öffnete sich die Thüre, und der hereintretende Aufseher sah Schillern halb in Verzweiflung die Stube auf- und abrennen. „Ei, so schäme man sich doch,“ sagte er zu ihm, „wer wird den so entrüstet sein und fluchen!“ Als er aber den Rücken gekehrt hatte, rief ihm Schiller, zu den lachenden Gesellen gewandt, hämisch nach: „Ein konfiscirter Kerl!“ [1]

[1] Schiller's Leben von Döring, S. 32.

Welches ist, fragen wir nach diesen vorläufigen Notizen, die Tendenz dieses Schauspiels, mit welchem der Jüngling so gewaltig aus dem Dunkel hervortrat? Er mußte seinem lange verhaltenen Unmuth Luft machen; er mußte die Welt, welche sich aus dem Konflikt eines stolzen Selbstgefühls und einer unleidlichen Subordination gährend in ihm entwickelt hatte, poetisch gestalten. Dem frommen Gemüthe hat die Natur, sich zu erleichtern und zu beruhigen, das Gebet gegeben; dem Poeten gab sie zu gleichem Zwecke die Darstellung. „Tiefe chronische Seelenschmerzen," sagt er selbst in der im vorigen Kapitel erörterten Abhandlung, „besonders wenn sie von starker Anstrengung des Denkens begleitet sind, worunter ich vorzüglich denjenigen schleichenden Zorn, welchen man Indignation heißt, rechne, nagen gleichsam an den Grundfesten des Körpers und trocknen die Säfte des Lebens aus." Das war sein Fall. Er hatte sich an seinen Verhältnissen wund gerieben. — Durch philosophische Zweifel wurde dieses Uebel nur vermehrt und erweitert. Der Zweifel ward von dem Religiösen, wo er begonnen hatte, auf das Gebiet des Moralischen und Politischen herübergelockt und schnell wurden alle Interessen, welche sich auf die höchsten Güter des Menschen beziehen, in jene Krisis verwickelt, von der wir oben schon geredet haben. Auch die moralischen Meinungen und Gewohnheiten und die bürgerlichen Einrichtungen verloren jetzt in seinen Augen ihre Ehrwürdigkeit, wenn sie nicht mit der Natur und Vernunft übereinstimmten. Schon in seiner Abhandlung: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", äußert Schiller: Die Einrichtung des Ganzen habe es mit sich gebracht, daß manche, die nicht minder glücklich sein sollten, der allgemeinen Ordnung aufgeopfert würden und das Loos der Unterdrückung davon trügen. Noch bestimmter aber spricht er sich in den Philosopischen Briefen[1] aus. „Ich war ein Gefangener," schreibt Julius hier seinem Freund und Lehrer Raphael; „du hast mich herausgeführt an den Tag. Meine Wünsche hatten noch keinen Eingriff in die

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 764. 2. 0.

Rechte der Großen gethan. Ich duldete diese Glücklichen, weil Bettler mich duldeten. Ich erröthete nicht, einen Theil des Menschengeschlechts zu beneiden, weil noch ein größerer übrig war, den ich beklagen mußte. Jetzt erfuhr ich zum ersten Male, daß meine Ansprüche auf Genuß so vollwichtig wären, als die meiner übrigen Brüder. Jetzt sah ich ein, daß eine Schichte über dieser Atmosphäre ich gerade so viel und so wenig gelte, als die Beherrscher der Erde. Raphael schnitt alle Bande der Uebereinkunft und der Meinung entzwei. Ich fühlte mich ganz frei — denn die Vernunft, sagte mir Raphael, ist die einzige Monarchie in der Geisterwelt; ich trug meinen Kaiserthron in meinem Gehirne" u. s. w.

Durch solche Gedanken schien das gereizte Gefühl des Unmuths gegen den Druck der Verhältnisse gerechtfertigt, und eine partikuläre Empfindung gewann hierdurch eine allgemeine Beziehung. Die Privaterbitterung wuchs bei ihm zu einer allgemeinen Unzufriedenheit mit der Welt, zu einem Universalhaß gegen das ganze Menschengeschlecht an. Denn das brachte sein idealer Hang mit sich, daß sich alles Individuelle in ihm zum Allgemeinen und Höchsten steigerte.

Er war hiermit auf dem Standpunkt, auf welchem er seine Räuber dichtete. Denn bei wem anders konnte er den Balsam holen für seine tiefe, nie vernarbende Wunde, als bei seinem Genius? Wem anders, als den Musen, konnte er seine ganze Seele erschließen? Von wem anders, als von den Musen, konnte er lindernden Trost erwarten? Die glückliche Zeit war längst dahin, „wo er nicht schlafen konnte, wenn er sein Nachtgebet vergessen hatte."

Einige Jahre später hat sich der Dichter selbst über die Entstehung der Räuber in ähnlicher Weise geäußert[1]: „Ein seltsamer Mißverstand der Natur hat mich in meinem Geburtsorte zum Dichter verurtheilt. Neigung für Poesie beleidigte die Gesetze des Instituts, worin ich erzogen ward, und widersprach dem Plane seines Stifters. Acht Jahre rang mein

[1] In der Ankündigung zur Rheinischen Thalia 1782. Siehe Döring's Nachlese, S. 70.

Enthusiasmus mit der militärischen Regel. Aber Leidenschaft für die Dichtkunst ist feurig und stark, wie die erste Liebe. Was sie ersticken sollte, fachte sie an. Verhältnissen zu entfliehen, die mir zur Folter waren, schweifte mein Herz in eine Idealenwelt aus. Aber unbekannt mit der wirklichen, von welcher mich eiserne Stäbe schieden; unbekannt mit den Menschen, denn die vierhundert, die mich umgaben, waren ein einziges Geschöpf, der getreue Abguß eines und eben dieses Models, von welchem die plastische Natur sich feierlich lossagte; unbekannt mit den Neigungen freier, sich überlassener Wesen — denn hier kam nur eine zur Reife, die ich jetzt nicht nennen will; jede übrige Kraft des Willens erschlaffte, indem eine einzige sich konvulsivisch spannte, jede Eigenheit, jede Ausgelassenheit der tausendfach spielenden Natur ging in dem regelmäßigen Tempo der herrschenden Ordnung verloren; — unbekannt mit dem schönen Geschlechte — die Thore dieses Instituts öffnen sich, wie man wissen wird, Frauenzimmern nur, ehe sie anfangen, interessant zu werden, und wenn sie aufgehört haben, es zu sein; — unbekannt mit Menschen und Menschenschicksal, mußte mein Pinsel nothwendig die mittlere Linie zwischen Engel und Teufel verfehlen, mußte er ein Ungeheuer hervorbringen, das zum Glück in der Welt nicht vorhanden war, dem ich nur darum Unsterblichkeit wünschen möchte, um das Beispiel einer Geburt zu verewigen, die der naturwidrige Beischlaf der Subordination und des Genius in die Welt setzte."

„Ich meine die Räuber. Dieß Stück ist erschienen. Die ganze sittliche Welt hat den Verfasser als einen Beleidiger der Majestät vorgefordert. Seine ganze Verantwortung sei das Klima, unter dem es geboren ward. Wenn von allen den unzähligen Flugschriften gegen die Räuber eine einzige mich trifft, so ist es diese, daß ich zwei Jahre vorher mir anmaßte, Menschen zu schildern, ehe mir noch einer begegnete."

Die Räuber sind der Angstruf eines Gefangenen nach Freiheit. Sie sind der ausgepreßte schmerzensvolle Laut des Unwillens einer starken Seele. Das ist die Grundstimmung, die Hauptidee, welche sich von selbst aus dem Dichter in sein Werk ergoß. In so weit ist in diesem Gemälde nichts planmäßig

Angelegtes, nichts Erfundenes oder Entlehntes, sondern sein geistiger Boden ist ganz Natur, ganz lyrische Wahrheit, und die Kunst des Dichters bestand nur darin, die Personen und die Handlung des Stückes dieser subjektiven Stimmung anzupassen, daß sie ganz hervorbrechen und es ganz durchdringen konnte. Wenn sonst der Dichter in seinem Gegenstande untergeht, so gab der unsrige seinen Charakteren und seiner Fabel ganz innerhalb seiner sittlichen Welt Gestalt und Existenz. Er prägte sein ethisches Lebenselement selbst, wie es damals in Gefühlen und Ansichten in ihm wogte, zu einem Drama aus. Die beiden frühern Stücke, welche er begonnen hatte, kamen vermuthlich deßwegen nicht zu Stande, weil der Dichter in ihnen nicht so gut, als in diesem beinahe ganz selbst erfundenen Stoffe, sein Inneres enthüllen konnte. Sein von aller Erfahrung und Menschenkenntniß verlassenes poetisches Talent konnte den Gehalt zu einer lebensvollen Dichtung nur aus dem eigenen Busen holen. Aber sein inneres Schicksal war bedeutend genug zu einem ungeheuern Gedichte.

Die Menschen, welche uns der Dichter als im Aufstande mit dem bürgerlichen Leben begriffen darstellt, sind Räuber, Mordbrenner, Gauner. Er konnte, scheint es, seine Scheu vor Gewaltthat und Empörung nicht stärker ausdrücken, als daß er sie von Missethätern begangen werden ließ. Eine solche Horde kann unser sittliches Gefühl unmöglich auf ihre Seite ziehen; ihr blutiger Anblick jagt unsern Antheil in die Schranken der bürgerlichen Einrichtung zurück, wenn diese auch noch so schlecht ist. Im Verlaufe des Dramas sehen wir auch beinahe alle hervortretende Mitglieder der Bande ihren Frevel büßen, bis auf Kosinsky und einige andere. „Auch der Anführer, Karl Moor, wird," wie Schiller in der Vorrede zu den Räubern selbst sagt, „das Opfer seiner ausschweifenden Empfindung: der Verirrte tritt wieder in das Geleise der Gesetze. Das Laster nimmt den Ausgang, der seiner würdig ist, und die Tugend geht siegend davon." Er konnte daher mit einigem Rechte behaupten, er habe sich den Zweck vorgezeichnet, das Laster zu stürzen, und Religion, Moral und bürgerliche Gesetze an ihren Feinden zu rächen, und sein Werk verdiene, zufolge dessen merkwürdiger

Katastrophe, einen Platz unter den moralischen Büchern. Die Worte, welche der Räuber Moor in der letzten Scene spricht, nachdem er zur sittlichen Besinnung gekommen ist, sind die Moral des Ganzen. „O, über mich Narren, der ich wähnte, die Welt durch Gräuel zu verschönern, und die Gesetze durch Gesetzlosigkeit aufrecht zu halten! Ich nannte es Rache und Recht — ich maßte mich an, o Vorsicht, die Scharten deines Schwertes auszuwetzen und deine Partheilichkeiten gut zu machen — aber — o eitle Kinderei! da steh' ich am Rande eines entsetzlichen Lebens, und erfahre nun mit Zähnklappern und Heulen, daß zwei Menschen, wie ich, den ganzen Bau der sittlichen Welt zu Grunde richten würden. Gnade, Gnade dem Knaben, der dir vorgreifen wollte — dein eigen allein ist die Rache. Du bedarfst nicht des Menschen Hand." Ramberg hat daher mit gutem Fug auf dem Titelblatte des Taschenbuchs Minerva für 1816 den Karl Moor als einen herrlichen Jüngling auf einem ungezähmten Rosse gezeichnet, welcher in verhängnißvoller Verblendung der Leidenschaft, indem er mit hochgeschwungenem Schwert scheußliche Phantome der Hölle verfolgt, selbst in den geöffneten Abgrund stürzt. Eine Riesenfaust greift aus dem qualmenden Schlund hervor nach dem Huf des Rosses, und die grinsenden Höllengeister bewillkommen den Stürzenden mit Hohngelächter, während in den Wolken über ihm sein weinender Genius für seine Rettung betend die Hände emporhebt.

Von der andern Seite sind aber die mannigfachen Mängel und Gebrechen des gesellschaftlichen Zustandes mit so grellen Farben gezeichnet, und die Hauptrolle ist hier einem solchen Nichtswürdigen übertragen, daß uns auch in dieser bürgerlichen Ordnung nicht wohl wird. Es sind überall lauter Dissonanzen, welche sich in keine volle Harmonie auflösen. Siegt auch am Ende das bürgerliche Gesetz, dem der Verirrte sich freiwillig zum Opfer bringt, „damit es seine unverletzbare Majestät vor der ganzen Menschheit entfalte," so ist uns dieses Gesetz sebst, welches in seiner eigenthümlichen Sphäre so schrecklich hintergangen wird, in unserer Achtung gesunken. Zwar ereilt die furchtbare Nemesis den frevelnden Franz, und in so weit wird von dieser Seite unserm Gerechtigkeitsgefühl

Genüge gethan. Aber damit ist noch nicht alles gut gemacht, was uns das Schauspiel mit so kühner Sprache, als krank und faul in dem gesellschaftlichen Körper bezeichnet. Es bleibt ein Stachel in uns zurück, und wenn sich Karl Moor auch mit der bürgerlichen Ordnung versöhnt, wir selbst bleiben dem empfangenen Eindruck zufolge mit ihr unversöhnt. Der wahrhaft erhabene Ausgang des Stückes vermag die herbe Empfindung, die sich in uns angehäuft hat, nicht umzuwandeln. Ein Gemälde der ungeheuersten Verirrungen und der größten Schlechtigkeiten entfaltet sich vor unsern Augen und nur einzelne, seltene Strahlen des Guten, Schönen und Großen leuchten durch die allgemeine, grausenvolle Nacht und Verwüstung. Die bestehende Weltlage hat ja das Ungeheuer dieser Räuberbande geboren, welches sich gegen seine Mutter auflehnt. Wer will es den beraubten, verstoßenen Titanen verargen, daß sie sich gegen die Ungerechtigkeit und den Hochmuth des neuern Göttergeschlechtes empören? Karl Moor und Kosinsky wenigstens rächen sich nur für das Unrecht, welches sie erlitten haben; sie werden durch den verdorbenen Weltzustand, wie durch ihr Schicksal, zu ihren Verbrechen gedrängt und führen auf ihre Weise das außerhalb der Gesellschaft nur fort, was innerhalb derselben begonnen wurde. Es ist, als wenn uns die Fabel sagte: Einer so versunkenen bürgerlichen Welt ist sogar das Leben der Räuber und Mörder noch vorzuziehen! Denn in diese Banditenschaar hat der Dichter doch mehr sittliche Kraft, Aufopferung, Größe der Gesinnung und Güte des Herzens gelegt, als in den bestehenden Gesellschaftszustand, den sie bekämpfen. Aber das sind doch wieder nur einzelne Spuren des Sittlichen, welche unser verletztes Gefühl nicht zu beschwichtigen vermögen. Die Räuber erfordern einen zweiten Theil, in welchem sich die Dissonanzen harmonisch auflösen. Das Stück strebt, seiner ganzen Tendenz nach, einer Aufgabe entgegen, welche in dem Stücke selbst nicht erfüllt ist. Missethäter mußten diejenigen, welche den verfehlten Bau des geselligen Lebens zertrümmern wollten, bis zu der Zeit sein, wo sich Schiller eine neue ideale Ordnung der Dinge erdacht hatte. Auch

Fiesko ist noch ein schuldiges Haupt, aber Posa und Don Karlos sind Heilige.

Uebrigens erklärt sich aus dieser gereizten Stimmung gegen das Bestehende der Widerwille, welchen Viele gegen dieses Gedicht haben. „Wäre ich Gott gewesen," sagte ein Fürst zu Göthe, „im Begriff, die Welt zu erschaffen, und ich hätte in dem Augenblick vorausgesehen, daß Schillers Räuber würden darin geschrieben werden, ich hätte die Welt nicht geschaffen." Das war doch eine Abneigung, fügt Göthe hinzu, welche ein wenig weit ging, und von der unsere jungen Leute, besonders unsere Studenten, nichts wissen![1]

Wollen wir den Kontrast, welcher uns aus diesem Schauspiel entgegentritt, tiefer auffassen, so müssen wir uns ihn als den Gegensatz der Natur und Kultur denken. Die Natur machte unser Dramatiker gegen die von ihr abgeirrte Kultur geltend, wie offenbar auch Göthe's Werther und Götz von Berlichingen und mehrere Schauspiele Lessing's diese vorherrschende polemische Tendenz haben. Da er aber diese Natur damals in sich noch nicht zum Idealen ausgebildet und geläutert hatte; so mußten die Menschen und die Welt, die er uns darstellt, ungeschlacht und formlos ausfallen. Von der Gesellschaft, gegen die er anstürmte, verschmähte er es, irgend eine Beschränkung und Politur anzunehmen, und durch eigene Bildung war er noch keines innern Ebenmaßes theilhaftig. Er war also im Fall der dramatischen Schule, welche wir in unsern Tagen in Frankreich haben entstehen sehen. „Wir wollen ein Buch machen, das aber durch den Henker absolut verbrannt werden muß," äußerte er sich gegen seinen Schulfreund Scharffenstein. Und in ähnlichem Sinne sagt er in seiner Vorrede zu den Räubern: „wer eine Kopie der wirklichen, natürlichen Welt, und keine idealischen Affektationen, keine Kompendienmenschen liefern wolle, sei in die Nothwendigkeit gesetzt (!), Charaktere auftreten zu lassen, welche das feinere Gefühl der Tugend beleidigen und die Zärtlichkeit unserer Sitten empören." Das ganz in Gegensatz gegen die Gesellschaft gestellte Schauspiel

[1] Eckermann's Gespräche mit Göthe, Thl. 1, S. 296.

sucht eine Ehre darin, sich über allen Anstand hinwegzusetzen, die Geschlechtsverhältnisse auf eine ungezogene Weise aufzudecken, und die gemeinsten, pöbelhaftesten Ausdrücke und ekelhaftesten Bilder zu gebrauchen. Was am natürlichsten war, schien auch das Beste zu sein.

Es ist klar, daß mit diesem Streben nach nackter Natur auch das Gigantische dieser Menschen und das Kolossale des ganzen Stücks in Verbindung steht. Schiller's Freiheitsdrang und feurige Phantasie trieben von selbst schon in's Schrankenlose und Leidenschaftliche, und sie ließen sich durch keine Rücksicht auf das Leben binden und mäßigen. Ein erhabener Geist, welchen keine feinere Bildung beschränkt, schweift in's Ungeheure aus; er sucht die Größe im Extensiven, ehe er gelernt hat, sie im Intensiven zu finden. Die Personen des Drama's gehören nicht unserm, sondern einem andern Geschlechte an. Der Räuber Roller schüttet eine ganze Flasche Branntwein hinunter; achtzig Räuber fechten gegen siebzehnhundert Soldaten, tödten deren dreihundert und verlieren nur Einen Mann; in ihrer Freude, Verzweiflung, ihrem Zorne sind sie gemeinhin so extravagant, daß sie, wie es Kinder zu thun pflegen, „wegrennen," wie denn noch in spätern Dramen, z. B. in Kabale und Liebe, die Personen bei jeder heftigen Gemüthsbewegung auf und davonlaufen. Der Dichter berichtet in seiner Selbstkritik der Räuber [1], Rousseau rühme es an Plutarch, daß dieser erhabene Verbrecher zum Vorwurf seiner Schilderungen wähle, und er gibt zu verstehen, daß er selbst diesem Beispiele gefolgt sei. Aber es lag damals schon in seiner Natur, Alles in's Uebermäßige zu treiben.

Mit so vielem Verstande auch schon dieses dramatische Gemälde gedacht und geschrieben ist, so wenig lassen sich dessen Personen vom Verstand leiten. Der Dichter arbeitete mit so überschwellender Seele an seinem Gedichte, daß in seinen Menschen alles Empfindung, Affekt und Leidenschaft wurde. Selbst der metaphysische Franz vergißt vom vierten Akte an, daß er ein trockener, hölzerner Verstandesmensch ist

[1] Döring's Nachlese, S. 46 und ff.

(Akt 1, Scene 1), und wird sentimental und weichherzig. Keiner kann sich beherrschen; Karl Moor nicht in seiner Begierde nach Independenz, der alte Moor nicht in seiner Verzweiflung, Amalie nicht in ihrer Liebe, der Pater, dieser frühe Vorgänger des unvergleichlichen Kapuziners in Wallenstein's Lager, nicht in seinem Schelten, der Pastor Moser nicht in seiner Freimüthigkeit. Auch das Edle und Hohe erscheint bei diesen Menschen meist auf sinnlicher Entwicklungsstufe, in ungebundener Heftigkeit, mit rohem Ungestüm, und wo das moralisch Schlechte sich zeigt, schaudern wir zurück, wie vor den gräßlichen Worten und gräulichen Handlungen der Wilden. Mit dem „Blut saufen" und „die Säuglinge ermorden" und ähnlichen Kraftphrasen renommiren die Räuber ordentlich. Die Menschen selbst sind es eigentlich nicht, die da sprechen und handeln, sie selbst sind es nicht, sondern eine ungebundene Naturkraft wirkt aus ihnen. Die jedesmalige Empfindung reißt sie hierhin und dorthin, der Augenblick besitzt und beherrscht sie ganz. Als Karl Moor von der rohen Grausamkeit seiner Gesellen hört (Akt 2, Scene 3), will er in seiner Beschämung der Bande entfliehen. Das ziemt aber seiner Ehre und seinem gegebenen Worte durchaus nicht. Diese leidenschaftlichen Empfindungen selbst steigern sich denn auch bisweilen bis zum Wahnsinn, zur Wuth und Schwärmerei. Wenn ein Uebel eingetreten ist, was der Verstand hätte verhüten können, so ras't die Leidenschaft, wie z. B. Moor (Akt 3, Scene 3), als er die spitzbübischen Künste seines Bruders entdeckt hat. Auch jagen sich häufig die verschiedenartigsten Empfindungen, ohne Einspruch des Verstandes. In der letzten Scene des Schauspiels wird Moor hintereinander von Zorn, von Wehmuth, von Rührung, von Jubel, von Verzweiflung, von Wahnsinn, von Ekstase der Hoffnung und des Entzückens, von Trostlosigkeit und noch andern Gefühlen ergriffen und gefoltert, von denen er sich bei mäßiger Besinnung wenigstens einige hätte ersparen können. Die Gefühle begraben hier den Menschen. Wie konnte der Räuber Moor sich in Einem Augenblick durch Amalia's Liebe beseligt fühlen und dieselbe Amalia doch im nächsten Augenblick wieder fahren lassen? Das Gedicht ist

eine dramatische Ode. Es sollte auch nach des Dichters eigener Aussage ursprünglich ein Melodrama werden [1].

Diesem lyrischen Geiste verdankt das Schauspiel seine Lebendigkeit und Frische. Schwerlich möchte sich in dieser Beziehung ein späteres Stück mit dieser Jugendarbeit messen können. Eine schwellende, üppige Lebenswärme durchdringt alle Adern dieses kühnen, kräftigen Gebildes. Der Schöpfer ist ganz in seinem Werke.

Karl Moor ist eigentlich der junge Dichter selbst; es ist sein eigener Charakter während seines Aufenthalts in der Karlsschule. Sogar sein Aeußeres hat Schiller ihm zum Theil gegeben, wenigstens den „langen Gänsehals.“ Das mit der Welt in Aufruhr begriffene Gemüth und den leidenschaftlichen Freiheitsdrang ließ der Dichter ganz aus sich dem Helden seines Dramas zuströmen. Auch dem Moor muß Plutarch ein Lieblingsschriftsteller sein. „Mich ekelt vor diesem tintenklecksenden Säkulum,“ ruft er aus, „wenn ich in meinem Plutarch lese von großen Menschen.“ Auch ihm ist aller Zwang verhaßt. „Ich soll meinen Leib pressen in eine Schnürbrust und meinen Willen schnüren in Gesetze! Das Gesetz hat zum Schneckengang verdorben, was Adlerflug geworden wäre. Das Gesetz hat noch keinen großen Mann gebildet, aber die Freiheit brütet Kolosse und Extremitäten aus.“ — Einer willkührlichen Subordination stellte sich durch eine Art von Naturnothwendigkeit in Schiller eine ausschweifende Freiheitsliebe entgegen, denn ewig kann einem Unrecht nur ein entgegengesetztes Unrecht das Gleichgewicht halten. Unter der Maske Moors kritisirt offenbar Schiller selbst die erlahmte, gleißnerische Welt, wie er sie in seiner Vorstellung trug; nach allen Seiten hin schleudert er die Blitze seines Tadels aus. Wie aber diesen Ausstellungen ein Ideal in der Seele zu Grunde liegt, so beruhen Moors Verirrungen auf den herrlichsten sittlichen Anlagen. Das sagt Schiller selbst in der schon angeführten Selbstkritik: „Des Räubers Moor gräßlichste Verbrechen sind weniger die Wirkung bösartiger Leidenschaften, als des zerrütteten Systems der guten

[1] Minerva, Taschenbuch für 1816, S. 32.

— weil er zu edel denkt, der Sklave der Leute zu sein, wird er ihr Verderber. Von einem glühenden Gerechtigkeitsgefühl getrieben, hält er sich für berufen, das Racheschwert des obern Tribunals zu regieren.“ Wie Schiller's Haß gegen die Subordination in der Militärschule sich zur Erbitterung gegen die ganze bürgerliche Welt steigerte, so amplificirt sich in Moors großer Seele der Zorn schnell zu einem Universalgrimm gegen das Menschengeschlecht. Es ist eine der schönsten Züge seines Charakters, daß er kein unfrommes Wort gegen seinen Vater ausstößt, daß ihn kein Verdacht gegen seinen Bruder befleckt, und daß er diesem seinen unnatürlichen Frevel sogleich großmüthig verzeiht: „Bruder! Bruder! du hast mich zum Elendesten auf Erden gemacht, ich habe dich niemals beleidigt, es war nicht brüderlich gehandelt — ärndte die Früchte deiner *Unthat in Ruhe!*“ (Akt 4, Scene 3). Nur dessen Todsünde gegen seinen Vater bestraft er. Ueber jeden Privatgroll, über jede gewöhnliche Leidenschaft ist er weg. Die Größe seiner Gesinnung legt der erhabene Verbrecher besonders durch seine freiwillige Zurückkehr zu dem Gesetze an den Tag; er spricht die Ueberlegenheit seines Geistes und seinen Ideenreichthum aber auch durch folgende Worte in dem Hamlet'schen Monolog des vierten Aktes aus: „Nein! Nein! Ein Mann darf nicht straucheln — sei, wie du willst, namenloses Jenseits — bleibt mir nur dieses mein Selbst getreu — sei, wie du willst, wenn ich nur mich selbst mit hinübernehme — Außendinge sind nur der Anstrich des Mannes — ich bin mein Himmel und meine Hölle. Wenn du, Gott, mir irgend einen eingeäscherten Weltkreis allein ließest, den du aus deinen Augen verbannt hast, wo die einsame Nacht und die ewige Wüste meine Aussichten sind? — Ich würde dann die schweigende Oede mit meinen Phantasien bevölkern, und hätte die Ewigkeit zur Muße, das verworrene Bild des allgemeinen Elends zu zergliedern.“ Die ewige Selbstständigkeit des Menschengeistes kann nicht herrlicher verkündet werden. Diese erhabene Stelle ist der ethische Gipfel des Schauspiels und gleichsam die Wiege der Prosa.

Aber auch sein zweites sittliches Lebenselement hat der Dichter aus sich in seinen Helden hinübergetragen. Moor ist

nicht nur mit einem feurigen Geiste und einer Fülle von Kraft ausgestattet, er besitzt auch jene Weichheit des Gefühls, die ihn bei jedem fremden Leiden in weinende Sympathie dahinschmilzt (Akt 1, Scene 1). Er ist voll von Schonung und Erbarmen. „Nicht eine Fliege konnte er leiden sehen!“ sagt Amalia von ihm. Nach jenem Siege in den böhmischen Wäldern (Akt 3, Scene 3) und später beim Wiederanblicke seiner väterlichen Wohnung (Akt 4, Scene 1) ergreift den Unglücklichen das innigste Gefühl seines Elends, und die tiefste Sehnsucht nach seiner eingebüßten Unschuld, seinem verlornen Seelenfrieden. Namentlich gehören die Klagen, in welche er nach dem zurückgeschlagenen Angriff ausbricht, zu den reinsten, wahrsten, rührendsten Klängen, die je ein Dichter den Tiefen des menschlichen Herzens entlockt hat. Freude und Hochgefühl beglücken den Feldherrn, der im rechtmäßigen Kampfe obsiegte: der Heldensieg unseres Räuberhauptmannes deckt diesem nur den Abgrund seines Elends auf; jeder Glücksstern beleuchtet ihm nur die Größe seines Unglücks. Auch die folgende Scene mit Kosinsky und den Entschluß, seine Heimath wiederzusehen, leitet jene erwachende Sehnsucht nach „den Tagen des Friedens, nach den Elysiumsscenen seiner Kindheit,“ trefflich ein. Die ergreifendsten Empfindungen drücken sich hier in einer ungekünstelten, einfachen Sprache aus, und von Rohheit, womit sonst der Dichter zu kämpfen hat, findet sich hier keine Spur. In jeder Rücksicht sind diese Scenen, besonders die erstere, des größten Meisters würdig, ja sie möchten dem vollendeten Künstler kaum so gelungen sein, als dem mit dem Herzen dichtenden Jüngling. — Der sich zur Mündigkeit aufraffende Geist läßt Eltern, Gespielen, sein ganzes bisheriges Leben hinter sich, und steuert unbekannten Fernen zu: eine unendliche Einbuße ist gewiß, der Gewinn ist unsicher. Auf dieser Laufbahn, welche die beschränkte Frömmigkeit sogar einen Frevel nennt, und die kurzsichtige Klugheit als Thorheit belacht[1], mag den Jüngling beim Rückblick auf das zurückfliehende Ufer eine solche Stimmung

[1] Man erinnere sich an Schiller's Epigramm: „Weisheit und Klugheit“, in seinen Werken in Einem Bande, S. 93. 1.

anwandeln, wie der Dichter sie hier dem Räuberhauptmann in den Mund legt. Man braucht nicht Aehnliches verbrochen zu haben, um ähnlich zu fühlen. Möge unsere Empfehlung den Leser veranlassen, die genannten Scenen, welche wir aus Mangel des Raumes hier nicht einrücken können, nachzuschlagen und wieder zu lesen!

Diese Klagen des Karl Moor in den beiden oben angeführten Scenen erinnern uns an die treffende Bemerkung der Frau von Stael[1], daß dem Dichter eigentlich die Parabel vom verlornen Sohne vorgeschwebt, und daß dieser Gegensatz auch auf die Charakterisirung beider Brüder wesentlich eingewirkt habe. Schiller's Dichten und Denken gefiel sich überhaupt in Entgegenstellungen. Der verirrte, verstoßene Sohn ist reuiger, lauterer, edler, als der zu Haus gebliebene, dem man alle Ehrbarkeit zutraut, und um das Interesse für jenen zu steigern, wurde dieser begriffsmäßig mit allen Sünden beladen. Der Verfasser selbst legt auf diesen „Kunstgriff“ in der mehrerwähnten Selbstrecension ein ganz besonderes Gewicht, und er hatte ursprünglich auch vor, seinem ganzen Schauspiel den Namen: Der verlorene Sohn, zu geben.

Einen so wahren, lebensfrischen Charakter Schiller in Karl Moor aus sich herausgearbeitet hat, so sehr ist ihm Franz mißlungen. Und dennoch hat er auch diese Gegengestalt seines Räubers — aus sich selbst geholt, aber nicht aus dem Schicksale seiner sittlichen Natur, sondern aus den Irrgängen seiner Spekulation. Nachdem er sich nämlich von dem historisch Positiven befreit hatte, schuf er sich, wie wir wissen, jenes kühne pantheistische Gebäude, welches er unter dem Namen Julius in den Philosophischen Briefen aufstellt. Aber sein großer Verstand und ächter Wahrheitssinn konnten bei diesen überschwenglichen Träumen nicht lange beharren, er sah die Unhaltbarkeit seines Systemes ein. Und jetzt verfiel er, wie es immer geschieht, vom Dogmatismus in den Skepticismus. Er zog eine Zeitlang Tugend, Gottheit und Unsterblichkeit in Zweifel, bis endlich die Wahrheit und seine bessere Natur

[1] De l'Allemagne, Vol. 2, chap. 1.

siegten, und er sein Denken auf das Sittliche und Aesthetische zurückzog und den Menschen (ganz im Geiste der Kantischen Philosophie) zum Mittelpunkt seiner Betrachtungen machte.

Daß jene Annahme von Zweifeln an den höchsten Interessen der Menschheit bei Schiller nothwendig ist, läßt sich nicht läugnen. Welche Irrgänge mußte die Seele dessen schon durchlaufen haben, der die atheistischen und materialistischen Grübeleien des Franz Moor auch nur dichten konnte? Was mußte nicht alles in dessen Geiste vorgegangen sein? Welche Fragen über Gott, Welt und Menschen mußte er sich schon gestellt haben? Sagt doch Schiller selbst, die Raisonnements, mit denen Franz sein Lastersystem aufzustutzen verstehe, seien das Resultat eines aufgeklärten Denkens und liberalen Studiums [1].

Jene sittliche und religiöse Skepsis, jene materialistische Ansicht der Dinge, welche durch medizinische Studien genährt wurde, hat Schiller in seinem Franz Moor personificirt. Er ist eigentlich nichts, als jene philosophischen Raisonnements, in eine poetische Figur gebracht. Karl Moor ist Schiller's ausschweifende Willens- und Gemüthskraft, Franz Moor ist sein verirrter Verstand, und wie beide Vermögen eine Zeitlang in ihm entzweit waren, so sind auch die unähnlichen Brüder in Feindschaft begriffen. Daß dieser Charakter wirklich einen solchen subjektiven Ursprung hat, läßt sich durch die Abhandlung: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen, beweisen. In diesem Aufsatze liegen nämlich die Ideen, aus denen die Denk- und Handlungsweise dieses Menschen konstituirt sind und von welchen er nur einen materialistischen Gebrauch macht. Beinahe alle seine Sophismen sind von medizinischen Gründen hergenommen. Die Liebe zu Vater und Bruder sucht Franz durch den thierischen Prozeß der Zeugung und Geburt als thöricht darzustellen (Akt 1, Scene 1); die gräßliche Schilderung, durch welche er Amalia von ihrem Geliebten abschrecken will, wie die Wollust den Körper zerstöre (Akt 1, Scene 3), beruht ebenfalls auf medizinischen Beobachtungen.

[1] In seiner Kritik der Räuber. Döring's Nachlese, S. 55.

Namentlich stimmt der Monolog des ersten Auftrittes des zweiten Aufzuges seinem Gehalte nach beinahe ganz und oft wörtlich mit jener Abhandlung überein. Franz will den Körper seines Vaters vom Geiste aus verderben, und rekapitulirte so den Lehrsatz: „daß geistiger Schmerz das Wohl der körperlichen Maschine untergrabe“[1]. Philosophen und Mediziner lehren mich, sagt er, wie treffend die Stimmungen des Geistes mit den Bewegungen der Maschine zusammenlauten u. s. w., und so findet er sich Schrecken, Jammer, Reue und Verzweiflung auf, die am geschicktesten seien, seinen alten, kranken Vater ins Grab zu bringen. Umgekehrt bestätigt Schiller in der angeführten Abhandlung die Abhängigkeit des Körpers vom geistigen Schmerze durch das Beispiel — eben dieses Franz Moor, indem er aus den damals noch ungedruckten Räubern die Stelle, in welcher der Unmensch von einem Traumbild beunruhigt wird und in Ohnmacht fällt (Akt 5, Scene 1), mit dem Bemerken citirt, als sei diese Stelle aus einem englischen Trauerspiel übersetzt. Man sieht, jene medicinische Abhandlung und Franz Moor sind nach Einer Theorie gedacht und geschrieben! Endlich sind auch seine Gründe, welche er im Gespräch mit Pastor Moser gegen die Unsterblichkeit geltend macht, daß unser Wesen nichts sei, als Sprung des Geblüts, daß unser Geist die Schwachheiten des Körpers mitmache, und daher auch mit ihm zerstört werde u. s. w., innerhalb jener philosophisch medizinischen Untersuchung entstanden.

Aber aus einer Theorie läßt sich kein konkreter Charakter entwerfen. Seinen Karl Moor fühlte der Dichter, seinen Franz Moor dachte er. Mit Recht fragt der Verfasser in seiner Selbstkritik: „Woher kam dem Jüngling Franz, welcher in einer friedlichen, schuldlosen Familie aufgewachsen war, eine so herzverderbende Philosophie?“ Das ist gar nicht motivirt. Ferner ist Franz ein Bösewicht aus Grundsätzen; aber rein aus Grundsätzen ist der Mensch weder gut noch bös, am allerwenigsten ein Jüngling. Seine Gräuelthaten hätten durch eine heftige Leidenschaft vermittelt und vermenschlicht

[1] Döring's Nachlese, S. 28.

werden sollen. Man sieht wohl, der Dichter hat in ihm zugleich einen kleinen Tyrannen schildern wollen. Franz besitzt sieben Schlösser; von tausend Menschen, über die er gebietet, hat er neunhundert neun und neunzig elend gemacht; Waisen, Wittwen, Unterdrückte und Geplagte verklagen den Wütherich vor Gott. „Es ist doch eine jämmerliche Rolle, der Hase sein müssen auf dieser Welt," spricht er selbst, — „aber der gnädige Herr braucht Hasen!" Aber all' dieses, was uns nur erzählt und gesagt wird, gibt uns doch kein rechtes Bild von einem Tyrannen, und weil wir ihn von Ehrgeiz und Herrschsucht nicht bewegt sehen, können wir uns sein Wüthen gegen seine Familie nicht erklären. Die Leichtigkeit, womit er kalt überlegend die unnatürlichsten Handlungen vollbringt, stimmt auch nicht mit den Gewissensbissen, die ihn später peinigen. Wenn ihn solche Schrecknisse anwandeln können, wie konnte früher die menschliche Natur gar keine Einsprache thun? Oder wie verrirren sich sittliche Schrecknisse in die Brust eines Teufels? Diese seine Verzweiflung macht ihn uns nur noch verächtlicher. Er verliert durch diesen Kleinmuth die Achtung, die wir jedem konsequenten Charakter zollen, ohne unsere Neigung zu gewinnen. Keine hohe Eigenschaft hält seinen Lastern einigermaßen das Gegengewicht. Denn auch auf seinen Erfindungsgeist darf er sich nicht so viel einbilden, als er thut. Er ist blos fein in Distinktionen, spitzfindig im Raisonnement, aber im Erfinden und Ausführen seiner Plane zeigt er sich plump. Bei der kurzsichtigen und leichtgläubigen Schwäche des alten Mannes, bei der allerdings unbegreiflichen Arglosigkeit seines Bruders und der Unthätigkeit Amaliens hat er ein kinderleichtes Spiel.

Die übrigen männlichen Personen sind wenigstens von einander unterschieden, und man sieht, daß dem Dichter bestimmte Bilder vorgeschwebt haben. Zu den Räubern nahm er ohne Zweifel die Modelle aus seiner Umgebung in der Militärschule, und wenn man von dem rohen, wüsten Ton, welcher in dem Institut unter den jungen Leuten herrschte, eine Vorstellung bekommen will, so braucht man ohne Zweifel nur das Schauspiel zu lesen. Je mehr bei der Jugenderziehung alles dem Zwang unterworfen, und je mehr beim

Unterricht alles auf positive Leistungen abgesehen ist, desto geringer ist der Gewinn an feinerer, edler Bildung.

Die schlechthin tödtliche Seite des Stückes ist Amalia und ihre Liebe. Schiller sagt dieß in seiner Selbstkritik selbst, aber er fügt hinzu: „Wir vermissen bei diesem weiblichen Geschöpf das, was wir zuerst suchen, das sanfte, leidende, schmachtende Wesen." Das suchen wir weder, noch vermissen wir es. Hier ist noch mehr, als im Charakter des Franz alles unwahr, unnatürlich. Das Mädchen hat nicht etwa „zu viel in Klopstock gelesen" — die Figur ist selbst großentheils aus sentimentalen Gefühlen Klopstocks zusammengeflossen. Der Dichter hat noch nie geliebt, geschweige daß seine Liebesträume durch Gegenliebe gemäßigt und veredelt wären. Die Liebe, welche er zu schildern vermag, ist ein phantastischer Sinnenrausch. Dem Geliebten am Halse hangen, den brennenden Mund der Geliebten fühlen, daß ihnen Himmel und Erde vergehen — das ist das Thema dieser Liebe, wie der spätern Lauralieder. Man kennt das Lied: Schön wie Engel, welches der Liebe ganze Seligkeit in das wüthende Entzücken der Umarmungen und in das „paradiesische Fühlen der Küsse" setzt. Und ein solches unverholene Geständniß legt der Dichter einem Mädchen in den Mund, welche uns zum Glück aber gar nicht darnach aussieht, als wenn sie dieses Entzücken schon genossen hätte. Schiller's Liebe war damals noch eine durch die zügelloseste Einbildungskraft ins Höchste gesteigerte sinnliche Glut. Erst später schied sich in ihm „von des Sinnes niederm Triebe der Liebe besserer Keim."

Solche erträumte Empfindungen und deren Repräsentantin in seinem Gedicht unterzubringen, ist unserm Schiller dann sehr schwer geworden. Amalia schwärmt, schmachtet, schilt, klagt, singt — aber sie handelt gar nicht für ihren Abgott, den man ihr durch einen so groben Betrug entreißt. Sie steht mit ihrem Herzensfreund während dessen sechsjähriger Abwesenheit nicht einmal in Briefwechsel, und weiß gar nichts von ihm. Als sie durch ein Wort den alten Moor bewegen konnte, seinen voreiligen Schritt wieder gut zu machen, beginnt sie von der jenseitigen Vereinigung zu träumen (Akt 2, Scene 2). Als Karl unter einem fremden Namen zurückgekehrt

ist, wird er von seinem Bruder, — aber nicht durch das Auge und Herz seiner Amalie, wiedererkannt, und doch weiß sie es jetzt, daß ihr Geliebter noch lebt. Gegen den vermeintlichen Fremdling läßt sie dann ihre Empfindungen auf eine unzarte Weise hervorbrechen, und was könnte ihr in unsern Augen mehr schaden, als diese Verletzung der edlern weiblichen Natur? Es will uns gar nicht gefallen, daß sie ihrem Karl mit ihrer Liebe so unendlich weit voran ist, indem dieser in den ersten drei Akten seiner Neigung mit keinem Worte gedenkt. Der Dichter hat alle Liebesschwärmerei auf das schwache Mädchen zusammengehäuft. Karl Moor liebt eigentlich so wenig, als Schiller in der Karlsschule. Die Worte, welche er nach dem ersten Wiedererkennen zu dem alten Daniel spricht (Akt 4, Scene 3): „Was macht meine Amalia?“ sind daher entsetzlich affektirt. Wie Amalia in dem letzten Akt entspringt, und in den Wald zu den Räubern kommt, ist räthselhaft; unglaublich aber ist es, daß diese durch die Ermordung des Mädchens ihren Hauptmann seines Eides für entbunden halten, sie nie zu verlassen; sie hätten eben so kannibalisch, als dumm sein müssen. Was konnte ihnen dieses unmenschliche Opfer helfen? Wenn man noch einen anderweitigen Tadel beifügen wollte, könnte man sagen, daß entweder in diesem letzten Akte die Räuber nicht so diktatorisch mit ihrem Hauptmann sprechen konnten, oder dieser in den frühern Aufzügen nicht so herrisch zu ihnen. Ihr gegenseitiges Verhältniß ist nicht gleichmäßig durchgeführt.

Und so ließen sich an der Oekonomie dieses genialen, nie veralternden Jugendwerkes noch andere Ausstellungen machen. Manche Wirkungen sind offenbar gewaltsam herbeigeführt; andere sind nicht bis zur Wahrscheinlichkeit motivirt, Vieles endlich ist mit einander nicht vereinbar. Aber nicht solche Verstandesfehler (sie finden sich auch in den anerkanntesten Kunstwerken) und auch nicht allein die nebulistische Zeichnung des Franz und der Amalia ist es, was den ästhetischen Werth des Schauspiels beeinträchtigt. Es ist hauptsächlich die alle Tugenden des Gemäldes überwuchernde Rohheit, welche unser sittliches Gefühl zugleich mit unserm ästhetischen zurückstößt und uns beinahe in jeder Scene den reinen Genuß verkümmert.

In allem Schönen liegt ein gewisses Ebenmaß und eine Beschränkung, welche dem Rohen nicht zukommen, indem dieses unharmonisch ist. Wenn ferner das Schöne in der Form, in der Gestalt liegt, so fehlt dem Rohen das Wesen des Schönen, indem das Rohe nur eine ungestalte Materie, ein formloser Stoff ist. Nur wenn eine Dichtung uns das geformte, d. h. das gebildete geistige Leben, oder das ungebildete wenigstens in einer edlen Form darstellt (so daß sie gleichsam selbst die Gestaltung des rohen Stoffes übernimmt), wird sie auf Schönheit Anspruch machen können. Endlich kommt noch ein anderer Umstand in Betracht. Wir können von fremden Völkern früherer Zeiten Poesien schön finden, welche uns Lebensgewöhnungen, Denkweisen, Empfindungszustände und Ausdrucksarten vorführen, die tief unter unserer jetzigen Bildungsstufe liegen und die wir grausam, wild, unmenschlich nennen, oder welche uns doch ganz heterogen sind. Wir abstrahiren dabei von unsern Vorstellungen, wir vergessen uns selbst und versetzen uns ganz in die Zeit, unter das Volk, aus welchem die Dichtung hervorging. An ein Gedicht aber, welches in unserm eigenen Leben und in unserer Zeit entsprang, sind wir gezwungen, unsere Begriffe anzulegen; und wenn dasselbe gegen alle edle Sitte und die geselligen Gewöhnungen ganz verstößt, so beleidigt es unser sittliches und durch dieses auch das ästhetische Gefühl. In einer gebildeten Gesellschaft wird man einen Wilden aus einem fremden Lande, so lange er nicht inkommodirt, allenfalls dulden, aber einen wilden Landsmann kann man nicht ertragen. Ein solcher Wilder ist dies Drama der Räuber. Und doch erforderten auch die Räuber, wenn man billig sein wollte, einen eigenen Maßstab der Beurtheilung, denn sie sind ja nicht in unserer Gesellschaft, sondern in der Karlsschule entstanden.

Weil aber dieser eigenthümliche Maßstab für uns schwierig, ja vielleicht unmöglich ist, so habe ich das Schauspiel anthropologisch, aus dem ganzen Entwickelungsgang seines Verfassers abzuleiten gesucht; und wenn ich diesen Weg auch bei allen folgenden Dichtungen Schillers vorherrschend einschlage, so hoffe ich am sichersten zu gehen und am meisten

zu einem gründlichen Verständniß derselben beizutragen. Ich werde Schillers Poesien aus Schillers Seele zu schöpfen trachten, und mehr den Weg zu einem umfassenden, vollgültigen Urtheile bahnen, als dieses immer selbst ausführlich darlegen.

Diese Behandlungsweise schließt die ästhetische Beurtheilung nicht aus, beschränkt sich aber nicht auf dieselbe. Der bloße ästhetische Standpunkt ist eine große Einseitigkeit bei Betrachtung von Kunstwerken. Es kann uns ein Gedicht ästhetisch nicht ganz befriedigen, ja sogar zuwider sein, und wir können doch an demselben ein unendliches Interesse nehmen und ihm einen außerordentlich hohen Werth zugestehen, wenn wir uns einem solchen Produkt nicht allein als Kunstkenner, sondern wenn wir uns ihm auch als Menschen und als philosophische Denker nähern.

Ich füge noch eine Bemerkung bei. Man hat unserm Dichter eine Menge Nachahmungen aufgezählt. Den Franz Moor hat man eine verunglückte Nachahmung Richard's III. genannt; Karl's Selbstgespräch im vierten Akte hat man aus Hamlet's berühmten Monologe abgeleitet; von der Scene, in welcher Franz den Hermann zum Instrumente seiner Schandthaten macht (Akt 2, Scene 1), kann man das Original im Macbeth finden; Karl Moor hat Aehnlichkeit mit dem „ehrenwerthen" Räuber Roque im Don Quixote; und den Traum, welchen Franz erzählt, hat man mit der erhabenen Stelle im sieben und dreißigsten Kapitel des Hesekiel zusammengestellt. Solche Bezüge lassen sich nicht läugnen; aber das Genie bedarf eben so, wie das Samenkorn, äußerer Anregungen, daß es sich entwickele. Geistlose Philologen des Alterthums haben diese Interpretationsmanier, jeden spätern Schriftsteller aus allen frühern zusammenzulesen, bis zum Ekel weit getrieben. Statt jedes Kunstwerk aus dem Geiste seines Urhebers als ein organisches Gebilde abzuleiten, denken sie sich jedes mechanisch aus seinen äußern Einflüssen zusammengesetzt und entstanden. Was auch Schiller von Außen aufnahm, das gestaltete sich sofort nach dem Wesen und dem Entwickelungsprozeß seines Geistes um, der aus der Außenwelt, wie die Pflanze, nur Säfte, Licht und Wärme einsog,

aber seine Lebenskraft in sich hatte. Mochte auch Franz Moor in Shakspeare'schem Boden keimen, diese Gestalt ist dennoch das Reis eines innern Triebes, und so ist die ganze Tragödie ein Naturprodukt seines Geistes. Daher trägt sie auch, wie ein gelehrter Beurtheiler sich ausdrückt [1], einen unaustilgbaren, unvergänglichen Lebenskeim in den organischen Theilen ihrer Komposition.

[1] Minerva, Taschenbuch für 1816, S. XL. VIII.

Siebentes Kapitel.

Anstellung als Regimentsmedikus. Aeußere und innere Zustände. Bekanntschaft mit Schwan und Dalberg. Theaterausgabe der Räuber.

Am Ende des Jahres 1780 trat Schiller aus der Karlsschule, nachdem er in dieser Anstalt acht Jahre zugebracht hatte, und wurde bei dem in Stuttgart liegenden Grenadier-Regiment Augé als Regimentsmedikus angestellt. Er erhielt eine monatliche Besoldung von achtzehn Gulden Reichswährung, oder fünfzehn Gulden im zwanzig Gulden Fuß, was freilich weit unter den Erwartungen war, welche seine Eltern sich nach den Versprechungen des Herzogs glaubten machen zu können. Aber der Sohn war über solche Betrachtungen weit erhaben. Denn der Tag war angebrochen, welcher ihn seiner Haft entführte, welcher ihm die Freiheit brachte, die er so lange entbehrt, nach der er sich einzig gesehnt hatte, und die er jetzt in gierigen Zügen schlürfte!

Sein Freund Scharffenstein, welcher anderthalb Jahre vor ihm aus der Akademie getreten war, beschreibt uns, wie sein Aeußeres war, als er ihn zum erstenmal auf der Parade wiedersah. „Wie gram war ich dem Dekorum," schreibt dieser Offizier, „das mich hinderte, den lang Entbehrten zu umfassen.

Aber wie komisch sah mein Schiller aus! Eingepreßt in der Uniform, damalen noch nach dem alten preußischen Schnitt, und vorzüglich bei den Regimentsfeldscherern steif und abgeschmackt; an jeder Seite hatte er drei steife, vergipste Rollen; der kleine, militärische Hut bedeckte kaum den Kopfwirbel, in dessen Gegend ein dicker, langer Zopf gepflanzt war; der lange Hals war in eine sehr schmale, roßhärne Binde eingezwängt. Das Fußwerk vorzüglich war merkwürdig: durch den den weißen Kamaschen untergelegten Filz waren seine Beine wie zwei Cylinder, von einem größern Diameter, als die in knappen Hosen eingepreßten Schenkel. In diesen Kamaschen, die ohnehin mit Schuhwichs sehr befleckt waren, bewegte er sich, ohne die Kniee recht biegen zu können, wie ein Storch. Dieser ganze, mit der Idee von Schiller kontrastirende Apparat, war oft hernach der Stoff zu tollem Gelächter in unsern kleinen Kreisen."

Dieses Gemälde seines Anzugs hat Scharffenstein durch eine Zeichnung seines Körpers vervollständigt, welche so charakteristisch ist, daß man aus ihr das durch bildende Kunst geübte Auge ihres Urhebers leicht erkennen kann. „Schiller" sagt er, „war von langer, grader Statur, lang gespalten, langarmig, seine Brust war heraus und gewölbt; sein Hals sehr lange; er hatte aber etwas Steifes und nicht die mindeste Eleganz in der Tournüre. Seine Stirne war breit, die Nase dünn, knorplig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen auf Papageienart und spitzig. Die rothen Augenbraunen über den tiefliegenden, dunkelgrauen Augen inklinirten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen. Diese Parthie hatte sehr viel Ausdruck und etwas Pathetisches. Der Mund war ebenfalls voll Ausdruck, die Lippen waren dünn, die untere ragte von Natur hervor; es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen blaß, eher eingefallen, als voll, und ziemlich mit Sommerflecken besäet; die Augenlieder waren meistens inflammirt, das buschige Hauptkaar war roth von der dunkeln Art. Der ganze Kopf, der eher geistermäßig, als männlich war, hatte

viel Bedeutendes, Energisches auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamirte. Aber seine Stimme war unangenehm, kreischend; er konnte sie eben so wenig beherrschen, als den Affekt seiner Gesichtszüge; dieses hätte ihn immer gehindert, ein erträglicher Schauspieler zu werden."

Mit dieser vortrefflichen, scharfgezeichneten Charakteristik stimmen auch die Angaben Streicher's überein, obgleich dessen liebende Verehrung manches zu seinem Vortheil darstellt. Streicher erwähnt der gegen einander sich neigenden Kniee, des schnellen Blinzelns der kränklichen Augen, spricht aber dann von der schön geformten Nase, dem tiefen, kühnen Adlerblick, welcher unter einer sehr vollen, breitgewölbten Stirne hervorgeleuchtet habe, und von dem kunstlos zurückgelegten Haare und dem entblößten, blendend weißen Hals, wodurch seine Erscheinung vortheilhaft gegen die Zierlichkeit der Gesellschaft abgestochen habe. — Sein Aeußeres wäre nach allem diesem nichts weniger als anziehend gewesen, wenn sich nicht, wie Wallenstein im Drama sagt, der Geist seinen Körper baute — ein Wort, dessen Gehalt sich in den Abhandlungen: Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen [1], und: Ueber Anmuth und Würde [2], so trefflich nachgewiesen findet. Der seelenvollste, mildeste Ausdruck blieb Dem unauslöschlich im Gedächtniß zurück, der den Jüngling einmal gesehen hatte. Sein blasses Aussehen ging im Feuer des Gespräches in hohe Röthe über. Seine Unterhaltung übte auch schon damals auf seine Freunde einen mächtigen Zauber aus, denn er hatte ein eigenes Talent, das Nächste an das Fernste zu knüpfen und in das Gewöhnlichste etwas Bedeutendes zu legen, so wie auch wieder Vieles in der Welt, das andern bisher wichtig schien, vor seinem Geiste, der immer den rein menschlichen Maßstab anlegte, in Nichts zusammensank.

Alle Nachrichten stimmen darin überein, daß er damals schon weit über seine Genossen emporragte. „Ich erstaunte,"

[1] Döring's Nachlese, S. 38.

[2] Schiller's Werke in Einem Bande, Seite 1146.

sagt Scharffenstein, „und mein Geist beugte sich vor der imponirenden Superiorität und den Fortschritten, die ich bei Schiller antraf. Nicht allein, daß er seine Räuber schon ganz und Fiesko halb (?) im Manuskript hatte, war er in der Geschichte und den theoretischen philosophischen Wissenschaften nicht nur professormäßig bewandert, sondern sein tiefer Sinn hatte ihren Gehalt fürs Leben gewürdigt. Die Wärme seines Gemüthes war weniger brausend zwar, aber wahrer, konzentrirter, einhelliger mit der Phantasie. Sein Herz hatte mit dem Geist den Takt gefunden. Dieser kurzen Epoche, wo der Freund mein Lehrer war, verdankt meine Entwickelung und Bildung sehr viel."

Nur das Eine ist in diesem Urtheile hier zu bezweifeln, daß er in der Geschichte und den theoretisch-philosophischen Wissenschaften professormäßig bewandert gewesen sei. Er besaß vielmehr wenig positive Kenntnisse in beiden. Aber das Genie kann die Bedeutung einer Wissenschaft fürs Leben würdigen, ohne die Wissenschaft selbst genau zu kennen, wodurch dasselbe oft verleitet wird, diese nicht näher zu studiren. Wie das poetische Genie die Erfahrung anticipirt, so anticipirt das philosophische Genie, vermöge eines geheimnißvollen Zusammenhangs der Dinge mit unserem Geiste, das Allgemeine und Bedeutungsvolle der Gegenstände; es ergründet die äußere Welt, indem es in seinen eigenen Busen schaut. In das Detail mochte sich Schiller, zumal damals, weder denkend noch dichtend herunterlassen. „Dieser große Geist," fährt Scharffenstein selbst fort, „planirte so zu sagen über den höchsten Höhen und Tiefen des Menschen in einem ideellen Flug. Wie ein höheres Wesen umfaßt er den Menschen in seinen größten Momenten; er weiß die geheimen, mächtigen Hebel zu regieren, des Menschen Herz und Nieren zu rühren, zu erschüttern; aber Andere haben vielleicht den ganzen Menschen in Saft und Blut, in seiner durch Modifikationen der Verhältnisse ausgebildeten Individualität und Idealität besser geschildert." Sein alles im Großen auffassendes und auf Endzwecke beziehendes Genie konnte daher, wie uns Conz erzählt, von kleinern, in Einzelnheiten gehenden Untersuchungen, selbst eines Lessing und Anderer, nicht gerade hämisch,

aber doch mit einem Lächeln, welches dieselben als unbedeutend herunterzusetzen schien, sprechen[1]. Es kostete ihm später eine ungeheure Selbstentsagung, den hohen, freien Hang seines Geistes zu speziell historischen Studien herabzudrücken und seinen reichen, selbstständigen Genius mit der lieben Noth des positiven Wissens zu belasten.

Er quartirte sich in das Haus des Professors Haug ein, mit dem er seit Jahren in einem literarischen Verkehr stand. Hier wirthschaftete er in einem kleinen Zimmer, Parterre, eine Zeitlang in Gesellschaft mit dem Lieutenant Kapff, welcher zugleich mit ihm aus der Akademie getreten war. Beide waren arm und hatten mit andern Gesellen meistens gemeinschaftliche frugale, aber durch jugendliche gute Laune gewürzte Abendmahlzeiten, die sie selbst bereiten konnten, denn das Essen bestand aus einer Knackwurst und aus Kartoffelsalat. „Der Wein," sagt Scharffenstein, „war freilich ein schwieriger Artikel, und noch sehe ich des guten Schiller Triumph, wenn er uns mit einigen Dreibätznern aus dem Erlöß seiner selbstverlegten Gedichte erfreuen konnte. Da war die Welt unser!"

Er scheint mit diesen und andern Freunden in einem bewegten Verkehr gelebt zu haben. Seine literarischen Freunde waren auch seine Herzensfreunde, denn er trug das Menschliche und sein Gemüth in jedes Verhältniß. Liebevoll kam er jedem entgegen, der sich ihm näherte. Der liebenswürdige Streicher, ein angehender Tonkünstler, machte ein halbes Jahr nach seinem Austritte aus der Akademie seine Bekanntschaft, und schloß sich mit einer beinahe an Schwärmerei gränzenden Hingebung an ihn an, so daß selten ein Tag verging, wo er ihn nicht auf kurze Zeit sah und sprach. Conz, den er von seinen Knabenspielen in Lorch her kannte, besuchte ihn öfters von Tübingen aus. Es war einer seiner poetischen Freunde. Schiller schrieb ihm aus Sallust, seinem damaligen Lieblingsschriftsteller, jenes bedeutungsvolle Wort: quoniam vita ipsa, qua fruimur, brevis est, memoriam nostri quam maxime longam efficere, in das Stammbuch,

[1] Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 7, S. 52.

ein Wort an dem sich schon mancher hochherzige Jüngling erbaut hat. In seiner Lage fühlte er sich damals noch ganz leidlich, und äußerte sich gegen Conz zufrieden damit, daß sein Schicksal nun diese Wendung genommen, und daß er die lange Laufbahn eines würtembergischen Theologen nicht habe durchlaufen müssen: er sei nun fertig, ausgerüstet für die Welt. „Was wäre ich jetzt?“ setzte er hinzu: — „Ein Tübingisches Magisterchen!“ — Diese Worte waren übrigens mit solcher Gutmüthigkeit hingeworfen, daß sie für den Freund, der selbst ein solches Männchen zu werden trachtete, nichts Beleidigendes haben konnten. Was ihn aber damals in seinen Verhältnissen glücklich sein ließ, waren seine Räuber, welche er eben damals herausgegeben hatte. Wie mußte es den jungen Mann über alles hinwegsetzen, daß er jetzt, bei seinem Eintritt in die Welt, das Bekenntniß ablegen konnte, wie sehr er ihre Formen und Konventionen verachte!

Schon die Herausgabe der Räuber war eine hochwichtige Angelegenheit, welche zu vielen Debatten Veranlassung gab. Das Schauspiel erhielt die letzte Feile, und wurde den Freunden zur Beurtheilung mitgetheilt. Von seinem Freunde Petersen verlangt er in einem noch erhaltenen Briefe [1] „eine eigentliche Zergliederung nach dramatischer Behandlung, Verwickelung, Entwickelung, Charakteren, Dialog, Interesse u. s. w., welche nicht unter sechs Bogen sein dürfe.“ In einem noch vorhandenen Briefe an ebendenselben [2] nennt er die Gründe, warum er sein Stück gedruckt zu haben wünschte. „Der erste und wichtigste Grund, warum ich eine Herausgabe wünsche, ist jener allgewaltige Mammon, dem die Herberge unter meinem Dache nicht ansteht — das Geld.“ Stäudlin habe für einen Bogen seiner Verse einen Dukaten erhalten, warum sollte er für den Bogen seines Trauerspiels nicht eben so viel, nicht mehr bekommen? Was über fünfzig Gulden abfalle, das solle dem Freunde sein, der es treu und redlich verdient habe und es brauchen könne. Der zweite Grund sei das Urtheil der Welt, des unbestochenen Richters, und dazu

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1301.

[2] Ebendas. S. 1302.

komme noch die Erwartung, die Hoffnung und Begierde, was alles ihm seinen Aufenthalt im Lande der Prüfung verkürzen und versüßen und ihm die Grillen zerstreuen solle. Doch sollte das Schauspiel anonym erscheinen, wie es auch in der ersten Ausgabe wirklich geschah. Endlich wolle er sich seines poetischen Werkes entledigen, um sich in seinem Fache tüchtig auszubilden, damit er einmal Professor der Physiologie und Medizin werden könne. — So unwichtig kam ihm der Schritt vor, der über das Schicksal seines Lebens entscheiden sollte!

Jetzt ward über eine Vignette deliberirt, welche unentgeldlich zu radiren sich ein Kamerad der Karlsschule aus der Klasse der Kupferstecher erbot. Es wurde, für die Tendenz des Stücks bezeichnend genug, ein aufsteigender zorniger Löwe beliebt, mit dem Motto: in Tirannos. Dieses ungestalte Thier mit erhobener Vordertatze, aufgestrecktem Schweif und grimmigem Gesichte und mit derselben Unterschrift repräsentirt sich auch in der zweiten Auflage von 1782. In der dritten Ausgabe von 1799 zerreißt ein Löwe den andern, und die Vignette ist viel reinlicher und zierlicher gemacht; das bedenkliche Motto ist aber auch hier nicht weggeblieben. — Nun ging es an den Akkord mit einem subalternen Buchdrucker, der aber, dem Handel nicht trauend, den Druck nicht anders, als auf Schiller's Kosten übernehmen wollte. Der arme Autor mußte das Geld borgen, da aber keiner seiner Freunde die Summe von ungefähr 150 Gulden besaß, so verbürgte sich eine dritte Person bei dem Darleiher für die richtige Zurückbezahlung. „Diese erste Edition“, erzählt Scharffenstein, und man kann hinzufügen auch die zweite, „fast Fliesspapier, sah aus, wie die Mordgeschichten und Lieder aus Reutlingen, die von Hausirern herumgetragen werden.“ Auch war sie durch eine inkorrekte Orthographie und durch abscheuliche Druckfehler entstellt, wenn man von der „zwoten verbesserten Auflage“ auf die erste zurückschließen darf, welche ich nie zu Gesicht bekommen habe.

Um zu versuchen, ob er nicht zu einigem Ersatz seiner Ausgaben gelangen könnte, und um sein Werk auch im Auslande bekannt zu machen, schrieb er noch vor Beendigung

des Druckes an den Hofkammerrath und Buchhändler Schwan in Mannheim, welcher in dem vortheilhaftesten Rufe stand, und erhielt die ihm zugleich überschickten fertigen sieben ersten Bogen, mit Anmerkungen begleitet, zurück. Hierdurch, auf manches Grelle und Widerliche aufmerksam gemacht, änderte er Einiges in den letzten Bogen um, und ersetzte die schon gedruckte heftige Vorrede durch eine neue, in mildern Ausdrücken geschriebene.

Unbeschreibliche Freude machten die ersten vollendeten Exemplare; da sie jedoch wenig Absatz hatten, sah Schiller allmählig den Wachsthum des aufgespeicherten Bücherballens mit komisch bedenklichen Augen und mit beklemmtem Herzen an. Allgemach gewahrte er, daß der Selbstverlag in seinen Verhältnissen mit mehr Begeisterung als Umsicht unternommen worden sei. Dieser mißliche Zustand dauerte eine geraume Zeit fort, doch nach und nach fing das Meteor am literarischen Himmel zu zünden an. „Ich erinnere mich", erzählt Scharffenstein, „daß einige reisende Belesprits in schöner Equipage vor das Quartier angefahren kamen, z. B. Leichsenring. So schmeichelhaft ein solcher Zuspruch nachher dünkte, war er doch im ersten Augenblick nicht sehr erbaulich, denn man fand sich in dem größten, nichts weniger als eleganten Negligee, in einem nach Taback und Allerhand stinkenden Loche, wo außer einem großen Tisch, zwei Bänken, und an der Wand hängenden schmalen Garderobe, angestrichenen Hosen u. s. w. nichts anzutreffen war, als in einer Ecke ganze Ballen der Räuber, in einem andern ein Haufen Kartoffeln mit leeren Tellern, Bouteillen und dergleichen unter einander. Eine schüchterne, stillschweigende Revüe dieser Gegenstände ging jedesmal dem Gespräch voran."

Unterdessen war er mit Dalberg in Verbindung gekommen, welcher, durch Schwan auf die Räuber aufmerksam gemacht, den Dichter aufforderte, dieses Stück für die Aufführung umzuarbeiten, und auch alle seine künftigen Schauspiele für das Mannheimer Theater einzurichten. Wolfgang Heribert Reichsfreiherr von Dalberg, damals kurpfälzischer Geheimerath, Obersilberkämmerling und Vizekammerpräsident, war sowohl durch diese Würden, als wegen seines Reichthums

und seiner Bemühungen um Kunst und Wissenschaft, ein höchst angesehener und achtbarer Mann. Vom Kaiser Leopold II. wurde er später 1790 bei dem Krönungsfeste zum ersten Reichsritter geschlagen. Er machte sich durch eine Menge dramatischer Gedichte bekannt und war damals auch erster Präsident der deutschen Gesellschaft in Mannheim und Intendant des von ihm gestifteten Mannheimer Theaters, welches er so hob, daß es geraume Zeit für die Pflanzschule der dramatischen Kunst in Deutschland galt. Mit einem solchen Manne in ein näheres Verhältniß zu treten, mußte unserm Dichterjüngling eben so vortheilhaft und fördernd, als ehrenvoll erscheinen!

Seine Räuber waren nicht für die Bühne geschrieben. Wie hätte der Feuerkopf sich in die Pallisaden des Aristoteles und Batteux einkeilen können! Er räth selbst in der Vorrede davon ab, dieses Schauspiel auf die Bühne zu bringen. Jetzt aber, da seine Mannheimer Gönner den Wunsch und das Verlangen aussprachen, daß es aufgeführt würde, wurde er andern Sinnes, besonders da das erste Theater von Deutschland sich um sein Stück bewarb. Mit den Versicherungen der größten Ergebenheit und Verehrung wurde Sr. Excellenz, dem insonders Hochzuvenerirenden Gönner geantwortet. Ein Vertrag kam zu Stande, daß Schiller für ein bestimmtes Honorar das Stück (welches sogleich nach seiner Bekanntmachung die berüchtigte Verstümmelung durch Plümicke in Berlin erfahren hatte) theaterrecht machen sollte; das umgearbeitete Schauspiel wollte dann die Theaterdirektion in eigenen Verlag nehmen, wie sie es auch bei andern für die Mannheimer Bühne verfertigten Schauspielen zu thun pflegte.

Mit dem größten Eifer machte sich Schiller in der zweiten Hälfte August's 1781 an diese neue Arbeit, mit welcher er innerhalb vierzehn Tagen fertig werden zu können glaubte, die er aber erst den sechsten Oktober überschicken konnte. Die immerwährenden, damals gehäuften Lazarethbesuche, da eine Ruhrepidemie im Regiment ausgebrochen war, das tägliche Erscheinen auf der Wachtparade, um seinem General den Rapport über die Kranken abzustatten, unterbrachen ihn in seiner poetischen Arbeit auf die unangenehmste Weise und raubten ihm auch die Stimmung in freien Stunden. Dazu

fiel es ihm entsetzlich schwer, sich in die Theaterforderungen einzuschränken, und oft gerade solche Scenen und Stellen zu unterdrücken, welche ihm die gelungensten zu sein schienen. Er hatte von den Theaterbedürfnissen und einer guten Bühne gar keine lebendige Anschauung; denn das erst seit einem Jahre errichtete stehende Theater in Stuttgart war, wie er selbst sagt, noch im Stande der Minderjährigkeit. Das erschwerte seine Arbeit sehr. Wenn er, seiner lästigen Dienstverhältnisse entbunden, in Mannheim, dem Paradiese der dramatischen Muse, leben könnte, dann, meinte er, sollte ihm alles besser gelingen! Er überschickte den umgeschmolzenen Verlornen Sohn, an Dalberg mit einem Briefe, in welchem er unter Anderm sagt: „Nach vollendeter Arbeit darf ich Sie versichern, daß ich mit weniger Anstrengung des Geistes und gewiß mit noch weit mehr Vergnügen ein neues Stück, ja selbst ein Meisterstück schaffen wollte, als mich der nun gethanen Arbeit nochmals unterziehen. Hier mußte ich Fehlern abhelfen, die in der Grundlage des Stücks schon nothwendig wurzeln, hier mußte ich an sich gute Züge den Gränzen der Bühne, dem Eigensinne des Parterre, dem Unverstand der Gallerie oder sonst leidigen Konvenienzen aufopfern, und einem so durchdringenden Kenner, wie ich in Ihnen zu verehren weiß, wird es nicht unbekannt sein können, daß es, wie in der Natur, so auch auf der Bühne für Eine Idee, Eine Empfindung auch nur Einen Ausdruck, Ein Kolorit gibt. Eine Veränderung, die ich in Einem Charakterzuge vornehme, gibt oft dem ganzen Charakter und folglich auch seinen Handlungen, und der auf diesen Handlungen ruhenden Mechanik des Stücks eine andere Wendung“[1].

Nun begann aber erst eine weitläufige Korrespondenz noch das ganze Jahr hindurch, denn Dalberg machte manche Einwürfe und schlug Veränderungen vor, gegen die Schiller sich vertheidigte und welche er ungern sich gefallen lassen wollte. Die Theaterausgabe unterscheidet sich hauptsächlich durch folgende Abänderungen von der frühern. Franz wird von der abgeschickten Räuberschaar lebendig in den Wald

[1] Schiller's Briefe an Dalberg. Karlsruhe und Baden, 1824, S. 11

gebracht, und verurtheilt, im Thurm zu verhungern. Dieser Bösewicht hat seinen Helfershelfer Hermann verloren, und ist gezwungen, seine eigenen Hände zu gebrauchen; in der Mitte des vierten Akts zerfallen beide Schurken und reiben sich aneinander. Dann wollte Dalberg durchaus, daß sich Amalia selbst tödte, so sehr Schiller auch überzeugt war, daß Moor seine Amalia ermorden müsse, und daß dieses eine positive Schönheit seines Charakters sei, die einerseits den feurigsten Liebhaber, andererseits den Banditenführer mit dem lebhaftesten Kolorit auszeichne. Er gab diese Veränderung Dalbergs auch nicht für den Druck zu, sondern ließ sie nur auf dem Theater hingehen, und sprach sich später noch stark genug gegen dieselbe in seiner anonymen Selbstkritik aus: „Soll Amalia sich selbst erstechen? Mir ekelt vor diesem alltäglichen Behelf der schlechten Dramatiker, die ihre Helden über Hals und Kopf abschlachten, damit dem Zuschauer die Suppe nicht kalt werde.“ Er hielt diese von unserer jetzigen Ausgabe abweichende Schlußscene der Theaterauflage für die Krone des ganzen Stücks. Ferner verlangte Dalberg, daß die Handlung in das Zeitalter des Maximilian zurückgelegt werden sollte, weil es unwahrscheinlich sei, daß zur Zeit des siebenjährigen Kriegs, bei einer so abgeschliffenen Polizei, eine solche meisterlose Rotte gleichsam im Schooß der Gesetze habe entstehen können. Der Verfasser machte aufs eifrigste geltend, daß die Personen seines Dramas zu modern, zu aufgeklärt sprächen, ihrem Charakter nach ganz aus der gegenwärtigen Welt herausgehoben seien, daß namentlich Amalia's sentimentale Liebesschwärmerei gegen die einfache Ritterliebe des Maximilianischen Zeitalters einen abscheulichen Kontrast bilde u. s. w. Dennoch mußte er sich endlich mit widerstrebendem Herzen auch in diesem Punkte dem Verlangen des „Kenners“ fügen, tadelt aber nachher in der mehrerwähnten Selbstkritik diese Verlegung: „Die Zeit wurde verändert, Fabel und Charaktere blieben. So entstand ein buntfarbiges Ding, wie die Hosen des Harlekin; alle Personen sprechen zu studirt; jetzt findet man Anspielungen auf Sachen, die ein paar hundert Jahre nachher geschehen oder gestattet werden durften.“ Es mußte dem Dichter auch entsetzlich sein,

daß das Drama aus einer Zeit herausgerissen wurde, von welcher es eigentlich eine Kritik, auf welche es ein Angriff war. Doch konnte bei der Aufführung dieser aufgenöthigte Uebelstand die Wirkung des mächtigen Stückes auf ein Publikum, welches noch nicht kritisch urtheilte, wenig schwächen. Endlich wurden in dieser neuen Recension noch manche Scenen ganz umgebildet, und das Ganze bedeutend zusammengezogen. So z. B. die Scene Karl Moor's und Amalia's im Garten. Der unbekannte Graf hat ihr den Trauring, den sie ihm vor vielen Jahren gegeben, an den Finger gespielt, ohne daß sie ihn erkannte. Er erzählt ihr ihre eigene Geschichte, welche sie für eine andere auslegt; und dann endigt sich die Scene also:

K. Moor. Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia. Unglücklich, daß sie dich von sich stieß!

K. Moor. Unglücklicher, weil sie mich zwiefach umwindet.

Amalia. O dann gewiß unglücklich! — Das liebe Mädchen! Sie sei meine Schwester, und dann eine bessere Welt —

K. Moor. Wo die Schleier fallen, und die Liebe mit Entsetzen zurückprallt — Ewigkeit heißt ihr Name. — Meine Amalia ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (etwas bitter). Sind es alle, die dich lieben und Amalia heißen?

K. Moor. Alle — wenn sie wähnen, einen Engel zu umfassen, und ein Todtschläger in ihren Armen liegt. — Wehe meiner Amalia! sie ist ein unglückliches Mädchen.

Amalia (im Ausdruck der heftigsten Rührung). Ich beweine sie!

K. Moor (nimmt stillschweigend ihre Hand und hält ihr den Ring vor die Augen). Weine über dich selbst! (er stürzt hinaus).

Amalia (niedergesunken). Karl! — Himmel und Erde!

Wirklich ein erschütternder Schluß, mit welchem sich die lyrische Auflösung der Originalausgabe nicht vergleichen kann. Nur Schade, daß das Ganze auf der so schwankenden, so wenig motivirten Grundlage ruht, als habe die Liebende ihren Geliebten nach so kurzer Zeit nicht wieder erkannt.

Achtes Kapitel.

Herausgabe der Anthologie. Die in dieser Sammlung enthaltenen Schiller'schen Gedichte.

Noch in demselben Jahre 1781 besorgte der thätige Dichter einen Musenalmanach unter dem Titel: Anthologie für das Jahr 1782.

Er zerfiel nämlich, es ist nicht bekannt warum, mit G. F. Stäudlin, dem Bruder des bekannten Theologen, welcher als Kanzleiadvokat in Stuttgart lebte, und sich, bei geringem Talente, zum Chorführer der poetischen Zunft im Lande aufgeworfen hatte. Da Stäudlin den Plan hatte, einen Musenalmanach herauszugeben, so wollte Schiller nach seiner Sinnesweise denselben „zermalmen," wie Scharffenstein sagt. Zugleich wollte er es, da sein Schauspiel ihm so schlechten Gewinn gebracht, mit etwas anderm versuchen. Was er und seine Freunde, Petersen, Friedr. Pfeiffer, der Graf Zuccato und andere, zum Theil noch von der Akademie her, vorräthig hatten, konnte man hier gut unterbringen, und was an Gedichten noch fehlte, gab die reichlich strömende poetische Ader. Doch fand er wenig Theilnehmer; das meiste in der Anthologie ist von ihm selbst. „Seine Fahne," sagt Scharffenstein,

„hatte etwas Unheimliches, Energisches, das sentimentale, weichliche poetische Rekruten eher abschreckte, als anzog."

Wie die erste Auflage der Räuber, erschien auch diese merkwürdige Anthologie, von der sich nur noch wenig Exemplare erhalten haben möchten, anonym. Die Dichter haben sich nur mit einzelnen Buchstaben unterzeichnet: Schiller meistens mit Y, aber auch mit andern Lettern. Auf dem Titelblatt steht unter der Vignette eines Apollokopfes die Angabe: Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko. Diese Fiktion wird dann in der Vorrede weiter fortgesetzt. Es soll eine sibirische Blumenlese sein, die sich neben dem Stäudlin'schen Musenalmanach in dem weitentlegenen Deutschland Einlaß bittet. „Wenn eure Homere im Schlafe reden," heißt es in der Vorrede, „und eure Herkules Mücken mit ihren Keulen erschlagen; wenn jeder, der seinen bezahlten Schmerz in Leichenalexandriner auszutropfen versteht, das für eine Vokation auf den Helikon auslegt: wird man uns Nordländern verdenken, mitunter auch in den Leierklang der Musen zu klimpern? — Eure Matadore wollen Silbergeld gemünzt haben, wenn sie ihr Brustbild auf elendes Messing prägten; — und zu Tobolsko werden die Falschmünzer aufgehangen. Zwar möchtet ihr oft auch bei uns Papiergeld statt russischer Rubel finden, aber Krieg und theure Zeit entschuldigen alles."

Vor dem Sendschreiben, aus welchem wir diese Worte genommen haben, befindet sich, ebenfalls von Schiller verfaßt, die Dedikation: „Meinem Prinzipal, dem Tod, zugeschrieben." Man findet jetzt dieses merkwürdige, übrigens ziemlich geschmacklose und unerquickliche Aktenstück wieder in Döring's Nachlese abgedruckt.

Indem wir zu einer kurzen Charakteristik der in dieser Anthologie enthaltenen Schiller'schen Gedichte übergehen, bemerken wir zum voraus, daß sie sich theils auf Literarisches beziehen, theils des Dichters Selbst- und Freiheitsgefühl aussprechen, theils seines Herzens Liebe und Freundschaft verherrlichen, theils endlich mehr äußere Objekte darstellen. Wir werden diejenigen, welche ihr Verfasser später in seine Gedichtsammlung nicht wieder aufnahm, mit einem Kreuz bezeichnen, und die Namenschiffer hinter einem jeden Gedichte beifügen.

1) Literarische Stoffe.

Es war natürlich, daß die Anthologie über Stäudlin's Musenalmanach ihre Geißel schwang, und da Schiller in ihr unter mehreren Namenszeichen erscheint, so weiß man nicht, welche von diesen satyrischen und epigrammatischen Gedichten ihm angehören. In einem dieser Spottgedichte: „Die Rache der Musen, eine Anekdote vom Helikon," welches nur mit einem Sternchen unterzeichnet ist, wird erzählt, wie Melpomene eine Furie mit ihrer Kleidung und ihrer Leyer ausgestattet habe, um sich vor ihren zudringlichen Verfolgern zu retten, welche dann über die maskirte Furie hergefallen seien. Der Scherz endigt mit den Worten:

„Die Göttin abortirt darnach:
Kam 'raus ein neuer — Almanach."

Sehr merkwürdig ist die abgeneigte Stimmung, welche sich gegen Klopstock ausspricht. Folgendes Epigramm ist gewiß von Schiller:

„Die Messiade.
Religion beschenkte dieß Gedicht.
Auch umgekehrt? — Das frag mich nicht.
Rr."

Er hatte sich damals schon vom Einflusse Klopstocks beinahe ganz frei gemacht. Einmal sah Conz auf seinem Schreibtische — er hatte meist wenige Bücher um sich — Klopstocks Oden liegen, und zwar im Karlsruher Nachdruck. Als er das Buch durchblätterte, fand er, daß eine beträchtliche Anzahl Gedichte mit großen, quer ins Kreuz gezogenen, derben Dintenzügen durchstrichen war. Auf die Frage, was dieß zu bedeuten habe, antwortete er: diese gefallen mir nicht. Sein Verdammungsurtheil hatte hauptsächlich nur solche getroffen, in denen die Reflexion und eine grammatisch-wissenschaftliche Tendenz die eigentliche lyrische Begeisterung überwog.

Dagegen fühlte er sich zu seinem Landsmann Wieland hingezogen, dessen innerhalb der Sphäre des Menschen weilende Dichtung mehr mit seiner jetzigen Denkweise übereinstimmte, als die transcendente des Sängers des Messias. Er mochte fühlen, daß seine eigene Darstellung nicht mehr

gewinnen könne, als wenn er ihr manche Tugenden des Wieland'schen Stils aneignete. Er schrieb daher auch an Wieland, und war überglücklich, von ihm eine anerkennende, ja schmeichelhafte Antwort zu erhalten. Hieraus ist denn folgendes Epigramm zu erklären, mochte es nun aus der poetischen Genossenschaft verfertigt haben, wer da will:

„Klopstock und Wieland,
als ihre Silhouetten neben einander hingen.

Gewiß, bin ich nur überm Strome drüben,
Gewiß will ich den Mann zur Rechten lieben,
Dann erst ist dieser Mann für mich.
Für Menschen hat der linke Mann geschrieben,
Ihn darf auch unser einer lieben,
Komm, linker Mann! ich küsse dich.
A."

Auch Lavater mußte in dieser Anthologie den Spott wieder erfahren, welchen er schon früher über sich hatte müssen ergehen lassen [1].

„Grabschrift
eines gewissen Physiognomen.

Weß Geistes Kind im Kopf gesessen
Konnt' er auf jeder Nase lesen:
Und doch, — daß er es nicht gewesen,
Den Gott zu diesem Werk erlesen,
Konnt' er nicht auf der seinen lesen.
O."

Weit bedeutender, als diese literarischen Scherze aber ist das: **Monument Moor's, des Räubers** (*), mit der Unterschrift: **Vom Verfasser der Räuber.** Man findet in diesem Gedichte ganz den Charakter, die Idee, die Beziehungen und die Lehre wieder, worauf wir schon oben bei der Exposition des Stückes aufmerksam gemacht haben. Wir theilen diese Interpretation der Räuber aus der Seele ihres Verfassers hier mit:

„Vollendet!
Heil dir! vollendet!
Majestätischer Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht.

[1] Siehe oben Kapitel 5, S. 60.

Hoher Gefallener!
Deines Geschlechts Beginner und Ender!
Seltner Sohn ihrer schrecklichsten Laune,
Erhabener Verstoß der Mutter Natur!

Durch wolkigte Nacht ein prächtiger Blitz!
Hui! hinter ihm schlagen die Pforten zusammen!
Geizig schlingt ihn der Rachen der Nacht!
Zucken die Völker
Unter seiner verderbenden Pracht!
Aber Heil dir! vollendet!
Majestätischer Sünder!
Deine furchtbare Rolle vollbracht;

Modre — verstieb
In der Wiege des offnen Himmels!
Fürchterlich jedem Sünder zur Schau,
Wo dem Thron gegenüber
Heißer Ruhmsucht furchtbare Schranke steigt!
Siehe! der Ewigkeit übergibt dich die Schande!
Zu den Sternen des Ruhms
Klimmst du auf den Schultern der Schande!
Einst wird unter dir auch die Schande zerstieben,
Und dich reicht — die Bewunderung.

Nassen Auges an deinem schauernden Grabe
Männer vorüber —
Freue dich der Thräne der Männer,
Des Gerichteten Geist!
Nassen Auges an deinem schauernden Grabe
Jüngst ein Mädchen vorüber,
Hörte die furchtbare Kunde
Deiner Thaten vom steinernen Herold,
Und das Mädchen — freue dich, freue dich!
Wischte die Thräne nicht ab.
Ferne stand ich — sah die Perle fallen,
Und ich rief ihr: Amalia!

Jünglinge! Jünglinge!
Mit des Genies gefährlichem Aetherstrahl,
Lernt behutsamer spielen,
Störrig knirscht in den Zügel das Sonnenroß.
Wie's am Seile des Meisters
Erd und Himmel in sanfterem Schwunge wiegt,

Flammts am kindischen Zaume
Erd und Himmel in lodernden Brand!
Unterging in den Trümmern
Der muthwillige Phaëthon.

Kind des himmlischen Genius,
Glühendes, thatenlechzendes Herz!
Reizet dich das Mahl meines Räubers?
War wie du glühenden, thatenlechzenden Herzens,
War wie du des himmlischen Genius Kind.
Aber du lächelst und gehst —
Dein Blick durchfliegt den Raum der Weltgeschichte,
Moorn den Räuber findest du nicht —
Steh und lächle nicht Jüngling!
Seine Sünde lebt — lebt seine Schande,
Räuber Moor nur — ihr Name nicht."

Ich erkläre das Ende dieses Gedichtes so: „Laß den Eindruck meines Gedichtes sich bei dir, Jüngling, nicht durch den Gedanken schwächen, daß der Räuber Moor nie gelebt habe. Die Sünde und die Schande, welche ich zu schildern eigentlich beabsichtigte, liegen jedem talentvollen Jüngling nahe genug, wenn auch der Name eines Räubers, unter dem ich jene Sünde und Schande darstellte, der Fabel angehört."

Göthe vergleicht bei Eckermann unsern deutschen Dichter mit Byron; und wirklich erinnern seine Räuber und andere Poesien seiner ersten Periode an des Engländers Haß der bürgerlichen Ordnung und Verachtung aller Dinge. Nur daß ihn endlich sein reiner Sinn und sein deutsches Herz über eine Welt emporhoben, die den Briten immer umstrickt hielt. Daher ist Schiller's Dichtung nur eine Zeitlang polemisch, Byron dagegen sprach seine Ideale fortwährend im Gegensatz zur wirklichen Welt aus. Merkwürdig aber ist es, daß jener verwandte Genius durch seine poetische Erzählung, der Korsar, mit Schiller in der Idee der Räuber ganz zusammentraf. Wie der Graf Karl Moor ist der Laird des schottischen Hochlandes, Konrad, aus früherm Mißgeschicke, von Menschenhaß erfüllt; und der bürgerlichen Gesellschaft und ihren Gesetzen den Fehdehandschuh hinwerfend, sammelt er eine Rotte von Bösewichtern um sich, als deren Oberhaupt er einen Räuberstaat auf einer der cykladischen Inseln gründet,

bis er zuletzt, nur gegen seine Medora der innigsten Empfindung fähig, blutbefleckt untergeht.

2) Pathetisch-satyrische Gedichte.

Die pathetische oder strafende Satyre entsteht, wenn eine erhabene Seele ihre aus einem entgegenstehenden Ideale entspringende Abneigung gegen die reale Welt poetisch darstellt[1]. Schiller's Ideal, welches jedes andere überwog, war Geistesfreiheit, Menschenwürde. Von dieser Stätte aus ergoß er mit jenem philosophischen Geiste, „der mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Wesen trennt und in die Tiefen der Dinge dringt," seine strengen Strafworte über das, was ihm im wirklichen Leben verdorben zu sein schien. So entstanden einige lyrische Gedichte, die ihrem Ursprung und Wesen nach ganz innerhalb der Räuber liegen.

Das Epigramm: Rousseau (in der Anthologie M. unterzeichnet) war ursprünglich ein langes Strafgedicht von vierzehn Strophen[2], von denen der Verfasser nur noch die erste und sechste aufbewahrt hat. Er beklagt den von Land zu Land umhergetriebenen Weisen, dessen Schicksal er nur allzubald theilen sollte, und fährt dann, so bitter als möglich, fort:

„Und wer sind sie, die den Weisen richten?
Geisterschlacken, die zur Tiefe flüchten
Vor dem Silberblicke des Genies;
Abgesplittert von dem Schöpfungswerke,
Gegen Riesen Rousseau kind'sche Zwerge,
Denen nie Prometheus Feuer blies!
Brücken vom Instinkte zum Gedanken,
Angeflicket an der Menschheit Schranken,
Wo schon gröbere Lüfte wehen;
In die Kluft der Wesen eingekeilet,
Wo der Affe aus dem Thierreich geilet,
Und die Menschheit anhebt, abzustehen."

Später ruft er in derselben heftigen, aber immer tiefgeschöpften Sprache sein Anathema über die fromme Religionswuth aus, und stellt dar, wie sich Vorurtheil, Dummheit und Eigennutz zu Rousseau's Untergang verbunden hätten:

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1239.

[2] Jetzt, wie alle diese Jugendgedichte, wieder abgedruckt in Döring's Nachlese zu Schiller's Werken.

„Geh' du Opfer dieses Drillingsdrachen,
Hüpfe freudig in den Todesnachen,
Großer Dulder! frank und frei.
Geh', erzähl' dort in der Geister Kreise
Diesen Traum vom Krieg der Frösch und Mäuse,
Dieses Lebens Jahrmarktsdudelei."

Seinen Unfrieden mit dem politischen Wesen spricht der Dichter zum Theil in dem Gedichte: Die schlimmen Monarchen (J. *) aus. Dieses Stück ist mit einer großen Kraft, aber auch mit der herbsten Bitterkeit und dem ungemessensten Hohn geschrieben, welcher besonders da stark hervortritt, wo der Dichter die Großen der Erde an das gemeinschaftliche Loos der Menschen erinnert. Hatte vielleicht die eigenmächtige Regierungsweise des Herzogs Karl eine solche widerstrebende Gesinnung erzeugt? Oder waren die Nordamerikanischen Freiheitsideen über Frankreich her damals auch in Deutschland eingedrungen? Oder waren in einigen Staaten Deutschland's die Fürstenthrone in der öffentlichen Meinung schon mürbe geworden, einige Jahre vorher, ehe der korsische Eroberer sie zertrümmerte oder nach Willkühr mit ihnen verfügte, was ohne jene Vorbereitung nicht so leicht und rasch hätte geschehen können? Wie dem auch sei, in mehreren Gedichten der Anthologie spricht sich eine entschiedene Abneigung aus, und der junge Schiller ladet mit ähnlicher Kraftsprache die schlimmen Monarchen vor seinen sittlichen Richterstuhl, wie etwa die alten Propheten manche israelitische Könige vor ihren religiösen. So ruft er ihnen z. B. zu:

„Decken euch Seraile dann und Schlösser,
Wann des Himmels fürchterlicher Presser
An des großen Pfundes Zinse mahnt?
Ich bezahlt den Bankerott der Jugend
Mit Gelübden und mit lächerlicher Tugend,
Die — Hanswurst erfand."

In dem Gedichte: An einen Moralisten, Fragment (M.), wird das Unvermögen des Alters verspottet, welches der raschen Jugend eine pedantische Moral predigen will. Der Verfasser hat dieses Gedicht später verstümmelt wieder aufgenommen, wodurch es zwar züchtig und anständig, aber

auch schwach und leer geworden ist. Statt des ersten Abschnittes in der jetzigen Ausgabe begann das Gedicht urspüngliche mit folgenden zwei Strophen:

„Betagter Renegat der lächelnden Dione!
Du lehrst, daß Lieben Tändeln sei,
Blickst von des Alters Winterwolkenthrone,
Und schmälest auf den goldnen Mai.

Erkennt Natur auch Schreibepultgesetze?
Für eine warme Welt — taugt ein erfrorner Sinn?
Die Armuth ist, nach dem Aesop, der Schätze
Verdächtige Verächterin!"

Es wogt durch dieses Gedicht in seiner ersten Gestalt, so wie durch andere Jugendarbeiten, eine schwellende Ader glühender Sinnlichkeit. Wahrscheinlich bedurfte es des Einflusses Wielands nicht, daß die feurige Einbildungskraft und die reizbare Natur des jungen Mannes zu einzelnen Darstellungen und Bildern geführt wurde, welche später sein eigenes veredeltes Gefühl beleidigten. Wie in seinen socialen Ansichten, so trieb ihn auch hier seine energische Natur, ehe sie durch Besonnenheit und sittliche Bildung gemäßigt und veredelt war, zum Aeußersten hin. Ihm war damals nur der nackte Mensch, als solcher, die Vernunft und die Natur ehrwürdig, sonst nichts.

Den Gipfel in dieser Gattung nimmt das Lied ein: Kastraten und Männer (D), welches er später unter dem Titel: Männerwürde, abgekürzt und verändert aufnahm. In den neusten Ausgaben fehlt es, mit Unrecht, ganz; denn auch das Anstößige, was Schiller gemacht hat, trägt noch das Gepräge seines hohen Sinnes. Er macht hier gegen eine heuchlerische Decenz seiner Zeit die Rechte der gesunden sinnlichen Natur geltend, durch die ja auch — und wer könnte das läugnen? — alle poetische und sittliche Kraft des Menschen bedingt sei. Der Verfasser hatte den Grundton schon in seinen Räubern (Akt 1, Scene 2) angestimmt: "Pfui! Pfui! über das schlappe Kastraten-Jahrhundert, zu nichts nütze, als die Thaten der Vorzeit wiederzukäuen. Die Kraft seiner Lenden ist versiegen gegangen, und nun muß Bierhefe den Menschen fortpflanzen helfen."

Ich bin weit entfernt, diese Jugendprodukte, die meistens nur noch einen historischen Werth haben, im mindesten in Schutz nehmen zu wollen, aber ich möchte auch der Apologet der Zeit nicht sein, welche sie in dem edelsten Jüngling hervorrief. Eine von der Natur abgeirrte Kultur wird den sich selbst fühlenden Genius unvermeidlich ins Rohe und Grasse hineinstoßen, aus welchem primitiven Naturzustande sich seine Kraft nur allmählig zur reinen Schönheit emporarbeiten kann. Die Sprache aller Insurgenten ist rauh und grob, so auch eines Dichters, welcher mit der Welt in Krieg begriffen ist. Wie glücklich ist der Jüngling zu preisen, welcher sich in freundlicher Uebereinstimmung mit seinen Verhältnissen entwickeln kann, und dessen beglückende schöne Begeisterung sich ihm nie in das herbe Gefühl der Entrüstung verbittert. Glücklich der Jüngling, — aber noch glücklicher die Zeiten, in denen das möglich ist!

4) Gedichte der Liebe und Freundschaft.

Wir treten unter einen reinern Himmel, in ein milderes Klima. Wie der Jüngling seinen Freiheitssinn nur polemisch gestalten konnte, so war er so glücklich, die zarte Menschlichkeit seines Herzens positiv ausprägen zu können. Den engern Traum von Liebe und Freundschaft konnte er schon frühe in einer Reihe von Gedichten ausspinnen, ehe er sich im Kampfe mit seiner Gegnerin, der Welt, hinlänglich gestärkt hatte, den Traum der Freiheit in einem großen Gemälde, im Don Karlos, zu entfalten.

Wie aber die poetisch geformten Ausstellungen an dem Zustande der Gesellschaft von seinem Nachdenken ausgingen, so gründen sich auch die meisten und die gehaltvollsten dieser Lieder auf ein vorangegangenes Denken.

Unser Freund hatte sich jenes pantheistische Philosophem aufgebaut, welches er in den Philosophischen Briefen den Julius aufstellen läßt[1]. Für diese sind mehrere dieser Gedichte eigens verfertigt, wie denn Schiller wirklich deren einige in sie eingerückt hat; die andern sind aber wenigstens auf diesem philosophischen Standpunkte gedichtet, oder doch mit einem

[1] Siehe oben Kap. 4., S. 46 f., Schiller's Werke in E. B.; S. 765, u. folg.

metaphysischen Gehalte mehr oder weniger ausgestattet. Denn nachdem sich sein spekulatives Interesse an diesem Lieblingsstoffe längst erschöpft hatte, fuhr er dennoch fort, ihn poetisch zu behandeln. Hierdurch bestimmte sich der ganz eigenthümliche Charakter dieser Liebes- und Freundschaftslieder, welchen durch den Einfluß seines philosophirenden Geistes bald seine ganze Dichtung annahm. Sie sind nicht nur ideenreicher und strenger, als dergleichen Lieder anderer Dichter, sondern sie sind auch aus dem Herzen, der Phantasie und dem Leben nur mittelbar entsprungen, und die verbindende, aber auch trennende Brücke ist eben die philosophirende Denkkraft. Der alle Erfahrung überflügelnde spekulative Geist eröffnete der Phantasie höhere Sphären und weitere Räume, er siedelte sie im Unendlichen an, und bereitete ihr überirdische Stoffe zur Verarbeitung zu, welche Stoffe sie um so begieriger ergriff, je ärmer und unbefriedigender das wirkliche Leben war. Daher haben diese Gedichte einerseits den Charakter des Universellen, Pantheistischen, Unermeßlichen, andrerseits geht ihnen aber die leichte, einfache, klare Natürlichkeit und Anschaulichkeit ganz ab. Der Ocean, die Schöpfung, das Weltall, die Ewigkeit und ähnliche Ausdrücke werden für leichter faßliche und näher liegende Bilder allzuhäufig herangezogen. Und mit der Phantasie wandeln häufig auch die Charaktere an der äußersten Gränze des Menschlichen und Wahrscheinlichen, und die Empfindungen können sich selten in dem schönen Maße halten. Dieser einheimische Hang zum Allgemeinen modificirt auch Schiller's reiffste Dichtung noch, während er manche andere Mängel, die sich nur auf seine Entwickelung gründeten, frühe überwand.

Der Triumph der Liebe (I) verknüpft einzelne mythologische Gemälde auf eine gefällige Weise mit einander, bis zu den Worten:

„Durch die ewige Natur
Duftet ihre Blumenspur,“

womit die Hymne in die Theosophie des Julius[1] eingreift, in welcher die Liebe eine so große Rolle spielt. Die Liebe

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 768.

durchwebt die ganze Natur — die Liebe erhebt uns zu Gott und führt uns zum Glauben an die Unsterblichkeit.

Die Freundschaft, „aus den Briefen des Julius an Raphael, einem noch ungedruckten Romane (Y)," ist ein eben so tiefgedachtes, als tiefgefühltes, herrliches Gedicht. Es gehört durchaus jener Theosophie an, welcher es sein Verfasser später auch ganz einverleibte. Auch in der geistigen Welt gibt es eine Anziehung; sie heißt Liebe, welche die Stufenleiter zur Gottähnlichkeit ist. „Seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist, sagt der Stifter unseres Glaubens. Die schwache Menschheit erblaßte bei diesem Gebote, darum erklärte er sich deutlicher: Liebet euch unter einander."

Indem ich zu einer kurzen Charakterisirung der Laura-Gedichte übergehe, bemerke ich zum voraus, daß die noch immer nachgesprochene Meinung, als bezögen sich dieselben auf die Tochter des Schwan in Mannheim, schon deßwegen thöricht ist, weil sie schon geschrieben waren, als Schiller dieses Mädchen kennen lernte. Im Januar und Mai 1782 reis'te er nach Mannheim (bei welchem zweimaligen kurzen Aufenthalt es in Frage steht, ob er sie nur sah und kennen lernte, geschweige denn, daß er sich damals in eine Liebschaft eingelassen hätte), aber die Anthologie war im Januar desselben Jahres schon gedruckt, wie man aus der Vorrede sieht, die vom zweiten Februar datirt ist. Wie hätte diese Blumenlese bei späterm Erscheinen auch mit dem Musenalmanach Stäudlin's rivalisiren, und sich überhaupt eine Anthologie für das Jahr 1782 nennen können? In dieser Anthologie aber befinden sich alle Laura-Gedichte. Nach übereinstimmendem Zeugnisse von Conz, Frau von Wolzogen und Scharffenstein sind sie vielmehr durch die Bekanntschaft mit einer jungen Offizierswitwe in Stuttgart veranlaßt worden. Scharffenstein äußert sich in seiner burlesken Weise hierüber folgendermaßen: „Die gehalt- und gluthvollen Gedichte an Laura schlummerten schon lange in Schiller's Brust; es war die Liebesmystik dieser jugendlichen, erst ausfliegenden Feuerseele, und nichts weniger als eine Laura gab dieser Flamme den Durchbruch. Schiller wohnte in dem Hause einer Hauptmannswitwe; ein gutes Weib, das,

ohne im mindesten hübsch und sehr geistvoll zu sein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieses, in Ermanglung jedes andern weiblichen Wesens, wurde Laura. Schiller entbrannte, und absolvirte übrigens diesen ohnehin nicht lange dauernden platonischen Flug ganz gewiß ehrlich durch."

Diese Ansicht ist im Wesentlichen sicher die richtige, wenn auch dieser sinnlich exaltirte Liebestraum eher alles andere, als platonisch genannt werden kann. Der Dichter glüht für selbstgebildete Ideen und Phantasien, für eine Laura, die sein Geschöpf ist. Sein Gefühl ist durch seine Gedanken ins Gränzenlose verlockt, und überhüpft seinen Gegenstand. Individuelle Empfindungen und Verhältnisse werden nicht vorgeführt, und man erfährt von der Vielgepriesenen selbst beinahe gar nichts. In Phantasie an Laura (I) wird der Gedanke wieder glanzvoll ausgeführt, daß wie in der todten Schöpfung, so in der ganzen empfindenden Natur Anziehungskraft und Sympathie herrsche. Laura am Klavier (I) schildert mit jener weitgreifenden Kühnheit, welche die Seraphin, des Chaos Riesenarm, den Schöpfungssturm der Sonne und Aehnliches herbeizieht, den Eindruck, den ihr — Klavierspiel auf ihn macht. Die seligen Augenblicke, an Laura (I), selig nämlich, wenn der Liebende seine Angebetete sieht, hört, küßt, umarmt, zeigen uns doch nur eine sinnliche Leidenschaft, welche den Dichter in einen Paroxysmus des Entzückens versetzt, aus dem er jedoch am Ende des Gedichtes wieder in die Zeitlichkeit zurückfällt. Doch ist in der neuern Ausgabe die Ekstase gemildert. In Vorwurf an Laura (I.*) beklagt sich der Dichter, daß ihn die Liebe von seiner ruhmvollen Laufbahn abgeführt habe.

„Mädchen, halt! — wohin mit mir, du lose?
Bin ich noch der stolze Mann? der große?
Mädchen, war das schön?
Sieh, der Riese schrumpft durch dich zum Zwerge,
Weggehaucht die aufgewälzten Berge
Zu des Ruhmes Sonnenhöhn."

Er beruhigt sich aber in der letzten Strophe der Ode:

„Lächelst du? — Nein! nichts hab' ich verloren!
Stern und Lorbeer neid ich nicht den Thoren,
Leichen ihren Marmor nie.
Alles hät die Liebe mir errungen,
Ueber Menschen hätt' ich mich geschwungen —
Jetzo lieb' ich sie!

Es ist dieses das einzige Gedicht, in welchem er uns seine Ruhmliebe schildert. Doch erwähnt er in dem spätern Klagelied: Die Ideale, auch den „Ruhm mit seiner Sternenkrone“ als eines seiner Begleiter durch die Jugendzeit, welcher aber auch mit den andern von ihm gewichen sei, denn —

„Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht.“

Das Geheimniß der Reminiscenz, an Laura (I), welches Gedicht in der Anthologie viel länger ist, als in unsern jetzigen Ausgaben, enträthselt des Dichters Leidenschaft durch die platonische Idee einer seligen Vereinigung in einem frühern Leben. Da die Natur ein unendlich getheilter Gott sei, heißt es in den Philosophischen Briefen, müßte die Anziehung des Geistes, ins Unendliche vervielfältigt und fortgesetzt, endlich — Gott hervorbringen. Hier, in unserer Ode, geht der Dichter noch weiter, indem er sagt: in einem besseren Leben sind wir, ich und Laura, ein Gott gewesen, und das Gluthverlangen (oder in der Anthologie: Wuthverlangen), welches uns aneinander reißt, ist nichts anderes, als das Verlangen, unsere Gottheit wiederherstellen. Die Liebe ist hier ein wahrer mystischer Naturdienst! Es ist natürlich, daß eine solche Liebesapotheose die Melancholie an Laura (I) nach sich ziehen mußte. Die Ode spricht eine sich ins Allgemeine erstreckende und mehr spekulative, als rein und unmittelbar empfundene Trauer aus. Der Eindruck geschieht nicht durch die Stärke eines individuellen Gefühls, sondern durch den Umfang und die Tiefe des Gedankens. Besonders bedeutsam erscheint die Klage, „daß der lohe Aetherstrahl Genie sich doch nur vom Lebenslampenschimmer nähre“, was ihn seine medizinischen Studien gelehrt hatten, und die Worte:

„Unglückselig, unglückselig, die es wagen,
Götterfunken aus dem Staub zu schlagen,“

werden durch das Schicksal aller genialen Menschen bestätigt.

Wie unendlich mannigfaltig ist die Stimmung in den Göthe'schen Liebesliedern! Schiller's Liebe ist dagegen immer ernst, streng, groß, schwärmerisch, unglücklich, und zeigte, ohne je diesen monotonen Charakter zu verändern, auch später nur den Unterschied zwischen reiner Seelenliebe und sinnlicher Leidenschaft. In den Lauraoden ist es doch eigentlich immer nur sinnliche Begierde, was uns entgegentritt. Wie hoch auch diese emporgehoben und mit welchen erhabenen Worten und Bildern sie ausgeschmückt wird, so verändert sie darum ihre Gattung und ihr Wesen doch nicht im geringsten.

Zu diesen Gedichten gehört noch das Lied: An die Parzen (J*), welches sich nur dieß Eine erbittet:

„Wenn, Göttin, jetzt an Laurens Mund beschworen,
Mein Geist aus seiner Hülse springt,
Verrathen, ob des Todesreiches Thoren
Mein junges Leben schwindelnd hängt,
Laß ins Unendliche den Faden wallen" u. s. w.

Nur dem Inhalt nach reihen sich an diesen Liederkranz noch die Verse: Meine Blumen (J), welche der Verfasser in der neuen Ueberarbeitung zu einem gar lieblichen, anmuthigen und wahrhaft poetischen Gebilde gemacht hat. In der Anthologie ist es nicht an „Nanny", sondern an Laura gerichtet, welche, eingeschlossen, diese Blumen nicht von ihrem Liebhaber empfängt, sondern sie „thränend ihrem Dichter schickt." Und nun fügt der beglückte Liebhaber die Worte bei:

„Leben, Sprache, Seele, Herzen,
Flügelboten süßer Schmerzen!
Goß euch dieß Berühren ein,"

und diese geheiligten Blumen sind nun seine Blumen. Dagegen sind im Munde des Liebenden diese Zeilen minder passend, wenn er seiner Freundin diese Blumen schickt, wie es in der neuen Bearbeitung abgeändert ist. Diese Abänderung allein möchte ich nicht gut heißen.

Endlich gehören noch in diesen Kreis: Die Kindesmörderin, Elegie auf den Tod eines Jünglings und Leichenphantasie (alle drei von J). Der eigenthümliche Gedankengehalt des Dichters tritt hier zurück, und läßt der

innigen Empfindung freiern Spielraum. Die Sprache ist weder rauh und ungezogen, wie oft in seinen Oppositionsgedichten, noch unverständlich und gekünstelt, wie bisweilen in seinen Ideenliedern. Die ächte, ungehemmte Empfindung hat ihren wahren, rührenden Ausdruck gefunden. Die Leichenphantasie ist 1780, also noch in der Akademie gedichtet. Der Charakter des Jünglings, der hier beklagt wird, ist nach Karl Moor oder besser nach Schiller selbst gebildet. Er ist milde, aber auch muthig und stolz, und —

„Welten schliefen im herrlichen Jungen."

Wie dieser seinem Vater, so wird in der Elegie auf den Tod eines Jünglings ein Sohn seiner Mutter und der Busenfreund dem Dichter entrissen. In dieses Gedicht, welches sich wahrscheinlich auf einen wirklichen Verlust gründet, hat er seine trübe Lebensansicht in starken Zügen eingetragen. Blind waltet das Glück, und was dieses noch gut läßt, holet die Scheinheiligkeit und Verworfenheit der Menschen nach; außerdem ein zweifelhaftes Jenseits. Daher auch das spottende Epigramm:

„Zuversicht der Unsterblichkeit.

Zum neuen Leben ist der Todte hier erstanden,
Das weiß und glaub' ich festiglich.
Mich lehren's schon die Weise ahnden,
Und Schurken überzeugen mich.

D."

In der Kindesmörderin hat sich Schiller selbst von bisher genannten Gedichten zu seinem Vortheile am meisten vergessen. Der bedeutende Stoff drängte hier seine eigene Ideenwelt in den Hintergrund, und seine starke, kräftige Empfindung ist dem Gemüthszustande des Mädchens angemessen, welchem er sie in den Mund legt. Diese Luise ist zwar nichts weniger, als individuell gezeichnet, aber der Gegenstand ist so zart als möglich behandelt, die Association der verschiedenen Affekte ist stetig fortgeführt und der Plan des Ganzen ist meisterhaft angelegt.

Endlich rechne ich noch zu diesen Liebes- und Freundesliedern die Strophen: An Minna (M), welche wahrscheinlich

einer Fiktion ihren Ursprung verdanken. Sie sind gar angenehm und leicht geschrieben, ohne leidenschaftlichen Affekt und ohne Reflexion, und gehören daher ihrer Form nach, mit dem Gedichte: Meine Blumen, schon zur folgenden Gruppe.

4) Objektiv gehaltene Gedichte.

Schiller hätte sein außerordentliches Talent nicht glänzender an den Tag legen können, als daß er sich in so früher Jugend schon auch an solchen Stoffen mit Glück versuchte, bei denen er seine vordrängenden Gemüthskräfte und sein philosophisches Ideenvermögen zurückbeugen mußte. Der Dichter in Schiller war auf den Denker und Menschen gepfropft, aber in den folgenden Darstellungen tritt uns sein Dichtertalent mehr oder weniger abgesondert und ohne fremde Unterstützung entgegen.

In der Erzählung, das Glück und die Weisheit (Rr), stellt er seine uns schon bekannte stoische Denkart rein und objektiv dar. Nur von sonsther kann es abgenommen werden, wie tief der Inhalt dieses Gedichtes, daß die sittliche Weisheit oder die Tugend das Glück nicht bedürfe, in sein eigenes Leben griff. Nachdem er z. B. im Geheimniß der Reminiscenz seine in einer bessern Welt empfundene Liebesseligkeit geschildert, fährt er in einer nachher unterdrückten Strophe fort:

„Tief, o Laura, unter jener Wonne,
Wälzte sich des Glückes Tonne;"

und man kennt das Wort: „Genieße, wer nicht glauben kann." Diese Verachtung des Glücks spricht er auch in der Apostrophe: An die schlimmen Monarchen, aus:

„Und ihr fordert Anbetung in Asche,
Daß die blinde Metze Glück in eure Tasche
Eine — Welt gesteckt?"

Der Mensch kann sich gegen Mißgeschick und Druck nur auf eine dreifache Weise verhalten. Die weiche Seele leidet, das religiös gestimmte Gemüth ergibt sich, die ethische Kraft erhebt sich. Schiller kannte Zeitlebens nichts des Menschen so Unwürdiges, als Gewalt erleiden; denn Gewalt hebe den Menschen auf, da sein Geschlechtscharakter der Wille

sei [1]. Ergebung in den göttlichen Rathschluß lag auch gar nicht in seiner Empfindungsweise; so konnte er dem Bedrängniß nur sittliche Stärke entgegensetzen, und sein ganzes äußere Leben war ein Wetzstein dieses heroischen Sinnes.

Wenn uns das zuletzt genannte Gedicht die Herrlichkeit des Menschen andeutet, so spricht die Größe der Welt (Y) dessen Beschränktheit aus. Durch einige große, kühne Züge hat uns der Dichter die Unendlichkeit der Welt veranschaulicht. Hier ist keine Spur von rhetorischer Behandlung.

Wie in den unendlichen Himmel, so führt er uns auch in das Elysium und in den Tartarus. Elysium, eine Kantate (M), war ursprünglich in ein Chor und in fünf nachfolgende Stimmen abgetheilt. Einer jeden Stimme war eins der lebendigen Bilder gegeben, welche das Gedicht ausmachen. Die Gruppe aus dem Tartarus (Y), das Gegenstück hiervon, zieht sich, seinem Gegenstande gemäß, schwerer und voller dahin, bricht aber auch schneller ab.

Wenn wir nun von diesen Regionen, wohin ein erhabener Geist sich so sehr gezogen fühlt, zur Erde zurückkehren, so schildert uns der Poet sehr Verschiedenartiges, Furchtbares und Freundliches, Jahres- und Tageszeiten. Das Gedicht: In einer Bataille, von einem Offizier, oder die Schlacht (r. R.), ist ein höchst treffliches Stück, welches die Anthologie mit Fug einem Augenzeugen in den Mund legen konnte, so ganz versetzt es uns in die Sache. Es hat gewiß den Körner'schen Kriegsliedern zum Muster gedient, von deren keinem es übertroffen werden möchte. Es ist voll erhabenen Schwungs, dessen auch die materielle Beschreibung theilhaftig ist. Die Verse:

„Laß brausen in Gottes Namen fort,
Freier schon athmet die Brust,"

begegnen uns ihrem Hauptinhalte nach in dem Reiterliede in Wallensteins Lager wieder: „Des Lebens Aengsten, er wirft sie weg; Hat nichts mehr zu fürchten, zu sorgen!" — Die Pest, eine Phantasie (Y*), fängt mit den Worten an:

[1] Streicher's Flucht Schiller's, S. 32, und dessen Werke in Einem B., S. 1263. 1. o.

> „Gräßlich preisen Gottes Kraft,
> Pestilenzen, würgende Seuchen,
> Die mit der grausen Brüderschaft
> Durchs öde Thal der Grabnacht schleichen.“

Obgleich das kurze Gedicht beschreibend ist, so gehört es doch, wie man schon aus dieser Probe sieht, einer niedrigen Ausbildung an. Wahrscheinlich hatte Schiller die Beschreibung der Pest in Salamis von Ovid in dessen Metamorphosen vor Augen. Das ästhetische Bild: An den Frühling (M) nimmt sich leicht, freundlich und ungezwungen aus. Dagegen hat der Dichter in die Morgenphantasie (Y) oder den Flüchtling die volle Schale seines Schmerzes und seiner unbefriedigten Sehnsucht ausgegossen. Der Morgen zeigt ihm nur eine Todtenflur, und das Abendroth führt nur seinen langen Schlummer zurück. Diese Gefühlsstimmung ist aber nicht leidenschaftlich wild, wie in den Laura-Oden, sondern höchst weich und zart, und nicht durch die Reflexion in eine unermeßliche Weite gezogen, sondern im Gegentheil begränzt und gemäßigt durch einen Blick in den schönen, lachenden Morgen. Einem unglücklichen Gemüth, welches die Naturschönheiten noch in sich aufzunehmen vermag, schenken wir zugleich unser Mitgefühl und unsere Liebe. Von ganz anderer Farbe ist die Winternacht, welches später unterdrückte Gedicht zwar nur mit einem Sternchen unterzeichnet ist, aber, wie man aus dem Inhalt vermuthen kann, ohne Zweifel unsern Poeten zum Verfasser hat. Es sind Erinnerungen aus der Jugendzeit eines wohlgemuthen Mannes, der sich endlich wenigstens für den Augenblick geborgen weiß. Das Stück endigt sich:

> „Nun liegt dieß all' im Nebel hinterm Rücken,
> Und Bube heißt nun Mann,
> Und Friedrich schweigt der weiseren Perücken,
> Was einst der kleine Fritz gethan.
>
> Man ist — Potz gar! — zum Doktor ausgesprochen,
> Wohl gar — beim Regiment!
> Und hat vielleicht — doch nicht zu früh, gerochen,
> Daß Plane — Seifenblasen sind.

Hauch immer zu — und laß' die Blase schwingen;
Bleibt nur dieß Herz noch ganz!
Und bleibt mir nur — errungen mit Gesängen —
Zum Lohn ein deutscher Lorbeerkranz."

Aber er beschränkte sich nicht auf diese schildernde Poesie. Graf Eberhard der Greiner (W. d.) ist die früheste Ballade, welche wir von Schiller besitzen. Sie ist dadurch zu einem Gleim'schen Kriegsliede gemacht, daß er sie den Kriegsleuten des eben so tapfern, als menschlichen Grafen Eberhard, welcher, unter dem engherzigen Kaiser Karl IV. und dem kläglichen Wenzel lebend, in dem zersplitterten Schwaben den Grund zur Größe des würtembergischen Landes legen half, in den Mund legte, und das Gedicht in seiner Form darnach motivirte. Es ist ein sehr wacker und kräftig durchgeführtes Lied, in welchem Keiner den Dichter der Laura-Oden ahnen würde, so rein objektiv ist es gehalten.

Damit er aber keine Gattung zurückließe, und sich in jeder Gestalt zeigte, hat er in seine Anthologie endlich auch eine „lyrische Operette," nämlich Semele, aufgenommen. Das Stück ist noch in der Karlsakademie geschrieben, vielleicht mit Rücksicht auf das Stuttgarter Theater, wo dergleichen Opern besonders beliebt waren. Der Stoff ist ganz aus dem dritten Buche der Metamorphosen des Ovid genommen, eines Dichters, dem Schiller überhaupt mehr verdankt, als sich irgendwo ausdrücklich angemerkt findet, und den er in seiner Jugend gerne und mit Leichtigkeit gelesen zu haben scheint. Später schlug Schiller dieses Gedicht sehr gering an. „Daß Sie der Semele erwähnen," schreibt er 1789 an eine Freundin, „hat mich ordentlich erschreckt. Möge mir's Apollo und seine neun Musen vergeben, daß ich mich so gröblich an ihnen versündigt habe[1]." Aber er nennt ja (1803) seine Jugendgedichte überhaupt „wilde Produkte eines jugendlichen Dilettantismus und unsichere Versuche einer anfangenden Kritik und eines mit sich selbst noch nicht einigen Geschmackes." Das Schwächste dieser Dichtung, die allerdings wenig Eigenthümliches hat, ist das Ende, wo es uns nur versichert

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Thl. 1, S. 401.

wird, daß Semele wegen ihres thörichten Wunsches sterben werde, statt daß uns ihr Tod wirklich veranschaulicht werden sollte. Das Ende ist da, ehe das Stück sein Ziel erreicht hat. Man erwartet eigentlich noch eine dritte Scene, welche auf Auge, Ohr und Herz den meisten Eindruck machen müßte, wenn sie gut gedichtet wäre, und auf der Bühne in einer Oper dargestellt werden könnte: die Erscheinung des Gottes in seiner Majestät mit Blitz und Donner und Semele's Tod. In der neuen Bearbeitung hat übrigens das Stück viel gewonnen, und lies't sich leicht und bequem weg. Es ist sehr ins Enge zusammengezogen und im Ausdruck veredelt worden. Doch nimmt es uns Wunder, daß der Verfasser das Abtreten der Semele am Ende der ersten Scene auch in der jetzigen Ausgabe nicht anders hat motiviren können. Es ist doch ein schlechter Nothbehelf, wenn der Dramatiker seine Leute nicht anders von der Bühne zu bringen im Stande ist, als daß sie sich vor Entzücken nicht mehr halten können und wie die Kinder davon laufen.

Ueberblicken wir nun alle diese Gedichte, erwägen wir den Reichthum und die Mannigfaltigkeit der in ihnen niedergelegten Ideen und Empfindungen, betrachten wir ihre Menge, ihre Verschiedenartigkeit und die Kunst, womit ihre Sprache und ihr Versmaß behandelt sind, gewahren wir das frische, kräftige, kühne wenn auch ungezügelte Talent, welches sich so vielgestaltig, bald niederreißend, bald aufbauend, bald reflektirend, bald empfindend und bald rein darstellend in ihnen kund gibt: so können wir kühnlich die Behauptung aussprechen, daß Schiller in der Anthologie beinahe eben so bedeutend als lyrischer Dichter aufgetreten sei, wie in den Räubern als dramatischer. Die folgenden Jahre dieses Zeitraumes stehen sogar dieser ersten Zeit an Produktivität bei weitem nach, wenigstens in der Lyrik. Höchst merkwürdig ist es, daß unter allen Schiller'schen Gedichten der Anthologie sich nur eine einzige Hymne auf Gott befindet. Die ungeheure Natur vergegenwärtigt hier dem Dichter den Unendlichen, in erhabener Klopstock'scher Empfindungsweise. Dieses einzelne Gedicht blieb auch das letzte in seiner Gattung, und so sehr verdrängten die ausschließlich herrschenden

heroischen und schön menschlichen Stimmungen der Begeisterung die eigentlich religiösen Gefühle, daß sich die Religion nach und nach auch aus seinem Gesichtskreise und seiner Theorie verlor. Wir werden im folgenden Theile unseres Werkes sehen, wie er einseitig nach Kant nur eine sittliche Erhabenheit annahm. Das erwähnte Gedicht, welches wir einrücken, ist uns dagegen ein Beleg dafür, daß es auch eine religiöse Erhabenheit gibt.

„Hymne an den Unendlichen.

Zwischen Himmel und Erd, hoch in der Lüfte Meer,
In der Wiege des Sturms trägt mich ein Zackenfels,
Wolken thürmen
Unter mir sich zu Stürmen,
Schwindelnd gaukelt der Blick umher
Und ich denke dich, Ewiger.

Deinen schauernden Pomp borge dem Endlichen
Ungeheure Natur! Du, der Unendlichkeit
Riesentochter!
Sei mir Spiegel Jehovahs!
Seinen Gott dem vernünftigen Wurm
Orgle prächtig, Gewittersturm!

Horch! er orgelt — den Fels wie er herunterdröhnt!
Brüllend spricht der Orkan Zebaoths Namen aus.
Hingeschrieben
Mit dem Griffel des Blitzes:
Kreaturen erkennt ihr mich?
Schone, Herr! wir erkennen dich.

Y.“



Neuntes Kapitel.

Reise nach Mannheim zur Aufführung der Räuber. Fiesko und Aufsätze im Würtembergischen Repertorium. Hartes Verbot des Herzogs.

Die lang ersehnte Zeit, wo die Räuber in Mannheim aufgeführt werden sollten, nahte endlich heran. Schiller wollte der Darstellung beiwohnen, Dalberg hatte ihm eine Vergütung der Reisekosten zugesagt. Seine Ungeduld, seine Spannung waren unbeschreiblich! „Auf meinen Räuber Moor," schreibt er an Dalberg, „bin ich im höchsten Grade begierig, und von Herrn Bök, der ihn ja vorstellen soll, höre ich nichts, als Gutes. Ich freue mich wirklich darauf, wie ein Kind. Ich glaube, meine ganze dramatische Welt wird dabei erwachen, und im Ganzen einen größern Schwung erhalten, denn es ist das erstemal in meinem Leben, daß ich etwas mehr als Mittelmäßiges sehe." Ohne Urlaub von seinem Regimentschef zu nehmen reis'te er heimlich von Stüttgart. Es war seine erste Reise ins Ausland.

Die Vorstellung fand in der Mitte Januars 1782 statt. Auch aus den benachbarten Städten waren die Leute herbeigeströmt, um das in seiner Gattung ganz neue Schauspiel

von trefflichen Künstlern darstellen zu sehen. Wegen des beschränkten Raumes im Hause kamen die, welche keine feste Plätze in den Logen besaßen, schon bald nach dem Mittagsmahle, und harrten, bis der Vorhang endlich aufrollte. Das Stück spielte von fünf bis zehn Uhr. Aus fünf Akten waren, um die Veränderung der Koulissen leichter zu bewerkstelligen, sechs Aufzüge gemacht worden.

Die drei ersten thaten zwar die erwartete Wirkung nicht, die übrigen dagegen übertrafen auch die überspanntesten Anforderungen. Die besten Schauspieler, welche Deutschland damals hatte, boten all ihr Talent auf; sie spielten mit dem begeisternden Gefühle, daß der Tag angebrochen sei, wo das deutsche Theater, der französischen Vormundschaft müde, sich selbstständig machen müsse. Bök als Karl Moor, Beil als Schweizer, Beck als Kosinsky entwickelten, jeder in seiner Weise und nach seiner Rolle, eigenthümliche Vorzüge und ließen nichts zu wünschen übrig. Aber Iffland überragte durch seine tiefe und wahrhaft poetische Auffassung des Franz Moor und durch die große Konsequenz, mit welcher er diese Rolle durchführte, alle übrige. Sein Spiel erschütterte das Gemüth in seinen innersten Tiefen, und ließ einen nicht zu vertilgenden Eindruck zurück. Iffland war damals erst sechs und zwanzig Jahre alt, von Körper sehr schmächtig, im Gesicht etwas blaß und mager. Es war ein günstiges Geschick, welches den großen Mimen und den großen Dramatiker, die einander gegenseitig zur Vollendung ihrer Kunst bedurften, schon in ihrer Jugend zusammenführte.

Mit Rührung bezeichnete in späterer Zeit ein Freund die Stelle, wo Schiller unerkannt (denn nur wenige Freunde wußten um das Geheimniß) im Theater stand, wo er im Stillen, aber nur um so tiefer, in dem gelungenen Spiel sich der Schöpfung seines Genius erfreute, und in dem begeisterten Zujauchzen der Menge der mächtigen Wirkung seines Talents inne ward und seines Ruhmes genoß. Das hat der Dramatiker vor jedem andern Schriftsteller voraus: gegen einen solchen frischen Lohn aus tausend warmen Herzen ist jedes andere Lob welk und gekünstelt. Was wiegt nicht ein solcher einziger Augenblick auf — und was läßt er nicht zurück!

Sobald Schiller wieder in Stuttgart angelangt war, wiederholte er in einem Schreiben vom 17. Januar 1782 an Dalberg seine wärmsten Danksagungen. Sein kurzer Aufenthalt in Mannheim habe ihm nicht gestattet, ins Detail seines Stückes und dessen Vorstellung einzugehen: er werde aber diese in einer eigenen Abhandlung nach seinen dabei angestellten Beobachtungen weitläufig zergliedern, da gedenke er die Hauptspieler, so weit er sie habe kennen lernen, zu charakterisiren. Er werde sich die Freiheit nehmen, über die Gränzen des Dichters und Spielers zu reden, und in einigen Situationen mehreres Licht auf den Text seines Stückes werfen, wo er glaube, daß er auf eine andere Weise, als er sich gedacht habe, begriffen worden sei. „Beobachtet habe ich sehr vieles,“ setzte er hinzu, „sehr vieles gelernt, und ich glaube, wenn Deutschland einst einen dramatischen Dichter in mir findet, so muß ich die Epoche von der vorigen Woche an zählen.“

Dieses Wort ist so recht aus Schiller's Natur herausgesprochen, welcher jedes vollendete Werk nur eine Stufe zu einer reifern Aussicht und zu neuen Planen war; aber man sieht auch, daß er nun an seinem dramatischen Talente und Berufe kaum mehr zweifelte. Diese erhöhte Gewißheit machte ihm jetzt seine medizinischen Geschäfte und die militärische Dienstregel, in die er sich wieder fügen mußte, unerträglich! Er achtete alle Zeit, welche er nicht der dramatischen Dichtkunst widmen konnte, für verloren, für verschwendet. Es war ihm schon damals eigenthümlich, alles mit ganzer Seele zu thun, und nun mußte er seine beste Kraft, seine schönsten Stunden ganz heterogenen Dingen widmen! Die Reise hatte eine Erschütterung in ihm hervorgebracht, welche alles an den Tag förderte, was in den geheimen Tiefen seiner Seele wirkte und schaffte. Er sehnte sich aus den Fesseln seiner Verhältnisse hinaus in die freie glückliche Pfalz, in das schöne, kunstliebende Mannheim. Dort schien ihn eine ungestörte glückliche Thätigkeit zu erwarten und er kostete schon im voraus die wiederkehrende Wonne solcher Abende, wie er einen erlebt hatte! Er fühlte sich wie aus einem Himmel in eine beklagenswerthe Lage zurückgeschleudert, welche ihm jetzt durch

das Sonnenlicht seines genossenen Glücks schrecklich erleuchtet wurde. Sein ganzes Wesen war in Gährung, und es bedurfte einiger Wochen, ehe er sich wieder in seine alten Verhältnisse finden konnte. War es ihm schon in der Dichtkunst schwer, das rechte Maß zu treffen, so war es ihm im Leben, besonders in dieser theuersten Angelegenheit, beinahe unmöglich.

Alles drängte ihn zu erneuter poetischer Thätigkeit hin, die ihm allein Befriedigung und Vergessen versprach. Unter mehreren Stoffen, die aufgenommen und in die engere Wahl gezogen wurden, entschied er sich für die dramatische Bearbeitung der Verschwörung des Fiesko. Daß er dieses Schauspiel schon halb fertig aus der Karlsakademie gebracht haben soll, wie Scharffenstein sagt, ist sehr unwahrscheinlich, aber gewiß ist es, daß er die Geschichte des Fiesko schon in jener Anstalt kennen lernte, denn in der Abhandlung über den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen kommt die Stelle vor: „Doria hatte sich gewaltig geirrt, wenn er den wollüstigen Fiesko nicht fürchten zu dürfen glaubte.“ Er soll auf dieses Sujet durch einen Ausspruch Rousseau's geführt worden sein, daß der Charakter des Fiesko einer der merkwürdigsten sei, welche die Geschichte aufzuweisen habe. Entschieden aber wurde seine Wahl hauptsächlich dadurch, daß dieser Gegenstand der Grundidee seiner Räuber so nahe lag. Da dieses Mal eine historische Tragödie verfaßt werden sollte, so suchte er sich aus der Bibliothek oder sonst woher Werke zu verschaffen, welche ihn über diese Geschichte, ihren Schauplatz und ihre Zeit gründlich belehren konnten. Er scheute in dieser Hinsicht keine Mühe. Als er diese vorbereitende Arbeit vollendet hatte, entwarf er einen ausführlichen, auf Akte und Scenen berechneten Plan, und jetzt erst arbeitete er einzelne Auftritte aus, nicht in stetigem Zusammenhang, sondern jedesmal die, zu welchen er sich durch Lust und Laune gezogen fühlte. Wie irgend etwas fertig war, fühlte er sich gedrungen, es sogleich irgend einem empfänglichen Freunde vorzulesen und sich durch dessen warme Theilnahme zu erquicken.

Aber der thätige Mann beschränkte sich nicht auf diese poetische Arbeit, sondern wie bei ihm schon damals die

Produktion mit der Reflexion verbunden war und abwechselte, so stiftete er sich nun für seine Kunstansichten ein eigenes Organ. Haug's Schwäbisches Magazin hörte damals auf zu erscheinen, und er vereinigte sich mit dem Professor Abel, „dem engelgleichen Mann," welcher aus seinem Lehrer, Aufmunterer und großmüthigen Unterstützer in der Noth sein Freund geworden war, und mit seinem Petersen zur Herausgabe einer ähnlichen periodischen Schrift. Sie führte den Titel: *Würtembergisches Repertorium der Literatur; eine Vierteljahrschrift.* Es erschienen aber nur drei Stücke von ihr. Die bedeutendste Abhandlung, welche Schiller in sie lieferte, ist seine mehrerwähnte anonyme *Selbstrecension der Räuber.* Er gab den Plan eines ausführlichen Aufsatzes über die Vorstellung der Räuber auf der Mannheimer Bühne, wie er selbst sagt, bis zu der Zeit auf, wo er mehrere Piecen aufführen gesehen hätte, und schrieb an dessen Stelle diese treffliche Beurtheilung, welche ein Beleg unsers schon früher ausgesprochenen Urtheils ist, daß seine intellektuelle Ausbildung seiner ästhetischen weit vorangeschritten war. Wenn in der Entwickelung des naturgemäßesten Volkes, der Griechen, die wissenschaftliche Bildung der ästhetischen nachfolgte, so betheiligte sich Schiller schon als Jüngling so sehr an dem scientifischen Geiste der modernen Zeit, daß seine vollendete ästhetische Ausbildung ganz durch wissenschaftliche Kultur bedingt ist. Daher hat die Entwickelungsgeschichte Schiller's nothwendig drei Perioden: eine Periode der noch unvollkommenen *Naturpoesie*, eine Periode der *wissenschaftlichen* Selbstläuterung und endlich eine Periode der vollendeten *Kunstpoesie*. Schiller's Konflikte mit dem äußern Leben sind in Jedermanns Gedächtniß; aber die innern Kämpfe und Schwierigkeiten, durch die sich sein Talent hindurch zu ringen hatte, sind nicht eben so bekannt.

Doch ich kehre zu der Selbstrecension zurück. Sie gefällt uns zum Theil besser, als die Räuber selbst, wenigstens ist sie in ihrer Gattung vollkommener, als das Schauspiel in der seinigen, ohne ihm an Originalität bedeutend nachzustehen. Hervorzuheben ist auch der sich hier aussprechende kräftige Jünglingssinn, welcher seine eigenen Leistungen vorurtheilsfrei,

strenge', ja geringschätzig beurtheilt, weil er sich Unendliches zutraut; und es steht nicht in Frage, daß diese Beurtheilung nicht nur in Bezug auf ihren Verfasser höchst merkwürdig ist, sondern auch zu dem Gediegensten gehört, was über die Räuber bisher gesagt worden ist. Es wird eigentlich die Mannheimer Theaterausgabe recensirt, und die Vorzüge derselben, von denen der Verfasser noch recht voll ist, werden besonders und absichtlich, auch durch Mittheilungen mancher Scenen, an den Tag gestellt. Auch scheint er es sich zu einem Nebenzweck gemacht zu haben, gegen einige vorgeschlagene oder aufgedrungene Verbesserungen des Dalberg seinen Zorn auszulassen.

Dagegen sind zwei andere Anfsätze und eine Erzählung, die ebenfalls znerst in dem Würtembergischen Repertorium erschienen, minder bedeutend [1]. In der Abhandlung: Ueber das gegenwärtige deutsche Theater, werden die Klippen genannt, an denen die Zwecke dieser Anstalt scheitern. Das Publikum sucht im Theater mehr Zeitvertreib und Sinnenlust, als sittliche Bildung und Erhebung; bei den Dichtern sind im Drama die zwei äußersten Enden Mode geworden, die frostige französische Decenz und die nackte Darstellung der rohen Natur; die Schauspieler endlich leben zu wenig in ihren Rollen und zerstören sich ihre Begeisterung durch ihre vorherrschende Reflexion auf die Zuschauer und durch ein allzudeutliches Bewußtsein ihrer gegenwärtigen Lage; auch lassen sie es meistens an einer guten Deklamation fehlen. Manche einzelne Rügen bezogen sich gewiß auf den damaligen kläglichen Zustand des Stuttgarter Theaters. Er tröstet übrigens nach solchen Ausstellungen das Theater mit seinen würdigen Schwestern, der Moral und Religion, die, ob sie schon im heiligen Kleide kommen, über die Befleckung des blöden und schmutzigen Haufens, nicht erhaben seien, und er schreibt ihm sogar, weil es sinnlich anschaulich wirke, eine nachdrücklichere Wirksamkeit zu, als bloßen Sentenzen und der Tradition. Hierdurch ist seine hohe Ansicht von dem Theater, welche er später, auch hier vom Polemischen zum Positiven

[1] Schiller's Werke in E. B, S. 707. u. fg.

fortschreitend, zum Gegenstand einer eigenen Abhandlung machte, schon hinreichend angedeutet. Merkwürdig ist auch die Stelle, wo er sagt, daß der Dichter für Ameisenaugen malen solle, denn wir Menschen ständen vor dem Universum, wie Ameisen vor einem großen majestätischen Palaste, und während unser Insektenblick auf der Vorderseite desselben verweile, seien wir unvermögend, auch den gegenüberstehenden Flügel und die Symmetrie des Ganzen aufzufassen. — „Der Dichter bringe uns," verlangt er, „auch die andere Hälfte in unsern Gesichtskreis verkleinert herüber; er bereite uns von der Harmonie des Kleinen auf die Harmonie des Großen vor; von der Symmetrie des Theils auf die Symmetrie des Ganzen, und lasse uns letztere in der erstern bewundern[1]. In den vier Weltaltern wird dem Dichter dasselbe Geschäft beigelegt:

„Und wie der erfindende Sohn des Zeus
 Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
 Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall."

Wie dieser Aufsatz aus dem künstlerischen, so ist ein anderer: Der Spaziergang unter den Linden, aus einem sittlichen Interesse geschöpft. Wollmar (unter dem wir wohl Schiller selbst zu verstehen haben) hat seine Laura verloren, und aus diesem Verluste entwickelt sich ihm eine allgemeine düstere Lebensansicht, welche eben so sentimental philosophisch gehalten ist, und beinahe in denselben Vorstellungen und Bildern vorgetragen wird, wie in der Melancholie an Laura; die lebensfrohe Ansicht des Edwin ist dann damit in Kontrast gestellt. Ungeachtet diese Darstellung ansprechend und belebt ist, so ist doch der Aufenthalt beider Freunde (?) in einer friedlichen Einsiedelei, ihr gewöhnliches Spazierengehn unter einer Linden-Allee und ihr gegenseitiges Verhältniß nichts weniger, als motivirt. Das Gespräch hängt blos — am Herzen seines Verfassers; es ist ein Nachklang der Lauraoden.

[1] Wahrscheinlich ist die Idee aus Lessing's Dramaturgie, Th. 2. Brief 79, entlehnt.

Die letzte Skizze in dem Repertorium ist: Eine großmüthige Handlung aus der neuesten Geschichte. Zwei Brüder verlieben sich in ein Fräulein, und der ältere opfert sein Glück, dem Glücke des jüngern, auf. Die Erzählung sucht ihr Verdienst in ihrer historischen Wahrheit. Sie ist eine Vorläuferin des Verbrechers aus verlorener Ehre und des Geistersehers. Auch das Unbedeutende, was Schiller verfaßte, ist mit Ernst und Wärme geschrieben, und schließt sich an bedeutende Wahrheiten an. Ernst und Wärme hat der unglückliche, bedrängte Mensch gewöhnlich vor dem glücklichen voraus in allem, was er thut.

In seiner schriftstellerischen Thätigkeit fand er allein Trost und Glück. Aber diese Freude, die er seinem harten Lebensloose spärlich abgewann, sollte ihm bald sehr verbittert werden. Es zog sich ein Gewitter gegen ihn zusammen, welches seine zernichtenden Blitze auch in sein inneres Leben zu schleudern drohte, in welches er sich geflüchtet hatte.

Die Räuber hatten mittlerweile eine ungeheure Sensation gemacht. Schon im Januar 1782 waren die achthundert Exemplare der ersten Auflage vergriffen und es wurde eine zweite veranstaltet. Frau von Stael macht in ihrem Werke über Deutschland [1], indem sie von dem gewaltigen Eindruck spricht, den dieses Stück bald nach seinem Erscheinen in ganz Deutschland verursacht habe, die Bemerkung, daß die Tragödien und Romane in Deutschland bei weitem gewichtiger genommen würden, als in irgend einem andern Lande; man treibe hier alles ernsthaft, und ein solches Stück lesen oder es sehen, entscheide oft über das Loos des ganzen Lebens. Was man als Kunst bewundere, wolle man auch ins wirkliche Leben einführen. Göthe's Werther habe mehr Selbstmorde verursacht, als das schönste Weib; die Poesie, die Philosophie, kurz das Ideale, übten oft eine größere Herrschaft über die Deutschen aus, als selbst die Natur und die Leidenschaften. „So viel ist Thatsache," erklärt sich ein sachkundiger Kritiker [2], „daß in den ersten Jahren die Räuber

[1] In dem Kapitel: Les Brigands et Don Carlos de Schiller.

[2] Minerva für das Jahr 1816, S. XXXIV.

auf unreife Knaben und Jünglinge oft wie ein Absud von Tollwurzel gewirkt, und manchen, welche der Zuchtruthe zu früh entlaufen waren, den leeren Kopf mit phantastischem Räuberspuk angefüllt haben." Die Polizei konnte des mehr genommenen als gegebenen Aergernisses wegen nicht ganz unthätig sein; in einer großen Handelsstadt war eine lächerliche Verschwörung von Knaben entstanden, welche sich die Räuber zu einem Kreuz- und Querzug in den Böhmerwald zum Vorbild genommen hatten; die Aufführung des Schauspiels wurde untersagt. Diejenigen, welche es übersahen, daß das Verbrechen in dem Stücke der verdienten Strafe anheimfällt, mußten sich durch diese in dem friedlichen Deutschland unerhörte Kriegserklärung gegen die Societät und das Herkommen im höchsten Grade empört fühlen und zu allen literarischen, bürgerlichen und theologischen Waffen zur Bekämpfung eines solchen Hohnes greifen, wie denn die in Wien erscheinende Eudämonia nicht verabsäumte, die Schiller'schen Räuber nicht nur unter die Vorboten, sondern auch unter die Vorbereitungen der französischen Revolution zu rechnen [1]. Auf der andern Seite riß die Bewunderung zu ungeschickten Nachahmungen hin, und unsere Literatur wurde von einer Sündfluth von Räuberdramen und Banditenromanen überschwemmt, unter denen Abällino der große Bandit und Rinaldo Rinaldini als Repräsentanten zu nennen wären. Nach dem Urtheile des angeführten Kunstrichters sind daher die Räuber nebst Göthe's Götz von Berlichingen und Gemmingen's Hausvater die am meisten befruchtenden Elementargeister unserer Bühnen geworden.

Daß diese gigantische Erstlingsgeburt eines Zöglings der hohen Karlsschule, bei ihrem wachsenden Ruhme im Auslande, in dem ruhigen, harmlosen Stuttgart, wo man nur an die frommen, sanften Darstellungen eines Gellert, Hagedorn und ähnlicher Dichter gewöhnt war, wo man die Gedichte Bürger's und die Erzählungen Wieland's für das Aeußerste hielt, was die Poesie sich in sittlicher Hinsicht erlauben dürfe, einen unbeschreiblichen Eindruck hervorbrachte, braucht darnach kaum

[1] a. a. O., S. XXXVI.

erwähnt zu werden. Die Kruditäten und der revolutionäre Inhalt des Stücks wurde hier zwar durch die Persönlichkeit des Verfassers gemildert; von der andern Seite aber griff man manche Stellen auf, denen man eine gehässige Beziehung auf Stuttgarter Personen und Verhältnisse unterlegte. Man soll Stellen, wie diese: „der Minister hatte sich aus dem Pöbelstande zu seinem ersten Günstlinge emporgeschmeichelt, der Fall seines Nachbars war seiner Hoheit Schemel" — „ein Finanzminister, der Ehrenstellen und Aemter an die meistbietenden verkaufte und den trauernden Patrioten von seiner Thüre stieß" (Räuber Akt 2, Scene 3) auf bestimmte Personen gedeutet haben. Auch soll Schiller nicht lange vorher in Schubart's Chronik ein Tyrannenlied haben einrücken lassen, durch welches er sich als einen excentrischen Kopf gezeigt habe[1]. Und als die Anthologie erschien, war nicht ein großer Theil der Gedichte, die sie enthielt, ganz im Geiste der Räuber geschrieben? Konnte es anders sein, als daß nun auch wohlbedächtige ältere Männer, welche beschränkt und zufrieden die Riesenträume eines Genius nach der Prosa des Lebens maßen, die Sache gar ernsthaft nahmen? Denn wenn nach der geistreichen Französin die Deutschen gar ernsthafte Leute sind, so sind es die Alten bisweilen doch noch mehr, als die Jungen.

Dem Herzog konnte weder die wachsende Berühmtheit noch die Arbeiten seines Zöglings, den er schon seit Jahren seiner besondern Aufmerksamkeit gewürdigt hatte, verborgen bleiben. Es mußte zwar seiner Eitelkeit schmeicheln, wenn aus seiner Anstalt, deren Werth er der Welt so gerne zeigte, auch Dichter hervorgingen; Schiller, früher wenigstens einer seiner Lieblinge, konnte allenfalls für sein Geschöpf angesehen werden! So sehr er aber sein Talent schätzte, so sehr waren ihm dessen sittliche und ästhetische Auswüchse zuwider. Er war in der Poesie und Kunst überhaupt ein Anhänger und Verehrer der Franzosen, er hatte aber bei einem scharfen und

[1] Schiller's Leben von Döring, S. 53. Ist aber dieses Tyrannenlied nicht eins mit dem Gedichte: An die schlimmen Monarchen, in der Anthologie S. 244?

feinen Verstande, nach dem Urtheile Göthe's, dennoch nur eine gewisse vornehme Prachtrichtung, ohne Geschmack. Unter andern Gedichten erregte, wie Frau von Wolzogen versichert, besonders eins auf den Tod eines Offiziers, das ihm verschiedene Seiten der fürstlichen Existenz zu verletzen schien, sein Mißfallen; eine freie Gesinnung lag außer der Sphäre seines Sinnes. Er ließ ihn daher vor sich kommen, warnte ihn auf väterliche Weise vor Verstößen gegen den bessern Geschmack, und verlangte, daß er ihm seine poetischen Produkte vor ihrem Drucke zeigen sollte. Das war ihm unmöglich; und seine Weigerung wurde natürlich nicht gut aufgenommen. Wie konnte er den Schöpfungsdrang in seinem Herzen, dessen er selbst noch nicht mächtig war, durch ein fremdes Gebot regeln und meistern lassen! Sein Abscheu vor der französischen Tragödie, deren Personen frostige Behorcher ihrer Leidenschaft, altkluge Pedanten ihrer Empfindung seien, hatte er schon früher energisch ausgesprochen [1]. Wie konnte sich das Feuer mit dem Wasser vertragen? Wie konnte er, dessen Existenz gleichsam auf die Verwerfung des wirklichen Lebens gegründet war, durch eine Ermahnung sich mit diesem wirklichen Leben versöhnen? Das sollte erst die edle Frucht eines halben Lebens sein. Hier war also eine Annäherung, ja auch nur eine Verständigung unmöglich. Das Wohlwollen seines Gönners entfernte sich von ihm, und Schiller's Dankbarkeit langte über die ungeheure Kluft, die ihn von seinem Wohlthäter trennte, bald nicht mehr hinüber.

Ein unangenehmer Vorfall schnitt das Band ganz entzwei. In den Räubern (Akt 2, Scene 3) befand sich nach den Worten Spiegelberg's: „Auch gehört dazu noch ein eigenes Nationalgenie, ein gewisses Spitzbuben-Klima," in den beiden ersten Ausgaben der nachher unterdrückte Zusatz: „und da rath' ich dir, reis' du in's Graubündner Land, das ist das Athen der heutigen Gauner." Ein Bündner fand sich durch diesen, damals in Schwaben gebräuchlichen Volksausdruck so beleidigt, daß er eine Beschwerde hierüber

[1] In den Räubern S. 109. 2. u., und in dem Aufsatze: Ueber das gegenwärtige Theater, S. 708. 1. o.

im Hamburgischen Korrespondenten erhob. Die Klage wäre wohl ohne Folge geblieben, wenn sich nicht ein gewisser Garteninspektor Walter in Ludwigsburg (auch den delatores gebührt ihre Unsterblichkeit!) zum Agent der Graubündner aufgeworfen hätte. Dieser Mann legte das Zeitungsblatt als eine Anklage gegen Schiller dem Herzog vor, welcher in Zorn entbrannte, daß ein Zögling seiner Akademie, von welcher die Welt nur Gutes sagen sollte, zu solch einem öffentlichen Aergerniß Veranlassung gegeben habe. Schiller konnte sich freilich leicht rechtfertigen, daß er diesen schwäbischen Volkswitz, den er von Jugend auf gehört, nicht als seine Behauptung ausgesprochen, sondern daß er ihn einem Räuber, und zwar dem schlechtesten, in den Mund gelegt habe. Aber diese Verantwortung half ihm nichts; wenn er von Rechtswegen auch wegen jenes Ausdruckes nicht bestraft werden konnte, so schienen sich doch überall Symptome einer bedenklichen Gesinnung zu zeigen; der unbändige Geist, der alle Schranken des guten Geschmackes und des Herkommens, wenn auch nur durch seine Phantasie, zu durchbrechen schien, mußte durch ein Verbot unschädlich gemacht werden, weil er doch den väterlichen Ermahnungen nicht hatte gehorchen wollen. Er erhielt von dem Herzog einen strengen Verweis, und den Befehl, bei Strafe der Festung alles weitere in Druckgeben seiner Schriften, wenn sie nicht medizinische wären, zu unterlassen, und sich aller Verbindung mit dem Auslande zu enthalten. Dieser letztere Zusatz kam wohl größtentheils daher, weil durch die ohne Vorwissen und Anfrage beim Herzog von Schiller eingeleitete Aufführung der Räuber auf der Mannheimer Bühne das Stuttgarter Theater übergangen und zurückgesetzt schien.

Zehntes Kapitel.

Schiller's Bedrängniß, Unterhandlungen mit Dalberg und endliche Flucht.

Das Schicksal seines Lebens war hiermit vielleicht für immer bestimmt, wenn das Schicksal des Menschen allein in der Außenwelt läge. „In einer Epoche," schreibt er selbst[1], „wo noch der Ausspruch der Menge unser schwankendes Selbstgefühl lenken muß, wo das warme Blut eines Jünglings durch den freundlichen Sonnenblick des Beifalls munterer fließt, tausend einschmeichelnde Ahnungen künftiger Größe seine schwindelnde Seele umgeben, und der göttliche Nachruhm in schöner Dämmerung vor ihm liegt — mitten im Genuß des ersten verführerischen Lobes, das unverhofft und unverdient aus entlegenen Provinzen mir entgegen kam, untersagte man mir in meinem Geburtsorte bei Strafe der Festung — zu schreiben." Der Poesie entsagen, schien ihm ein Todesstreich gegen alles, was in seiner Natur Würdiges und Erfreuliches lag. Sein Enthusiasmus wuchs durch den despotischen Befehl. Auch seine äußere Lage nöthigte ihn, auf dem eingeschlagenen

[1] Dörings Nachlese, S. 71.

Wege fortzuschreiten. Sein spärlicher Gehalt als Regimentsmedikus warf kaum so viel aus, daß er sich standesmäßig kleiden und nothdürftig leben konnte — wie durfte er hoffen, von diesem Einkommen so viel zu erübrigen, daß er seine Schulden bezahlen konnte? Denn ungeachtet des guten Absatzes und der zweiten Auflage seiner Räuber hatte er seine Schuld noch immer nicht abgetragen, ja sie hatte sich durch den Selbstverlag der Anthologie auf zweihundert Gulden vermehrt. Sinnentaumel und Zerstreuungen scheinen seit seiner Erlösung aus der Militärschule, in der genußsüchtigen, verdorbenen Residenzstadt den unerfahrenen jungen Mann erfaßt zu haben, dem die Charakterfestigkeit noch abging; er war den Lockungen der Sinnlichkeit und manchen jugendlichen Unbesonnenheiten um so mehr ausgesetzt, als seine Einbildungskraft glühend und seine ganze Natur reizbar war; und selbst der Dichterbeifall, der ihn umgaukelte, riß ihn in manche Vergnügungen.

Er benahm sich in seiner schlimmen Lage sehr gefaßt und männlich. Statt sich in unnütze Klagen verlieren, arbeitete er nur desto eifriger an seinem Fiesko, dessen Vollendung er aber erst zu Ende des Jahres (1782) hoffen konnte. Denn außer den täglichen Amtsgeschäften machte ihm jetzt auch eine Dissertation, welche er dieses Frühjahr auf der hohen Karlsschule einzuliefern hatte, um die Würde eines Doktors der Medizin zu erhalten, eine widerliche Unterbrechung. Er schreibt darüber an Dalberg am 1. April 1782: „Freilich werde ich von dem milden Himmelsstrich des Pindus einen verdrießlichen Sprung in den Norden einer trockenen terminologischen Kunst machen müssen; allein was sein muß, zieht nicht erst die Laune und Lieblingsneigung zu Rath. Vielleicht umarme ich dann meine Muse um so feuriger, je länger ich von ihr geschieden war; villeicht finde ich dann im Schooß der schönen Kunst eine süße Indemnisation für den fakultistischen Schweiß.“

Mittlerweile wurden die Räuber in Mannheim wiederholt aufgeführt, und erfreuten sich immer des ersten Beifalls und Zulaufes. Das Gerücht hiervon war längst nach Stuttgart gekommen, und veranlaßte besonders in der nächsten Umgebung des Dichters vieles Reden. Einige Freunde und

Freundinnen luden ihn ein, während einer kurzen Reise des Herzogs, ohne Urlaub zu nehmen mit ihnen nach Mannheim zum Genuß der musterhaften Darstellung dieses Schauspiels zu reisen. Er willigte nur allzu gerne in diese Aufforderung ein. Erst jetzt meinte er sich mit ganzer Seele in die Vorstellung verlieren, und sich mit vollen Zügen an diesem Anblick weiden zu können; und eben so hoffte er, und mit Recht, von diesem Genuß den größten Vortheil für sein neues Stück. Er erbat sich die Aufführung von Herrn Dalberg auf einen bestimmten Tag und reis'te den 25. Mai von Stuttgart ab. „Ich muß gestehen,“ schrieb er an Dalberg, „daß ich mich auf die erste Vorstellung nicht mehr gefreut habe, als ich jetzt die zweite erwarte.“

Seine Sehnsucht wurde erfüllt, aber diese Erfüllung erneuerte und verstärkte ihm nur das Gefühl seines Unglückes. Bei Vergegenwärtigung und dem Hochgenuß dieser seiner ersten Arbeit war der Gedanke unabweisbar, was er alles noch Herrliches würde leisten können, wenn seine Kräfte nicht eingeengt und gefesselt wären; und seine enthusiastischen Begleiter, voll von dem tiefen Eindruck, bestärkten ihn in diesem Gefühl des Elends und des Entzückens. Er kam mißmuthig und niedergeschlagen wieder in seiner Vaterstadt an, um so mehr, da er an einer lästigen epidemischen Krankheit litt, welche er von der Reise mitbrachte und die ihn bis in den Juni hinein zu aller Arbeit unfähig machte. Es war die Grippe oder Influenza, welche damals, wie in diesen Tagen, durch ganz Europa wanderte.

In den traurigen Tagen und schlaflosen Nächten seiner Krankheit hatte er recht Muße, sein Elend zu zerfasern und seinen Scharfsinn an dem Gram seines Herzens zu üben. In Mannheim war er mit so vieler Auszeichnung empfangen und behandelt worden, und was galt er hier? In Mannheim wehte der Athem der Freiheit, und hier lebte er unter Druck und Verboten; unter Druck, den kein Mensch weniger ertragen konnte, als er; unter Verboten, die er nicht beachten durfte noch konnte! In Mannheim war seine Muse hochgeehrt und gefeiert, und hier sollte er, was ihn beglückte, einzig beglückte, sich stehlen wie ein unrechtes Gut und wie eine Sünde

geheim halten! — Aber gab es denn aus dieser unleidlichen Lage gar keinen Ausweg? Gab es kein Mittel der Rettung? Hatten nicht seine Bewunderer in Mannheim, hatte nicht Dalberg in ihm die Hoffnung erregt, daß er ihn nach Mannheim ziehen werde? hatte er nicht sein Versprechen mit einem Händedruck versiegelt? mit einem Händedruck, den der Leidende noch zu fühlen glaubte! An Dalberg mußte er schreiben, in seine Arme mußte er sich werfen, ihm mußte er die Wege angeben, wie dieser durch seine Verwendung seine Dienstentlassung bewirken könnte! Denn seine Anstellung am Mannheimer Theater schien dann weniger Schwierigkeiten zu haben.

Sobald er sich wieder einigermaßen erholt hatte, schrieb er das Resultat dieser Selbstüberlegung an seinen Mannheimer Patron. Das Schreiben ist noch erhalten. „Noch bereue ich beinahe die glücklichste Reise meines Lebens," sagte er unter Anderm, „die mich, durch einen höchst widrigen Kontrast meines Vaterlandes mit Mannheim, schon so weit verleitet hat, daß mir Stuttgart und alle schwäbischen Scenen unerträglich und ekelhaft werden. Unglücklicher kann bald Niemand sein, als ich. Ich habe Gefühl genug für meine traurige Situation, vielleicht auch Gefühl genug, für das Verdienst eines bessern Schicksals, und für beides nur eine Aussicht. Darf ich mich Ihnen in die Arme werfen, vortrefflicher Mann? u. s. w. In diesem Norden des Geschmacks werde ich ewig niemals gedeihen, wenn mich sonst glücklichere Sterne und ein griechisches Klima zum wahren Dichter erwärmen würden. Brauch' ich mehr, als dieses zu sagen, um von Dalberg alle Unterstützung zu erwarten?" — Nun theilt ihm Schiller in diesem Briefe drei Gründe mit, durch welche Dalberg seine Verwendung für ihn bei seinem Fürsten motiviren möchte, und wiederholt dann mit brennendem Herzen seine Bitte. „Könnten Ew. Excellenz," fährt er fort, „in das Innere meines Gemüthes sehen, welche Empfindungen es durchwühlen, könnte ich Ihnen mit Farben schildern, wie sehr mein Geist unter dem Verdrießlichen meiner Lage sich sträubt — Sie würden, ja ich weiß gewiß, Sie würden eine Hülfe nicht verzögern, die durch einen oder zwei Briefe an den Herzog geschehen kann. Nochmals werfe ich mich in Ihre Arme, und

wünsche nichts anderes, als bald, sehr bald, Ihnen mit einem anhaltenden Eifer und mit einer persönlichen Dienstleistung die Verehrung bekräftigen zu können, mit welcher ich mich und alles, was ich bin, für Sie aufzuopfern wünsche."

Die drei Motive waren aus einer genauen Kenntniß des Herzogs geschöpft, und charakterisiren den scharfen Blick Schiller's allzusehr, als daß sie nicht mitgetheilt werden sollten: 1) „Da im Ganzen genommen das Fach der Mediziner bei uns so sehr übersetzt ist, daß man froh ist, wenn durch Erledigung einer Stelle Platz für einen Andern gemacht wird, so kommt es mehr darauf an, wie man dem Herzog, der sich nicht trotzen lassen will, mit guter Art den Schein gibt, als geschehe es ganz durch seine willkührliche Gewalt, als wäre es sein eigenes Werk, und gereiche ihm zur Ehre. Daher würden Ew. Excellenz ihn von der Seite ungemein kitzeln, wenn Sie in den Brief, den sie ihm wegen meiner schreiben, einfließen ließen, daß — Sie mich für eine Geburt von ihm, für einen durch ihn Gebildeten und in seiner Akademie Erzogenen halten, und daß also durch diese Vokation seiner Erziehungsanstalt quasi das Hauptkompliment gemacht würde, als würden ihre Produkte von entschiedenen Kennern geschätzt und gesucht. Dieses ist der passe-partout beim Herzog. 2) Wünschte ich (und auch meinetwegen) sehr, daß Sie meinen Aufenthalt beim National-Theater zu Mannheim auf einen gewissen beliebigen Termin festsetzten (der dann nach Ihrem Befehl verlängert werden kann), nach dessen Verfluß ich wieder meinem Herzog gehörte. So sieht es mehr einer Reise, als einer völligen Entschwäbung, wenn ich das Wort brauchen darf, gleich, nnd fällt auch so hart nicht auf. Wenn ich einmal hinweg bin, wird man froh sein, wenn ich selbst nicht mehr anmahne. 3) Würde es höchst nothwendig sein, zu berühren, daß mir Mittel gemacht werden sollten, zu Mannheim zu prakticiren und meine medizinischen Uebungen da fortzusetzen. Dieser Artikel ist vorzüglich nöthig, damit man mich nicht, unter dem Vorwande für mein Wohl zu sorgen, kujonire, und weniger fortlasse."

Dieß war am 4. Juni 1782 geschrieben. Mit welcher Ungeduld wartete er auf eine günstige Antwort, auf eine

Antwort, welche über das Glück seines ganzen Lebens entscheiden würde! Es konnte nach seiner Meinung nicht fehlen. Der pfälzische und der würtembergische Hof standen mit einander im besten Vernehmen; auch der Herzog hatte schon einigemal den italienischen Hofpoeten von Mannheim kommen lassen, damit derselbe bei Aufführung der für das Stuttgarter Hoftheater von ihm verfertigten Opern zugegen sei. Wie nun, wenn von dort aus ein Dichter von des eiteln Herzogs Anstalt verlangt wurde? konnte es der Herzog abschlagen? konnte er es einem so hochgestellten Mann abschlagen, welcher hierin im Sinne des churpfälzischen Hofes zu handeln scheinen mußte? — Was den Baron von Dalberg abhielt, in des unglücklichen Mannes Bitte einzugehen, ist uns nicht bekannt; er scheint ihn in seiner Antwort auf das Bedenkliche eines solchen Schrittes, auf das Problematische seiner Anstellung als Theaterdichter in Mannheim aufmerksam gemacht zu haben, ohne ihm die Hoffnung seiner Verwendung ganz zu benehmen. Auf jeden Fall möchte es zweifelhaft scheinen, daß Dalberg unserm Schiller bei seiner letzten Anwesenheit in Mannheim ein bestimmtes Versprechen, ihn nach Mannheim zu ziehen, gegeben habe. Ein Schiffbrüchiger sieht ein schwankendes Bret für einen Kahn an, welches ihn gefahrlos zum ersehnten Gestade trage. Wie leicht schiebt man in der Jugend die Wünsche seines Herzens den Worten des andern unter! Wer kann es einem durch Erfahrung und Menschenkenntniß herabgestimmten Mann verdenken, wenn er einem ungestümen Jüngling, den er nicht so gut kannte, als der Erste Beste, welcher jetzt über sein Thun richten kann, nicht in unsichere Verhältnisse hineinziehen und dem Spiel des Zufalls preisgeben wollte? Vor Schiller's Augen lag nur der Ort, den er verlassen wollte, aber die Zukunft, der er entgegeneilte, war von dem Duft seiner Wünsche umhüllt.

Seine Lage in Stuttgart trübte sich noch mehr. Des Dichters Freundinnen, mit denen er nach Mannheim gereis't war, konnten dem Drange nicht widerstehen, als sie von der trefflichen Aufführung der Räuber in Mannheim erzählten, hiezufügen, daß sie das Stück in seines Dichters Gegenwart gesehen. Unter dem Siegel des Geheimnisses erfuhr es die

halbe Stadt, erfuhr es der General Augé und endlich auch der Herzog. Dieser wurde im höchsten Grade über diese Vermessenheit seines Dieners aufgebracht, daß er es sich ohne Urlaub, gegen sein ausdrückliches Verbot, herausgenommen, auf mehrere Tage ins Ausland zu verreisen, und seinen Lazarethdienst zu versäumen. Er ließ ihn vor sich kommen, gab ihm die strengsten Verweise, daß er sich auf's neue mit dem Auslande eingelassen und seine Pflicht so gröblich verletzt habe, und befahl ihm, augenblicklich auf die Hauptwache zu gehen, seinen Degen abzugeben, und dort vierzehn Tage im Arrest zu bleiben.

Ist es wahr, daß ihm früher bei Strafe der Festung jenes Verbot gegeben worden war [1], so war die Bestrafung sehr milde, und auch ohnedieß war sie ganz der militärischen Ordnung gemäß. Dessen ungeachtet machte die Art, wie sie ausgesprochen ward, einen unbeschreiblichen Eindruck. Jetzt hatte er das Wohlwollen seines Souverains für immer verloren, und nichts konnte diesen Selbstherrscher — denn dafür kannte er ihn allzugut — bewegen, seinen bestimmten, wiederholt und stark ausgesprochenen Willen je wieder zurückzunehmen! Jetzt blieb ihm nichts mehr übrig, als seine Berufsarbeit gehorsamst zu verrichten; und die kleinste Befriedigung seiner Leidenschaft war der sichere Weg zur Festung! Der Lorbeerkranz des Dichters sollte im Lazareth verdorren, und er, der Hochbegabte, sollte sich des Rechtes des allergeringsten Unterthans, von seinen Naturgaben einen freien, dem Wohle des Ganzen nicht widerstreitenden Gebrauch zu machen, für immer entäußern! Und derjenige, welcher dieses Machtgebot gegeben hatte, war er nicht derselbe, welcher ihn früher gezwungen hatte, erst Jurisprudenz, dann Medizin zu studiren, und ihn nun bei spärlichem Gehalte darben ließ?

Solche Gedanken jagten sich durch seine Seele, durchwühlten sein Innerstes, und da eine ähnliche Stimmung Jahrelang anhielt, so sieht man wohl, wie sich seine sittlichen

[1] Wie Schiller es in der Ankündigung der Rheinischen Thalia (s. Dörings Nachlese S. 71) selbst sagt. Doch vielleicht wurde auch jetzt erst das Verbot durch diese Androhung geschärft.

Kräfte mit seinen poetischen innig und ewig verbanden, wie die Poesie nur das Orakel seines innern Schicksals sein konnte. Auf der Stelle würde er seinen Abschied genommen haben, ja schon längst würde er darum eingekommen sein, wenn er nicht auf Kosten des Herzogs in der Militärschule wäre erzogen und mit Auszeichnung behandelt worden, so daß zu befürchten war, er werde statt seiner Entlassung nur den Vorwurf der größten Undankbarkeit oder etwas noch Schlimmeres zu gewärtigen haben. Wie aber? hatte er sich dem Herzog und seinen Launen auf immer verschrieben und ihm seine Freiheit dafür verkauft, daß dieser unaufgefordert, aus eigenem Antrieb die Sorge für seine — verfehlte Erziehung, für seine verfehlte Ausbildung übernommen hatte? Das widerstrebte seinem ganzen Wesen: denn unter dem Drucke war er der freisinnigste der Menschen geworden. Seine Poesie hätte er immer zum Opfer bringen mögen — aber waren in diese Poesie nicht seine heiligsten Menschenrechte verflochten? Oder sollten es bloße Einbildungen gewesen sein, das Kostbarste, was er bisher gesonnen und gedichtet hatte? Sollte er seine erhabensten Ideen, die Seele seiner Philosophie, durch eine feige Unterwürfigkeit Lügen strafen? Nein, fort mußte er, um jeden Preis! — Seine Eltern — — — das Glück der Seinigen ruhte in des Herzogs Händen, der Vater ernährte die Familie nur durch seinen Gehalt. Aber es war nicht zu erwarten, daß der billig denkende Fürst an dem langbewährten Diener die Schuld des Sohnes rächen würde. Er konnte seinem Vater, seiner geliebten Mutter, seinen Schwestern den Schmerz nicht ersparen! „Ich muß eilen, daß ich von hier wegkomme,“ schreibt er [1], „man möchte mir am Ende gar in Hohenasperg, wie dem ehrlichen Schubart, ein Logis anweisen. Man redet von besserer Ausbildung, die ich bedürfen soll. Es kann sein, daß man mich in Hohenasperg anders bilden würde; allein man lasse mich bei meiner jetzigen Ausbildung, die ich gerne in geringerm, aber mir wohlgefälligerm Grade besitzen will — denn so verdanke ich sie doch meinem freien Willen und der

[1] Schiller's Leben von Döring, S. 54.

Zwang verachtenden Freiheit. — Ich denke längst in den Angelegenheiten, wobei man mich jetzt unter eine, den Geist fesselnde Kuratel setzen möchte, mündig geworden zu sein. Das Beste ist, daß man solchen plumpen Fesseln ausweichen kann; mich wenigstens sollen sie nie drücken." Jene Verse:

„Ertragen muß man, was der Himmel sendet;
Unbilliges erträgt kein edles Herz,"

paßten ganz auf sein Gefühl und seine Lage.

Der ebengenannte Schubart büßte damals bekanntlich sein Unglück, gewissen Leuten ein Stein des Anstoßes gewesen zu sein, durch achtjährige Gefangenschaft auf der Bergfeste Hohenasperg. Schiller war, vielleicht durch die Söhne des Unglücklichen, welche man in der Akademie untergebracht hatte, mit ihm bekannt geworden; einige kräftige Gedichte Schubarts hatten starken Eindruck auf ihn gemacht und ein tiefes Mitgefühl in ihm entzündet. Er wallfahrtete deßwegen [1] einigemal auf den Asperg, um den damals noch scharf Beaufsichtigten persönlich kennen zu lernen. Aber bei der Gegenwart eines steifen, aufpassenden Sergeanten oder des wenn auch menschenfreundlichen Festungskommandanten konnte die Mittheilung nur oberflächlich sein. Ein fortgesetztes näheres Verhältniß zwischen beiden bestand nicht. Jetzt aber, in seinem Arrest, umschwebte ihn unaufhörlich das Bild des armen Gefangenen, dem man sogar Bücher und Schreibmaterialien entzogen hatte; und er erbebte, wenn er in diesem schrecklichen Schicksal sein eigenes ahnen mußte. Der Entschluß, sich zu retten, stand fest, und allerlei Plane wurden entworfen. So viel er es vermochte, suchte er seine Lage durch Arbeiten an seinem Fiesko zu vergessen; er hoffte ihn bis in die Mitte des Augusts fertig zu bringen.

Kaum sah er sich wieder auf freiem Fuße, so schrieb er am 15. Juli an Dalberg: „Wenn Ew. Excellenz glauben, daß sich meine Aussichten, zu Ihnen zu kommen, möglich machen lassen, so wäre meine einzige Bitte, solche zu beschleunigen. Warum ich dieses jetzt doppelt wünsche, hat eine

[1] Wie der General von Scharffenstein im Morgenblatte a. a. O. sich ausdrückt.

Ursache, die ich keinem Briefe anvertrauen darf. Dieses Einzige kann ich Ihnen für ganz gewiß sagen, daß in etlichen Monaten, wenn ich in dieser Zeit nicht das Glück habe, zu Ihnen zu kommen, keine Aussicht mehr da ist, daß ich jemals bei Ihnen leben kann. Ich werde alsdann gezwungen sein, einen Schritt zu thun, der mir unmöglich machen würde, zu Mannheim zu bleiben." Aber Dalberg mochte jetzt außer der Schwierigkeit, ihn in Mannheim zu employiren, auch in dem Zorn seines Landesherrn ein Hinderniß sehen, ihn von Stuttgart wegzuziehen. Es war unwahrscheinlich, daß der aufgebrachte Herzog jetzt noch seinem Diener diese Gunst erzeigen würde. Oder welche Bedenklichkeiten Dalberg sonst noch hatte: er that nichts für ihn.

Als nach vierzehn Tagen noch keine Hülfe erschienen war, verwandelte sich Schillers sonst heiterer Sinn in finstere, trübe Laune; was ihn sonst am lebhaftesten aufregte, ließ ihn kalt und gleichgültig: seinem Fiesko konnte er keine Liebe abgewinnen; selbst seine Jugendfreunde, die sonst immer auf den herzlichsten Empfang rechnen konnten, wurden ihm mit Ausnahme sehr weniger beinahe zuwider. Er hielt sich für den unglücklichsten aller Menschen. In diesem schrecklichen Zustande konnte er nicht lange bleiben, wenn er nicht bald für jede Geistesbeschäftigung verloren sein, wenn er seine ohnedieß nicht sehr feste Gesundheit nicht ganz zu Grunde richten wollte. Seine medizinische Praxis war ihm schon längst eine Last, jetzt eine Sklavenarbeit. Anfangs hatte er seine Kunst mit Ernst und keineswegs als Nebensache ausgeübt. Er wollte übrigens auch hier, wie Scharffenstein sagt, Kraftstücke liefern, welche aber weder geriethen, noch zum Besten recensirt wurden. Das hatte ihm schon längst das Handwerk völlig verleidet. Er sagt daher auch selbst in seiner anonymen Selbstrecension von dem Verfasser der Räuber: „Er soll ein Arzt bei einem würtembergischen Grenadier-Bataillon sein, und wenn das so ist, so macht es dem Scharfsinn seines Landesherrn Ehre. So gewiß ich sein Werk verstehe, so muß er starke Dosen in Emeticis eben so sehr lieben, als in Aestheticis, und ich möchte ihm lieber zehn Pferde, als meine Frau zur Kur übergeben."

Er wollte Stuttgart heimlich verlassen, und um das Aeußerste nur nothgedrungen zu thun (so sehr mäßigte sein Zartgefühl seine Freiheitsliebe) wollte er von Mannheim aus dem Herzog Vorstellungen gegen sein hartes Verbot machen, was er in Stuttgart zu thun nicht wagen durfte; wollte aber nur, wenn man ihm seine Bitten bewilligte, wieder nach Würtemberg zurückkehren. Das nähere Verhältniß, in welchem Schiller als Zögling der Militärschule zur Person des Herzogs stand, erklärt dieses Unterfangen, gleichsam auf neutralem Boden mit ihm unterhandeln zu wollen.

Wie aber und wann sollte er die heimliche Reise bewerkstelligen? Das war jetzt seine einzige Sorge. Denn der harte Verweis des Herzogs und der darauf folgende strenge Arrest hatten ihn so eingeschüchtert, daß er sich auf allen seinen Wegen für beobachtet hielt, daß er die schärfste Ahndung befürchten zu müssen glaubte, wenn er den geringsten Verdacht gegen sich erregte. Sich seinen Schulfreunden anzuvertrauen, war unnütz, weil sie ihm in Betreff der Anstalten zur heimlichen Reise in nichts Beistand leisten konnten, und war gefährlich für sie, wenn es herauskam. Zum Glück hatte sich seit ungefähr einem Jahre der junge Musikus Streicher so an ihn angeschlossen, daß er vor ihm kein Geheimniß hatte. Die unglückliche Lage Schiller's war bei ihren täglichen Zusammenkünften der unerschöpfliche Gegenstand ihrer Gespräche. Streicher billigte seinen Plan, und da er im Frühjahr 1783 eine Reise nach Hamburg antreten wollte, um sich daselbst unter dem berühmten Bach als Tonkünstler auszubilden, so wußte er, um seinen Freund auf seiner Flucht begleiten zu können, seine Mutter dazu zu bewegen, ihm diese Reise jetzt schon zu erlauben. So war also ein Reisegefährte gefunden!

Dem Vater Schiller's mußte die ganze Sache schon deßwegen verborgen bleiben, damit er im schlimmsten Falle als Offizier sein Ehrenwort geben könnte, von dem Vorhaben seines Sohnes nichts gewußt zu haben. Aber seiner ältesten Schwester entdeckte er sich, und das, wie ihr Bruder, kühn und hochherzig gesinnte Mädchen pflichtete ihm bei: weil ihm das gegebene Versprechen einer guten Anstellung nicht erfüllt

worden sei, könne jeder Schritt gerechtfertigt werden, welcher ihn vom gänzlichen Verderben zu retten im Stande wäre. Auch diente der wohlbekannte gerechte Grundsatz des Fürsten zur Beruhigung, die Eltern nie die Vergehen der Kinder, und diese nie die Fehler jener entgelten zu lassen. Auf diese ehrenwerthe Handlungsweise glaubte man auch in dem vorliegenden Falle rechnen zu können.

Als der Entschluß zur Flucht unwiderruflich fest stand, und die Einleitungen zu derselben schon im Allgemeinen getroffen waren, kehrte seine gewöhnliche Heiterkeit zurück, und er konnte sich jetzt wieder der Dichtung seines Fiesko widmen, welcher außer dem Plan nur bis zur Hälfte vorgeschritten war. Dieses Drama, auf welches er sein ganzes nächstes Glück baute, mußte vor dem Antritt seiner Reise vollendet sein! Er wendete ihm seine ganze Kraft, alle seine Gedanken zu. „Welch ein Vergnügen war es für ihn," erzählt Streicher, dem wir alle diese Nachrichten verdanken, „seinem jungen Freunde einen Monolog oder einige Scenen, die er in der vorigen Nacht ausgearbeitet, vorlesen und sich über Abänderungen oder die weitere Ausführung besprechen zu können! Wie erheiterten sich seine von Schlaflosigkeit erhitzten Augen, wenn er erzählte, um wie viel weiter er schon vorgerückt sei, und wie er hoffen dürfe, sein Trauerspiel weit früher, als er anfangs gedacht, beendigt zu haben." Je geräuschvoller damals die Welt um ihn war, desto mehr zog er sich in sich selbst zurück, ohne an allem dem, was Jedermann beschäftigte, den geringsten Antheil zu nehmen. Denn schon seit Anfang Augusts wurden in Stuttgart und in der ganzen Umgegend die größten Vorbereitungen zum feierlichen Empfang des Großfürsten von Rußland, nachmaligen Kaisers Paul, und seiner Gemahlin, Sophia von Würtemberg, der Nichte des Herzogs, getroffen. Die meisten benachbarten Fürsten und eine außerordentliche Menge anderer Fremden strömten, um die Festlichkeiten des prachtliebenden Herzogs Karl zu bewundern, in die Hauptstadt zusammen, wo die hohen Reisenden in der ersten Hälfte des Septembers eintrafen. Vielleicht blieb damals nur Eines Menschen hoher Sinn von allen diesen prunkhaften Veranstaltungen und leeren Lustbarkeiten unberührt. Er

erlebte hier den Kontrast, den er nachher in seiner Jungfrau von Orleans und in seiner Kassandra dichtete:

„Und in ihrem Schmerz verlassen,
War nur Eine traur'ge Brust."

Die Ueberlegenheit bleibt dem Unterdrückten, daß er verachten kann. — Schiller brachte in dieser Zeit sein zweites Drama beinahe zu Ende; einige Abkürzungen, Veränderungen und Zusätze blieben ihm noch übrig, besonders wenn dasselbe aufgeführt werden sollte; sie schienen ihm aber nur die Arbeit einiger Tage zu sein.

Unter den angekommenen Fremden waren auch Dalberg und die Gattin des Regisseurs Meier vom Mannheimer Theater, welche von Stuttgart gebürtig war. Schiller machte jenem seinen Besuch und sah die Frau Meier öfters, ohne sein Vorhaben im mindesten zu verrathen. Er wollte den kleinlichen Bedenklichkeiten Dalberg's durch eine kühne That ein Ende machen: wenn das Aeußerste eingetreten sei, meinte er, werde der Mann nach allen seinen Versicherungen von Theilnahme nicht mehr anstehn, ihm Hülfe und Beistand zu gewähren; das im Vertrauen auf ihn unternommene Wagniß werde ihn gleichsam zwingen, etwas für ihn zu thun.

Aber die geräuschvollen, unruhigen Tage, in denen die Flucht unvermerkt unternommen werden konnte, näherten sich ihrem Ende. Schiller ging mit seinem Streicher und Frau Meier nach der Solitude, um seinen Vater, seine Schwestern, besonders aber um seine Mutter, die nun von allem auf das genaueste unterrichtet war, noch einmal zu sehen, um sie zu beruhigen, um Abschied von ihr zu nehmen. Der Weg durch die lachendste Gegend wurde zu Fuß gemacht, was ihm Gelegenheit verschaffen sollte, über die Mannheimer Theaterverhältnisse und über seine Hoffnungen manches unvermerkt zu erforschen. Aber da er, aus Furcht verrathen zu werden, keine bestimmtere Fragen thun konnte, so blieb auch die Auskunft nur oberflächlich, und seine Zukunft schwamm nach wie vor im Nebel.

Beim Eintritt in die Wohnung seiner Eltern befanden sich seine Mutter und älteste Schwester gegenwärtig. Dem

Freunde konnte die Unruhe nicht entgehen, mit dem die Mutter oft ihren Sohn anblickte; oft versuchte sie zu reden, aber das bewegte Herz unterdrückte ihre Stimme. Glücklicher Weise trat Schiller's Vater ein, welcher durch Aufzählung der Festlichkeiten, die auf der Solitude gehalten werden sollten, die Aufmerksamkeit so fessellte, daß sich der Sohn unvermerkt mit der Mutter entfernen konnte. Erst nach etwa einer Stunde kehrte er wieder zur Gesellschaft zurück — aber ohne seine Mutter, welche nun ihren einzigen, ihren vielgeliebten Sohn, ihr Ebenbild für lange, für immer verlieren sollte, auf eine Art den besten Sohn verlieren sollte, wie sonst der Verbrecher und der Taugenichts von den Seinigen geht! Aber so schlecht ist ja diese Welt, daß der Originellste und Hochsinnigste häufig dem Verbrecher gleich geachtet ist, und daß die höchste Tugend und das äußerste Laster eine gleich schlimme Stellung haben. Wie schmerzhaft der Abschied gewesen war, sah man aus den trüben Gesichtzügen und an den feuchten, gerötheten Augen des zärtlichen Sohnes. Er schob letzteres einem gewöhnlichen, ihn oft heimsuchenden Uebel zu, konnte aber erst auf dem Rückwege nach Stuttgart durch die gesprächige Gesellschaft wieder zu einiger Munterkeit gelangen.

Zu Hause angekommen, überlegten die Freunde das Nähere in Betreff der Abreise. Am 17. September sollte die große Hirschjagd bei der Solitude sein. Aus allen Jagdrevieren des Landes hatte man eine Anzahl von sechstausend Hirschen in einem nahe bei der Solitude befindlichen Wald zusammengetrieben, Bauern mußten Tag und Nacht den Wald umzingelt halten, um die edeln Thiere vom Durchbrechen abzuhalten, welche bestimmt waren, eine steile Anhöhe hinaufgejagt und dann gezwungen zu werden, sich in einen See zu stürzen, in welchem sie aus einem eigens dazu erbauten Lusthause nach Bequemlichkeit erlegt werden könnten. In der Nacht, welche auf dieses raffinirte Jagdvergnügen folgte, war Theater und eine allgemeine prachtvolle Beleuchtung auf der Solitude, und in dieselbe Nacht legten die Freunde ihre Abreise, nachdem sie in Erfahrung gebracht hatten, daß in derselben Schiller's Grenadierregiment die Wache nicht habe, daß also zu vermuthen war, das Stadtthor werde von, unsern Schiller nicht

kennenden Soldaten besetzt sein. Die Nacht vor seiner Abreise brachte er bei seinem Freunde Scharffenstein auf der Wache zu; dieser nennt sie eine ihm unvergeßliche, ganz ausschließlich dem Gefühl geweihte Nacht. Den andern Tag sollte um zehn Uhr Vormittags alles bereit sein, was aus der Wohnung Schiller's noch in das Haus Streicher's zu bringen war, von wo man abfahren wollte. Aber als dieser sich mit der Minute eingestellt hatte, war noch nichts in Ordnung. Dem Dichter waren nach seiner Zurückkunft vom Lazareth beim Zusammensuchen seiner Bücher Klopstocks Oden in die Hände gekommen, von denen ihn, als er sie durchblätterte, eine schon längst bewunderte, so aufregte, daß er sich sogleich hinsetzte um ein Gegenstück zu dichten, indem er Einpacken, Abreise und Alles vergaß. Ungeachtet Streicher noch so sehr zur Eile drängte, so mußte er doch die Ode und das Gegenstück anhören, und es dauerte eine geraume Zeit, ehe der Dichter aus seiner Entzückung wieder zu der wirklichen, prosaischen Welt und zum drängenden Zeitmoment zurückkehrte. Erst um Mittag war alles in Ordnung; und es bedurfte öfterer Fragen, ob nichts vergessen sei, und mehrerer Erinnerungen, nichts zurückzulassen. Abends neun Uhr kam Schiller in Streicher's Wohnung mit zwei alten Pistolen unter seinem Civilkleide. Es blieben ihm nach Anschaffung der nöthigsten Kleidungsstücke und anderer Utensilien nur dreiundzwanzig Gulden übrig; Streicher nahm ebenfalls nicht viel mehr mit, als diese Summe; was zu seiner weitern Reise nach Hamburg noch fehlte, sollte ihm von seiner unvermögenden Mutter nachgeschickt werden. Wäre Schiller's Ungeduld, eine Entscheidung herbeizuführen, nur noch auf einige Zeit zu bezähmen gewesen, so hätte sein Freund die ganze Reisesumme mitnehmen können. Auf die Benutzung des Augenblickes schien alles anzukommen! Um zehn Uhr Nachts bestiegen die Freunde den Wagen, der mit zwei Koffern und einem kleinen Klavier für den Musikus bepackt war. Der Wagen ging zu dem Thor hinaus, welches nach Eßlingen führte, weil dieses am dunkelsten war, und einer der bewährtesten Freunde hier die Wache hielt, welcher durch seine Dazwischenkunft etwaige Schwierigkeiten heben konnte. Schiller gab sich am Thore

für Doktor Ritter, Streicher für Doktor Wolf aus, beide nach Eßlingen reisend. Um die Straße nach Ludwigsburg zu gewinnen, mußte die Stadt umfahren werden. Er glaubte einer großen Gefahr entronnen zu sein; zwischen beiden Freunden wurden nur wenige Worte gewechselt.

So floh Schiller aus der Stadt — in welcher jetzt sein Monument errichtet wird, und von einem Fürsten, dessen Andenken über die beschränkten Gränzen seines Landes hinaus nur des Flüchtlings Ruhm erhalten hat. Schiller's Unsterblichkeit verbreitet sich stets weiter und weiter über Länder und Meere, über Geschlechter und Zeiten; den Herzog Karl würden die Meisten nicht einmal dem Namen nach kennen, wenn er nicht einst Schiller geliebt, dann verkannt und unterdrückt hätte. Nur wer mit reiner Hingebung für die wahren Güter der Menschheit lebt, wandelt fortwirkend durch die Menschheit. Blicket auf unsern hülflosen Flüchtling, ihr Edeln unter den Bedrängten, und eure thatkräftige Ueberzeugungstreue beglücke euch mit der Gewißheit, daß ihr nicht umsonst leidet und duldet!

Eilftes Kapitel.

Ankunft und Empfang in Mannheim. Fußreise über Darmstadt nach Frankfurt. Leiden des Dichters. Rückreise über Mainz und Worms.

Als die Reisenden die erste Anhöhe hinter sich hatten, kehrte allmählig Unbefangenheit in ihre Gespräche zurück. Gegen Mitternacht war zu ihrer Linken der ganze Himmel hochgeröthet, und als der Wagen in eine Entfernung von anderthalb Stunden von der Solitude kam, zeigte sich das hochliegende Schloß mit allen seinen weitläufigen Nebengebäuden in einem herrlichen Feuerglanze. Der fromme Glaube der Vorwelt hätte diesen Anblick für ein Götterpfand der Reise genommen, wir Spätgeborne aber haben den ahnenden Glauben verloren. Doch die Liebe ist den Besten unter uns geblieben. Schiller konnte bei der reinen Luft seinem Freunde den Punkt zeigen, wo seine Eltern wohnten, aber alsbald von kindlicher Rührung ergriffen, fiel er mit einem halbunterdrückten Seufzer und dem Ausruf: O meine Mutter! auf seinen Sitz zurück.

Nachts gegen zwei Uhr hatte man Enzweihingen erreicht, wo gerastet werden mußte. Während man auf den bestellten Kaffee wartete, zog Schiller ein Heft ungedruckter Gedichte

von Schubart hervor, von denen er seinem Freunde die vorlas, welche ihm am besten gefielen. Das merkwürdigste darunter war die Fürstengruft, welches Gedicht Schubart in den ersten Monaten seiner engen Gefangenschaft mit einer Beinkleiderschnalle in die nasse Wand seines Kerkers eingegraben hatte [1]. Man sieht hieraus, mit welchen Gefühlen er sein Geburtsland verließ, und es war natürlich. Denn auch eine weniger eigenmächtige Behandlung würde ihn, dem jede Unterdrückung verhaßt war, entrüstet haben. Als die weiter Fahrenden daher um acht Uhr Morgens den kurpfälzischen Grund und Boden betraten, schien alles Elend überstanden zu sein, und er gelobte es aufs heiligste, sich dem bisher erduldeten harten Zwang nicht mehr, nie mehr zu unterwerfen. Dieser begeisterte Vorsatz und das stolze Gefühl, sich nun selbst anzugehören, hoben sein bisher trüb und weich gestimmtes Gemüth; die angenehme Gegend und das muntere Treiben der Menschen vermehrten seine Heiterkeit. „Sehen Sie," rief er seinem Begleiter zu, „sehen Sie, wie freundlich die Pfähle und Schranken mit Blau und Weiß angestrichen sind! Eben so freundlich ist auch der Geist der Regierung." Dieß führte dann ein lebhaftes politisches Gespräch herbei, welches den Weg nach Bretten verkürzte. Hier wurde der Wagen von Stuttgart zurückgeschickt, etwas gegessen, und Nachmittags mit der Post über Waghäusel nach Schwetzingen gefahren, wo übernachtet werden mußte, weil man die Thore der Stadt Mannheim, damals noch einer Festung, vor dem Eintritt der Dunkelheit nicht mehr erreichen konnte. Am andern Tage, am 19. September, waren die Reisenden schon in der Frühe beschäftigt, die besten Kleidungsstücke aus den Koffern hervorzuholen, um in Mannheim nicht allzu dürftig aufzutreten. Seinem schmächtigen Beutel hoffte Schiller durch seinen Fiesko zu Hülfe zu kommen. Er konnte nicht daran zweifeln, die Theaterdirektion werde sich beeilen, auch sein zweites, nicht allein für das große Publikum, sondern auch für den gebildeten

[1] Streicher a. a. O., S. 82, aus dessen Schrift diese Stelle, wie viele Schiller's Flucht und Aufenthalt in Mannheim betreffende Angaben, wörtlich genommen ist.

Theil desselben geschriebene Schauspiel anzunehmen. Wenn das Stück noch in diesem Jahre aufgeführt wurde, dann erhielt er entweder vom Theater eine reichliche Entschädigung, oder vom Buchhändler ein beträchtliches Honorar. Mit diesen, allerdings nicht überspannten Hoffnungen fuhr er in die Thore Mannheims ein und stieg bei dem Theaterregisseur Meier ab. Meier, verwundert, Schillern jetzt in Mannheim zu sehen, wo er ihn in Stuttgart in die größten Festlichkeiten und Belustigungen versunken glauben mußte, erstaunte, als er vernahm, der von ihm so hochgeschätzte junge Mann stehe als Flüchtling vor ihm. Das Einzige, was er thun konnte, war, daß er ihn in seinem Vorsatz bestärkte, noch heute eine Vorstellung an den Herzog einzusenden und seine Verzeihung zu bewirken. Die gute Laune, in welcher der Herzog jetzt sei, dürfe man nicht unbenutzt vorübergehen lassen. In der Nähe des Hauses fand sich in dem menschenleeren Mannheim augenblicklich eine Wohnung für die Ankömmlinge. Sie wurden zum Mittagsessen eingeladen und nach genossenem Mahle ging Schiller sogleich in ein Nebenzimmer, um an seinen Fürsten zu schreiben. Er bat ihn um Aufhebung des Befehls, keine andere als medizinische Schriften drucken lassen zu dürfen, weil er von seiner geringen Besoldung nicht leben könne, und es ihm, als angehendem Arzte, bei der großen Konkurrenz von Aerzten in Stuttgart, durch sonstige medizinische Praxis sich das Weitere zu verdienen, unmöglich sei, so daß nur durch die Bekanntmachung seiner poetischen Arbeiten sein Einkommen erhöht werden könne. Ferner möge es ihm erlaubt werden, jedes Jahr auf kurze Zeit eine Reise ins Ausland zu machen; und endlich erklärte er sich sehr gerne bereit, wieder zurückzukehren, wenn ihm das fürstliche Wort gegeben würde, daß ihm sein unregelmäßiger Austritt verziehen sei. Schiller's Regimentschef, der General Augé, sollte dieß Schreiben übergeben, und wurde in einem besondern Briefe ersucht, den Inhalt desselben durch seinen Einfluß bei dem Herzog zu unterstützen.

Den andern Tag traf Frau Meier von Stuttgart wieder zu Hause ein. Sie erzählte, wie Schiller's Verschwinden sogleich ruchbar geworden, und daß allgemein vermuthet werde,

der Herzog werde seine Auslieferung verlangen. Schiller beruhigte zwar sich und seine Freunde dadurch, daß er kein eigentlicher Soldat sei, und daß daher auch nicht gegen ihn als einen Solchen verfahren werden könnte, welcher die Fahne eigenmächtig verlassen habe. Doch ward der Vorsatz für angemessen gehalten, daß er sich nirgends zeigte, sondern sich auf seine Wohnung und das Meierische Haus beschränkte. Nach einigen erwartungsvollen Tagen langte die Antwort des Generals Augé ein, des Inhalts, daß er dem Herzog Schiller's Schreiben vorgelegt und dasselbe durch sein Vorwort unterstützt habe; demgemäß habe er den Auftrag erhalten, ihn wissen zu lassen: Da Se. herzogliche Durchlaucht bei Anwesenheit der hohen Verwandten jetzt sehr gnädig wären, so möge er nur zurückkommen.

So war also dessen nicht einmal Erwähnung gethan, worum er so dringend gebeten hatte. Augenblicklich schrieb er daher dem General Augé zurück, daß er die Aeußerung Sr. Durchlaucht unmöglich für eine Gewährung seiner Bitte ansehen könne, und daß er seinen Chef ersuche, alles anzuwenden, um den Herzog zur Erfüllung seiner Wünsche zu vermögen. Zugleich schrieb er an einige seiner Stuttgarter Freunde, wie er es schon früher an seine Eltern gethan hatte, um es von ihnen sogleich zu erfahren, wenn er von Seiten des Herzogs vielleicht feindliche Schritte gegen sich zu befürchten hätte. Allein Augé's zweiter Brief enthielt nichts, als denselben nichtssagenden, lakonischen Bescheid, welcher ihm das erstemal zugekommen war. Schiller konnte es nicht wagen, wieder heimzukehren; es wäre auch mit seiner Ehre unverträglich gewesen. Der entscheidende Schritt war einmal geschehen; und er wollte lieber einer ungewissen Zukunft entgegengehen, als sich das frühere, unerträgliche Joch wieder auflegen lassen. Der Zwang der Armuth und der Noth schien ihm ehrenvoller und fördernder, als der Zwang der Willkühr.

Schon am ersten Abend seiner Anwesenheit in Mannheim hatte Streicher dem Herrn Meier von dem neuen Schauspiel erzählt, welches den Räubern in mancher Hinsicht vorzuziehen sei. Der Dichter wurde daher darum angegangen,

die erregte Neugierde durch Mittheilung des Stücks zu befriedigen, und Tag und Stunde wurden bestimmt, auf welche die bedeutendsten Schauspieler eingeladen werden sollten, der Vorlesung beizuwohnen. Sie mußten auf diese zweite Arbeit des außerordentlichen Jünglings eben so gespannt sein, als Schiller vor Begierde brannte, seinen Fiesko vorzulesen, von dessen günstiger Aufnahme die Existenz seiner nächsten Zukunft abhing. An einem Nachmittag erschienen Iffland, Beil, Beck und noch mehrere andere Schauspieler, und konnten nicht Worte genug finden, dem Dichter ihre Verehrung und die hohe Erwartung auszudrücken, welche sie von seinem neuen Produkt hegten. Man setzte sich um einen großen, runden Tisch, und der Dichter begann, nach einer kurzen Erzählung der Geschichte und einer Nachricht über die Personen, seine Vorlesung. Sein enthusiastischer Reisegefährte genoß schon im voraus die Bewunderung und Begeisterung, welche Schiller von diesen Kennern davon tragen würde, die jetzt ihre Blicke unverwandt auf ihn gerichtet hatten, als er zu lesen begann; er sah nicht den Vorleser, sondern nur die Zuhörer an, um die mächtigen Eindrücke, die Schiller auf sie machen würde, in ihren Augen, Mienen und Gebärden zu beobachten. Aber wie hatten die Freunde sich in ihrer Meinung von der Wirkung des Trauerspiels getäuscht! Zwar die größte Aufmerksamkeit und Stille, aber kein Ausdruck von Empfindung, kein Zeichen des Beifalls; und als der erste Akt kaum gelesen war, entfernte sich Beil, und die übrigen unterhielten sich über die Geschichte des Fiesko statt über das Drama, oder über Stadtneuigkeiten. Der zweite Akt wurde nach dieser kurzen Unterbrechung weitergelesen, und aufmerksam, aber ohne irgend eine Aeußerung des Lobs angehört. Jetzt wurden Erfrischungen herumgegeben, ein Schauspieler schlug ein Bolzenschießen vor, und nach einer Viertelstunde hatten sich alle eingeladene Personen entfernt, nur Iffland blieb noch bis zum Abend. Der gute Streicher war in einem peinlichen Gemüthszustande, und konnte sich diese Gleichgültigkeit und Geringschätzung gegen das vortreffliche Gedicht mit der noch eben ausgesprochenen Hochachtung gegen den Dichter unmöglich zusammenreimen. Aber sein Erstaunen sollte vermehrt

werden, als ihn Meier in das Nebenzimmer bei Seite nahm und ihn auf sein Gewissen fragte: ob Schiller wirklich der Verfasser der Räuber sei? Als Streicher dieß wiederholt versicherte, so schloß der Schauspieler mit den Worten: „Wenn Schiller wirklich die Räuber, wie den Fiesko, geschrieben hat, so hat er alle seine Kraft an dem ersten Stück erschöpft und kann nun nichts mehr, als lauter erbärmliches, schwülstisches und unsinniges Zeug hervorbringen.“ Diese Worte, von einem Manne ausgesprochen, den er für einen vollgültigen Kenner und zugleich für einen aufrichtigen Freund Schiller's ansehen mußte, machten auf den jungen Menschen einen so betäubenden Eindruck, daß ihm für den ersten Augenblick die Sprache versagte. Die beiden kehrten zur Gesellschaft zurück, wo den ganzen Abend Fiesko's mit keiner Sylbe mehr gedacht ward. Streicher war in quälende Gedanken versunken, Schiller selbst im höchsten Grade verstimmt; er ging mit seinem Genossen bald weg, und ließ dem Herrn Meier das Manuscript da, welches dieser noch ganz durchlesen wollte.

Stumm kehrten die Freunde nach ihrer Wohnung zurück, und auch in ihrem Zimmer wurde lange nichts gesprochen, bis sich Schiller endlich Luft machte, und sich über den Neid, die Kabale, den Unverstand dieser Menschen beschwerte, dieser Menschen, unter denen er jetzt vielleicht werde leben müssen. Und hier sprach er zum erstenmal in allem Ernst den Vorsatz aus, daß wenn seine Tragödie nicht angenommen und er nicht als Schauspieldichter würde angestellt werden, er selbst als Schauspieler auftreten wolle, indem doch eigentlich Niemand so gut deklamiren könne, als er! Der treue Genosse seines Leidens suchte ihn zu beruhigen, so gut er konnte, ging aber des andern Morgens in aller Frühe allein zu Meier, voll ängstlicher Erwartung, um dessen Endurtheil über den Fiesko und vielleicht ein besseres Wort zu hören. Kaum wurde ihn Meier ansichtig, als er ihm zurief: „Sie haben Recht! Fiesko ist ein Meisterstück und für die Bühne besser gearbeitet, als die Räuber. Aber wissen Sie, was Schuld ist, daß wir es alle für das elendeste Machwerk hielten? Schiller's schwäbische Aussprache und die verwünschte Art, wie er alles deklamirt. Er sagt alles in dem nämlichen

hochtrabenden Ton her, ob es heißt: Er macht die Thüre zu, oder ob es eine Hauptstelle seines Helden ist. Aber jetzt muß das Stück in den Ausschuß kommen, da wollen wir es uns vorlesen, und alles in Bewegung setzen, daß es bald auf das Theater kömmt." Diese Worte und Aussicht erfüllten die treue Seele mit einer solchen Freude, daß er, ohne das Geringste zu erwiedern, sogleich nach Haus zurückflog, und Schiller, der noch im Bette lag, mit der frohen Nachricht weckte, daß sein Trauerspiel bald in lebendiger Gestalt vor ihm erscheinen werde. Daß seine unreine und heftige Aussprache gestern Schuld an dem gänzlich verfehlten Eindruck gewesen, verschwieg er ihm um so mehr, je größer die Selbsttäuschung war, in welcher er in dieser Hinsicht sich befand. Er hütete sich, sein ohnehin krankes Gemüth von neuem zu reizen oder zu verwunden.

Unterdessen waren Briefe von den Freunden in Stuttgart angelangt, welche ihm riethen, sich auf einige Wochen von Mannheim zu entfernen; es könnte doch möglich sein, daß seine Auslieferung von der pfälzischen Regierung verlangt würde, da er auf Kosten des Herzogs in der Militärschule erzogen worden sei; weil er Uniform getragen, könne er gewissermaßen doch zum Militärstande gerechnet werden. Geschehe in einigen Wochen nichts gegen ihn, so habe er für die Zukunft nichts mehr zu besorgen. Dalberg, von dem allein eine günstige Wendung des Schicksals Schiller's zu hoffen stand, war noch nicht zurückgekehrt, und da die Zeit seiner Rückkunft ungewiß war, so wurde eine Reise über Darmstadt nach Frankfurt beschlossen.

Die Reise mußte zu Fuß gemacht werden, denn das von Stuttgart mitgenommene Geld war so zusammengeschmolzen, daß man bei der größten Sparsamkeit nur noch zehn bis zwölf Tage damit ausreichen konnte. Schiller konnte sich nicht an seine Eltern wenden, sie waren unbemittelt, und er vermied und scheute es auch, seinen Vater dem Verdacht auszusetzen, als stehe er mit seinem Sohne in Verbindung, und durch eine Bitte um Unterstützung den Seinigen wegen seiner hülflosen Lage Kummer einzuflößen. Hatte doch seine Mutter gehofft, er werde einem behaglichen Zustand entgegen gehen!

Daher wandte sich Streicher an seine Mutter, mit der Bitte, ihm dreißig Gulden nach Frankfurt zu schicken, da er seinen Freund, welcher in Mannheim nichts erhalten habe, in dieser Verlegenheit nicht verlassen könne. Nur mit dem unentbehrlichsten Reisegeld, ihrer ganzen Habe, versehen, gingen die Freunde nach dem Mittagessen von Mannheim ab, nahmen ihren Weg über die Neckarbrücke nach Sandhofen, blieben in einem Dorf über Nacht und setzten den andern Tag auf der herrlichen Bergstraße ihren Weg bis nach Darmstadt fort, wo sie ermüdet von dem ungewohnten, zwölfstündigen Marsch Abends um sechs Uhr ankamen. Hier erquickten sie sich durch ein gutes Nachtessen und einen süßen Schlaf, aus dem sie aber um Mitternacht durch das fürchterliche Trommeln der Reveille auf eine unangenehme Weise geweckt wurden. Ungeachtet sich Schiller am Morgen nicht ganz wohl fühlte, bestand er doch darauf, noch heute den sechs Stunden langen Weg nach Frankfurt zu machen, damit er von dort aus sogleich nach Mannheim schreiben, und sich die indessen vielleicht an ihn eingelaufenen Briefe nachschicken lassen könnte. Es war ein schöner, heiterer Morgen, als die noch von gestern ermüdeten Reisenden ihren Weg wiederum antraten. Langsam schritten sie vorwärts, rasteten aber schon nach einer Stunde in einem Dorfe, um sich durch etwas in Wasser geschütteten Kirschengeist abzukühlen und zu stärken. Zu Mittag kehrten sie wieder ein, weniger des Essens wegen, als damit Schiller, der sehr müde war, etwas ruhen könnte. Aber in dem Wirthshause war es so lärmend, und die Leute so roh, daß sie es nicht über eine viertel Stunde aushalten konnten. Man machte sich also wieder auf, um Frankfurt zu erreichen, was aber die Mattigkeit Schiller's kaum zuzulassen schien. Er ging immer langsamer, mit jeder Minute vermehrte sich seine Blässe, und als man in ein Wäldchen gelangte, in welchem seitwärts eine Stelle ausgehauen war, erklärte er, außer Stand zu sein, noch weiter zu gehen; er wolle es versuchen, ob er sich durch einige Stunden Ruhe so weit erhole, um noch heute die Stadt erreichen zu können. Er legte sich unter ein schattiges Gebüsch ins Gras nieder, um zu schlafen, und Streicher setzte sich auf den abgehauenen Stamm eines

Baumes, ängstlich und bang auf den unglücklichen Freund hinschauend. Hier lag der edelste Dichter, welcher bald der Ruhm seines Volkes werden sollte, arm, hülflos, entkräftet, ohne Heimath und ohne Aussicht. Aber von jeher hatten diejenigen, welche bestimmt waren, die Herzen der Menschen tief zu ergreifen und ewig an sich zu fesseln, nicht, wo sie ihr Haupt niederlegen konnten, und während sie selbst, was das Leben veredelt und beglückt, reichlich spendeten, war ihr Antheil Noth und Leiden. Der Schlummer erbarmte sich seiner. Aber auch in seinen abgehärmten, düstern Zügen, erzählt der Freund weiter, welcher sein Ungemach mit ihm theilte, ließ sich noch der stolze Muth wahrnehmen, mit dem er gegen ein hartes unverdientes Schicksal zu kämpfen suchte, und die wechselnde Gesichtsfarbe verrieth, was ihn, seiner unbewußt, beschäftigte. Das Ruheplätzchen lag für den Schlafenden günstig, indem nur links ein Fußsteig vorbeiführte, der aber während zwei Stunden von Niemand betreten wurde, bis ihn endlich ein vorbeigehender Offizier in blaßblauer Uniform mit gelben Aufschlägen, den Streicher für einen der in Frankfurt liegenden Werber ansah, aus dem Schlafe weckte. Er war so weit gestärkt, daß er anfangs langsam, aber doch ohne Beschwerde fortgehen konnte, so daß man mit der Dämmerung in das alterthümliche Frankfurt eintrat. Man nahm in Sachsenhausen Logis, und um genau wissen zu können, wie lange man mit dem geringen Geldvorrath noch ausreichen werde, wurde mit dem Wirth sogleich der Betrag von Zimmer und Kost für den Tag bedungen.

Den andern Tag (am 29. oder 30. September 1782) schrieb Schiller einige Briefe nach Mannheim, unter andern auch einen, zum Glück noch erhaltenen [1], an Dalberg, der uns einen noch tiefern Blick in seine Hülflosigkeit und in seinen Gram thun läßt. So lange er noch in Stuttgart war, konnte er es immer bewirken, daß der Rückzahlungstermin seiner Schuld von 200 Gulden hinausgeschoben wurde. Aber nachdem nun Schiller (freilich eigentlich zum Theil eben deßwegen, um in den Stand zu kommen, seine Schuld abzutragen)

[1] Schiller's Briefe an Dalberg (2te Auflage.), S. 48. fg.

entwichen war, setzte der besorgte Gläubiger dem Bürgen zu, und wollte sich nicht länger hinhalten lassen, und dieser, welcher ebenfalls unvermögend war, stand in Gefahr, verhaftet zu werden. Das mußte unserm Freund das Herz zernagen; wie ja nichts peinigender ist, als wenn wir auch Andere in unser Ungemach und Elend ziehen, und durch dieses verhindert werden, den gemeinsten Pflichten der Ehre zu genügen. Auf Dalberg war alle seine Hoffnung gestellt, dieser konnte den Vorschuß leisten, da er mehr, als den Werth dieser Summe, durch das Manuskript des Fiesko, welches ihm durch Meier übergeben worden war, schon in Händen hatte. Was kam dem reichen Baron von Dalberg auf einige hundert Gulden an, ihm, welcher mit Recht auf den Namen eines Beschützers der Künste und Wissenschaften Anspruch machen konnte! Nach langem Kämpfen mit sich selbst setzte er sich endlich nieder, um Dalberg um jenen Vorschuß anzusprechen, so wie Fichte seinen Lehrer Kant einst ebenfalls um eine Unterstützung anging, nur daß Dalberg allerdings kein Kant war. Mit gepreßtem Gemüth und nicht mit trockenen Augen schrieb er:

„Euere Excellenz werden von meinen Freunden zu Mannheim meine Lage bis zu Ihrer Ankunft, die ich leider nicht mehr abwarten konnte, erfahren haben. Sobald ich Ihnen sage, ich bin auf der Flucht, sobald hab' ich Ihnen mein ganzes Schicksal geschildert. Aber noch kommt das Schlimmste hinzu. Ich habe die nöthigen Hülfsmittel nicht, die mich in den Stand setzten, meinem Mißgeschick Trotz zu bieten. Ich habe mich von Stuttgart, meiner Sicherheit wegen, schnell, und zur Zeit des Großfürsten losreissen müssen. Dadurch habe ich meine bisherigen ökonomischen Verhältnisse plötzlich durchrissen, und nicht alle Schulden berichtigen können. Meine Hoffnung war auf meinen Aufenthalt zu Mannheim gesetzt; dort hoffte ich, von E. E. unterstützt, durch mein Schauspiel, mich nicht nur schuldenfrei, sondern auch überhaupt in bessere Umstände zu setzen. Dieß wärd durch meinen nothwendigen plötzlichen Aufbruch hintertrieben. Ich ging leer hinweg, leer in Börse und Hoffnung. Es könnte mich schamroth machen, daß ich Ihnen solche Geständnisse thun muß, aber ich weiß, es

erniedrigt mich nicht. Traurig genug, daß ich auch an mir die gehässige Wahrheit bestätigt sehen muß, die jedem freien Schwaben Wachsthum und Vollendung abspricht."

„Wenn meine bisherige Handlungsart, wenn alles das, woraus E. E. meinen Charakter erkennen, Ihnen ein Zutrauen gegen meine Ehrliebe einflößen kann, so erlauben Sie mir, Sie freimüthig um Unterstützung zu bitten. So höchst nothwendig ich jetzt des Ertrags bedarf, den ich von meinem Fiesko erwartete, so wenig kann ich ihn vor drei Wochen theaterfertig liefern, weil mein Herz so lange beklemmt war, weil das Gefühl meines Zustandes mich gänzlich von dichterischen Träumen zurückriß. Wenn ich ihn aber bis auf besagte Zeit nicht nur fertig, sondern, wie ich auch hoffen kann, würdig, verspreche, so nehme ich mir daraus den Muth, Euere Excellenz um gütigsten Vorschuß des mir dadurch zufallenden Preises gehorsamst zu bitten, weil ich jetzt, vielleicht mehr als sonst durch mein ganzes Leben, dessen benöthigt bin. Ich hätte ungefähr noch 200 Gulden nach Stuttgart zu bezahlen. Ich darf es Ihnen gestehen, daß mir das mehr Sorgen macht, als wie ich mich selbst durch die Welt schleppen soll. Ich habe so lange keine Ruhe, bis ich mich von der Seite gereinigt habe."

„Dann wird mein Reisemagazin in acht Tagen erschöpft sein. Noch ist es mir gänzlich unmöglich, mit dem Geiste zu arbeiten. Ich habe also gegenwärtig auch in meinem Kopf kein Ressourcen. Wenn E. E. (da ich doch einmal alles gesagt habe) mir auch hiezu 100 Gulden vorstrecken würden, so wäre mir gänzlich geholfen. Entweder würden Sie dann die Gnade haben, mir den Gewinnst der ersten Vorstellung meines Fiesko's mit aufgehobenem Abonnement zu versprechen, oder mit mir über einen Preis übereinkommen, der den Werth meines Schauspiels bestimmen würde."

„In beiden Fällen würde es mir ein Leichtes sein (wenn meine jetzige Bitte die alsdann erwachsende Summe überstiege) die ganze Rechnung zu ablaniren. Ich lege diese Meinung, die nichts als inständige Bitte sein darf, dem Gutbefinden E. E. also vor, wie ich es meinen Kräften zutrauen kann, sie zu erfüllen."

„Da mein gegenwärtiger Zustand aus dem Bisherigen hell genug wird, so finde ich es für überflüssig, E. E. mit einer drängenden Vormalung meiner Noth zu quälen."

„Schnelle Hülfe ist alles, was ich jetzt noch denken und wünschen kann. Herr Meier ist von mir gebeten, mir den Entschluß E. E. unter allen Umständen mitzutheilen, und Sie selbst des Geschäfts, mir zu schreiben, zu überheben."

„Mit entschiedener Achtung nenne ich mich u. s. w."

Nachdem dieser Brief geschrieben und mit einer Beilage an Meier adressirt war, gewann er zum Theil seine frühere Heiterkeit wieder. Sein Auge wurde feuriger, sein Gespräch belebter und seine Gedanken, welche sich bisher immer mit seinem Zustande beschäftigten, wandten sich ungehemmter auch auf andere Gegenstände. Ein Spaziergang, welcher des Nachmittags über die Mainbrücke durch Frankfurt nach der Post gemacht wurde, zerstreute ihn, da er hier das kaufmännische Gewühl und die ineinandergreifende Thätigkeit so vieler Menschen zum erstenmal sah. Auf dem Heimwege blickte er von der Mainbrücke lange stumm in den Strom und phantasirte, „ob dieses Wasser oder seine Leiden das Tiefste wäre[1]." Erleichtert überschaute er dann das thätige Treiben der abgehenden und ankommenden, der ein- und ausladenden Schiffe; auf dem gelblichen Strom spiegelte sich der heiterste Abendhimmel. Lauter Gegenstände, die sein Gemüth wieder erhoben und ihn bald zu den interessantesten Bemerkungen veranlaßten, wie es denn für seine unerschöpfliche Einbildungskraft und sein reiches Gemüth kaum etwas Leeres und Beziehungsloses gab. Diese Zerstreuung wirkte auch auf seine Gesundheit so wohlthätig, daß er wieder Eßlust bekam, die ihm seit einigen Tagen gänzlich gefehlt hatte, und er unterhielt sich wieder mit Lebhaftigkeit über dichterische Plane, welche ihn eigentlich nie verließen.

Aus seiner Seele tauchte eine neue Gestalt hervor. Schon auf dem Wege von Mannheim nach Sandhofen und von da nach Darmstadt konnte sein Gefährte bemerken, daß sein

[1] Wie er in Kabale und Liebe (Akt 2, Scene 3) die Lady zu Ferdinand sagen läßt. Vergl. Frau von Wolzogen a. a. O., Th. 1, S. 58.

Inneres durch eine neue Idee von den äußern Gegenständen abgezogen wurde. Er war so sehr in sich verloren, daß ihn selbst auf der ihrer Schönheit wegen berühmten Bergstraße sein Begleiter auf jede reizende Aussicht aufmerksam machen mußte. Er bildete nämlich die Idee eines bürgerlichen Trauerspiels, der Luise Millerin, oder von Kabale und Liebe, wie das Stück später genannt wurde, bei sich aus. Er soll den Plan hierzu schon in seinem Arrest in Stuttgart gefaßt haben[1], wahrscheinlich auf Veranlassung des deutschen Hausvaters von Gemmingen und anderer bürgerlicher Trauerspiele, welche damals besonders von den glücklichen, behaglichen Pfälzern, deren Gesichtskreis sich noch nicht zu dem hohen tragischen Pathos erweitert hatte, auf der Mannheimer Bühne mit rauschendem Beifall gesehen wurden. Er selbst schreibt schon am 12. Dezember 1781 an Dalberg über jenes Lieblingsstück[2]: „Ich höre, daß dieser Herr von Gemmingen Verfasser des deutschen Hausvaters ist. Ich wünschte die Ehre zu haben, diesen Mann zu versichern, daß ich eben diesen Hausvater ungemein gut befunden, und einen vortrefflichen Mann und sehr schönen Geist darin bewundert habe." — Er fühlte sich gedrungen, den polemischen Geist, welchen er bisher in höhern Sphären dramatisch ausgebildet hatte, auch in das enge, damals den Deutschen allein verständliche Hausleben hinein zu verfolgen. Ehe er aus dem Kreis dieser ganzen negirenden Gattung trat, mußte er ihn ganz durchmessen haben.

Die Hauptmomente der neuen Tragödie standen bald hell und bestimmt vor seiner Seele, und in den nächsten vierzehn Tagen war schon ein bedeutender Theil der Auftritte auf dem Papier. Wenn er von den Ausgängen in die Stadt zurückgekehrt war, überließ er sich in den vier Wänden, wo er durch nichts abgelenkt wurde, dem Spiele seiner poetischen Gedankenwelt. Er brachte die Nachmittage, besonders aber die Abende, im Auf- und Abgehen und mit Niederschreiben einiger Zeilen zu. Sein Produktionstrieb war so ungeheuer,

[1] Wie wenigstens Frau von Wolzogen a. a. O., S. 48, sagt.

[2] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 25.

daß er durch das ihm bisher unbekannte bewegte Leben, und durch das Neue, was er hier sah und hörte, so wenig, als durch seine traurige Lage aus seinen Ideen herausgezogen wurde. In solchen Stunden, wo der poetische Geist über ihn kam, war er ganz in sich selbst zurückgezogen, und für die Außenwelt gar nicht vorhanden; aber an seinem Schweigen, an einzelnen pythischen Lauten, an seinen ausdrucksvollen Mienen, an seinem lebhaften Gebärdenspiel, an seinem aufwärts gerichteten Blicke konnte man wahrnehmen, daß etwas Bedeutendes und Großes sich in ihm gestalte. So ganz sprach er sich immer in allem aus, was er dichtete, so ernst und voll enthüllte er sich. Sein Gefährte Streicher hütete sich in solchen Stunden, ihn im geringsten zu beunruhigen, und hielt sich mit einer Art heiliger Scheu so still, als möglich. Der treue Freund gab sich überhaupt ganz hin, und ungeachtet sein intellektueller Standpunkt und seine Geisteskraft niedriger waren, konnte er dem Dichter in seinen Ideen doch folgen, und nahm sie liebevoll, ja enthusiastisch auf. Schiller fühlte sich bei seiner beständigen Gesellschaft in seinen Ideen ungehemmt, ja gefördert, während des guten Menschen Liebe und Sorge sein Gemüth tröstete und beglückte und sein wesentlicher reeller Beistand ihm über die schwierigste Zeit hinweg half. Einen solchen anspruchslosen, sich selbst vergessenden Engel von Menschen mußte der gütige Himmel unserm Freunde in seinen schwersten Leiden zugesellen, wenn er nicht untergehen sollte.

Ein Zufall diente dazu, seinen Muth zu beleben. Als die Freunde ausgegangen waren, um die Stadt zu besehen, kamen sie an einen Buchladen, in welchen sie eintraten. Schiller fragte den Buchhändler, ob das berüchtigte Schauspiel, die Räuber, guten Absatz fände, und was das Publikum darüber urtheile? Die Antwort auf beide Fragen war so außerordentlich günstig und schmeichelhaft, daß der überraschte Autor dem Buchhändler, ungeachtet er sich ihm als Doktor Ritter vorgestellt hatte, nicht verschweigen konnte, daß er selbst, der gegenwärtig das Vergnügen habe, mit ihm zu sprechen, der Verfasser davon sei. Aus den erstaunten, den Dichter messenden Blicken des Mannes ließ sich abnehmen,

wie unglaublich es ihm vorkam, daß der so sanft und freundlich aussehende Jüngling so etwas geschrieben haben könne. Indessen verbarg er seinen Zweifel, und wiederholte weitläufiger die eben gegebenen Nachrichten. Was konnte auf den armen Flüchtling einen angenehmeren Eindruck machen, als diese Anerkennung seines Talents? Er hatte, um seinen Ausdruck zu gebrauchen, an das Höchste das Theuerste gesetzt, und besaß nichts mehr, wenn er dieses Talentes nicht gewiß war.

Jeden Morgen und jeden Nachmittag fragten die Freunde auf der Post nach, ob kein Brief, kein Geld für sie angekommen sei, aber immer vergebens. Streicher sah diese Verspätung als ein gutes Zeichen an, und machte schon einen Plan, wie er von Frankfurt aus, ohne wieder nach Mannheim zurückzukehren, seine Reise nach Hamburg fortsetzen wolle. Auf einem durch bessere Witterung begünstigten Spaziergang malten sie sich ihre Hoffnungen aus.

Am nächsten Morgen gingen sie schon um neun Uhr zur Post, und dieses Mal waren die Briefe zu ihrer großen Freude wirklich eingelaufen. Sie eilten so schnell als möglich mit ihnen zu ihrem Quartier zurück, und waren kaum hier angelangt, als Schiller schon das an Doktor Ritter überschriebene Paquet erbrochen hatte. Er fand Briefe von Stuttgart, die viel von dem außerordentlichen Aufsehen meldeten, welches sein Verschwinden verursacht habe, und ihm die größte Vorsicht wegen seines Aufenthalts anriethen, obgleich noch nichts vorgefallen sei, woraus man auf feindselige Absichten des Herzogs schließen könne. Doch die Freunde sahen über die Möglichkeit einer Gefahr um so leichter hinweg, da jetzt noch Meier's Brief übrig war, von dessen Inhalt sie das Beste erwarteten.

Schiller las dieses Schreiben für sich allein, und blickte dann gedankenvoll durch das Fenster, welches die Aussicht auf die Mainbrücke hatte. Lange sprach er kein Wort, aber es ließ sich aus eben diesem Stillschweigen, aus seinen verdüsterten Augen und aus seiner veränderten Gesichtsfarbe schließen, daß Meier nichts Erfreuliches geschrieben haben könne. Nur nach und nach kam es zur Sprache: daß Dalberg keinen

Vorschuß leiste, weil Fiesko in dieser Gestalt für das Theater nicht brauchbar sei, und daß die Umarbeitung erst geschehen sein müsse, bevor er sich auch nur weiter erklären könne.

Wie stimmte eine solche kalte Zurückweisung mit Dalberg's früherer Theilnahme und Aufmunterung? Das mußte ihm unbegreiflich sein! Nicht einmal durch einige eigenhändige Zeilen hatte Dalberg die niederschlagende Nachricht gemildert; ohne Trost ließ er den edelsten Jüngling, wie ohne Unterstützung! — Wie mußte es seinen hohen, stolzen Sinn kränken, daß er seine Noth unnützerweise enthüllt, daß er sich einem Manne preisgegeben hatte, welcher es nicht zu wissen schien, daß der ideal gesinnte Mensch seine Achtung einem Andern durch das beweis't, was er von ihm fordert, und seine Zuneigung durch das, was er von ihm annimmt![1] —

Solche Gedanken mußten des schwer Getäuschten Seele durchkreuzen. Aber darin zeigte der sonst so ungestüme und leidenschaftliche Jüngling sein hohes Gemüth auf eine wahrhaft bewundernswürdige Weise: er ließ nicht die geringste Anklage hören; kein hartes oder heftiges Wort kam über seine Lippen, ja nicht einmal mit einem Tadel wurde die unfreundliche abschlägige Antwort erwiedert. Wie er ein durchaus muthiger, thätiger Geist war, so dachte er jetzt an nichts anderes, als was nun zu thun sei? Da nicht alle Hoffnung abgeschnitten war, daß das Trauerspiel von dem Theater angenommen werden würde, und da es auf jeden Fall nach der letzten Feile einem Buchhändler verkauft werden konnte, so beschloß er, in die Gegend von Mannheim zu gehen, wo es wohlfeiler als in Frankfurt zu leben sei, und wo er doch nicht ganz verlassen wäre, sondern, wenn er auf die tiefste Stufe des Mangels käme, doch von Schwan und Meier einige Hülfe erwarten könnte. Da aber die Baarschaft zu Ende ging, so war man vorerst noch an Frankfurt gebannt, und mußte warten, bis die Beihülfe von Streicher's Mutter anlangte, der sich nun nicht von ihm trennen wollte. Dieß Geld konnte aber ganz oder doch lange ausbleiben, deßwegen

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1258. 1.

entschloß sich Schiller, ein ziemlich langes Gedicht, Teufel Amor betitelt, welches später verloren ging, und in dem die Verse vorkamen:

„Süßer Amor, verweile
Im melodischen Flug,“

einem Buchhändler zu verkaufen. Er forderte fünfundzwanzig Gulden, der Buchhändler wollte nur achtzehn geben. So benöthigt er nun auch des Geldes war, und so wenig ihm an einigen Gulden mehr oder weniger lag, so konnte es sich der stolze Dichter doch nicht abgewinnen, sein gehaltvolles Gedicht unter dem einmal ausgesprochenen Preise wegzugeben; gegen alle Krämerei war er mit herzlicher Verachtung erfüllt. Er kam mißmuthig mit seinem Gedichte, aber auch mit leerem Beutel wieder nach Hause zurück.

Endlich, als sich der ganze Reichthum der geängstigten Freunde schon in kleine Scheidemünze verwandelt hatte, kamen die dreißig Gulden für Streicher an. Gleich den andern Morgen fuhren die Reisenden auf dem Marktschiff nach Mainz, nachdem Schiller Meiern geschrieben hatte, dieser möge ihm nach Worms melden, wohin er sich von da zu begeben habe, um ihn zu sprechen und mit ihm den Ort zu verabreden, in welchem er sein Trauerspiel ruhig umarbeiten könne. Man nahm in Mainz den Dom in Augenschein, übernachtete, und setzte am folgenden Tage sehr frühe zu Fuß den Weg an der Favorite vorbei weiter fort. Sie genossen hier den herrlichen Anblick des Zusammentreffens vom Rhein- und Mainstrom bei der schönsten Morgenbeleuchtung, und bewunderten den ächt deutschen Eigensinn, mit welchem beide Gewässer ihre Abneigung gegen einander durch den scharfen Abschnitt ihrer bläulichen und gelben Farbe bezeichneten. In Nierstein ließen sie sich einen Schoppen von dem besten alten Wein reichen, wofür sie einen halben Thaler von ihrem kleinen Vermögen hergaben. Als Nichtkennern schien es ihnen anfangs, daß der Ruf dieses Weines doch größer sei, als er es verdiene; als sie aber wieder im Freien waren und nun seiner Wirkung inne wurden, da versicherten sie, in ihm einen wahren Herzensstärker gefunden zu haben und ließen dem edeln Getränk volle Gerechtigkeit widerfahren. Der belebte Zustand hielt aber kaum

einige Stunden lang an. So fest der Wille war, so konnte der ungeübte Schiller das anstrengende Gehen doch kaum einige Stunden aushalten, was, wie Streicher beifügt, vorzüglich daher kommen mochte, weil er immer in Gedanken verloren war; indem nichts so sehr ermüde, als tiefes Nachdenken, wenn der Körper in Bewegung sei. Man mußte daher die letzte Station fahren, um noch frühe genug in Worms anzukommen.

Meiers vorgefundener Brief beschied sie zu einer Zusammenkunft nach Oggersheim, in das Wirthshaus zum Viehhof. Beruhigt setzten sie den andern Tag ihren Weg fort, und trafen den Nachmittag zur bestimmten Stunde hier ein, wo sie Herrn Meier und dessen Frau nebst zwei andern Verehrern Schiller's schon vorfanden.

Zwölftes Kapitel.

Aufenthalt in Oggersheim. Furcht vor einer Verhaftung. Nichtannahme des Fiesko. Aufbruch nach Bauerbach.

Für Meier war es ein lästiges und mißliches Geschäft, unserem Dichter auseinander zu setzen, warum Dalberg sich auf keinen Vorschuß habe einlassen können, und aus welchen Gründen Fiesko in seiner gegenwärtigen Gestalt für das Theater nicht angenommen worden sei. Er wußte aber den ganzen Gegenstand sehr zart zu behandeln und ihn dem jungen Mann von der vortheilhaftesten Seite darzustellen. Auch fügte er die Versicherung bei, das Stück werde gewiß durchgehen, wenn es um mehrere Scenen verkürzt und der letzte Akt erst ganz beendigt wäre. Die Frau Meier und die beiden andern Freunde trugen ebenfalls zu seiner Ermunterung das Ihrige bei. Er bedurfte deren kaum, denn bei aller Weichheit des Gefühls war er ein durchaus energischer Charakter, und zeigte sich hier über Kleinmuth eben so erhaben, als über Leidenschaftlichkeit. Kein Wort sprach er, welches eine Empfindlichkeit über die vereitelte Hoffnung, über das in Dalberg gesetzte, bitter getäuschte Vertrauen, über die Ausstellungen, welche man an seinem Trauerspiel machte, verrathen

hätte! Die Richtung auf Entschlüsse trägt die Seele über eine kleine Empfindlichkeit weg. Schnell lenkte Schiller das Gespräch darauf hin, welcher Ort wohl zu bestimmen sei, wo er sich einige Wochen, so viele zur Umarbeitung erforderlich sein würden, ruhig und ohne Gefahr aufhalten könnte.

Aus vielen Gründen wurde Oggersheim selbst und das Wirthshaus, in welchem sie gerade waren, für den besten Ort befunden. Weil Stuttgarter Briefe, welche Frau Meier den Freunden mitgebracht hatte, noch immer von Gefahr der Auslieferung sprachen und die möglichste Verborgenheit empfahlen, so wurde der Name Doktor Ritter, den der Flüchtling bisher führte, in Doktor Schmidt verwandelt, und er sogleich in Anwesenheit des herbeigerufenen Wirths mit diesem Namen angeredet. Kost und Logis wurden auch hier für den Tag bedungen, und Madame Meier ersucht, die Koffer und das Klavier herüberzuschicken. Abends kehrte die Gesellschaft wieder nach Mannheim zurück, und die beiden Zurückbleibenden begaben sich auf ihr Zimmer, wo sie sich mit Einem Bette begnügen mußten.

Ehe sie sich aber zur Ruhe begaben, setzte sich Schiller nieder, um an dem Plane zu seinem neuen Trauerspiele zu schreiben, und so ließ es sich jetzt schon voraussehen, daß er seinen Fiesko innerhalb der nächsten drei Wochen, über welche Zeit die Baarschaft nicht hinausreichte, nicht beendigen würde, wie er es hoffte.

Das bürgerliche Trauerspiel beschäftigte ihn allzusehr, und er fühlte sich gleichsam gezwungen, sich dieses neuen Stoffes einigermaßen zu bemächtigen, ihn dramatisch zu zerlegen und zu motiviren, ehe er sich jener unintereſſantern Arbeit ungestört widmen konnte. Er war hiermit so eifrig beschäftigt, daß er in den nächsten acht Tagen das Zimmer beinahe gar nicht verließ. In den langen Herbstabenden ging er, während das Zimmer oft nur durch das Mondlicht erleuchtet war und sein Freund auf dem Klavier spielte, Stunden lang auf und ab. Eine lebhafte und melancholische Musik regte die Gefühle in ihm auf, durch welche sein Gedicht rühren und erschüttern sollte, und die poetischen Ideen und Bilder flossen ihm dann freier und reichlicher zu. Da in seiner

Lage sonst alles Andere ihn nur hemmen und niederdrücken konnte, so daß er sich von allem ausschließen mußte, um nicht gestört zu werden, so war ihm diese einzige Belebung seines Affekten- und Gedankenspiels doppelt willkommen, und er war dem seiner Muse dienenden Instrumente und dem Spieler von Herzen dankbar.

Um seinem bürgerlichen Schauspiel eine um so bessere Aufnahme bei dem Theaterausschuß zu bereiten, richtete er die darin vorkommenden Personen nach der Individualität der Mannheimer Schauspieler ein, was ihm vielleicht unbewußt die Charaktere selbst bestimmter gestalten half. Die Frau Beck's, eine der liebenswürdigsten Schauspielerinnen, sollte in der Rolle der Luise ihr eigenthümliches Talent auf eine glänzende Weise entfalten, und im voraus ergötzte er sich daran, wie Herr Beil den Stadtmusikanten Miller so recht naiv drollig darstellen werde, und welche Wirkung solche komische Auftritte gegen die darauf folgenden tragischen auf die Zuschauer machen müßten. Das Schauspielerpersonal lieferte ihm die Charaktere seines Stückes.

Bei dieser Beschäftigung konnte er erst nach einigen Wochen an die Veränderungen ernsthaft denken, welche an seinem Fiesko vorgenommen werden mußten. Er begann die Arbeit, ohne mit sich über den noch unvollendeten Ausgang des Stückes einig zu sein, denn daß Fiesko in dem Drama nicht, wie in der Geschichte, durch einen Zufall in das Wasser stürzen dürfe, war damals bei ihm ausgemacht. Aber wie und durch wen eine der Tragödie würdige Katastrophe herbeizuführen sei, das erweckte so viele und lange Zweifel, daß er sich endlich vornahm, vorher alles Frühere auszuarbeiten, ohne den Ausgang durch etwas zu bestimmen, und diese Frage zuletzt zu entscheiden.

Die beschwerliche Arbeit rückte sehr langsam vorwärts. Im Hintergrund seiner Seele lag das neue Schauspiel, und hätte er nicht alles aufbieten müssen, um sich aus seiner Noth zu retten, so wäre dieses gewiß vor der Umarbeitung des alten Dramas fertig geworden. Es war ein eigenes Schicksal, daß er, während sich alles verschworen zu haben schien, seinen

Adlerflug in das Alltäglichste hinabzuziehen, und seine Gedanken in den niedrigsten Sorgen des Lebens fest zu halten, auch in dem Ueberfluß seines Talents ein Hinderniß finden mußte. Daß er sich durch seine Lage gezwungen sah, dieses Gedicht zu vollenden, war ihm ein peinigendes Gefühl. Pegasus hatte das Joch der Menschen abgeworfen, und war nun unter dem Joch des Hungers und der Arbeit. Der Aufenthalt in Oggersheim, besonders in dem feuchten, trüben Oktobermonate, war nichts weniger, als erheiternd. Wenn Schiller einmal zu seinen Mannheimer Freunden wollte, konnte er nur zur Zeit der Dämmerung in die Stadt gehen, und mußte über Nacht bleiben. Die flache, kahle, sandige Gegend, wenn auch Pappelalleen nach Mannheim und Frankenthal führten, konnte den Freunden, welche sich in ihren Gesprächen die üppige, bergumgränzte Gegend Stuttgarts zurückriefen, nicht zusagen. Der Hauswirth war von rauher Gemüthsart, und Frau und Tochter hatten von ihm öfters die rohste Behandlung zu erfahren.

Im Orte lebte ein Kaufmann, Namens Derain, welcher sich aber mehr mit Literatur, Politik und mit der Aufklärung des Landvolkes beschäftigte, als mit seinem Kleinhandel. Dieser brachte es endlich durch einen Zufall in Erfahrung, wer die beiden Herrn eigentlich seien, die in seiner Nähe wohnten und deren Bekanntschaft er schon lange zu machen wünschte. Nach der Umarbeitung des Fiesko wurde das erste Manuscript nicht mehr beachtet, sondern als unnützes Papier behandelt. Die Frau des Hauses sammelte mehrere dieser Blätter, deren Sprache ihr ganz ungewöhnlich und sonderbar vorkam, und brachte sie Herrn Derain, bei dem sie sich in ihren häuslichen Leiden oft Trost und ein erbauliches Buch zu holen pflegte. Dieser zeigte sie seinem Verwandten, dem Kaufmann Stein in Mannheim, an welchen unser Streicher von Stuttgart aus empfohlen war und den er daher bisweilen besuchte. Was Streicher jedem Manne verhehlt hätte, wer denn dieser Doktor Schmidt eigentlich sei, wußte ihm Stein's schöne Tochter mit schmeichelnden Worten zu entlocken, und so erfuhr denn auch Derain nach Gelobung der tiefsten Verschwiegenheit das Geheimniß. Mit wahrem Enthusiasmus

bat er nun um die Erlaubniß, die Bekanntschaft eines noch so jungen und doch schon so berühmten Mannes machen zu dürfen, und erhielt solche um so williger, als für Schiller und seinen Freund eine zerstreuende Unterhaltung in den trüben, neblichten Novemberabenden eine wahre Erquickung war. Auch in den nächstfolgenden Jahren erhielt sich noch dieß Verhältniß zu Herrn Derain.

Mittlerweile nahte sich der Oktober seinem Ende, und Streicher mußte abermals an seine gute Mutter schreiben, und sie bitten, ihm den Rest des ihm nach Hamburg bestimmten Reisegeldes hierher zu schicken, indem er wahrscheinlich genöthigt sein werde, in Mannheim zu bleiben, wenn sich das Schicksal Schiller's nicht so vollständig verbessern sollte, als beide erwarteten.

Endlich, in den ersten Tagen des Novembers, war die Tragödie umgearbeitet, und ihr auch der Schluß gegeben, welcher am wenigsten von der wirklichen Geschichte abzuweichen schien. Weil die Art des Ausgangs nicht gleich in der ersten Anlage bestimmt war, mußten auch die vorhergehenden Scenen umgeschmolzen werden, und diese Arbeit kostete dem Dichter vielleicht mehr Nachdenken, als das ganze übrige Stück. Vergnügt und zufrieden begab sich der Verfasser in die Stadt, um das ins Reine geschriebene Manuscript Meiern einzuhändigen. Er glaubte, daß seine harten Bedrängnisse überstanden seien, und daß er sich nun auf einige Zeit mit frohem Muthe des Lebens und der Freiheit werde erfreuen können. Indeß verging eine ganze Woche, ohne daß er von Dalberg Antwort erhielt, die doch auf die nächsten Tage war zugesagt worden.

Hierdurch beunruhigt schrieb er, das erste Mal seit seiner Zurückkunft von Frankfurt, am 16. November 1782 an Dalberg, welcher seither gar keine Notiz von ihm genommen zu haben scheint, denn sonst würde ihm Schiller nicht ausdrücklich habe sagen müssen, daß er im Viehhof in Oggersheim logire unter dem Namen Schmidt [1]. Er lebe in der größten

[1] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 53.

Erwartung, schrieb er, wie sein Stück von Sr. Excellenz sei befunden worden, und bitte sich, wenn noch keine Entscheidung über die Theaterfähigkeit desselben gegeben werden könne, vorläufig nur das Urtheil des Dramaturgisten überhaupt aus, welches ihm äußerst willkommen sein werde.

Zugleich wollte er sich noch einmal zu Meier begeben, um eine Auskunft darüber zu erhalten, was er erwarten könne. Als er und Streicher Abends eintraten, wurden sie von Meiern und seiner Gattin mit der größten Bestürzung empfangen. Eben, kaum noch vor einer Stunde, sei ein würtembergischer Offizier bei ihnen gewesen, der sich dringend nach Schiller erkundigt habe. Weil dieser Offizier ganz gewiß den Auftrag habe, Schillern zu verhaften, erklärte Meier weiter, habe er versichert und betheuert, daß er nicht wisse, wo sich der Flüchtling gegenwärtig aufhalte. Während dieses berichtet ward, klingelte die Hausthür, und man wußte in der Eile und Angst nichts Besseres zu thun, als Schiller mit Streicher in einem Kabinet, das eine Tapetenthüre hatte, zu verbergen. Der Eintretende war ein Bekannter des Hauses, der mit angstvoller Theilnahme erzählte: er habe den Offizier auf dem Kaffeehause gesprochen, welcher nicht nur bei ihm, sondern auch bei andern Anwesenden sehr sorgfältig nach Schiller gefragt habe. Die Versteckten kamen nun wieder hervor, und weil es vielleicht auch einer von Schiller's Bekannten sein konnte, so ließen sie sich genau die Uniform und die Gestalt des Offiziers beschreiben. Allein die Angaben waren so abweichend, daß man unmöglich auf eine bestimmte Person rathen konnte. Noch einigemal wiederholte sich dieselbe Scene durch neu Ankommende. Alle waren voller Aengstlichkeit um die beiden Freunde, da diese mit Sicherheit weder in der Stadt übernachten, noch auch nach Oggersheim zurückkehren konnten. Auch zog sich Jeder, in dessen Wohnung der Verfolgte ergriffen wurde, Verdruß und Unannehmlichkeiten zu; jeder bebte, sich in Schiller's Schuld verwickelt zu sehen. Wo die Bestrafung an kein bestimmtes Gesetz und keine feste Rechtsform geknüpft ist, sondern alles von der Willkühr abhängt, hat die Furcht der Menschen noch weniger eine Gränze, als diese Willkühr.

Doch wenn die Männer zagen, haben zarte Frauen Muth; weil sie weniger den schlechten Weltlauf kennen, können sie mehr der guten Stimme in ihrem Busen folgen. Madame Curioni, welche die Aufsicht in dem Palais des Prinzen von Baden hatte, erbot sich, den Freunden in diesem Palais, wo am wenigsten eine Entdeckung oder Verhaftung zu befürchten war, eine sichere Zuflucht zu gewähren, so lange es nöthig sei. Dieses freundliche Anerbieten ward mit lebhafter Erkenntlichkeit und Freude ergriffen. Sogleich wurden die nöthigen Anstalten zur Aufnahme der Verfolgten getroffen, und diese dann auf der Stelle dahin geführt. So sahen sie sich denn plötzlich zu ihrer eigenen Verwunderung aus ihrem ärmlichen Logis in Oggersheim in die prachtvollen Apartements eines Fürsten versetzt. Sie erheiterten und unterhielten sich mit Betrachtung der zahlreichen Kupferstiche, besonders einer Reihe von Schlachtstücken von Lebrun, bis tief in die Nacht.

Den andern Morgen wagte sich Streicher aus dem Palais zu Meier, um zu vernehmen, was denn eigentlich zu befürchten sei? Dieser war schon in aller Frühe zu dem ihm bekannten Sekretär des Ministers, des Grafen von Oberndorf, gegangen, um zu fragen, ob der Offizier in Aufträgen an das Gouvernement hier sei, hatte aber die Versicherung erhalten, daß dieß nicht der Fall wäre, und man ersah auch aus dem Meldezettel des Gastwirthes, daß er schon gestern Abend wieder abgereis't war. Erst später erfuhr man aus einem Schreiben des alten Schiller an Schwan, daß jener Offizier ein akademischer Freund seines Sohnes, der Lieutenant und Adjutant Kosewitz, gewesen sei, welcher es sich eigens vorgenommen, ihn bei Gelegenheit dieser Reise zu sprechen, was aber, wie erwähnt, auf die sorgsamste Weise verhütet wurde [1].

Mit der beruhigenden Nachricht eilte Streicher sogleich zu seinem Freunde und befreite ihn aus seinem glänzenden Gefängniß. Man verfügte sich zu Meier; hier wurde die unsichere Lage des Dichters umständlich und ernsthaft besprochen, welche, ungeachtet die Angst gestern grundlos gewesen,

[1] Schiller's Leben von Döring, 2. Auflage, S. 75.

doch fortwährend für ihn selbst eben so gefährlich, als für seine Freunde beunruhigend sei. Man durfte nur an das Schicksal Schubart's denken, welcher, auf Befehl des Herzogs, von einem gewissen Herrn von Scholl, unter dem Vorwande einer höflichen Einladung zum Mittagsmahl, von Ulm nach Blaubeuren gelockt, hier verhaftet, in einen Wagen gesetzt, und ohne Zeitverlust nach Hohenasperg gebracht wurde, um hier ohne förmliches Urtheil in einem engen unterirdischen Kerker zu schmachten [1]. Schiller mußte zugeben, daß er für jetzt nicht länger in oder bei Mannheim verweilen könne, so erwünscht und bildend ihm dieser Aufenthalt wegen des Theaters auch sein mußte. Es wurde daher mit allgemeiner Zustimmung seiner Freunde beschlossen, daß er sich, sobald die Annahme seines Fiesko entschieden sei, sogleich nach Sachsen begeben sollte. Daß er hier einen verborgenen, sorgenfreien Aufenthalt finden könnte, dafür hatte der Himmel schon früher gesorgt.

In der Karlsakademie hatte sich ein Verhältniß gebildet, welches großen Einfluß auf Schiller's ganzes Leben gewinnen sollte. In dem Institut wurde mit drei Brüdern Wilhelm von Wolzogen aus Franken gebildet. Weil er einige Jahre jünger war, hatten beide Zöglinge wenig Umgang mit einander, aber nach der Erscheinung der Räuber schloß sich Wolzogen näher an den gefeierten Dichter an, und machte ihn auch mit seiner Mutter bekannt, welche als Witwe häufig längere Zeit in Stuttgart zubrachte, um in der Nähe ihrer Söhne zu sein. Schiller vertraute ihr nach seinem Arrest seinen Vorsatz, zu entfliehen, und sie sagte es ihm damals zu, ihm auf ihrem Gute Bauerbach bei Meiningen eine Zuflucht zu verschaffen, wenn und so lange er vom Herzog verfolgt werden würde. So sollte wiederum eine Frau seine Beschützerin werden, und namentlich den Kleinsinn und die Aengstlichkeit des Herrn Dalberg beschämen. Dieses in guter Stunde erhaltene Versprechen wollte er jetzt benutzen, und wandte sich sogleich nach Stuttgart an die edle Frau um die nöthigen Vollmachten, damit er in Bauerbach aufgenommen werden könnte.

[1] Schiller's Leben von Thomas Carlyle aus dem Englischen, eingeleitet durch Göthe, Frankf. a. M. 1830. Anhang S. 12.

Gegen Ende Novembers erfolgte endlich die langersehnte Entscheidung Dalberg's über seinen umgearbeiteten Fiesko. Sie besagte ganz kurz, daß dieses Trauerspiel auch in der vorliegenden Bearbeitung nicht brauchbar sei, folglich dasselbe auch nicht angenommen oder etwas dafür vergütet werden könne.

Daß nicht alle Mitglieder des Theaterausschusses dieser Ansicht ihres Chefs waren und sein Verfahren billigten, ersah Schiller ein Jahr später in den schriftlichen Verhandlungen dieses Ausschusses aus dem Antrag, welchen Iffland zu Protokoll gegeben hatte: „Obgleich dieses Stück für das Theater noch Einiges zu wünschen lasse, auch der Schluß desselben nicht die gehörige Wirkung zu versprechen scheine, so sei dennoch die Wahrheit und Schönheit der Dichtung von so ausgezeichneter Größe, daß die Intendanz hiermit ersucht werde, dem Verfasser, als Beweis der Anerkennung seiner außerordentlichen Verdienste, eine Gratifikation von acht Louisd'or verabfolgen zu lassen."

Die Hoffnung, seine Stuttgarter Schuld tilgen, seinem treuen Streicher dessen Auslagen zurückerstatten und sich in seiner traurigen Lage etwas erleichtern zu können, war mit Einem Schlage vernichtet. Durch alle seine Mühe, durch Entbehrungen jeder Art, durch einen beinahe zweimonatlichen Zeitaufwand hatte er seine Verhältnisse nicht verbessert, sondern vielmehr verschlimmert. Mit eben so leerer Börse, wie er vor zwei Monaten gekommen war, ließ ihn jetzt Dalberg wieder gehen, ohne ein Wort des Trostes oder der Aufmunterung, derselbe Mann, auf welchen vertrauend und hoffend der Jüngling sein Vaterland verlassen und in Oggersheim entbehrt und gearbeitet hatte. Kein Ersatz, keine Entschädigung in dieser drückenden Hülflosigkeit, in der es ihm an so vielen Dingen gebrach, welche dem Menschen im civilisirten geselligen Leben unentbehrlich sind! Wie entsetzlich hatte er sich an dem Manne getäuscht, welcher ihn gleichsam in die Welt hineingeführt hatte, und mit welcher Menschenverachtung mußte ihn diese seine erste Erfahrung erfüllen! Das Schmerzlichste aber war für ihn, außer jenem beängstigenden Schreckbild der Stuttgarter Schuld, der Gedanke, daß er nun seinen

Streicher in sein böses Schicksal verflochten und es ihm unmöglich gemacht hatte, nach Hamburg zu reisen. Er hatte den Freund in seiner ganzen Laufbahn, vielleicht in seinem Lebensglücke gestört. Streicher's Reisegeld war verbraucht, an eine Zurückerstattung war nicht zu denken, und die Mittel seiner Mutter waren erschöpft. Er mußte jetzt in Mannheim bleiben, wo er die Mitglieder der churfürstlichen Kapelle für seinen Zweck zu benutzen suchte.

Die Theilnahme an dem Schicksale Schiller's könnte sich zu einer Anklage gegen Dalberg erheben. Sein Benehmen erklärt sich daraus, daß Schiller gleichsam ein politischer Flüchtling aus einem benachbarten, befreundeten Staate war. Dalberg glaubte seiner Stellung gemäß nicht das geringste für ihn thun zu dürfen, so lange dem armen Dichter eine Verfolgung von dem Herzog bevorstand. Dadurch hätte er sich ja dessen Mißfallen, und vielleicht die Ungnade seines Churfürsten zugezogen; und hätte er nicht seine hohen Würden erniedrigt, wenn er sich mit einem politisch Verfolgten eingelassen hätte? So lange dieser einzige Makel an Schiller haftete, half es ihm nichts, ein noch so herrlicher Mensch zu sein, und seine besten Schauspiele taugten nicht für das Mannheimer Theater. Er durfte es um so weniger wagen, ihm näher zu treten und ihn zu unterstützen, weil es sonst hätte scheinen können, als habe er ihn zur Flucht veranlaßt. Aber wäre es nicht humaner von Dalberg gewesen, den Dichter mit seinen Anträgen geradezu abzuweisen, als ihn täuschend, wenn auch durch die schwächste Hoffnung, hiuzuhalten? Allerdings; aber wie hätte ein solches Betragen mit seiner frühern lebhaften Theilnahme zusammengestimmt? und hätte er sich hierdurch nicht zu jener gemeinen Maxime, einen trefflichen Menschen wegen eines einzigen konventionellen Vergehens preis zu geben, ausdrücklich bekannt? Geradezu abweisen konnte er ihn also nicht, ohne das innerste Motiv der Abweisung zugleich mit zu verrathen, und auf den Namen — eines Beschützers der Künste zu verzichten. Unter dem besten Schein suchte er ihn also sich möglichst fern zu halten, um nicht kompromittirt zu werden, wenn es dem Herzog Karl einfallen sollte, ihn verhaften zu lassen. Schiller hatte von seinem hohen Gönner mehr zu

leiden, als von dem ersten besten Unbekannten, an welchen er sich angeschlossen hätte. Diejenige Stellung im Staatsleben ist nicht zu beneiden, die es dem Menschen verwehrt, ein Mensch zu sein; aber die bindenden äußern Verhältnisse werden von Vielen durch ihre engherzige Gesinnung noch überboten.

So verschiedenartige peinigende Gefühle sein Innerstes bei dieser unwürdigen Begegnung auch erleiden mußte, so blieb er dennoch gefaßt. Er übte, wie Streicher sagt, seine ausgesprochenen Grundsätze redlich aus und befolgte das Wort des Karl Moor: Die Qual erlahme an meinem Stolze. Gegen Meier, welcher ihm die zurückweisende Antwort überbrachte, äußerte er kein Wort, als daß er es zu bedauern habe, nicht schon von Frankfurt nach Sachsen gereis't zu sein. Sein sittliches Selbstvertrauen gab ihm bald das Zutrauen zu seinem poetischen Talent zurück, denn dieses wurzelte ja größtentheils in jenem.

Das Einzige, was nun noch zu thun übrig blieb, that Schiller sogleich. Er ging zu dem wackern Schwan hin und bot ihm sein Trauerspiel zum Druck an. Dieser bedauerte nur, nachdem er es gelesen hatte, daß er wegen der überall lauernden Nachdrucker die vortreffliche Dichtung nicht höher, als den gedruckten Bogen mit einem Louisd'or honoriren könne. So erhielt der Verfasser für die Tragödie, die er seinem ehemaligen Lehrer, dem Professor Abel in Stuttgart, widmete, nicht mehr, als etwa eilf Louisd'or. In den letzten acht bis zehn Tagen hatte Streicher seinen Freund in Oggersheim zu seiner großen Betrübniß allein lassen und in die Stadt ziehen müssen, um seinem Broderwerb nachzugehen. Beide hatten sich aufgezehrt, und ihre Noth war so groß geworden, daß Schiller seine Uhr hatte verkaufen müssen, um nicht zu vieles schuldig zu bleiben, und dessen ungeachtet hatte man die letzten vierzehn Tage auf Borg gelebt. Jetzt erhielt er für seinen Fiesko gerade so viel, daß er die Kreidestriche auf der schwarzen Wirthstafel auslöschen lassen, sich einige unentbehrliche Dinge für den Winter anschaffen, und seine Reise nach Bauerbach bestreiten konnte. Um nicht in Mannheim mit dem Postwagen abfahren zu müssen, kamen Streicher

und Meier nebst einigen andern Freunden Schiller's überein, ihn von Oggersheim nach Worms zu begleiten, wo er den andern Tag abfahren könne.

Als die Freunde am bestimmten Tage sich in seinem Gasthofe einstellten, fanden sie ihn eben beschäftigt, seine wenige Wäsche, seine Kleidungsstücke und einige Bücher und Schriften in einen großen Mantelsack zu packen. Bei einer Flasche Wein, die er reichen ließ, wurde alles besprochen, was ihn über seine Zukunft beruhigen konnte. Dann fuhr man bei einer starken Kälte und tiefliegendem Schnee nach Worms, wo man noch zeitig genug ankam, um die Ariadne von Naxos von einer wandernden Truppe aufführen sehen, und belachen und verspotten zu können. Schiller aber sah mit ernstem, sinnendem Blicke, ganz in sich versunken, auf das lächerliche Spiel, als ob er noch nichts Besseres gesehen hätte, und auch nachher konnten Meiers Späße und Witzworte ihn nicht aus der Stimmung bringen, die sich wunderbar seiner bemächtigt hatte; Meier vermochten nicht, ihm auch nur ein Lächeln abzugewinnen. Erst beim Nachtessen wurde er etwas heiterer.

Die Freunde schickten sich an, nach Mannheim zurückzukehren. Streicher's Seele war von Schmerz übermannt, als er nun seinen Freund allein im Unglücke zurücklassen mußte. Durch keine Worte vermochte er seine Brust zu erleichtern, durch keine Umarmung wollten die Scheidenden sich noch weicher und weher machen; ein lang dauernder Händedruck war die alleinige Sprache ihrer Empfindung.

Die außerordentlich strenge Kälte in diesen ersten Tagen des Novembers, und der damalige Schneckengang der Posten ließen um so mehr eine unangenehme Reise erwarten, da Schiller nicht mit erwärmender Kleidung versehen war, sondern nur einen leichten Ueberrock an hatte. Zu spät erinnerten sich nun die Bemittelten unter seinen Freunden, mit denen Streicher zurückfuhr, an manche Bequemlichkeiten, durch welche sie ihm diese, einige Tage und Nächte dauernde Reise leicht hätten erträglicher machen können, und bedauerten es, nicht daran gedacht zu haben oder gemahnt worden zu sein.

Wie ein Wort das andere gab, sprachen sie nun auch gegen Streicher ihren harten Tadel über Schiller's leichtsinnige und unbegreifliche Flucht aus. Man verglich sorgfältig den Reichthum berühmter Aerzte mit der immer ärmlichen Lage auch namhafter deutscher Dichter, welche von dem Ertrag ihrer Feder leben müßten. Auch zweifelte man, ob Schiller die Erwartungen, die er durch sein erstes Schauspiel erregt habe, durch seine folgenden werde befriedigen können. Der einzige Iffland, welcher schon in jungen Jahren seinem bemittelten Vater entflohen war, um sich bei der trefflichen Ekhoff'schen Gesellschaft in Gotha zum Schauspieler auszubilden, konnte Schiller's gewagten Schritt gehörig würdigen, und warf sich zu seinem warmen Vertheidiger auf, indem er zugleich die ängstliche, kleinliche Klugheit und Bequemlichkeitsliebe der Andern ins Lächerliche zog. Man freute sich endlich, daß der Dichter wenigstens auf einige Zeit gegen Mangel und Verfolgungen gesichert sei, bezweifelte es aber, ob sein poetisches Talent und seine dramatischen Arbeiten in völliger Abgeschiedenheit gewinnen würden. Alle aber vereinigten sich in dem herzlichen Wunsche, daß irgend ein glücklicher Zufall ihn recht bald seiner unglücklichen Lage entreißen möchte.

Dreizehntes Kapitel.

„Die Verschwörung des Fiesko“ und „Kabale und Liebe.“

Ungeachtet Kabale und Liebe erst in Bauerbach ganz beendigt wurde, wollen wir dieses „bürgerliche“ Trauerspiel mit der „republikanischen“ Tragödie der Verschwörung des Fiesko doch zusammen betrachten, während Schiller seinem neuen Zufluchtsort entgegeneilt. Wir können nichts Besseres thun, als daß wir die Lücken oder uninteressanten Strecken seines Lebens mit Betrachtung seiner Werke ausfüllen.

Beide Dramen sind auf demselben ethischen Standpunkt, wie die Räuber, gedichtet. Ihre Quelle und ihr Ziel ist ihnen gemeinschaftlich. In allen dreien entledigt sich der Dichter seines socialen Mißbehagens und seiner Ueberworfenheit mit den Weltverhältnissen. Ihre gemeinschaftliche Tendenz ist polemisch. Wie der hartbedrängte Dichter selbst, so ist auch seine Dichtung, das treue Spiegelbild seines Innern, mit der Welt im Kampf begriffen. Wie er sich seiner unglücklichen Verhältnisse zu erwehren hatte, um sein besseres Selbst zu behaupten, und welche Ideen und Gefühle bei diesem Widerstreite in ihm aufsprühten — das hat er in diesen Jünglingsdramen in poetischer Gestalt deutlich enthüllt. Aber ungeachtet dieser gleichen Grundidee und der Einen Gefühls-

Stimmung sind die beiden letzten Dramen von dem ersten und wieder unter einander ihrem Gehalte nach charakteristisch unterschieden, wie sich dieß aus einer Analyse beider Stücke ergeben wird.

In den Räubern wird außerhalb der Gesellschaft ein leidenschaftlicher Angriff gegen die ganze sociale Ordnung gemacht; im Fiesko dagegen wird innerhalb der Gesellschaft nur eine Veränderung der Verfassung versucht. Ein wildes, ausgeworfenes Geschlecht wüthet in den Räubern gleichsam planlos gegen die menschliche Gesittung; dagegen ist im Fiesko die Aufgabe beschränkter, mäßiger und bestimmter. „Ich habe in meinen Räubern das Opfer einer ausschweifenden Empfindung zum Vorwurf genommen," sagt der Dichter in der Vorrede zum Fiesko selbst, „hier versuchte ich das Gegentheil, ein Opfer der Kunst und der Kabale." Dort blinde Leidenschaft, Rachsucht und Verzweiflung — hier berechnete Herrschsucht und starre Freiheitsbegeisterung, die sich an einander aufreiben, so daß die alte, gemäßigte Verfassung in Andreas Doria zurückkehrt, wie in den Räubern das bestehende Gesetz triumphirt. Dort ist die Leidenschaft, hier ist der Verstand im Kampfe mit den bestehenden Verhältnissen. Wenn daher in den kolossalen Räubern rohe Gewaltthätigkeit wirkt, so thut in dem civilisirten Fiesko List, Verstellung, kurz die Klugheit das Meiste, durch welche überhaupt im kultivirten Leben allein ein Plan verfolgt und ausgeführt werden kann. Die Räuber sind dem Inhalt und der Form nach mehr aus dem Herzen hervorgewachsen, in ihnen herrscht Drang, Affekt; Fiesko dagegen ist aus dem Kopfe genommen, und daher auch planmäßiger angelegt und künstlerischer ausgearbeitet. Wenn die Räuber ein abgenöthigter Angstruf nach Freiheit genannt werden können, so bildete der Dichter in Fiesko jenes primitive Gefühl zu bestimmtern Ideen und Ansichten aus, und verpflanzte diese in die Geschichte.

Der Verfasser nennt sein Stück ein „republikanisches Trauerspiel [1]." Republikanisch kann es nicht wegen der

[1] In der ersten Ausgabe (Mannheim 1783) führt es als Motto auf dem Titel die Worte des Sallust vom Katilina: „Nam id facinus inprimis ego memorabile existimo, sceleris atque periculi novitate."

Haupttriebfeder seines Helden heißen, denn diese ist Herrschsucht, sondern nur wegen des Geistes, welcher über das Ganze verbreitet ist. Republikanismus ist die Seele des ganzen Dramas. Nicht nur der in seiner Leidenschaft ergraute Verrina und der jugendlich enthusiastische Bourgognino sind von diesem Sinne erfüllt, sondern selbst der ehrsüchtige Fiesko und seine schwärmerische Gemahlin huldigen der frühern freien Verfassung Genua's. „Ein Diadem erkämpfen ist groß; es wegwerfen ist göttlich. Geh' unter, Tyrann! Sei frei, Genua, und ich dein glücklichster Bürger!" So spricht er zu sich selbst und der Dichter hat Fiesko's grandiose Herrschsucht durch deren Kampf mit einem erhabenen Bürgersinn zu veredeln und uns mit dem zwiefach treulosen durch dessen Vorsatz zu versöhnen gesucht, der beste der Fürsten zu werden. Wie Verrina gegen das Ende des Stückes es dem Usurpator ins Gesicht sagt, daß sich Herrschsucht mit der bürgerlichen Freiheit unmöglich vertrage; so hält auch Leonore dieser Freiheit von ihrem weiblichen Standpunkte eine Lobrede, indem sie sich über die Unvereinbarkeit der Herrschsucht mit der Liebe ausbreitet. „Liebe hat Thränen, und kann Thränen verstehen; Herrschsucht hat eherne Augen, worin ewig nie die Empfindung perlt. Liebe hat nur Ein Gut, thut Verzicht auf die ganze übrige Schöpfung; Herrschsucht hungert beim Raube der ganzen Natur. Herrschsucht zertrümmert die Welt in ein rasselndes Kettenhaus; Liebe träumt sich in jede Wüste Elysium. — Selten steigen Engel auf den Thron. Seltner herunter. Wer keinen Menschen zu fürchten braucht, wird er sich eines Menschen erbarmen? Wer an jeden Wunsch einen Donnerkeil heften kann, wird er für nöthig finden, ihm ein sanftes Wörtchen zum Geleite zu geben?" (Akt 4, Scene 14).

Auch Kabale und Liebe ist auf die polemisch ausgeführte Freiheitsidee gegründet. Der Dichter selbst sagt in einem Briefe an Dalberg[1], er habe sich in dem Stücke eine vielleicht allzufreie Satyre und Verspottung einer vornehmen Schurken- und Narrenart erlaubt. Welche

[1] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 55.

Menschen aus den höhern Ständen führt uns die Tragödie vor! Einen deutschen Herzog, welcher siebentausend seiner Unterthanen nach Amerika verhandelt, und mit der für sie erhaltenen Summe seiner Maitresse Brillanten kauft; einen Ministerialpräsidenten, welcher seinen Vorfahren aus dem Wege räumte, um sich dessen Stelle zu verschaffen[1], einen Kammerjunker Bock, einen Hofmarschall Kalb, einen Sekretär Wurm, welche drei schon durch ihre Namen hinlänglich bezeichnet sind. So ist denn das Thema der Fabel, die Anmaßung, Verworfenheit und Entartung dieser höhern Stände und ihrer Kreaturen in Kontrast mit dem zwar wenig gebildeten, aber rechtlichen Bürgerstand zu stellen. Zwei Liebende, welche sich über die Schranken ihres Standes die Hände reichen wollen, stürzen beide in den zwischen ihnen sich öffnenden Abgrund, ziehen aber die Urheber ihres Verderbens mit sich hinab.

Hier hat der Dichter seine Ideen mehr zusammengezogen und dieselben in bürgerliche, temporelle vaterländische Verhältnisse eingeführt. Der Fürst bleibt im Hintergrunde; wir lernen ihn nur durch seine Umgebung kennen. Die Angriffe sind viel stärker und der Mißmuth weit unverholener ausgesprochen, als selbst im Fiesko. Der Verfasser war, wie er in einem später mitzutheilenden Aktenstücke selbst sagt, zur Zeit, als er den Fiesko dichtete, noch gewissenhafter und verzagter. „Manche Auftritte dieses Schauspiels," erzählt uns Streicher[2], „und zwar nicht die unbedeutendsten, gründen sich auf Sagen, die damals verbreitet waren und deren Aufführung viele Seiten ausfüllen würde. Der Dichter glaubte solche hier an den schicklichen Platz stellen zu sollen, und gab sich nur Mühe, alles so einzukleiden, daß weder Ort noch Person leicht zu errathen waren, damit nicht üble Folgen daraus entstünden." Namentlich gehört hierher der Verkauf deutscher Unterthanen (Akt 2, Scene 2), welche Anspielung wegfiel,

[1] Eben diese Figur ist eigentlich schon in den Räubern (Akt 2, gegen das Ende, Schiller's Werke in E. B., S. 126. 1. u.) genannt: „Der Fall seines Nachbars war seiner Hoheit Schemel" u. s. w.

[2] Schiller's Flucht von Stuttgart, S. 174.

als das Stück in Gegenwart des Dichters in Frankfurt aufgeführt wurde [1]. Aber auch sonst ist überall der Mißbrauch der fürstlichen Gewalt, das Hofleben, die Verdorbenheit der Bevorzugten in das grellste Licht gestellt. Was, wahrscheinlich auch in Erinnerung an Stuttgarter Verhältnisse, meist speciell gemeint ist, spricht der Dichter nach seiner Art, oft schonungslos und ungerecht, ganz allgemein aus. Man muß die ganze eine Hälfte des Dramas für die bitterste Satyre auf die höhern und höchsten Stände der damaligen Zeit ansehen. Vieles erinnert an das heftige Gedicht: An die schlimmen Monarchen in der Anthologie, z. B.: „Sie sind verschanzt, eure Großen, verschanzt vor der Wahrheit hinter ihre eigene Laster, wie hinter Schwerter der Cherubim“ — „Die Wollust der Großen dieser Welt ist die nimmersatte Hyäne, die sich mit Heißhunger Opfer sucht“ u. s. w. Besonders werden diesen Großen der Tod und die Gränzen ihrer Macht vorgehalten. Nachdem Lady Milford aufgezählt hat, was der elende Herzog, den zu beherrschen sie sich für einen Schimpf anrechnet, alles thun könne, fährt sie fort: „Aber kann er auch seinem Herzen befehlen, gegen ein großes feuriges Herz groß und feurig zu schlagen? Kann er sein darbendes Gehirn auf ein einziges schönes Gefühl exequiren?“

Es ist nicht zu verwundern, warum bei der spätern Aufführung Kabale und Liebe mehr Glück machte, als die Verschwörung des Fiesko. Kabale und Liebe ist ein vaterländisches Zeitgemälde, welches recht dazu dienen konnte, dem Bürgerstand ein stolzes Gefühl seiner selbst zu geben. Der Gegensatz ist hier weit volksverständlicher und auch allgemein menschlicher vorgetragen, als in dem weitentlegenen Fiesko, wo nur eine Staatsverfassung mit einer andern vertauscht werden soll; weßwegen Kabale und Liebe auch als ein frischer Zweig der Räuber, der kältere Fiesko dagegen als die negative Seite des Don Karlos anzusehen ist. Die Sphäre ist kleiner, aber der Gehalt ist größer. In Fiesko liegen nur rohe Gewaltthätigkeit und Herrschsucht mit dem republikanischen Freiheitssinn im Kampf (ein Kampf, welcher nur für ein von

[1] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 67.

politischen Ideen bewegtes Volk Interesse haben kann), in Kabale und Liebe dagegen steht das Bürgerleben dem Hofleben, das Naturgeschöpf dem Staatsgeschöpf, die menschliche Natur überhaupt der Konvenienz, Empfindung, Wahrheit und Moral der Verkünstelung, Hinterlist und Politik entgegen — alles Bedeutende und Schöne des Lebens ist in Kontrast gestellt mit dem, was vor der Vernunft und vor Gott leer oder gemein und schlecht ist. Sogar die jenseitige Welt ist herbeigezogen, um die gemachten Verhältnisse der diesseitigen zu beschämen. „Ich bringe nichts mit mir," sagt Luise, „als meine Unschuld, aber der Vater hat ja oft gesagt, daß der Schmuck und die prächtigen Titel wohlfeil werden, wenn Gott kommt und die Herzen im Preise steigen. Ich werde dann reich sein. Dort rechnet man Thränen für Triumphe, und schöne Gedanken für Ahnen an. Ich werde dann vornehm sein." Und der Werth unserer Kulturzustände wird an der ewigen Natur abgeschätzt. „Ich bin ein Edelmann," ruft Ferdinand aus; „laß doch sehen, ob mein Adelbrief älter ist, als der Riß zum unendlichen Weltall? ob mein Wappen gültiger, als die Handschrift des Himmels in Luisens Augen: Dieses Weib ist für diesen Mann?"

Nach dieser Exposition der Grundideen beider Stücke werden wir noch einiges über die Charaktere und Behandlung jedes einzelnen zu sagen haben.

Die Verschwörung des Fiesko ist das einzige historische Drama der ersten Periode (denn der nach einem Roman gearbeitete und ganz in eigene Ideen hineingezogene Don Karlos ist kaum als ein solches anzusehen); und weil der Dichter hier durch geschichtliche Studien, laut der Vorrede, wenn auch nur unzulänglich[1], unterstützt wurde, so sind die Charaktere mannigfaltiger und fester gezeichnet, als in einem andern seiner dramatischen Werke vor Wallenstein. Hiermit aber soll nicht behauptet sein, daß er die Personen alle bis zur lebendigen Anschaulichkeit ausgeführt habe: die individuelle Detailzeichnung lag überhaupt nicht in der Art seines Geistes,

[1] Siehe die Exposition dieser Tragödie in dem Taschenbuch Minerva vom Jahr 1817, S. XXXIII. u. folg.

welchen die Denkkraft und das sittliche Interesse immer schwebend im Allgemeinen hielten. Aber bestimmt und charakteristisch unterschieden gedacht hat er sich seine Personen, wie man aus der merkwürdigen Charakterenskizzirung ersieht, welche dem Personenverzeichniß beigefügt ist. Wenn es hier aber z. B. von Kalkagno heißt: „Hagrer Wollüstling. 30 Jahre. Bildung gefällig und unternehmend," so könnte man fragen: Wo sieht man hiervon etwas in dem Stück? Schiller führt seine eigenen Lieblingsideen so weitläufig rhetorisch aus, daß er für die Charakteristik in der Regel wenig Raum mehr behält; er charakterisirt in jedem Stück der ersten Periode — sich selbst immer am meisten, und jene Charakterenskizzirung vor dem Drama ist doch nur ein Surrogat der mangelhaften Charakteristik im Drama. Man kann daher nicht sagen, daß der Dichter in seinem Fiesko ein psychologisches Interesse habe erkünsteln wollen, von welchem Streben er sehr weit entfernt war. Die bestimmtere Charakterzeichnung kommt hier von dem historischen Objekt der Dichtung, keineswegs von dem dichtenden Subjekt.

Besonders sind ihm seine Frauenfiguren nicht gelungen. Er erkennt dieß in einem Briefe an Dalberg[1] zum Theil selbst an: „Die Anmerkungen über meinen Fiesko finde ich im Ganzen sehr wahr, vorzüglich stimme ich dem Tadel meiner Frauenzimmercharaktere bei. Ich muß bekennen, daß ich an den zwei ersten Scenen des zweiten Aktes mit einer Art von Widerwillen gearbeitet habe, der nun dem feinern Leser nur zu sichtbar geworden ist." Wer möchte dem widersprechen! In der That ist die Julia — gleichsam der rohe Stoff, aus dem nachher der Dichter die Prinzessin von Eboli herausarbeitete — die Unnatur selbst. Wo diese Gräfin Imperiali beleidigen will, wird sie bäuerisch grob, und wo sie beglücken und beglückt werden will, wird sie im höchsten Grade unweiblich und beinahe widerlich. Schiller ist scharfsinnig in der Analyse der Empfindungen und Denkweisen, schlagend und oft bis zur Unverständlichkeit spitzfindig in einzelnen Bemerkungen und Antworten, aber von dem feinen, leichten Ton

[1] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 58.

der vornehmen Welt und von der Grazie der weiblichen Natur weiß er noch gar nichts. Er kann seine Weiber nicht anders liebenswürdig machen, als daß er sie sentimental macht. So scheint mir die schwankende Figur seiner Leonore nur der Komplex mehrerer Affekte seines Herzens zu sein.

In der Person seines Fiesko hat der Dichter seinen eigenen großen politischen Charakter niedergelegt, welcher nach dem Urtheile des Generals Scharffenstein sich mit seinem Dichtertalent um den Vorrang stritt, und hierdurch eine höchst bedeutende, wenn auch zum Theil rhetorisch gehaltene und mit sich nicht ganz übereinstimmende Figur auf das Theater gebracht. „Der Genueser Fiesko," sagt er selbst in dem schon oben erwähnten Aktenstück, „sollte zu meinem Fiesko nichts mehr, als den Namen und die Maske hergeben — das Uebrige mochte er behalten." Wir kennen in unserm Schiller schon die Riesenplane und kolossalen Entwürfen, in denen sein Geist schwelgte — sie gähren auch in Fiesko's brennendem Busen. Der große praktische Charakter aber ist der politische Charakter, und für diesen gibt es nur zwei Ideen, die weit genug sind, seine Leidenschaften zu erschöpfen: die Herrschsucht und die Freiheit. Auf diese Höhe des menschlichen Daseins stellte der Dichter seinen Helden und ließ die Herrschsucht in ihm obsiegen — in einer spätern Ueberarbeitung, wie wir an einem andern Ort melden werden, ließ er ihn sich für die Freiheit entscheiden. Es ist klar, daß Fiesko der Vorgänger des Posa ist; besonders hört jener ungeformte Fiesko genau da auf, wo Posa anfängt. Aber Fiesko ist dadurch lebendiger und konkreter geworden, daß ihn der Dichter in den Weltstoff verwebt hat, während Posa ein Instrument ist, welches nur Einen Ton hat. Dem Verfasser ist hier seine eigene ausgezeichnete Verstandesbildung sehr zu statten gekommen, welche er in Gestaltung des Fiesko zur Verschlagenheit, Intrigue, Verstellung und berechnetsten Klugheit ausspann.

Unter den übrigen Charakteren verdient der drollige Bandit Hassan, der Mohr, noch einer besondern Erwähnung. Auch in den Räubern sprudelt eine reiche Ader des Witzes und der Laune, und in Kabale und Liebe sind der Geiger Miller und der Hofmarschall Kalb solche komisch gestaltete

Figuren. Von dem Don Karlos an hat er diese Einmischung des Komischen in das Tragische gänzlich vermieden, weil sein trennender, alles unter Gattungen ordnender Verstand, welcher sich immer mehr in ihm hervorthat, diese Barbarei des Geschmackes, wie er sich ausdrückte, bald nicht mehr vertragen konnte. Im Wallenstein stellte er daher die lustigen Bestandtheile zu einem eigenen Vorspiel zusammen. Ich stehe aber nicht an, Schillern ein weit größeres Talent für das Komische, Satyrische, Witzige, Lustige zuzuschreiben, als es Göthe besaß, obgleich er es beinahe nur in den genannten Gedichten und den Xenien ausgesprochen hat. Statt sich zu verwundern, wie er Wallensteins Lager habe dichten können, hätte man nur einen Blick auf seine drei ersten Dramen und auf die Xenien werfen sollen. Mit wie vielen launigen Situationen, guten Einfällen, schlagenden Antworten, treffenden Witzen sind diese durchwebt! Gewiß würde er ein vortreffliches Intriguenstück haben liefern können, wenn ihn nicht Ernst und Tiefe in der Sphäre der Tragödie gehalten hätten.

Der Plan dieser Tragödie ist außerordentlich überdacht und berechnet, wie überhaupt in keinem der Dramen der ersten Periode so viel Verstand ist, als in diesem. Dessen ungeachtet läuft der Faden durch manche Unwahrscheinlichkeiten hindurch, wozu besonders Fiesko's Bekanntschaft und ganzes Verhältniß zu dem Mohren, und namentlich die dumme Art gehört, wie Fiesko ihn in einem Moment verabschiedet, wo er ihm am gefährlichsten werden kann (Akt 3, Scene 6). Jenes schnelle, blinde Vertrauen zu einem Banditen und diese Unbesonnenheit widersprechen dem Charakter des Fiesko ganz und gar, dessen Geistesgegenwart und Großmuth im vierten und fünften Akt um diesen Preis etwas theuer erkauft ist. So ist auch der Tod der Leonore und das nachherige Rasen ihres Gemahls, von welchem Wüthen er zum Gipfel menschlicher Größe aufsteigt, durch Leonorens unglaubliche Schwärmerei gewaltsam herbeigeführt. Dieß Alles und Aehnliches ist mehr gemacht, als daß es sich selbst machte, und wir sehen im Gedicht allzusehr den mit aller Anstrengung Dichtenden. Das Werk ist ein dünnes Gewebe, hinter welchem die imposante Gestalt seines Urhebers steht.

Wie unser Verstand, so trifft auch der gebildete Geschmack und das feinere Gefühl auf Manches, was ihm eben so anstößig ist, wie dem Auge etwa orthographische Fehler eines Buches. Aber das einzelne Herbe, Verletzende, Unanständige wird durch die Vorzüge des Stückes überwogen. Originelle Gedanken, eine kurz gedrängte Sprache, herrliche Kernsprüche, unvergleichliche Charakterzüge, meisterhafte Situationen, eine große Kraft und vorzüglich eine hohe Denkart und Gesinnung zeichnen es aus. Alle Werke Schiller's der ersten Periode sind allgemein gehaltene Selbstbekenntnisse. So auch dieses Drama. Wie Leonore den Wollüstling Kalkagno abweis't (Akt 2, Scene 3) — auf welchen Adel der Gesinnung des Dichters weis't es hin! Oder was der in seinen Ideen erstarrte Verrina dem Fiesko in die Ohren raunt (Akt 5, Scene 16) — glaubt man nicht die Strafworte eines ächten Bürgers der französischen Republik gegen den ehrsüchtigen Konsul Buonaparte zu hören? Man könnte es sich schwerlich erklären, wie der Jüngling seine uns wohlbekannte Ueberzeugung zu diesen Ansichten ausspinnen konnte, wenn man nicht annehmen wollte, daß die Einflüsse des nordamerikanischen Freiheitskampfes sich auch auf ihn erstreckten. Freilich repräsentirt jede vorangeschrittene Zeit mehr oder weniger die ganze Menschheit, so daß beinahe in jedem Zeitalter alle menschlichen Ansichten und Richtungen sich hervorthun und Eine Geschichtsperiode den Inhalt der ganzen Geschichte in sich faßt; und eine geniale Natur verkündigt aus innerm göttlichen Drange, was in Kurzem an die Tagesordnung kommen soll, und hat es dann schon hinter sich. Warum sollte der Gottbegabte, der auf den Gipfeln der Menschheit wandelt, nicht jede am Horizont aufsteigende Erscheinung zuerst erblicken?

Hat Schiller in den Genueser Fiesko nur einzelne große Züge aus seinem Innern verweben können, so hat er den fingirten Charakter des Ferdinand in Kabale und Liebe ganz aus seiner Seele konstruirt, nur daß es der Plan des Stückes nothwendig machte, ihn zuletzt unter sich herabsinken zu lassen. Stolz, Ehrgefühl, Freiheit des Geistes von allen Konvenienzen, Seelenadel sind die Grundideen, in denen Ferdinand athmet. „Meine Ehre, Vater — wenn Sie mir diese

nehmen, so war es ein leichtfertiges Schelmenstück, mir das Leben zu geben, und ich muß den Vater, wie den Kuppler verfluchen.“ — Seine Ehre wurzelt in seiner Menschenwürde, nicht in seinem Stande, und die adelige Geburt verachtet er als ein lächerliches Vorurtheil. Schiller's Glücksideal ist auch das Ferdinand's. „Neid, Furcht, Verwünschung sind die traurigen Spiegel, worin sich die Hoheit eines Herrschers belächelt. Thränen, Flüche, Verzweiflung die entsetzliche Mahlzeit, woran diese Gepriesenen schwelgen, von der sie betrunken aufstehen, und so in die Ewigkeit vor den Thron Gottes taumeln. Mein Ideal von Glück zieht sich genügsamer in mich selbst zurück. In meinem Herzen liegen alle meine Wünsche begraben“ (Akt 1, Scene 7). Auch ein solcher Weltstürmer, wie der Räuber Moor, welcher Alles durch seinen Willen durchsetzen zu können meint, ist Ferdinand, nur in einer engern Sphäre. „Aber ich will seine Kabalen durchbohren,“ spricht er, aufspringend, voll Entschlossenheit von seinem Vater (Akt 2, Scene 5), „durchreißen will ich alle diese eisernen Ketten des Vorurtheils — frei wie ein Mann will ich wählen, daß diese Insektenseelen am Riesenwerk meiner Liebe hinaufschwindeln.“

In allem diesem ist überall der leibhaftige Schiller, so daß wir dessen Charakter aus dem des Ferdinand sogar vervollständigen könnten. Wie der hochgeborne Ferdinand seine Luise, mit so stolzem Sinne liebte der arme Schiller Lottchen Wolzogen in Bauerbach. Warum sollte der Edelste nicht nach dem Besten langen dürfen? In unserer Würdigkeit liegt unsere Berechtigung. — In der Mitte des Schauspiels aber bis zu Ende verirrt sich Ferdinand von unserm Schiller und — von sich selbst. Um die Katastrophe des Stückes herbeizuführen, erlaubte es sich der Dichter den Charakter seines Helden gewaltsam zu behandeln, und ihn schlechter werden zu lassen, als er eigentlich sein kann. Um den Major von seiner Geliebten zu trennen, wird ihm ein seiner Luise erzwungener Liebesbrief an den einfältigen Hofmarschall in die Hände gespielt, welcher den Wüthenden, sich betrogen Wähnenden bis zur Ermordung der Unschuldigen und zum Selbstmorde hinreißt. Man muß es dem Dichter zugeben, daß er alles

Mögliche gethan hat, um uns diese Auflösung annehmbar zu machen. Aber alle aufgebotene Kunst und Rhetorik vermag die in diesem Plan liegende Ueberhüpfung der Wahrheit und Natur nicht zu verhüllen, und es wird dem Leser nicht wohl, weil er es fühlt, daß auf diesem Wege, den ihn der Dichter führt, Ferdinand — unvermerkt ganz zurückgeblieben ist, und sich unter dessen Namen eine ganz andere Person eingestellt hat. Wie kann jener wahrhafte Ferdinand einem solchen plumpen Betrug zur Beute anheim fallen? Er, der ideal Gesinnte, mußte seinem Herzen mehr trauen, als selbst seinen Augen. Der Dichter hat Ferdinand's Bethörung, daß Luise in einem geheimen Verständniß mit dem lächerlichsten der Menschen stehe, durch eine frühere Scene im dritten Aufzug zu motiviren gesucht, wo er ihr den Vorschlag zur Flucht macht, und Verdacht gegen ihre Treue schöpft, als sie in diesen Vorschlag nicht eingeht. Aber es ist eine peinigende Scene! Luise sagt: „Meine Pflicht heißt mich bleiben und dulden," worauf er antwortet: „Schlange, du lügst. Dich fesselt was anderes hier." Wie konnte er sich so vergessen? — Gesetzt aber auch, diese Leichtgläubigkeit und Eifersucht gewann in seiner Seele Raum, mußte dann nicht sein ganzer Stolz in ihm erwachen? Mußte er nicht die Elende sich selbst und ihrer eigenen Strafe überlassen? „Umgürte dich mit dem ganzen Stolz deines Englands — ich verwerfe dich, ein deutscher Jüngling!" So ist er gegen Lady Milford gesinnt, und wegen der vermeintlichen schändlichsten Betrügerin, welche sich an einen Kalb weggeworfen hatte, ermordet er sich selbst? Das läßt sich durch keine Uebereilung, keine Leidenschaft, keine Wuth entschuldigen oder erklären. So handelt nur der allergewöhnlichste Mensch. Gewiß, Argwohn hätte Ferdinand's Seele nicht beflecken sollen; war er aber einmal von Luisen's Betrug überzeugt, so konnte sich sein Schmerz nur durch Verachtung äußern. Der Ausgang eines Stückes muß sich nach dem Charakter der Personen desselben bestimmen; Ferdinand's Charakter aber ändert sich, leider! nach dem Plan der Tragödie um.

Eben so inkonsequent scheint mir der Charakter des Sekretairs Wurm gehalten zu sein, bloß um dem Schauspiel durch

seine und des Präsidenten Walter Bestrafung einen moralischen Ausgang zu geben. Wie konnte der kalte, berechnende, schleichende, versteckte Bösewicht auf das bloße Wort des Präsidenten: „Du, du gabst den Schlangenrath — über dich die Verantwortung — ich wasche die Hände" — wie konnte er so plötzlich gegen seinen Herrn herausplatzen, und durch die wahnsinnigste Veröffentlichung ihrer gemeinschaftlichen Verbrechen sich selbst mit ihm ins Verderben stürzen? Wir sehen nicht, wie das habe geschehen können. Dagegen ist der Charakter des Musikanten Miller besonders gut durchgeführt, und der feine Zug im letzten Auftritt, wo er dem Major den von ihm erhaltenen Beutel vor die Füße wirft: — „Giftmischer! behalt dein verfluchtes Gold! Wolltest du mir mein Kind damit abkaufen?" — macht auch dem Herzen des Dichters Ehre.

Nach allen Seiten hin scheint mir die Katastrophe des Stücks erzwungen zu sein. Denn ich sehe auch nicht, wie der Präsident und sein Gehülfe den sichern Plan machen konnten, durch die Gefangennehmung des alten Miller dessen Tochter so einzuschüchtern, daß sie sich, um ihn zu befreien, den gewünschten Liebesbrief diktiren ließ (Akt 3, Scene 1). Diese Befreiung konnte ja der Major durch dasselbe Mittel bewirken, wodurch er die Gefangennehmung Luisens verhütet hatte. Er hatte seinen Vater durch das Mitwissen seines Verbrechens ganz in seiner Gewalt; warum sollte er sich dieses Vortheils nicht bedienen, um ihn von neuen Freveln abzuhalten und die Unschuld zu schützen? — Wenn eine poetische Darstellung auf so vielem Unwahrscheinlichem und Widersprechendem ruht, so schwankt gleichsam ihr Boden, und ist weit davon entfernt, einen vollbefriedigenden Eindruck zu hinterlassen. Die vollkommene poetische Darstellung läßt gar keine Einwendungen, Vergleichungen und Zweifel aufkommen, so konsequent in sich selbst ist sie durchgeführt. Sogar die Wunderwelt muß in sich einen so festen Bestand haben, daß man in ihr die wirkliche ganz vergißt. Der geringste Einspruch des Verstandes ist ein Erwachen aus dem poetischen Traum an das deutliche prosaische Tageslicht.

Von den Frauengestalten ist die Lady bei weitem besser gelungen, als die schwache Heldin, nach welcher die Tragödie

zuerst benannt werden sollte. Luise hätte als Repräsentantin des Bügerstandes und im Kontrast mit der vornehmen Welt durchaus naiv dargestellt werden müssen. Aber für eine naive Darstellung der weiblichen Natur fehlte es Schillern ganz an der gehörigen Gleichgültigkeit. Sein überwiegendes sittliches Interesse verwebte immer seine Zuneigung oder seinen Widerwillen gegen den Charakter der Personen auch in die Darstellung derselben; seine Charaktere sprechen seine sittlichen Affekte aus. Und auch durch seine immer mitdichtende Reflexion zog er leicht das Objekt in sich selbst hinein und verwickelte es in seinen Bildungszustand. Bei diesem Unvermögen, die Dinge rein (d. h. ohne sittliches Interesse und eine Zuthat des Denkens) darzustellen, müssen dann solche Personen am meisten einbüßen, welche ihrem Wesen nach ihren Bestand außer der Seelenwelt des Dichters haben, wie z. B. diese Musikantentochter. Man darf nur an Göthe's Klärchen in Egmont denken, um es mit einem Schlag zu fühlen, wie gänzlich die Luise verfehlt ist. Der Lady gegenüber läßt sie sich in dialektische, scharfsinnige Unterscheidungen menschlicher Denkweisen und Gesinnungen ein (welche übrigens an und für sich zum Theil trefflich sind), und dennoch steckt sie in grobem Aberglauben. Sie hält sich durch einen abgelisteten Eid für gebunden, und um die Sünde des Selbstmordes von sich abzuwenden, will sie in den Fluß springen und im Hinuntersinken Gott den Allmächtigen um Erbarmen bitten (Akt 5, Scene 1)! Schiller hätte sie als ein reines Naturkind darstellen, und sie nicht dem Ferdinand in die Schule geben, oder vielmehr sie nicht selbst in die Schule nehmen sollen — in die Schule, wo dem Menschen nur das verstümmelt wiedergegeben wird, was er schon ganz und voll mitbringt. Was hat sie denn noch außer ihrer schwachen, weinerlichen Liebe? und was thut sie? Ihr Ferdinand will sie entführen, aber sie bleibt und gibt lieber alles auf. Ihr eigener Vater hätte es ihr besser sagen können: „Das Mädel muß lieber Vater und Mutter zum Teufel wünschen, als ihren Geliebten fahren lassen."

Man verdenkt es dem wackern Ferdinand ordentlich und zürnt ihm, daß er seine Tugendsame nicht verabschiedet, und

nicht dem hochherzigen, ihm geistesverwandten, unglücklichen Weibe, der Lady Milford, seine Hand reicht. Dieß ist ein höchst bedeutsamer Charakter, welcher deßwegen so gut gelang, weil er auf Ideen ruht, welche damals schon in unserm Dichter ihre volle Ausbildung erlangt hatten. Wenn Luise das Geschöpf seines Herzens, so ist die Engländerin die Verwandte seines Geistes und seines Schicksals. Im Kampfe mit dem Unglück hat sich in der Heimathlosen eine stolze Gesinnung ausgebildet; sie hat Sinn für's Allgemeine, für's Politische, und die glühende Liebe des schönen, geistreichen Weibes ist charakteristisch ausgeführt. Es ist trefflich, daß man ihrer Leidenschaft für Walter immer den Stand einer Maitresse ansieht. In dieser Parthie des Trauerspiels ist alles interessant. Es war eine kühne Idee, den Werth eines Weibes von seiner äußern Ehre zu trennen, und die Beischläferin eines Fürsten noch achtenswerth darzustellen. Wie in der ganzen Tragödie die Natur mit dem Konventionellen in Streit ist, so ist dieser Gegensatz hierdurch auf eine sehr bedeutungsvolle Weise auch in das Schicksal der Lady eingeführt. Nur ihr plötzlicher Aufbruch von Hof und Land ist phantastisch und zu wenig motivirt. Wie Schiller häufig das Ende seiner Schauspiele nicht recht finden kann, so gelingt es ihm auch nicht immer, seine Personen mit gutem Geschick von der Bühne zu bringen.

In diesen beiden Jugendschöpfungen Schiller's ist die Katastrophe, wie in den Räubern, moralisch, denn in der Verschwörung Fiesko's unterliegt die plumpe Tyrannei des Gianettino zugleich mit der berechneten Herrschsucht des Fiesko, und in Kabale und Liebe wird der Bösewicht mit seinem Gehülfen als Sühnopfer der Ermordeten zum Blutgerüste abgeführt. Dessen ungeachtet ist der sittliche Eindruck, den sie zurücklassen, eben so wenig beruhigend, als der ästhetische ganz befriedigend ist. Der sie durchdringende und erfüllende Schmerz des Dichters zerreißt auch die Seele des Lesers. Es wird uns nicht wohl in Gesellschaft der Menschen, unter welche wir geführt werden, und häufig graut uns vor ihnen. Besonders wird unsere Empfindung durch die ganze zweite Hälfte von Kabale und Liebe hindurch wahrhaft gequält.

Weil diese Tragödien so ganz subjektiv sind, so ist es nothwendig, daß wir alle Zerrissenheit des Herzens, mit der sie gedichtet wurden, an uns selbst mit erfahren. Der Dichter macht uns zu Theilnehmern seiner innern Leiden, seines Haders mit der ganzen Welt: versöhnt, besänftigt, erhoben können wir nicht werden. Einzelne treffliche Stellen und Scenen, eine höchst überdachte Anlage des Ganzen, überraschend wahre Ideen, tiefe Griffe in die menschliche Natur, eine gewaltige Kraft, eine großartige Lebensansicht und andere Tugenden können jene allgemeine Unvollkommenheit nicht ersetzen, welche der Ausfluß einer innern Unvollkommenheit ihres Schöpfers ist. „Kein noch so großes Talent," sagt er später selbst [1], „kann dem Kunstwerk verleihen, was dem Schöpfer desselben gebricht."

Aber wenn sich das mehr geläuterte Gefühl und Urtheil mit diesen ersten Versuchen eines übersprudelnden, schmerzerfüllten Genius nicht ganz befreunden kann, so regen sie auf einer niedrigern Entwickelungsstufe alle Kräfte der Natur auf, und ziehen besonders unverdorbene jugendliche Herzen allgewaltig an. Auch das vorgerückte Alter hören wir nicht selten über diese Dramen günstig urtheilen, weil das Alter sehr häufig die frühesten Eindrücke seiner Jugend nachspricht, und weil Alt werden und Fortschreiten eben keine Wechselbegriffe sind. Und so könnte beinahe gesagt werden, daß wir bei Kunstwerken eben so wenig, als bei Naturprodukten bestimmt angeben können, was sie an sich, sondern nur, was sie für uns sind. Wenigstens thut die Kritik wohl, außer dem Gegenstande der Betrachtung und des Genusses auch die Betrachtenden und Genießenden im Auge zu behalten.

Wie sehr aber Schiller damals in den polemischen Grundideen seiner Trauerspiele lebte, sieht man auch daraus, daß er sie sogar in einem — Hochzeitgedichte anbrachte, dem einzigen kleinern Gedichte, welches er in dieser ganzen Zeit verfertigte. Es ist an ein in dem Wolzog'schen Hause, in welches wir ihn im nächsten Kapitel einführen werden,

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1274. 2. a.

erzogenes Mädchen gerichtet [1]. In diesem Hochzeitgedichte heißt es z. B.:

„Wie mühsam sucht durch Rang und Ahnen
Die leidende Natur sich Bahnen!
Gefühl erstickt in Ziererei.
Oft drücken ja, gleich Felsenbürden,
Mit Seelenruh bezahlte Würden
Der Großen kleines Herz entzwei!!

Dein Herz, das noch kein Neid getadelt,
Dein reines Herz hat dich geadelt,
Und Ehrfurcht zwingt dir Tugend auf. —
Ich fliege Pracht und Hof vorüber,
Bei einer Seele steh' ich lieber,
Der die Empfindung — Ahnen gab.

Wer war der Engel deiner Jugend?
Wer rettete die junge Tugend? —
Hast du auch schon an sie [2] gedacht?
Die Freundin, die dir Gott gegeben?
Ihr Adelbrief — ein schönes Leben!
(Den hass' ich, den sie mitgebracht)."

Mit solchem entschiedenen Selbstgefühl stellt sich hier der Bürgerliche seiner adeligen Wohlthäterin gegenüber, welcher er übrigens die wärmste Verehrung zollt. Wie der Verschwörung Fiesko's, so fühlt man auch dem Drama Kabale und Liebe an, wo es entstanden ist. In der erstern, in Stuttgart geschriebenen Tragödie, sind die Angriffe gegen die Fürstengewalt gerichtet, in Kabale und Liebe sucht er sich besonders des Adels zu erwehren, mit dem er es in seinen neuen Verhältnissen vorzüglich zu thun hatte.

Später nach seiner Rückkehr nach Mannheim legte er seine Gesinnung noch bei einer andern Gelegenheit an den Tag. In Stuttgart hatten ihm gewisse Festivitäten, die er hatte mitfeiern müssen, für immer den Geschmack an dergleichen Festlichkeiten verdorben [3]. Nun bat man ihn, zur Feier des Namenstages der Churfürstin eine öffentliche poetische Rede

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 133 u. fg.
[2] An Frau von Wolzogen nämlich.
[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, S. 121.

zu machen, welche in Gegenwart der Churfürstin und des Mannheimer Publikums auf dem Theater sollte vorgetragen werden. „Ich mache sie,“ fährt er zu erzählen fort [1], „und nach meiner verfluchten Gewohnheit satyrisch und scharf. Heute schicke ich sie Dalberg — er ist ganz davon entzückt und bezaubert, aber kein Mensch kann sie brauchen, denn sie ist keine Lobrede auf die beiden churfürstlichen Personen. Weil es jetzt zu spät ist, und man das Herz nicht hat, mir eine andere zuzumuthen, wird das ganze Lumpenfest eingestellt.“

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, S. 181.

Vierzehntes Kapitel.

Aufenthalt in Bauerbach. Frau von Wolzogen und ihre Tochter. Reinwald in Meiningen. Rückreise nach Mannheim.

Bauerbach, das Gut der Frau von Wolzogen, lag bei dem Dorfe gleiches Namens, in der Nähe von Meiningen, und gehörte zum fränkischen Ritterkanton Röhn und Werra. Die Häuser des kleinen Ortes waren am Fuße der Ruinen des alten Schlosses Henneberg gelegen. Hier kam unser Reisender, nachdem er einen Weg von sechs und fünfzig Stunden zurückgelegt hatte, im November des Jahres 1782 an. Tiefer Schnee bedeckte die ganze Gegend, es war spät am Abend, die Nacht sank schon auf das abgelegene, einsame Waldthal; aus den einzelnen Häusern des Dorfes, hingestreut in einem Thale, welches von düstern Fichtenwäldern eingeschlossen und in weiterer Ferne von öden Bergen umgeben war, begrüßte den müden Wanderer das Flimmern der Lichter, ihm freundlich das Ziel seiner Abenteuer und die ersehnte Ruhe versprechend. Er gab seine Briefe ab und wurde sogleich in die herrschaftliche Wohnung eingeführt, wo er schon alles zu seinem Empfange vorbereitet fand. „Endlich bin ich hier," schreibt er den 8. December an Streicher, „und bin glücklich und vergnügt,

daß ich einmal am Ufer bin. Ich traf alles noch über meine Wünsche, keine Bedürfnisse ängstigen mich mehr, kein Querstrich von außen soll meine dichterischen Träume, meine idealischen Hoffnungen stören. Das Haus meiner Wolzogen ist ein recht hübsches und artiges Gebäude, wo ich die Stadt gar nicht vermisse. Ich habe alle Bequemlichkeiten, Kost, Bedienung, Wäsche, Feuerung, und alle diese Sachen werden von den Leuten des Dorfs auf das vollkommenste und willigste besorgt." In derselben Weise äußert er sich an demselben Tag auch gegen Schwan: „Jetzt erst kann ich Ihnen mit aufgeheitertem Gemüthe schreiben; denn ich bin an Ort und Stelle, wie ein Schiffbrüchiger, der sich mühsam aus den Wellen gekämpft hat. Nunmehr bin ich in der Verfassung, ganz meiner Seele zu leben, und ich werde sie sehr benutzen. Da ich die nothwendige Bequemlichkeit habe, so brauche ich für eine Zeit für nichts zu sorgen, als mich zu einem großen Plan vollends auszubilden. Diesen Winter sehe ich mich genöthigt, nur Dichter zu sein, weil ich auf diesem Wege meine Umstände schneller zu arrangiren hoffe. Sobald ich aber von dieser Seite fertig bin, will ich ganz in mein Handwerk versinken. Bei meiner neulichen, schnellen und heimlichen Abreise war es mir unmöglich, von Ihnen, mein bester Freund, Abschied nehmen zn können. Ich thue es jetzt, und sage Ihnen für Ihre zärtliche Theilnahme meinen aufrichtigsten Dank. Meine damalige Verfassung gab mir Gelegenheit genug, meine Freunde auf die Probe zu stellen, und so unangenehme Erfahrungen mir auch dabei aufstießen, so bin ich doch durch die Bewährung einiger Weniger genug schadlos gehalten. Geben Sie mir einmal Gelegenheit, Ihnen zu beweisen, daß Sie sich für keinen Alltagsmenschen interessirten."

Von den frühesten Jahren an waren ihm Einsamkeit, das Landleben und die freie Natur über alles werth. Jetzt aber machten ihm das getäuschte Vertrauen, die vereitelten Hoffnungen und das beleidigte Selbstgefühl eine stille Zurückgezogenheit doppelt erwünscht. Alle seine Briefe aus dieser Zeit sprechen die Bitterkeit aus, welche sich seinem innigen, liebenden Gefühle beigemischt hatte. „Was Sie thun, lieber Freund," schreibt er in dem oben angeführten Briefe an Streicher,

„behalten Sie diese Wahrheit vor Augen, die Ihren unerfahrenen Freund nur zu viel gekostet hat: Wenn man die Menschen braucht, muß man ein H.......t werden, oder sich ihnen unentbehrlich machen. Eins von beiden, oder man kann sich nicht unter ihnen halten.“ Und in einem spätern Briefe vom 4. Januar 1783 an seine Pflegemutter sagt er: „Auf die Bekanntschaft ihres Freundes freue ich mich, wie auf einen zu machenden Fund. Sie glauben nicht, wie nöthig es ist, daß ich edle Menschen finde. Diese müssen mich wieder mit dem ganzen Geschlechte versöhnen, mit dem ich mich beinahe überworfen hatte. Es ist ein Unglück, meine Beste, daß gutherzige Menschen so leicht in das entgegengesetzte Ende geworfen werden, in den Menschenhaß, wenn einige unwürdige Charaktere ihre warmen Urtheile betrügen. Gerade so ging es mir. Ich hatte die halbe Welt mit der glühendsten Empfindung umfaßt, und am Ende fand ich, daß ich einen Eisklumpen in den Armen hatte.“ Wer fand sich aber auch so bitter getäuscht, als Schiller! Er hatte Dalberg durch das Vollgewicht seines Vertrauens und durch die Noth, in welche er sich begeben hatte, moralisch zwingen wollen, ihm beizustehen, und Dalberg hatte ihn in dieser Hülflosigkeit, soviel an ihm stand, theilnahmslos umkommen lassen. Das Unbegreifliche dieser Begegnung beunruhigte ihn noch mehr. Denn darauf konnte der weltunkundige Jüngling kaum verfallen, daß er von dem Hofmann deßwegen wie ein Verpesteter fern gehalten wurde, weil noch der Verdacht der Ungnade seines Fürsten auf ihm ruhte.

In dieser menschenfeindlichen Stimmung mußte es ihm in der ersten Zeit in dem einsamen Bauerbach, unter einfachen Landleuten wohl gefallen. Unsere sittlichen Leiden vernarben allmählig, wenn es uns physisch wohlgeht. Zwar machte die wilde Natur dieser Gegend, welche ihren Bewohnern nur einen kümmerlichen Unterhalt gewährte, mit dem gesegneten, milden Schwaben einen großen Kontrast. „Diese Gegend,“ schreibt sein späterer Freund und Schwager Reinwald [1], „welche nur im Sommer ein wenig von Einer

[1] Schiller's Flucht von Streicher, S. 152.

Seite lächelt, gleicht mehr der Gegend, wo Irion's Rad sich immer auf einem Orte herumdreht, als einer Dichterinsel." Doch was er hier fand, ließ den Unglücklichen anfangs nichts vermissen. Selbst die Einöde über den schroffen Felsenabhängen stimmte zu den dunkeln Bildern seiner Phantasie.

Doch sollte sich auch hier seine Stimmung bald trüben, und die Zeit war noch sehr fern, wo er zur äußern und innern Ruhe gelangte.

Im Jannar 1783 kam Frau von Wolzogen mit ihrer Tochter Charlotte von Stuttgart auf kurze Zeit nach Sachsen. Sie scheint aber nur etliche Tage in ihrem kleinen Haus in Bauerbach gewesen zu sein, die übrige Zeit verweilte sie bei ihrem Bruder auf dem Stammgut der Familie, Walldorf, welches drei Stunden von Bauerbach entfernt und nahe bei Meiningen lag. Mit der größten Ungeduld erwartete er seine Wohlthäterin, flog er ihr entgegen! Und als sie wieder nach Walldorf abreis't, begleitet er sie dahin und trennt sich von ihr nur, um eiligst zu ihr zurückzukehren. „Ich bin ungewiß," schreibt er ihr sogleich nach seiner Rückkehr nach Bauerbach, „ob ich diesen Brief bälder werde fortbringen können, als ich selbst zu Ihnen gekommen. Doch warum soll ich es nicht darauf wagen? Ich habe doch wenigstens den Gewinnst, desto häufiger an sie zu denken, wenn ich Ihnen schreibe. Ich kam wohlbehalten von Masfeld hier an. Aber meine Prophezeihung wurde wahr. Seit Ihrer Abwesenheit bin ich mir selbst gestohlen. Es geht uns mit lebhaften Entzückungen wie demjenigen, der lange in die Sonne gesehen: sie steht noch vor ihm, wenn er das Auge längst davon abgewandt." Und nun spricht er von seinem Besuche in Walldorf: „Dem Wetter wird schlechterdings nicht nachgefragt. Es ist schon schlimm, daß die Geisterwelt so viele Plane zernichtet, die Körperwelt soll mir keine Freuden meines Lebens verderben." Mit warmer kindlicher Liebe ist er ihr ergeben; er sucht die kurze Zeit ihrer Anwesenheit möglichst zu genießen, und beklagt zum voraus ihre Entfernung. „Es ist schrecklich, ohne eine mitfühlende Seele zu leben, aber es ist auch eben so schrecklich, sich an irgend ein Herz zu hängen, wo man,

weil doch auf der Welt nichts Bestand hat, nothwendig einmal sich losreißen und verbluten muß.

Dessen ungeachtet drohte ein Mißverständniß und Schiller's menschenscheue Empfindlichkeit dieses Verhältniß zu zerreißen. Seine Wohlthäterin war eine zärtliche Mutter, deren Lebensaufgabe eigentlich das Wohl ihrer Kinder war. Erfuhr der Herzog von Würtemberg, daß sie seinen flüchtigen Diener aufgenommen hatte und ihn verborgen hielt, so konnte er diese Großmuth ihre vier Söhne, welche in der Akademie erzogen wurden, auf eine Weise entgelten lassen, wodurch deren ganze Erziehung gestört und vielleicht ihr Lebensglück vernichtet wurde. Sie war es also ihren Kindern schuldig, ihren Schützling zu ermahnen und zu bitten, seinen Aufenthalt möglichst geheim zu halten. Schiller scheint sie ganz mißverstanden, oder nicht einmal ausgehört zu haben. „Die gnädige Frau," schreibt er sehr gereizt an Streicher am 14. Januar 1783, „versicherte mir zwar, wie sehr sie gewünscht hätte, ein Werkzeug in dem Plane meines künftigen Glückes zu sein — aber — ich werde selbst so viel Einsicht haben, daß ihre Kinder vorgingen, und diese müßten es unstreitig entgelten, wenn der Herzog Wind bekäme; das war mir genug." — Hätte sie wirklich auf seine Entfernung gedrungen, so würde der edle Stolz des Dichters es keinen Augenblick länger ertragen haben, seiner Beschützerin einer so gegründeten Besorgniß auszusetzen. Er blieb aber noch ein halbes Jahr in seinem stillen Zufluchtsort.

Im ersten Augenblick aber machte jene so natürliche Mittheilung einen solchen Eindruck auf ihn, daß er sie sogleich in den oben angeführten Worten Streichern meldete, indem er beifügte, die Freundschaft der Menschen sei das Ding, das sich des Suchens nicht lohne; es sei ihm schrecklich, sich wiederum in einem Menschen geirrt zu haben, so angenehm ihm dieser Zuwachs an Kenntniß des menschlichen Herzens sein müsse. Er habe in Meiningen einen jungen Herrn von Wurmb kennen lernen, der seine Räuber auswendig wisse, und vielleicht eine Fortsetzung liefern werde. „Er war beim ersten Anblick mein Busenfreund. Seine Seele schmolz in die meinige. Endlich hat er eine Schwester! — Hören Sie, Freund, wenn

ich nicht dieses Jahr als ein Dichter vom ersten Rang figurire, so erscheine ich wenigstens als Narr, oder vielmehr ist das für mich eins. Ich soll mit diesem Wurmb diesen Winter auf sein Gut, ein Dorf im Thüringerwalde, dort ganz mir selbst und — der Freundschaft leben, und was das Beste ist, schießen lernen, denn mein Freund hat dort hohe Jagd. Ich hoffe, daß es eine glückliche Revolution in meinem Kopf und Herzen machen soll. Schreiben Sie mir nicht, bis Sie meine neue Adresse haben. Den Verdruß mit der Wolzogen unterdrücken Sie. Ich sei nicht mehr in Bauerbach, das ist alles, was Sie sagen können."

Dieser Plan kam aber nicht zur Ausführung, und die rapide Freundschaft mit dem Edelmann war und blieb eine Phantasie. Mit seiner Pflegemutter erfolgte eine Verständigung, welche nur dazu geführt zu haben scheint, ihn noch inniger mit ihr zu befreunden.

Es läßt sich nicht läugnen, daß der Held unserer Geschichte in dem Jahre, wo er mit Streicher zusammen war, eine festere, ruhigere Haltung zeigte, als hier in Bauerbach. Streicher scheint auf seinen leidenschaftlichen Ungestüm und seine excentrischen Ansichten einen mäßigenden Einfluß ausgeübt und zwischen ihm und dem socialen Leben eine Mittelsperson gewesen zu sein. Heroische Gemüther sind eigentlich für das Unglück gemacht, und verlieren in glücklichen Verhältnissen. Im Gebrauche der Freiheit noch ungeübt, mußte er manche Mißgriffe machen. Der Uebertritt zur Selbstständigkeit ist bei Einzelnen, wie bei Völkern, von manchen unvermeidlichen Unregelmäßigkeiten begleitet; aber im Genuß und in der Ausübung der Freiheit, die er sich eigenmächtig genommen hatte, sollte er allmählig auch reif für sie werden. Auch das verschob ihm die wahre Lage der Dinge, daß er diese zu rigoristisch nach seinen sittlichen Ideen beurtheilte; die Rücksichten der Klugheit, welche auch die sittliche Güte zu nehmen hat, kamen bei Beurtheilung Anderer nicht in Betracht.

Um etwaige Nachforschungen des Herzogs nach Schiller's Aufenthalt irre zu leiten und um verbreiteten Gerüchten zu begegnen, schrieb er, nach getroffener Verabredung, zwei

ostensible Briefe, von welchen die Frau nach ihrer Zurückkunft in Stuttgart Gebrauch zu machen gedachte. Der eine ist von Frankfurt am Main datirt und an Wilhelm von Wolzogen geschrieben, und sagt aus, daß Schiller auf dem Wege nach Amerika sei; in dem zweiten Briefe an Frau von Wolzogen, von Hannover aus datirt, spricht er davon, wie er seinen Reiseplan geändert habe und vorläufig nach England reisen wolle. „Wenn aber Amerika frei wird, so ist es ausgemacht, daß ich hingehe. In meinen Adern siedet etwas — ich möchte gern in dieser holprigen Welt einige Sprünge machen, von denen man erzählen soll.“

Doch waren hierdurch seine Befürchtungen noch keineswegs gehoben. Wenn der Herzog von seinem Aufenthalt nur das geringste erfuhr, konnte er nicht bleiben. Seine Lage war ungewiß und beängstigend. Er schrieb an seine älteste Schwester, und setzte sie sowohl, als die ganze Familie, welche sich freuten, ihn geborgen zu wissen, in die größte Verlegenheit und Unruhe. Die Antwort seiner Schwester ließ Schiller den Bibliothekar und Rath Reinwald in Meiningen lesen, welcher sich veranlaßt fühlte, selbst an sie zu schreiben und sie wegen ihres Bruders zu beruhigen. Dieser Briefwechsel ward fortgesetzt und führte einige Jahre später eine eheliche Verbindung herbei.

Reinwald, mit welchem ihn die Frau von Wolzogen bekannt gemacht hatte, war der einzige, welcher um die Verhältnisse des unerkannten Fremdlings wußte. Er soll ein von Herzen vortrefflicher und sehr kenntnißreicher, aber immerwährend kränklicher, höchst bedächtlicher Mann gewesen sein, der sich schon als Schriftsteller bekannt gemacht hatte, und der unserm Schiller bald die vollste Achtung und Liebe abgewann. Er versorgte ihn mit Büchern, und sie sahen sich zuweilen in ihren Wohnsitzen oder auch an einem dritten Orte. Häufige Briefe mit ihm und seiner mütterlichen Freundin wurden gewechselt, und mußten ihm den Mangel menschlicher Gesellschaft ersetzen. In Bauerbach hatte er Niemand, mit dem er umgehen konnte, außer den Verwalter des Gutes, mit welchem Mann er bisweilen Schach spielte, auf die Jagd ging oder einen Spaziergang machte. Er lechzte ordentlich in seiner

Einsamkeit nach einem Freundesherzen. „Liebster Freund,“ schreibt er, „ich wünsche Sie so oft — so oft in meine einsame grillenhafte Zelle herein, und möchte oft meine tägliche Kost um seine menschliche Gesellschaft dahin geben.“ Der strenge Winter erschwerte die Kommunikation, und sogar die Briefe, welche Schiller an seinen neuen Freund schrieb, wurden ihm bisweilen von den Boten zurückgebracht, welche auf dem unwegsamen Pfade nach Meiningen nicht immer fortkommen konnten. Wie sehnte er sich dem Frühling entgegen! — „Jetzt, bester Freund,“ ruft er aus, „fangen die herrlichen Zeiten an, worin die Schwalben auf unsern Himmel und Empfindungen in unsere Brust zurückkommen. Wie sehnlich erwarte ich sie! — Einsamkeit, Mißvergnügen über mein Schicksal, fehlgeschlagene Hoffnungen und vielleicht auch die veränderte Lebensart haben den Klang meines Gemüthes, wenn ich so reden darf, verfälscht, und das sonst reine Instrument meiner Empfindung verstimmt. Die Freundschaft und der Mai sollen es, hoff' ich, auf's neue in Gang bringen. Ein Freund soll mich mit dem Menschengeschlecht, das sich mir in einigen häßlichen Blößen gezeigt hat, wiederum aussöhnen, und meine Muse, halb Wegs nach dem Kocytus, wieder einholen.“

Auch an seine Beschützerin, welche schon Ende Januars wieder nach Stuttgart zurückgekehrt war, schrieb er in diesem traurigen Winter häufige Briefe voll innigen, kindlichen Gefühls [1]. Kaum kann er ihre Ankunft in Stuttgart vermuthen, so schickt er ihr einen Brief zu, und dankt Gott, daß von den vierzehn Wochen ihrer Abwesenheit Eine überstanden sei. Im Verlaufe hofft er von jedem Briefe, daß derselbe der letzte sein werde für lange Zeit, denn „im neuen Testament hören die Opfer auf.“ In seinem Vaterlande beruhigt unterdessen Frau von Wolzogen Schiller's Eltern, deren Bekanntschaft sie schon früher gemacht hatte, über ihren Sohn durch Erzählungen und Nachrichten gewiß mehr, als er selbst es durch seine immer überspannten Briefe vermochte. Sie

[1] Diese Schiller'schen Briefe sowohl als die an Reinwald stehen in: Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 71 fgg.

erfreut ihn durch gute Nachrichten von den Seinigen und besonders von der Wiedergenesung seiner Mutter. Auf ihre langersehnte Zurückkunft im Mai 1783 läßt er dann ihr Haus auf das beste in Stand setzen, eine neue Anlage im Garten machen, vom äußersten Ende des Dorfes bis zu ihrem Gute eine Allee von Maien anlegen, und veranstaltet es, daß von den Einwohnern des Dorfs ihr Einzug feierlich begangen wird — Festlichkeiten, „dergleichen in dem barbarischen Bauerbach noch nie stattgefunden hatten."

Aber bemerkt muß werden, daß diese zärtliche Liebe zu der wohlgesinnten Frau genährt wurde durch eine keimende Neigung zu ihrer aufblühenden Tochter Charlotte. Sie spricht sich in den Briefen an die Mutter häufig und deutlich genug aus. Er erhielt die Nachricht, daß ein gewisser Herr von Stuttgart Absichten auf Lotte habe, und deßwegen nach Meiningen kommen wolle. Er fühlte sich hierdurch höchst unangenehm betroffen, zumal da er diesen Bewerber selbst von nicht ganz vortheilhaften Seiten kennen gelernt hatte. Einen glücklichen Nebenbuhler, auf den er nicht viel hielt, neben sich, dem dürftigen Flüchtling, ertragen, das litt seine Ehre nicht! Und dazu kam noch die Gewißheit, entdeckt zu werden, selbst wenn jener Herr in Meiningen blieb und gar nicht nach Bauerbach kam, denn man wußte dort, daß sich in Bauerbach ein Würtemberger aufhielt und suchte diesem verkappten Ritter schon längst auf die Spur zu kommen. Seine Wohlthäterin einer solchen Gefahr auszusetzen, verboten ihm sein Gewissen und seine heiligsten Verpflichtungen. Auch machte er sich lächerlich, wenn man muthmaßte, wer der war, welcher unter einem fremden Namen sich zu verbergen suchte. „Es liegt mir an dem Respekt, der meinem Namen gebührt; diesen muß ich nothwendig behaupten." Er erklärte sich auf das bestimmteste, nach Berlin gehen zu wollen, wenn sich jener Herr nicht davon abbringen ließe, nach Meiningen zu kommen. „Das wird zwar einen Riß in meinem ganzen Schicksal zurücklassen," sagt er, „aber die Beruhigung meiner Ehre geht vor, und mein Stolz hat meiner Tugend schon so viele Dienste gethan, daß ich ihm auch eine Tugend preisgeben muß." Mit seinen eigenen Wünschen tritt er aber nun schnell

zurück, ja er ertheilt dem Manne, gegen den jetzt in seinem Urtheile unbillig zu sein so natürlich und verzeihlich gewesen wäre, mehr Lob, als er vielleicht verdiente. „Ich kenne den Herrn von ***," schreibt er an Lottens Bruder. „Einige Kleinigkeiten, die jetzt zu weitläufig und für Sie zu unwichtig wären, haben uns unter einander mißgestimmt, dennoch glauben Sie es meinem aufrichtigen, unbestochenen Herzen, er ist Ihrer Schwester nicht unwerth. Ein sehr guter und edler Mensch, der zwar gewisse Schwachheiten, auffallende Schwachheiten an sich hat, die ich ihm aber mehr zur Ehre, als zur Schande rechnen möchte. Ich schätze ihn wahrhaft, ob ich schon zur Zeit kein Freund von ihm heißen kann."

Der Bewerber kommt nicht nach Meiningen, und Schiller bleibt in seiner Freistätte. Als sich der Heirathsplan jenes zu zerschlagen scheint, da tritt Schiller's Neigung stärker, ja leidenschaftlich hervor. Wie er des Mädchens Bild aufgefaßt hatte, sieht man aus einem Briefe an ihren Bruder. „Glauben Sie meiner Versicherung, bester Freund, ich beneide Sie um diese liebenswürdige Schwester. Noch ganz wie aus den Händen des Schöpfers, unschuldig, die schönste, reifste, empfindsamste Seele, und noch kein Hang des allgemeinen Verderbnisses am lautern Spiegel ihres Gemüthes — und so kenne ich Ihre Lotte, und wehe demjenigen, welcher eine Wolke über diese schuldlose Seele zieht." Das Fräulein wurde von ihrer Mutter, welche in ziemlich beschränkten Glücksumständen lebte, in ein Institut in Meiningen gebracht, wo sie die Herzogin von Gotha auf ihre Kosten erziehen ließ. Es gefiel ihr aber in dieser Anstalt nicht. Wie drängte es da ihren liebenden Freund, sie heraus zu bringen! Die Stimme eines Donners, die Festigkeit eines Felsen und die Verschlagenheit der Schlange im Paradies wünscht er ihrer Mutter, um bei einer Zusammenkunft mit der Herzogin ihre Entlassung zu bewirken. Er wolle dann, sagt er halb im Scherz, jährlich ein Trauerspiel mehr schreiben, und auf dessen Titel solle stehen: Trauerspiel für Lotte. Diese solle die Pränumeration davon erhalten! Er war in dem leidenschaftlichsten Zustand. „Ach, meine Beste," schreibt er an Frau von Wolzogen, „in einer gepreßten Lage haben Sie mich verlassen. Nie war

ich Ihrer liebevollen Ermunterung so bedürftig, als eben jetzt, und weit und breit ist Niemand, der meiner zerstörten und wilden Phantasie zu Hülfe käme. Was werd' ich, was kann ich zu meiner Zerstreuung thun? Ich weiß nichts, als Ihnen zu schreiben, aber ich fürchte mich selbst in meinen Briefen. Entweder rede ich darin zu wenig oder mehr, als Sie hören sollten und ich verantworten kann. — Wie klein ist doch die höchste Größe eines Dichters gegen den Gedanken, glücklich zu sein. Ich möchte mit meiner Leonore sprechen: „Laß' uns fliehen — laß' in den Staub uns werfen all' dieses prahlende Nichts" u. s. w. — Mit meinen vormaligen Planen ist es aus, beste Freundin, und wehe mir, wenn das auch von meinen jetzigen Planen gelten sollte. Daß ich bei Ihnen bleibe und, wo möglich, begraben werde, versteht sich. Ich werde es auch wohl bleiben lassen, mich von Ihnen zu trennen, da mir drei Tage schon unerträglich sind. Nur das ist die Frage, wie ich bei Ihnen auf die Dauer meine Glückseligkeit gründen kann? Aber gründen will ich sie, oder nicht leben, und jetzt vergleiche ich mein Herz und meine Kraft mit den ungeheuersten Hindernissen, und ich weiß, ich überwinde sie." Am Ende des Briefes sagt er, ein Junge sei da gewesen und habe ihm gemeldet, daß in Meiningen ein Stuttgarter Herr angelangt sei, und sich nach ihr erkundigt habe. „Sollte das der Herr von *** sein, so schicken Sie mir zwei Boten. Ich gehe nach Weimar!"

Bei einer solchen wilden, tollen Leidenschaft, so vorübergehend sie auch sein mochte, mußte es seiner Wirthin angst und bang werden. Sein Gemüth konnte sich in seiner jetzigen Lage überhaupt nicht beruhigen: die Unbestimmtheit seiner Aussichten verfolgte ihn unaufhörlich. Reinwald meinte [1], wenn er noch einen Winter in Bauerbach zubringe, werde er völlig hypochondrisch werden, er scheue beinahe die Menschen und stelle sich allerhand Unangenehmes von ihnen vor. Zu dem allem kam nun noch diese Leidenschaft, welche ihn von seiner ruhmvollen Thätigkeit ganz abzuziehen drohte! Und welche Hoffnungen konnte er seiner Liebe machen? Er durfte sie nicht

[1] Streicher a. a. O., S. 152.

einmal aussprechen, um das Glück des liebenswürdigen Kindes nicht in Gefahr zu bringen. Nur eine baldige Entfernung konnte ihn dieser Unruhe entreißen.

Ganz unvermuthet knüpfte Dalberg wieder an. Der Herzog von Würtemberg traf nämlich nicht die geringste Anstalt zur Verhaftung seines Zöglings; er ignorirte Schiller's Flucht. Vielleicht erinnerte sich der Herzog Karl seiner frühern Liebe zu seinem talentvollen und wohlgesitteten Zögling, und sah nun ein, daß es Kräfte im Menschen gibt, welche durch keinen militärischen Zwang gebrochen werden können; vielleicht scheute er die öffentliche Meinung, welche damals zuerst einen Einfluß auf die Handlungsweise der Regierenden zu gewinnen begann und die sich in ganz Deutschland laut und nachdrücklich gegen die Mißhandlung Schubart's aussprach; oder er war aus Rücksicht auf den verdienstvollen Vater und aus Antheil an dem Kummer der achtungswerthen Familie milde. Nicht unwahrscheinlich ist es auch, daß die Gräfin von Hohenheim, auf die Fürsprache der Frau von Wolzogen, den Herzog zu besänftigen wußte. Kurz, er gab der ganzen Sache nicht die geringste Folge.

Jetzt, nachdem Schiller die politische Quarantaine überstanden hatte, konnte Baron von Dalberg mit der vollkommensten Sicherheit und ohne sich der geringsten Gefahr oder dem leisesten Verdacht auszusetzen, wieder mit ihm anknüpfen. Die Mitglieder des Theater-Ausschusses sprachen wiederholt den Wunsch aus, daß Fiesko auf die Bühne gebracht werden möchte, und redeten auch von der Luise Millerin, deren Anlage und Vortrefflichkeit ihnen der in Mannheim zurückgebliebene Streicher oft genug umständlich und lebhaft auseinandergesetzt hatte.

Dieses Schauspiel war gegen Ende Februars 1783 in Bauerbach fertig geworden, und er hatte sich mit Weigand in Unterhandlungen wegen des Verlages eingelassen. Gerade zu dieser Zeit, im März, erhielt Schiller ein Schreiben von Dalberg, in welchem dieser sich erkundigte, ob sein neues Stück sich nicht vielleicht zur Aufführung auf der Mannheimer Nationalbühne eigne. Er erwiederte ihm, nachdem er ihn eine Weile auf eine Antwort hatte warten lassen, unter Anderm:

„Daß Ew. Excellenz mich auch noch in der Entfernung in gnädigem Andenken tragen, kann mir nicht anders, als schmeichelhaft sein. Sie wünschen zu wissen, wie ich lebe? — Wenn Verbannung der Sorgen, Befriedigung der Lieblingsneigung und einige Freunde von Geschmack einen Menschen glücklich machen können, so kann ich mich rühmen, es zu sein. — E. E. scheinen ungeachtet meines kürzlich mißlungenen Versuches, noch einiges Zutrauen zu meiner dramatischen Feder zu haben. Ich wünsche nichts mehr, als solches zu verdienen, weil ich mich aber der Gefahr, Ihre Erwartung zu hintergehen, nicht neuerdings aussetzen möchte, so nehme ich mir die Freiheit, Ihnen Einiges von dem Stücke vorauszusagen."

Im Folgenden spricht er von „einigen Fehlern des Schauspiels", die dasselbe für das Theater unbrauchbar machen könnten, in welchem Falle er es lieber zurückbehalten wolle. Zu Gunsten seines Werkes sagt er nicht ein einziges Wort. In der That, ohne gerade unhöflich und zurückweisend zu sein, konnte sich der schwer Gekränkte nicht stolzer und vornehmer benehmen. Wie er sich früher beworben hatte, wollte er jetzt um sich werben lassen! Dessen ungeachtet wurde von Dalberg der Briefwechsel fortgesetzt. Schiller konnte an Frau von Wolzogen schreiben: „Die Mannheimer verfolgen mich mit Anträgen um mein ungedrucktes Stück, und Dalberg hat mir auf eine verbindliche Weise über seine Untreue Entschuldigungen gemacht."

Nichts mußte unsern Schiller so sehr beängstigen, als daß seine Einsamkeit seiner poetischen und besonders seiner dramatischen Produktion so ungünstig, als möglich war. Er schreibt darüber an Reinwald: „Gelegentlich muß ich anmerken, daß ich nunmehr der Meinung bin, daß das Genie wo nicht unterdrückt, doch entsetzlich zurückwachsen, zusammenschrumpfen kann, wenn ihm der Stoß von außen fehlt. Man sagt sonst, es helfe sich in allen Fällen selbst auf — ich glaub' es nimmer. Wenn ich mich im weitesten Verstand zum Beispiel setzen kann, so beweis't meine jetzige Seelenlage das Gegentheil. Mühsam und wirklich oft wider allen Dank muß ich eine Laune, eine dichterische Stimmung hervorarbeiten, die

mich in zehn Minuten bei einem denkenden guten Freunde von selbst anwandelt."

Er mußte fort! Eine anregende Umgebung, die Nähe eines guten Theaters war ihm Bedürfniß, sonst war es um den dramatischen Dichter geschehen. Durch seine Anwesenheit in Mannheim konnte er bei Dalberg's zurückgekehrter Neigung hoffen, Kabale und Liebe und vielleicht auch seinen Fiesko auf die Bühne zu bringen und dadurch seine ökonomischen Verhältnisse wesentlich zu verbessern. Ueberhaupt mußte eine selbstständige Existenz den größten Reiz für einen jungen Mann haben, in dem ein so reges Ehrgefühl lebte. Ein wie unheimliches, drückendes Gefühl, von der Güte Anderer abzuhangen! und mußte er nicht befürchten, seiner nicht sehr bemittelten Wirthin auf die Dauer zur Last zu fallen? — — Sollte und konnte er sich aber von seiner Lotte trennen? — Doch wie lange blieb denn diese noch in Bauerbach! Ihre Mutter wollte sie ja bei ihrer bevorstehenden Abreise wieder mit sich fortnehmen.

Endlich schlug man einen Mittelweg ein. Auf einem Spaziergange wurde von Frau von Wolzogen wie von Ungefähr der Gedanke ausgesprochen, daß Schiller in seinen Angelegenheiten nach Mannheim reisen möchte. Es sollte nur eine Reise auf kurze Zeit sein, und Schiller, welcher sich durch ein so starkes Interesse an seinen einsamen Aufenthaltsort gebunden fühlte, gab, wohl aus eigenem Antrieb, sein Ehrenwort, sich in Mannheim nicht selbst anzubieten und in keinem Fall den ersten Schritt zu einem Engagement zu thun [1], wodurch er sich, den Abreisenden, wenigstens eben so sehr tröstete, als die Zurückbleibenden.

So sehen wir denn unsern Freund von seiner Pflegemutter und deren Tochter in der zweiten Hälfte des Julius 1783, nachdem er sich über sieben Monate in Bauerbach aufgehalten hatte, einen eiligen Abschied nehmen, dessen Schmerz nur durch die Hoffnung einer baldigen Rückkehr gelindert wurde. Von seinen wenigen Effekten nahm er nur das Nothwendigste mit sich, und schickte seinem Freunde Reinwald auch die

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., S. 194 u. 160.

geliehenen Bücher vor seiner Abreise nicht zurück. Wir begleiten ihn auf seinem Wege über Frankfurt am Main, wo er Extrapost nimmt, „um nicht durch Verzögerung und Mangel an Gelegenheit in dieser Stadt viel zu verzehren,“ und sehen ihn unterwegs an seine Freundin zwei Briefe schreiben voll des kindlichsten und innigsten Gefühls. „Liebste, zärtlichste Freundin, der Verdacht, daß ich Sie verlassen könnte, wäre bei meiner jetzigen Gemüthsstimmung Gotteslästerung. — Bis zu meiner Ankunft in Mannheim werden Sie mir doch wohl glauben, daß ich Sie in meinem Herzen trage, wie ich mich selbst in der Hand Gottes getragen wünsche.“

Doch ehe wir ihn in Mannheim ankommen lassen, erwähnen wir noch, daß er nach Beendigung der Luise Millerin einige Zeit zwischen den tragischen Stoffen Imhof und Maria Stuart schwankte, und daß auch an Konradin von Schwaben gedacht wurde, bis er sich endlich gegen Ende des März für Don Karlos entschied, auf welches Sujet er von Dalberg noch in Stuttgart aufmerksam gemacht worden war. Der Freund in Meiningen versorgte ihn mit Büchern zu dieser Arbeit; unter andern schickte er ihm die Novelle Don Karlos von St. Real, aus welcher er seine Tragödie zu bearbeiten anfing.

Fünfzehntes Kapitel.

Ankunft in Mannheim. Anstellung als Theaterdichter. Krankheit. Fiesko und Kabale und Liebe auf der Mannheimer Bühne. Reise nach Bretten und Frankfurt. Medizin.

Abends am 27. Juli 1783 kam Schiller, nur von Meier und seiner Frau erwartet, matt und erschöpft in Mannheim an. Seinem Streicher war absichtlich von der ganzen Unterhandlung nichts gesagt worden, weil er über das unzuverläßige Betragen Dalberg's allzu entrüstet war, als daß er den Entschluß Schiller's, sich wieder mit ihm einzulassen, hätte billigen können. Durch diese Verheimlichung war ihm eine freudige Ueberraschung bereitet. Denn als er zur gewöhnlichen Stunde zu Meier kam, wollte er seinen Augen kaum trauen, als ihm der in weiter Entfernung geglaubte Schiller mit heiterer Miene und blühendem Ansehen entgegentrat.

Meier hatte ihm neben dem Schloßplatze für einen billigen Preis Wohnung und Kost ausgemacht, womit er um so zufriedener war, da er von seinem Zimmer eine schöne Aussicht hatte. Er legte von seiner Baarschaft Geld zur Rückreise zur Seite und hoffte von dem übrigen drei Wochen in Mannheim leben zu können.

Aber Dalberg war von einer Reise nach Holland noch nicht zurück, Iffland war in Hannover, und auch andere Schauspieler hatten Urlaub; viele Familien hatten ihren Aufenthalt auf dem Land genommen. In dieser Sommersaison wurden wenig bedeutende Stücke gegeben; auch trug die Anwesenheit der Kurfürstin und des Herzogs von Zweibrücken dazu bei, daß lauter „Alltagskomödien gegeben wurden, weil diese nach ihrem Geschmacke waren[1].“ Dazu kam eine unerträgliche Hitze und Zerstreuungen aller Art, welche Schillern vom Arbeiten abhielten. Es war eine verlorne Zeit.

An seine mütterliche Freundin schrieb er die zärtlichsten Briefe. Sie athmen alle eine idyllische Sehnsucht nach dem stillen Bauerbach. Schiller war damals ganz Liebe, ganz Gemüth, ganz Gefühl und Zärtlichkeit. Das Innigste seiner Seele, bisher durch Zwang und Noth niedergehalten, trat hervor. Seine Herzensforderungen überwogen sein Freiheitsgefühl. „O meine beste, liebste Freundin, unter dem schrecklichen Gewühl von Menschen fällt mir unsere Hütte im Garten ein — wäre ich doch schon wieder dort! — — Gestehen muß ich Ihnen, daß alles, was mir hier vorkommt und noch vorkommen kann, bei der Vergleichung mit unserm stillen, glücklichen Leben entsetzlich verliert. Sie haben mich einmal verwöhnt — verdorben möchte ich sagen, — daß ich den lebhaftesten Vergnügungen der großen Welt beinahe verschlossen bin. Wenn ich es möglich machen kann, daß ich, ohne einen Schritt in die Welt zu thun, sechshundert Gulden jährlich ziehe, so begräbt man mich noch in Bauerbach. — Aber wie bringen Sie Ihre Tage hin, theuerste Freundin? Traurig, fürchte ich, und wünsche es einigermaßen doch; denn es ist etwas Tröstendes und Süßes in der Vorstellung, daß zwei getrennte Freunde ohne einander nicht lustig sind. O, es soll mich anspornen, bald, recht bald wieder bei Ihnen zu sein, und indessen will ich bei meinen großen Zerstreuungen an Sie, meine Wertheste, denken, und will mich oft aus dem Zirkel der Gesellschaft losreißen und auf meinem Zimmer schwermüthig nach Ihnen mich hinträumen und weinen.“

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., S. 151.

Freilich entlehnte diese dankbare Freundschaft zu der Mutter den größten Theil ihrer Wärme von der Liebe zu ihrer Tochter. Aber welches Frauenherz könnte eine so wahre Empfindung, die ihr dargebracht wird, zergliedern? Die Frau, welche etwas sentimentaler Natur gewesen zu sein scheint, ging auf seine Stimmung ein. Sie wird dem liebekranken, weichen jungen Mann gegenüber ganz melancholisch und traurig. Er tröstet sie und tröstet sich durch die immer erneuerte Hoffnung der Rückkehr zu seiner Freundin und durch die Versicherungen seiner Liebe bis in den Tod — „und wo möglich, noch über diesen hinaus.“ Nichts in der Welt soll ihn in Mannheim festhalten!

Endlich am 10. August kam Dalberg zurück. Schiller traf ihn im Theater, wo er von ihm mit Auszeichnung behandelt wurde. Den andern Tag war er lange bei ihm, und mußte sich durch den Wunsch des Gönners, ihn am Theater anzustellen, geschmeichelt fühlen, wenn er gleich in seiner augenblicklichen Stimmung ganz andere Wünsche hegte. „Der Mann ist ganz Feuer,“ schreibt er, „aber leider! nur Pulverfeuer, das plötzlich losgeht, aber eben so schnell wieder verpufft. Indessen glaub' ich herzlich gern, daß ihm mein hiesiger Aufenthalt lieb wäre, wenn er nichts aufopfern dürfte. — Rücksichtlich meiner Aussichten auf das hiesige Theater und meine Stücke, kann Ihnen dieser Brief nicht das Geringste bestimmen; aber in acht Tagen erfahren Sie etwas mehr und vielleicht auch die Zeit meiner Abreise; denn nichts in der Welt wird mich fesseln.“

Aber von Bauerbach langte die Schreckensnachricht an, daß der Stuttgarter Herr, welcher vermuthlich seine Bewerbungen um Fräulein Lotte wieder anknüpfen wollte, sich dort zwei Monate aufzuhalten gedenke. Dieser Herr hätte Schiller, wenn er in Bauerbach gewesen wäre, von dort vertrieben; wie konnte er jetzt dahin zurückkehren! Zu gleicher Zeit kam ihm Dalberg aus eigenem Antrieb mit Anerbietungen entgegen, welche einzugehen er jetzt um so weniger Bedenken trug, da er sich seiner ökonomischen Verlegenheit zu entreißen, seine theuern Eltern zu erfreuen, Lob und Ruhm einzuärndten und sich durch das Theater in seiner Kunst zu vervollkommnen

hoffen konnte. Er engagirte sich (ungefähr am 20. August 1783), vom ersten September des laufenden Jahres an auf ein Jahr, wobei er sich die Erlaubniß ausbedung, während der heißesten Sommerzeit seiner Gesundheit wegen anderswo (d. h. in Bauerbach) zuzubringen. Innerhalb der Vertragszeit sollte er dem Theater drei Stücke, nämlich außer dem Fiesko und der Luise Millerin noch ein drittes, zu dichtendes, liefern. Dafür wurde ihm ein Jahrgehalt von dreihundert Gulden, wovon ihm sogleich zweihundert ausbezahlt wurden, zugesagt, nebst der Einnahme einer, von ihm selbst zu bestimmenden Vorstellung von jedem Stücke [1]. Nichts destoweniger sollte jedes das Eigenthum des Dichters bleiben.

Er war über diesen Kontrakt, welchen zu verlängern ihm freigestellt wurde, sehr vergnügt. „Danken Sie Gott," schreibt er an seine mütterliche Freundin, „daß er mir einen Ausweg eröffnet hat, durch Verbesserung meiner Umstände mich aus dem Wirrwar zu reißen und ein ehrlicher Mann zu bleiben." Um seine gute Stimmung zu erhöhen, welche er zur Theatralisirung seines Fiesko nothwendig hatte, ließ Dalberg die Räuber aufführen, bei gedrängt gefülltem Hause, zur größten Zufriedenheit Schiller's.

In vollem Feuer, in erneuerter Liebe zum Theater wollte er Hand an seinen Fiesko legen. Aber — schon den folgenden Tag warf ihn leider! ein kaltes Fieber auf das Lager nieder. Die ungewöhnliche Hitze dieses Sommers entwickelte aus dem mit Morast und stehendem Wasser gefüllten Festungsgraben eine so verdorbene Luft, daß in der Stadt an sechstausend Menschen an dieser gallichten Seuche erkrankten, welche um so gefährlicher war, als die hohen Wälle dieser Festung jede Strömung der frischen Luft verhinderten. Er erlitt durch diese Seuche einen empfindlichen Verlust: der redliche Meier ward das Opfer der Krankheit oder vielmehr der falschen Behandlung des Theaterarztes, deren üble Folgen Schiller aber vorausgesagt hatte. Meier's hinterlassene Witwe versorgte jetzt ihren kranken Landsmann mit dem Krankenessen. Er

[1] Darauf verzichtete er später und erhielt dagegen im Ganzen ein Fixum von 500 Gulden. Streicher a. a. O., S. 181.

ward auf das sorgsamste gepflegt, selten war sein Zimmer von Besuchenden leer, so großen Antheil bezeigte man ihm, und weil sein Kopf sehr angegriffen war, übergab er sich einem andern Arzte. Aber erst nach drei Wochen war er so weit hergestellt, daß er seiner besorgten Freundin wieder schreiben konnte. Seine Leiden hatten ihn sehr weich, ja religiös gestimmt; die Gefahr, welcher er sich entrückt fühlte, und die Hoffnung, mit des Himmels Willen sich bald seinem Elend entreißen zu können, erhob sein dankbares Herz zu Gott. Er hoffte in den Stand zu kommen, einen beträchtlichen Theil seiner Einnahme auf Tilgung seiner Schulden verwenden zu können. Er erheiterte sich auch durch den Gedanken an die Freude seiner Eltern, die sehr vergnügt waren, ihren Sohn wenigstens einigermaßen versorgt zu wissen. Dabei beschäftigte ihn der Plan, sich in der Medizin zu vervollkommnen, und durch deren Ausübung sein Glück zu sichern.

Aber eine Schwäche und Mattigkeit, welche die Krankheit besonders in seinem Kopfe zurückließ, verhinderte ihn am Arbeiten. Und doch konnte die kontraktmäßige Abänderung des Fiesko, für welche er schon längst die betreffenden Wünsche und Bemerkungen eingereicht erhalten hatte, nicht länger hinausgeschoben werden. Der noch nicht Genesene mußte sich also endlich, besonders da sich Dalberg gegen Ende Septembers vom Lande aus, wo er einige Zeit zubrachte, erkundigte, wie weit er vorgerückt sei, zur Arbeit zwingen. Zur Erholung und Ausspannung wurden Ausflüge in die Umgegend und neue Bekanntschaften gemacht.

Es trat ein Recidiv des traurigen Fiebers ein. Unruhen, Zerstreuungen und Geschäfte ließen ihn zu keiner Besserung kommen. Der Trieb zur Thätigkeit war wieder in ihm erwacht; er wollte das in ihn gesetzte Vertrauen rechtfertigen und seine Verbindlichkeiten erfüllen; und überdieß drängte ihn Dalberg wegen des herannahenden Karnevals, wo der Fiesko gegeben werden sollte. Der Arme war in einer verzweiflungsvollen Lage! Wenn das Fieber auch auf einige Tage nachließ, so stellte es sich mit erneuter Stärke wieder ein. Er beschränkte sich auf die magerste Kost. „Schon vierzehn Tage,“ schreibt er (am 13. November 1783), „habe

ich weder Fleisch noch Fleischbrühe gesehen. Wassersuppe heute, Wassersuppe morgen, und dieses so Mittags wie Abends. Allenfalls gelbe Rüben, oder saure Kartoffeln oder so etwas dazu. Fieberrinde esse ich wie Brod, und ich habe sie mir expreß von Frankfurt aus verschrieben." Die Aussicht, seine Schulden auf den bestimmten Termin zu bezahlen, war nun dahin; er gibt in dem eben angeführten Briefe den Schaden, welchen er durch seine acht bis neun Wochen lange Krankheit während seines Aufenthalts in Mannheim erlitten habe, auf dreißig Dukaten an.

Freilich konnte er sich auch nicht so in Acht nehmen, als es seiner Gesundheit zuträglich gewesen wäre, ungeachtet er seinen Umgang so viel als möglich auf das Dalberg'sche und Schwan'sche Haus zu beschränken suchte. Er durfte sich dem Verkehr mit den Schauspielern nicht entziehen, er ward von manchen Bewohnern der Stadt und von Fremden aufgesucht, eine Bekanntschaft und Zerstreuung bot der andern die Hand, und der junge Mann sah sich unvermerkt in manche Vergnügungen und Verführungen hineingerissen. Gegen solche Verlockungen schützten ihn besonders die Eindrücke, die er von Bauerbach mitbrachte, die er der Freundschaft und Liebe zu zwei edeln Frauen verdankte. In der unschlüssigen, unthätigen und kränkelnden, unbefriedigten Gemüthsstimmung, in welcher er sich befand, und die er nachher in den Charakter des spanischen Prinzen niederlegte, erinnerte ihn alles, was ihn störte und belästigte, an die seligen Tage in Bauerbach. Auch nach den unbedeutendsten dortigen Verhältnissen und Menschen erkundigte er sich; wie sein Genie, wußte auch sein Herz aus dem Kleinsten Etwas zu machen. Was er aber der Frau von Wolzogen zu verdanken habe, das erkannte er auf das lebendigste. „Wie viel, wie unendlich viel haben Sie nicht schon an meinem Herzen verbessert; und diese Besserung, freuen Sie sich, hat schon einige gefährliche Proben ausgehalten. Fühlen Sie ihn ganz, den Gedanken, denjenigen zu einem guten Menschen gebildet zu haben, der, wenn er schlecht wäre, Gelegenheit hätte, Tausende zu verderben." Und an einer andern Stelle sagt er: „Flehen Sie Gott um Schutz für mein Herz und für meine Jugend. Meine Freundschaft

- wenn der Gedanke Ihnen Freude gewähren kann — bleibt Ihnen unwandelbar und gewiß, und soll mein allmächtiges Gegengift gegen alle Verführung sein."

So vereinigten sich Krankheit, Unannehmlichkeiten jeder Art, endlich Freundschaft und Liebe, sein Herz weich und krank zu machen, bis er später, veredelter und gemäßigter, den hohen Stolz der Freiheit wieder fand.

Häufige Ausflüge in die Umgegend, nach Oggersheim, Schwetzingen, Speier, unterbrachen oder vereitelten die häusliche Zurückgezogenheit. Mit der Gesundheit wurde bei dergleichen Aufforderungen wenig Rücksprache genommen. Nach Speier fuhr er mit Schwan und dessen Tochter, um die Frau von la Roche kennen zu lernen, und er fühlte sich zu der geistvollen Frau so hingezogen, daß er den Weg acht Tage nachher noch einmal machte, wo er sie jetzt ganz genoß, und mit Bezauberung von ihr schied. Er hoffte durch solche Fahrten den Unmuth los zu werden, der im Gefolge einer lähmenden Krankheit ist, aber es wollte ihm nicht gelingen. Als aber gar in der Mitte Novembers, Landsleute und Freunde, der herzlich geliebte Professor Abel und Bach, ein anderer seiner Freunde, bei ihm auf ihrer Rückreise von Frankfurt einsprachen — wie floß ihm da unter Fragen und Erzählen die Zeit hin! wie freute er sich, sie beim Mittag- und Abendessen auf seinem Zimmer mit einigen Flaschen Burgunder, die er zu seinem Geburtstage zum Geschenk erhalten hatte, bewirthen zu können! wie ließ er sich da, trotz seines Uebelbefindens, nicht zurückhalten, sein Zimmer zu verlassen und seine Landsleute in der Stadt herumzuführen! „Schadet nichts, wenn ich jetzt auch später gesund werde," schreibt er, „habe ich doch ein unbeschreiblich Vergnügen gehabt!" So sehr war Liebe seinem Herzen Bedürfniß, daß er für einige flüchtige Stunden bei seinen Freunden seine Gesundheit und mit ihr das Glück von Wochen und Monaten, ja seine ganze nächste Existenz in Gefahr brachte. Aber der hat nie geliebt, dem die Liebe nicht alles war. Was ist an einem Affekte, wenn er nicht den ganzen Menschen erfüllt! — Auf diese Weise schleppte er sein Uebel noch in das nächste Jahr hinein. Wer vermöchte folgende Stelle eines Briefes an Frau von Wolzogen ohne tiefe

Rührung zu lesen? „Denken Sie sich meine äußerst angestrengte Situation. Um mit Anstand leben zu können, um die mir vorgesetzte Summe Geldes zur Bezahlung meiner Schulden herauszubringen, um zugleich die Ungeduld des Theaters und die Erwartungen des hiesigen Publikums zu befriedigen, habe ich während meiner Krankheit mit meinem Kopfe arbeiten und durch starke Portionen China meine Kräfte so hinhalten müssen, daß mir dieser Winter vielleicht Zeitlebens einen Stoß versetzt." Der übermäßige Gebrauch der China belästigte und schwächte den Magen im höchsten Grade, und der größte Hunger und Durst durfte nicht genugsam gestillt werden, um die Krankheit nicht zu unterhalten.

In dieser qualvollen Lage wurde Fiesko und später Kabale und Liebe für die Bühne eingerichtet, und auch der erste Akt des Don Karlos gedichtet. Der Augenzeuge Streicher versichert, er habe es später nie über sich gewinnen können, eines dieser drei Stücke vorstellen zu sehen; so oft er es versucht habe, hätten sich seiner schon beim ersten Auftritte ein Schmerz und eine Wehmuth bemächtigt, die er nur im Freien habe stillen können *).

Manche Scenen des Fiesko, z. B. die zwei ersten im zweiten Akt, fielen in der neuen Umarbeitung ganz weg, die langen Monologe wurden abgekürzt, die blühende Sprache wurde der Prosa möglichst genähert, und der fünfte Akt erlitt eine Hauptveränderung. Als die Arbeit fertig war, wurde ihm ein Regimentsfourier zur Verfügung gestellt, der eine sehr deutliche und hübsche Handschrift schrieb, welchem der Dichter seine umgestaltete Tragödie zu diktiren gedachte. Er fand dieses bisher noch nicht geübte Verfahren sehr bequem, indem er nach Behaglichkeit bald sitzend, bald gehend die Worte vorsagen konnte. Als aber der Mann weggegangen war, wie entsetzte sich Schiller, als er nicht nur die Eigennamen falsch geschrieben, den Fiesko in Viesgo, die Leonore in Leohnohre, Calcagna in Kallkahnia verwandelt, sondern auch in andern Worten die eingeführte Rechtschreibung schrecklich verletzt fand. Er beklagte sich bitter, und in einer

* Streicher a. a. O., S. 190.

Weise, daß man sich des Lachens kaum enthalten konnte. Es war ihm unbegreiflich, daß Jemand, der so schöne Buchstaben mache, nicht auch jedes Wort sollte richtig schreiben können. Noch einmal wurde der Versuch gemacht, nachdem er den Mann vorher alle Eigennamen hatte richtig aufschreiben lassen. Aber als dennoch dieselben oder ähnliche Fehler vorkamen, da verlor er die Geduld, und er entschloß sich, selbst das ganze Stück ins Reine zu schreiben. In der Mitte des Decembers konnte er das Manuscript Herrn v. Dalberg überreichen. Untergeordnete Geister, die sich durch die Aeußerung, daß es ihnen unmöglich sei, ihre selbstverfaßten Sachen noch einmal abzuschreiben, in den Schein der Genialität bringen wollen, könnten aus solchen Beispielen lernen, daß diese Originalität durch jenes angebliche Unvermögen noch keineswegs bewiesen ist, indem auch die größten Genies ihre Werke sogar oftmals mit eigener Hand abschrieben.

Die Ungewohntheit des republikanischen Trauerspiels und die Ungelenkigkeit der Schauspieler machten viele Proben nothwendig, welche dem Theaterdichter vielen Aerger, manche Zerstreuungen und auch Aufheiterung verursachten. Die Bahn, die er eingeschlagen hatte, war eigentlich ganz neu, der Dialog überstieg den Konversationston, an welchen die Schauspieler gewohnt waren, so daß es ihnen sehr schwer fiel, diese immer schwungvolle und poetische Prosa würdig auszudrücken. Bei den Räubern war den Schauspielern der überwältigende Stoff zu Hülfe gekommen, bei dem kältern, verstandesmäßigen Inhalt des Fiesko dagegen hätte eine selbstständige, vollendete mimische Kunst aufgeboten werden müssen, wenn die noch immer langen Monologe, die Intriguen und die verwickelten Plane des Helden der Verschwörung eine gleich genügende Wirkung hätten hervorbringen sollen, wie die mächtige Empfindung in den Räubern.

Das Schauspiel wurde zuerst am 17. Januar 1784 bei der Eröffnung der Karnevalsbelustigungen dargestellt. Schiller ließ wieder, wie er es schon bei den Räubern gethan hatte, eine „Erinnerung an das Publikum“ neben den Anschlagezettel drucken. Dieses wichtige Aktenstück, welches damals an den Straßenecken und Pfeilern Mannheims prangte, verdient

um so mehr in unsere Biographie aufgenommen zu werden, je wichtiger die Aufschlüsse sind, welche es uns über die uns sonst unbekannte Theaterbearbeitung des Fiesko gibt. Jenes Avertissement lautete also: [1]

„Eigentlich sollte das Tableau für den Künstler reden und er selbst die Entscheidung hinter dem Vorhang erwarten. Es ist auch jetzt meine Absicht nicht, das Urtheil der Zuschauer für meine Manier zu bestechen, und der Faden des Trauerspiels liegt nicht sehr versteckt. — Dennoch setze ich einen zu großen Werth in die Aufmerksamkeit meines Publikums, als daß ich ihm nicht auch die wenigen Augenblicke sollte zu retten suchen, die darauf gehen würden, bis es ihn fände."

„Fiesko ist der große Punkt dieses Stücks, gegen welchen sich alle darin spielenden Handlungen und Charaktere gleich Strömen nach dem Weltmeer hinsenken — Fiesko, von dem ich vorläufig nichts Empfehlenderes weiß, als daß ihn J. J. Rousseau im Herzen trug — Fiesko, ein großer, fruchtbarer Kopf, der unter der täuschenden Hülle eines weichlichen epikurischen Müssiggangs in stiller geräuschloser Dunkelheit, gleich dem gebärenden Geist auf dem Chaos, einsam und unbehorcht eine Welt ausbrütet und die leere lächelnde Miene eines Taugenichts lügt, während daß Riesenpläne und wüthende Wünsche in seinem brennenden Busen gähren — Fiesko, der, lange genug mißkannt, endlich einem Gott gleich hervortritt, das reife vollendete Werk vor erstaunende Augen stellt und ein gelassener Zuschauer dasteht, wenn die Räder der großen Maschine dem gewünschten Ziel unfehlbar entgegenlaufen — Fiesko, der nichts fürchtet, als seines Gleichen zu finden — der stolzer darauf ist, sein eigenes Herz zu besiegen, als einen furchtbaren Staat — Fiesko, der zuletzt den verführerischen, schimmernden Preis seiner Arbeit, die Krone von Genua, mit göttlicher Selbstüberwindung hinwegwirft und eine höhere Wollust darin findet, der glücklichste Bürger, als der Fürst seines Volkes zu sein."

[1] Blätter für literarische Unterhaltung vom 1. Oktober 1836, Nr. 285.

„Man erwartet vielleicht, daß ich die Freiheiten rechtfertige, die ich mir in diesem umgeformten Fiesko gegen die historische Wahrheit — ja meine erste Darstellung selbst erlaubte. — Nach jener sowohl, als nach dieser arbeitet der Graf auf den Umsturz der Republik, in beiden kommt er in der Verschwörung um. Mit der Historie getraue ich mir bald fertig zu werden, denn ich bin nicht sein Geschichtschreiber, und eine einzige große Aufwallung, die ich durch die gewagte Erdichtung in der Brust meiner Zuschauer bewirke, wiegt bei mir die strengste historische Genauigkeit auf. — Der Genueser Fiesko sollte zu meinem Fiesko nichts, als den Namen und die Maske hergeben — das Uebrige mochte er behalten. — Ist es denn meine Schuld, wenn er weniger edel dachte? — wenn er unglücklicher war? Müssen meine Zuschauer diese verdrießliche Wendung entgelten? Mein Fiesko ist allerdings nur untergeschoben; doch was kümmert mich das, wenn er nur größer ist, als der wahre — wenn mein Publikum nur Geschmack an ihm findet? — Warum ich aber jetzt meiner eigenen ersten Schilderung widerspreche, die den Grafen durch seine Herrschsucht umkommen läßt, ist eine andere Frage. Es mag nun sein, daß ich zur Zeit, wo ich jenen entwarf, gewissenhafter oder verzagter gewesen — vielleicht aber auch, daß ich für den ruhigen Leser, der den verworrensten Faden mit Bedacht auseinanderlös't, mit Fleiß anders dichten wollte, als für den hingerissenen Hörer, der augenblicklich genießen muß, und reizender ist es nun doch, mit dem großen Manne in die Welle zu laufen, als von einem gestraften Verbrecher sich belehren zu lassen."

„Ueber die moralische Beziehung dieses Stücks wird wohl Niemand zweifelhaft sein. Wenn es zum Unglück der Menschheit so gemein und alltäglich ist, daß so oft unsere göttlichsten Triebe, daß unsere besten Keime zum Großen und Guten unter dem Druck des gewöhnlichen bürgerlichen Lebens begraben werden — wenn Kleingeisterei und Mode der Natur kühnen Umriß beschneiden — wenn tausend lächerliche Konvenienzen am großen Stempel der Gottheit herumkünsteln, so kann dasjenige Schauspiel nicht zwecklos sein, das uns den Spiegel unserer ganzen Kraft vor die Augen hält, das den sterbenden

Funken des Heldenmuthes belebend wieder emporflammt — das uns aus dem engen dumpfen Kreise unseres alltäglichen Lebens in eine höhere Sphäre rückt. Dieses Schauspiel, hoffe ich, ist Fiesko's Verschwörung."

„Heilig und feierlich war mir immer der stille, der große Augenblick in dem Schauspielhause, wo die Herzen so vieler Hunderte wie auf den allmächtigen Schlag einer magischen Ruthe nach der Phantasie eines Dichters beben — wo, herausgerissen aus allen Masken und Winkeln, der natürliche Mensch mit offenen Sinnen horcht — wo ich des Zuschauers Seele am Zügel führe und nach meinem Gefallen, einem Ball gleich, dem Himmel oder der Hölle zuwerfen kann — und es ist Hochverrath an dem Genius — Hochverrath an der Menschheit, diesen glücklichen Augenblick zu versäumen, wo so Vieles für das Herz kann verloren oder gewonnen werden. — Wenn jeder von uns zum Besten des Vaterlands diejenige Krone hinwegwerfen lernt, die Er fähig ist zu erringen, so ist die Moral des Fiesko die größte des Lebens."

„Weniger konnt' ich einem Publikum nicht sagen, das durch die gütigste Aufnahme meiner Räuber meine Leidenschaft für die Bühne belebte und dem alle meine künftigen dramatischen Produkte gewidmet sind."

Man sieht aus dieser Ankündigung, daß die umgeformte Tragödie einem ganz andern Ziele zugeführt wurde, als die früher gedruckte, welche in die Werke Schiller's aufgenommen worden ist. Der Held in Uebereinstimmung mit den republikanischen Lieblingsideen Leonorens besiegt seinen Ehrgeiz, er will nicht der edelste Fürst, sondern der beste Bürger eines freien Volkes werden, und stirbt also nicht durch Verrina als ein Schuldiger, sondern er kommt schuldlos um durch eine Fügung des Schicksals. Die Tendenz und Moral beider Bearbeitungen sind also ganz verschieden; die frühere ist bloß niederreißend, diese letztere ist auch aufbauend; dort ist Bestrafung des Ehrgeizes, hier ist das Unterliegen des hochherzigen Unternehmens, der Befreiung des Vaterlandes, unter das unbegreifliche Schicksal die Krone des Stückes. Die Nemesis waltet in der frühern Bearbeitung, in der letztern dagegen war die Resignation der menschlichen Tugend die

vorherrschende Stimmung, welche der Zuschauer aus dem Theater mitnahm.

Betrachten wir nun diesen Unterschied näher, so bemerken wir einen sehr merkwürdigen Fortschritt in der Ideenentwickelung des Dichters. Diese Umarbeitung, sieht man, fällt in die Zeit, in welcher Don Karlos sich allmählig aus der Seele Schiller's entwickelte. Das Vorhandene wird nicht mehr allein getadelt, bekämpft und umgestürzt, wie in den bisherigen Stücken, sondern es wird auch an dessen Stelle das gesetzt, was dem Dichter das Höhere und Vernünftigere zu sein schien. Das Princip der Freiheit wollte positiv aus seinem Busen hervortreten; da aber Fiesko in seiner ersten Anlage schon ein negirendes Moment hatte, so konnte der umgestalteten Tragödie nur eine Doppelgestalt gegeben werden, so daß sie gleichsam den Uebergang von dem polemischen und revolutionären Standpunkt des Verfassers zu der affirmativen Konstituirung seiner Ideen machte, wie sie uns nachher in Don Karlos entgegentreten. Der Fiesko sollte das Gemälde einer noch in ihrem Untergang entzückenden Selbstständigkeit des Menschengeistes im Dienste der über den Ehrgeiz siegenden Bürgertugend sein.

Wie es der Dichter selbst andeutet, war an dieser Veränderung nicht allein seine veränderte Gemüthslage, sondern auch die Rücksicht auf das Publikum Schuld. Das Stück sollte hierdurch belebter und ergreifender, und der unwirksame und willkührliche Schluß sollte besser werden. Aber die Dichtung blieb auch in dieser neuen Form hinter der Wirkung, welche die Räuber gemacht hatten, weit zurück. Immer herrschte das Verständige, das künstlich Angelegte vor. Der historisch getreu gehaltene Ausgang, zu dem der Dramatiker jetzt sich bequemt hatte [1], trat auch viel zu überraschend, unvorbereitet, losgetrennt dastehend und zufällig ein, als daß er eine tragische Wirkung hätte hinterlassen können. Die Katastrophe war da, ehe sie der Zuschauer im mindesten befürchtete, nnd das Mitleid für den Helden war auf einen Moment koncentrirt. Die plötzlich und unerwartet in nichts

[1] S. oben Kap. 12, S. 170.

ausschlagende Unternehmung schien eher lächerlich, als rührend zu sein. Endlich lag auch der ganze Gegenstand der Tragödie, eine Verschwörung, in jenen harmlosen, unschuldigen Zeiten den deutschen Zuhörern so fern, daß sie den Sinn des Gedichtes kaum verstanden. Schiller sagt das selbst in einem Briefe an seinen Freund Reinwald vom 5. Mai 1784: „Den Fiesko verstand das Publikum nicht. Republikanische Freiheit ist hier zu Land ein Schall ohne Bedeutung, ein leerer Name — in den Adern der Pfälzer fließt kein römisches Blut. Aber zu Berlin wurde er vierzehnmal innerhalb drei Wochen gefordert und gespielt. Auch zu Frankfurt fand man Geschmack daran. Die Mannheimer sagen, das Stück wäre viel zu gelehrt für sie [1]."

Uebrigens wurde das Schauspiel dieses erste Mal und auch nachher noch öfters mit aller äußern Pracht gegeben, deren die beschränkten Mittel des Theaters nur fähig waren. Indem Böck den Fiesko, Iffland den Verrina und Beil den Mohren vortrefflich darstellten, erndteten wenigstens einzelne Scenen eine ungetheilte Bewunderung und einen rauschenden Beifall ein.

Nach einigen Wochen Erholung legte er seine letzte Hand an die Luise Millerin [2]. Diese Tragödie war schon früher in Folge einer Vorlesung in einer großen Gesellschaft, wobei Dalberg den Vorsitz hatte, für theaterfähig erklärt worden, und sie brauchte nur abgekürzt, in einzelnen Zügen und Ausfällen gemildert, und von ihrer hochgehenden Sprache herabgestimmt zu werden. Während dieser Umarbeitung brachte Iffland sein Verbrechen aus Ehrsucht auf die Bühne, welchem Familienstück Schiller den Namen gab, und das durch die musterhafte Darstellung einen so außerordentlichen Beifall fand, daß die Freunde Schiller's besorgt wurden, sein bürgerliches Trauerspiel möchte hierdurch in den Schatten gestellt werden.

Nicht lange nachher, etwa im Monate April, wurde Kabale und Liebe, wie der Dichter die Luise Millerin nach

[1] Streicher a. a. O., S. 183.

[2] Gedruckt wurde das Stück zuerst 1784 bei Schwan, und Sr. Excellenz dem Freiherrn von Dalberg unterthänig gewidmet.

dem Vorschlage Iffland's benannte, auf die Bühne gebracht. Das Stück wurde ungewöhnlich günstig aufgenommen, und ihm ein entschiedener Vorzug vor ähnlichen bürgerlichen Schauspielen eingeräumt, die jetzt erst recht in Schwung kamen. Schiller wohnte der Vorstellung in einer Loge bei, sein Freund Streicher an seiner Seite. Ruhig und heiter, aber in sich gekehrt und nur wenige Worte wechselnd, erwartete er das Aufrollen des Vorhanges. Als die Handlung begann, wer hätte da seinen tiefen erwartenden Blick, das Spiel seiner Lippen, das Zusammenziehen seiner Augenbraunen, wenn etwas mißlang, und den Blitz seiner Augen, wenn eine bedeutende Stelle eine entsprechende Wirkung hervorbrachte — wer hätte das alles beschreiben können! Kein Wort entschlüpfte ihm während des ganzen ersten Aufzugs, und erst am Schlusse desselben erleichterte er sich durch die Worte: „Es geht gut." Der zweite Akt ward besonders gegen den Schluß mit so hinreißendem Feuer und ergreifender Wahrheit dargestellt, daß, als der Vorhang niedergelassen wurde, die Zuschauer auf eine damals ganz ungewöhnliche Weise sich erhoben, und in stürmisches, einmüthiges Beifallrufen und Händeklatschen ausbrachen. Schiller ward hiervon so überrascht, daß er aufstand, und sich gegen das Publikum verbeugte. In Miene und Haltung drückte sich sein stolzes Selbstgefühl und zugleich seine dankbare Zufriedenheit aus.

Mit kummervollen Jahren hatte er diesen einzigen Moment erkauft; aber wiegt ein solcher Augenblick nicht viele kummervolle Jahre auf? — — Eine ehrenvolle und sorgenfreiere Zukunft schien sich vor ihm zu eröffnen. Nur der Unglückliche hat einen regen Sinn für das Glück.

In seiner Freude dachte der fromme Sohn an seine Eltern auf der Solitude. Seine gute Mutter kränkelte fortwährend, und ein schleichender Gram spottete aller Arzneien. Von Natur mehr für die sich aufopfernde Sorge, als die selbstsüchtige Freude geschaffen, fühlte sie ihr Mutterherz schwer belastet. Der Vater machte den Vorschlag, bei dem Herzog um seines Sohnes freie Wiederkehr nach dem Würtembergischen einzukommen. Aber dagegen sträubte sich das Ehrgefühl unseres Schiller auf das entschiedenste. „Wie kann ich mich," schreibt er

an seine Schwester [1], „ohne Konnexion mit einem andern Fürsten, ohne Charakter und dauernde Versorgung, nach meiner einmal geschehenen, gewaltsamen Entfernung aus Würtemberg, wieder da blicken lassen? Daß der Vater den Namen zu dieser Bitte gibt, nützt mir wenig, denn jedermann würde doch mich als die Triebfeder anklagen, und jedermann wird, so lange ich nicht beweisen kann, daß ich den Herzog von Würtemberg nicht mehr brauche, in einer (mittelbar oder unmittelbar, das ist eins) erbettelten Wiederkehr ein Verlangen, in Würtemberg unterzukommen, vermuthen. Wie entsetzlich würde die Achtung des Publikums (und diese entscheidet doch mein ganzes zukünftiges Glück), wie sehr würde meine Ehre durch den Verdacht sinken, daß ich diese Rückkehr gesucht! Die offene, edle Kühnheit, die ich bei meiner gewaltsamen Entfernung gezeigt habe, würde den Namen einer kindischen Uebereilung, einer dummen Brutalität bekommen. Uebrigens kann ich nicht verhindern, wenn der Vater es dennoch thut — nur dieses sage ich dir, Schwester, daß ich, im Fall es der Herzog erlauben würde, dennoch mich nicht bälder im Würtembergischen blicken lasse, als bis ich wenigstens einen Charakter habe, woran ich eifrig arbeiten will; im Fall er es aber nicht zugibt, mich nicht werde enthalten können, den mir dadurch zugefügten Affront durch offenbare Sottisen gegen ihn zu rächen."

Jetzt, nachdem seine beiden letzten Trauerspiele seinen Ruf von neuem begründet hatten und seine Lage sich aufzuklären schien, konnte er mit einem gewissen Selbstgefühl den Seinigen, welchen er früher kaum ohne Beschämung hatte schreiben können (so sehr war sein Schicksal hinter seinen Erwartungen zurückgeblieben) unter die Augen treten. Und wie drängte ihn sein Herz dazu! Der Geburtsort Melanchthon's, Bretten, nahe an der würtembergischen Gränze, ward zur Zusammenkunft mit der Mutter und der ältesten Schwester bestimmt, und Schiller begab sich zu Pferd dahin. Welch ein Willkomm, als die lang und durch ein so ungewöhnliches Schicksal Getrennten, an einem dritten Orte, in einer so zweifelhaften Lage, sich wieder zusammenfanden! Welche Innigkeit

[1] Streicher a. a. O., S. 167.

des Gefühls, wie viel Mutter-, Kindes- und Geschwisterliebe, und welche mannigfaltigen Gespräche drängten sich in die wenigen Stunden zusammen, die man bei einander bleiben durfte! Wie mischten sich die verschiedenartigsten Empfindungen, wie viel hatte man zu erzählen, zu fragen, einander zu bemitleiden, wie suchte man alles auf, um sich zu trösten, zu befestigen! Und als man wieder von einander schied — welch ein Abschied war es, da die Mutter ihren Liebling wieder in die weite Welt gehen lassen mußte, als einen Verbannten, ohne feste Aussicht, und da der Sohn das Lebewohl vielleicht auf lange Zeit, durch kein Wort des reellen Trostes versüßen konnte. Wehe in ruhigen Zeiten dem Glücke des Menschen, der den Muth hat, sich der eingeführten Gewohnheit und der vorgeschriebenen Ordnung zu entreißen, und seinen eignen Gang zu gehen! Die in geistigen Dingen einen neuen Weg einzuschlagen wagen, haben die Macht der Menschen und die Gewalt des Schicksals gegen sich. Was das folgende Geschlecht beglücken soll, muß dem jetzigen abgerungen werden. Schiller, könnte man sagen, hatte gut ein großer Tragiker sein; sein eigenes Leben war ja eine Tragödie. Solche Beispiele müssen aber auch den Spätern ermuntern, in dem Grade an sein Lebensglück wenige Ansprüche zu machen, als er Großes zu leisten gedenkt.

Kaum zurückgekehrt, reis'te er in Gesellschaft von Iffland und Beil nach Frankfurt, welche von Großmann eingeladen worden waren, bei dessen Schauspielergesellschaft Gastrollen zu geben. Schiller spricht in einem Briefe an Dalberg von dem außerordentlichen Glücke, welches die vortrefflichen Abgesandten der Mannheimer Bühne in Frankfurt eingeerndtet hätten: „sie ragten unter den besten Schauspielern hervor, wie der Jupiter des Phidias unter Tüncherarbeiten.“ Publikum und Schauspieler wurden warm, und letztere spielten mit einer Begeisterung, wie sie dieselbe früher noch nicht gezeigt hatten. Verbrechen aus Ehrsucht, und Kabale und Liebe wurden aufgeführt. Iffland ward als Verfasser und Schauspieler mit lärmendem Händeklatschen herausgerufen, und um unsern Dichter drängten sich viele Bewunderer, besonders junge Leute, die ihn beinahe vergötterten und denen alle gleichzeitige

Produkte geringfügig und nichtssagend vorkamen, im Vergleich mit seiner ideenvollen und gewaltigen sittlich-rhetorischen Dichtung. Die Mannheimer Künstler wurden von einem Gastmahl zum andern gezogen, und Schiller lebte gleichsam in einem fortwährenden Taumel. Hier lernte er auch Doktor Albrecht und seine Gattin kennen, beide Freunde Reinwald's in Meiningen, und schloß sich besonders an Frau Albrecht schnell und mit ganzer Seele an. Sie war ganz ein Weib nach seinem damaligen Sinn: „Ein Herz, ganz zur Theilnahme geschaffen, über den Kleinigkeitsgeist der gewöhnlichen Zirkel erhaben, voll edeln, reinen Gefühls für Wahrheit und Tugend, und selbst da noch verehrungswerth, wo man ihr Geschlecht sonst nicht findet; und dabei eine gefühlvolle Dichterin." Vergebens suchte sie Schiller, um, wie er sagt, der Menschheit eine schöne Seele zu retten, von ihrer Lieblingsidee abzubringen, auf das Theater zu gehen; sie trat wirklich später als Schauspielerin auf.

Sobald er wieder in Mannheim war, schrieb er auch einen langen Brief an Reinwald, dessen Andenken durch jene Freunde in ihm wieder recht lebendig geworden war [1]. Geschäfte, dichterische Träume, Unordnung und Zerstreuungen ließen ihn selten zum Briefschreiben kommen. Auch nothwendige oder durch das Herz gebotene Briefe an verehrte, theure Personen wurden häufig verschoben und versäumt.

Im Andenken an das Versprechen, welches er seiner Mutter in Bretten gegeben hatte, daß er sich um eine dauernde Anstellung bewerben wolle, und bei der Erwägung seiner unsichern Lage kam ihm eine Aufforderung Dalberg's sehr gelegen. Das Frühjahr 1784 war verflossen, und noch immer war Schiller noch nicht einmal für den Stoff des neuen Trauerspiels entschieden, welches er kontraktmäßig dieses Jahr noch zu liefern hatte. Diese Unentschlossenheit machte Dalberg um die Erfüllung des Vertrages und um Schiller selbst besorgt. Die Produktivität dieses schien unzuverläßig und nicht in jedem Augenblick sehr ergiebig; es war mißlich, den Kontrakt mit ihm zu erneuern. Dalberg ließ ihm daher um diese Zeit

[1] Streicher a. a. O., S. 179.

durch seinen Hausarzt, Hofrath Mai, den Rath geben, zur Sicherstellung seines äußern Lebens wieder zu seiner Medizin zu greifen. Er war leicht zu überzeugen, daß dieß das einzige Rettungsmittel sei, aus seinem, sich täglich mehr verwirrenden Zustand zu kommen. Und da ihm Dalberg selbst diesen Vorschlag gemacht, so zweifelte sein vertrauendes Herz keinen Augenblick, daß sein Gönner ihm eine kleine Summe vorschießen würde, um Michaelis auf die Universität Heidelberg gehen und daselbst das in seinem Fache Versäumte oder Vergessene innerhalb eines Jahres wieder nachholen zu können. Nur mit Ehren wollte er öffentlich als Arzt auftreten! Er bat daher, ohne sich durch die Bedenklichkeiten seines Freundes Streicher irre machen zu lassen, welcher ihm die kalte, ablehnende Antwort des Hofmannes voraussagte, in einem noch erhaltenen Briefe, um einen Vorschuß auf ein Jahr. Er fügte die Worte bei: „Lange schon zog mich mein eigenes Herz zur Medizin zurück; lange schon habe ich nicht ohne Ursache befürchtet, daß, früher oder später, mein Feuer für die Dichtkunst erlöschen würde, wenn sie meine Brodwissenschaft bliebe, und daß sie im Gegentheil neuen Reiz für mich haben müßte, sobald ich sie nur als Erholung gebrauchte und nur meine reinsten Augenblicke ihr widmete. Dann nur kann ich mit ganzer Kraft und immer regem Enthusiasmus Dichter sein, dann nur hoffen, daß meine Leidenschaft und Fähigkeit für die Kunst durch mein ganzes Leben fortdauern werde.“ Dalberg erfüllte diese Bitte nicht, und so war es denn offenbar, daß er den Rath ihm mehr ertheilt hatte, um sich seiner zu entledigen, als aus Theilnahme an seinem Schicksal. In der That wäre Schiller eines Gönners würdig gewesen, der seinen Werth besser zu schätzen verstand und ein weiteres Herz hatte.

So zerschlug sich denn dieser, auch später noch bisweilen wieder aufgegriffene Plan. Die zurückweisende Antwort Dalberg's aber hatte auf sein gutes Vernehmen zu ihm und auf seine Achtung vor den sonstigen Verdiensten des Mannes keinen Einfluß. Auf eine bewundernswürdige Weise vereinigte er mit seinem jugendlichen sittlichen Ungestüm Schonung und Nachsicht im Urtheil über andere Menschen.

Sechszehntes Kapitel.

Aufnahme in die deutsche Gesellschaft. Abhandlung über das Theater als moralische Anstalt. Theatralische Preisaufgaben. Plan einer Dramaturgie.

Schon vor der Aufführung seiner beiden Trauerspiele war es eingeleitet worden, daß Schiller zum Mitglied der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft, deren Präsident Dalberg war, vorgeschlagen wurde. Am 10. Februar 1784 langte die kurfürstliche Bestätigung seiner Aufnahme an. „Dieses," schreibt er an Frau von Wolzogen, „ist ein großer Schritt zu meinem Etablissement; denn jetzt bleib' ich hier." Durch diese Ehrenbezeigung konnte er sich als kurpfälzischen Unterthanen betrachten, und durfte, im Fall einer Verfolgung vom Herzog von Würtemberg, wenigstens einigen Schutz von Seiten des Kurfürsten erwarten. Auch sah er sich jetzt in Verbindung mit den angesehensten Männern und besten Gelehrten der Stadt und des Landes. Jedes Mitglied konnte von der kurfürstlichen Bibliothek Bücher nach Hause bekommen, und den Ankauf neuer Bücher veranlassen. Der gedruckte Bogen von den Aufsätzen der Gesellschaft wurde seinem Verfasser mit drei Dukaten honorirt, und die Gesellschaft setzte jährlich für eine goldne Medaille, vom Werth von fünfzig Dukaten eine Preisfrage aus.

Zu seinem Eintritt in die Gesellschaft schrieb er den Aufsatz: Was kann eine gute stehende Schaubühne eigentlich wirken? welchen er den 26. Juni 1784 in einer öffentlichen Sitzung vorlas, und der nachher zuerst im ersten Hefte der Rheinischen Thalia gedruckt erschien. Es ist dieß dieselbe Abhandlung, welche unter dem Titel: „Die Schaubühne, als moralische Anstalt betrachtet,“ in Schiller's Werke aufgenommen ist, nur daß hier die Einleitung und einige Stellen wegblieben[1].

Der frühere Aufsatz: Ueber das gegenwärtige deutsche Theater[2], hat eine untergeordnete, temporelle Bedeutung und ist eigentlich nur abwehrend und negativ. Jetzt erhob sich der unablässig fortschreitende Dramatiker zu einer allgemeinen, freiern und positiven Würdigung der Schaubühne, und schrieb diese Abhandlung, welche zu jener frühern gerade in einem solchen Verhältniß steht, wie Don Karlos zu den drei ersten Dramen. Ja dieser Aufsatz ist ein Vorläufer des Don Karlos; der Dichter weihte sich durch ihn zu dieser neuen Tragödie ein. Wie er in dem Don Karlos die Weltansicht seiner ersten Entwickelungsperiode bejahend und in dem edelsten Style entfaltet, so stattet er in dieser Vorlesung sich und Andern auf eine hinreißende Weise Rechenschaft über die erhabene Kunst ab, die er sich zum Lebenszwecke gewählt. Was ihn bisher in der Ausübung und in der Theorie nur dunkel und beschränkt geleitet und was er mehr verfochten als positiv begründet hatte, das spricht er jetzt in dieser Untersuchung wie nachher im Schauspiel, über alle Polemik erhaben, freimüthig und glänzend aus.

Schon aus der später unterdrückten Vorrede sieht man die nahe Beziehung dieser Vorlesung zu ihrem Verfasser. „Wenn uns der natürliche Stolz — so nenne ich die erlaubte Schätzung unsers eigenthümlichen Werthes — in keinem Verhältnisse des bürgerlichen Lebens verlassen soll, so ist wohl das erste dieses, daß wir uns selbst zuvor die Frage

[1] Diese später unterdrückte Einleitung steht jetzt in Döring's Nachlese, S. 78.

[2] Siehe oben Kapit. 9, S. 127.

beantworten, ob das Geschäft, dem wir jetzt den besten Theil unserer Geisteskraft hingeben, mit der Würde unseres Geistes sich vertrage, und die gerechten Ansprüche des Ganzen auf unsern Beitrag erfülle. Nicht immer blos die höchste Spannung der Kräfte — nur ihre edelste Anwendung kann Größe gewähren. Je erhabener das Ziel ist, nach welchem wir streben, je weiter, je mehr umfassend der Kreis, worin wir uns üben, desto höher steigt unser Muth, desto reiner wird unser Selbstvertrauen, desto unabhängiger von der Meinung der Welt." Und nachdem er im Folgenden davon gesprochen, wie so häufig die Ansprüche der Gelehrten und Beamten sich in dem Grade verdoppeln, als sich ihr Einfluß auf die Gesellschaft vermindert, fährt er fort: „Man verurtheilt den jungen Mann, der, gedrungen von innerer Kraft, aus dem engen Kerker einer Brodwissenschaft heraustritt, und dem Rufe des Gottes folgt, der in ihm ist? — Ist das die Rache der kleinen Geister an dem Genie, dem sie nachzuklimmen verzagen? Rechnen sie vielleicht ihre Arbeit darum so hoch an, weil sie ihnen so sauer wurde? Trockenheit, Ameisenfleiß und gelehrte Taglöhnarei werden unter den ehrwürdigen Namen Gründlichkeit, Ernst und Tiefsinn geschätzt, bezahlt und bewundert. Nichts ist bekannter, und nichts gereicht zugleich der gesunden Vernunft mehr zur Schande, als der unversöhnliche Haß, die stolze Verachtung, womit Fakultäten auf freie Künste herunter sehen — und diese Verhältnisse werden forterben, bis sich Gelehrsamkeit und Geschmack, Wahrheit nnd Schönheit, als zwo versöhnte Geschwister umarmen."

Schiller selbst war einer von denen, welche diese Barbarei in unserm Vaterlande aufhören machten, und das Bestreben, Wahrheit und Schönheit mit einander zu vereinigen, ward das Regulativ seiner historischen und sittlich-ästhetischen Darstellungen.

Ist uns die angeführte Stelle aus diesem Gesichtspunkte sehr merkwürdig, so machen wir noch auf eine andere Idee aufmerksam, deren Ursprung sich schon in der Abhandlung: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen," findet, welche aber hier deutlicher ausgesprochen ist, nämlich, daß das ästhetische Gefühl, und

folglich auch die Kunst, in einem harmonischen Spiele und mittlern Zustand der sittlichen und geistigen Kräfte des Menschen liege [1] — eine Idee, auf welche er später seine ganze Theorie des Schönen erbaute. So laufen unsere Systeme und unsere reiffste Weltansicht auf unsere frühesten Gedanken und Erfahrungen zurück, und der Gehalt unseres ganzen Lebens ruht in der Entwickelung unserer Kindergefühle.

Wie sehr sich aber der Aufsatz über die Würde der Schaubühne von der Skizze über das gegenwärtige deutsche Theater unterscheiden mag, so hängen beide doch in dem Hauptpunkte zusammen. Dort hatte Schiller nur furchtsam eine Vergleichung des Schauspiels mit der Moral und Religion gewagt, hier führt er unverholen und unverzagt diese Idee weiter aus, und weis't dem Theater seinen Rang neben den ersten Anstalten des Staates, der Kirche und Schule, an. Wie die positiven Staatsgesetze durch Moral und Religion ergänzt werden, so wird die Wirksamkeit dieser beiden letztern, und somit die Bildung des Menschen, nur durch die Kunst, und namentlich die Schaubühne vollendet. So gewiß sichtbare Darstellung mächtiger wirkt, als todter Buchstabe und kalte Erzählung, so gewiß wirkt die Schaubühne tiefer und dauernder, als jedes Moralsystem. „Wer von uns sah ohne Beben zu," sagt der Redner, nach einigen andern Beispielen, die er anführt, in einer nachher ausgelassenen Stelle [2], „wen durchdrang nicht lebendige Glut zur Tugend, brennender Haß des Lasters, als aufgeschreckt aus Träumen der Ewigkeit, von den Schrecknissen des nahen Gerichtes umgeben, Franz Moor aus dem Schlummer sprang, als er, die Donner des erwachten Gewissens zu übertäuben, Gott aus der Schöpfung läugnete, und seine gepreßte Brust, zum letzten Gebete vertrocknet, in frechen Flüchen sich Luft machte? — — Es ist nicht Uebertreibung, wenn man behauptet, daß diese auf der Schaubühne aufgestellten Gemälde mit der Moral des gemeinen Mannes endlich in Eins zusammenfließen, und in einzelnen Fällen seine Empfindung bestimmen. Ich selbst bin mehr als einmal

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 711. 2. u.

[2] Rheinische Thalia, Heft 1, S. 11.

Zeuge gewesen, als man seinen ganzen Abscheu vor schlechten Thaten in dem Scheltwort zusammenhäufte: der Mensch ist ein Franz Moor. Diese Eindrücke sind unauslöschlich, und bei der leisesten Berührung steht das ganze abschreckende Kunstgemälde im Herzen des Menschen, wie aus dem Grabe auf. Und auf ähnliche Weise wirkt bei der Religion auf den Menschen eigentlich nur das Sinnliche so unfehlbar, und ihre Kraft ist dahin, wenn wir ihr dieses nehmen. Religion ist dem größern Theile der Menschen nichts mehr, wenn wir ihre Bilder, ihre Probleme vertilgen, wenn wir ihre Gemälde von Himmel und Hölle vernichten — und doch sind es nur Gemälde der Phantasie, Räthsel ohne Auflösung, Schreckbilder und Lockungen aus der Ferne. Welche Verstärkung für Religion und Gesetze, wenn sie mit der Schaubühne in Bund treten, wo Anschauung und lebendige Gegenwart ist u. s. w."

So diente nach seiner Ansicht das Theater unmittelbar den höchsten Interessen des Menschen auf die wirksamste Weise. Es war ihm, in weiterer Wortfassung, ein sittlich-religiöses Institut, ein Hauptmittel zur allseitigen Belebung und Veredlung des Menschen. Schiller war gewaltsam von der Kanzel und dem Lehrstuhle verdrängt worden, er flüchtete sich auf die Bühne und verkündigte von hier seine Religion der Humanität und seine Moral der Menschenwürde. Er gestaltete das Theater zu einem Heiligthum, einem Gotteshaus um.

Darnach bestimmt er in dem vorliegenden Aufsatze den Wirkungskreis der Schaubühne. Sie schwellt die Seele mit tugendhaften Empfindungen und Entschlüssen an und erfüllt sie mit Abscheu vor dem Laster, und, noch weiter wirkend, als Gesetz, Moral und Religion, heilt sie die große Klasse der Thoren durch Scherz und Spott; sie ist dadurch, daß sie uns mit den Menschen bekannt macht, eine Schule der praktischen Weisheit, eine Wegweiserin durch das bürgerliche Leben; sie offenbart uns die dunkel geheimnißvollen menschlichen Schicksale, und bereitet uns vor, unser eigenes würdig zu ertragen; sie predigt uns Nachsicht gegen Fehlende, Duldung gegen Andersdenkende, diese schönsten Tugenden der modernen Kultur, und dient eben so sehr der Aufklärung des Verstandes, denn von ihr fließen richtigere Begriffe, geläutertere Grundsätze,

reinere Gefühle durch alle Adern des Volkes. Durch eine gute Schaubühne könnte auch der Nationalgeist am mächtigsten erweckt und entflammt werden: „wenn wir es erlebten, eine Nationalbühne zu haben, so würden wir auch Eine Nation;" und endlich gewährt die Bühne dem Menschen die edelste Erholung und reinste Freude, indem sie ihn zugleich über den thierischen Genuß und die Abspannung der Arbeit emporhebt, und sie verbrüdert die verschiedenartigsten Menschen miteinander, indem sie von ihnen allen die Fesseln der Konvenienz und der Kultur abstreift, sie verbrüdert einen mit dem andern, durch das Eine sympathetische Gefühl: Ein Mensch zu sein.

Diese Gedanken sind in dem ganzen Aufsatze mit einer hinreißenden Ueberzeugung, mit siegender Kraft und in einer blühenden Sprache entwickelt und dargestellt. Wie man nicht müde wird, dem rauschenden Wellenschlag eines Flusses zuzusehen und zuzuhören, so fällt die rhythmisch bewegte Rede melodisch in unser Ohr, und trägt uns die köstlichsten Ideen und Gefühle zu. Der Aufsatz wäre vielleicht unübertrefflich, wenn das Schauspiel nicht allzustrenge in den Dienst der Moral und der Belehrung gestellt würde. Erst später erhob Schiller die Dichtkunst über alle besondere moralische und didaktische Zwecke und erkannte sie in ihrer Selbstständigkeit an. Darin aber scheint diese Vorlesung gegen Schiller's spätere Ansicht Recht zu haben, daß sie für das Drama einen vaterländischen Inhalt oder doch ein patriotisches Interesse fordert, während er in spätern Jahren die Poesie von der Nationalität trennte und die Behauptung aufstellte, der Dichter müsse nicht auf den Staatsbürger in dem Menschen, sondern einzig und allein auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen [1]. Wir werden sehen, wie er durch seinen eigenthümlichen Entwickelungsgang zu dieser Meinung geführt und durch Göthe's patriotischen Indifferentismus in ihr bestärkt wurde. Uebrigens ist es sehr zu bedauern, daß Schiller bei der spätern Ausgabe dieser Vorlesung gerade die Stellen unterdrückte, welche etwas Lokales, Temporelles und auf ihn selbst Bezügliches

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1168. 2. u.

enthielten. So z. B. bezieht sich folgender Ausspruch ganz auf seine sklavische Jugenderziehung: „Der gegenwärtig herrschende Kitzel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, diese berühmte Raserei, Menschen zu drechseln und es Deukalion gleich zu thun (mit dem Unterschied nämlich, daß man aus Menschen nunmehr Steine macht, wie jener aus Steinen Menschen) verdiente es mehr, als jede andere Ausschweifung der Vernunft, die Geißel der Satyre zu fühlen [1].“ Auf unserm Wege liegt es, auf solche charakteristische Züge ganz besonders aufmerksam zu machen.

Es ist schon bemerkt worden, daß die deutsche Gesellschaft jährliche Preisfragen bekannt machte. Und da widerfuhr unserm Schiller bei der ihm übertragenen, vorläufigen Durchsicht einiger eingegangenen Aufsätze eine angenehme Ueberraschung: wie erstaunte er, in einem derselben die Hand seines Jugendfreundes Petersen zu erkennen! Schiller schrieb ihm hierüber am 1. Juli [2]: „Eine sonderbare Empfindung war es für mich, wenn ich jetzt den seltsamen Lauf unserer Schicksale überlegte, der mich in einem fremden Orte und in solchen Beziehungen auf Dich wirken lassen wollte. Mir fielen alle die vergangenen Abende ein, die wir in Gesellschaft so vertraulich verlebten, alle Gespräche, die wir da führten, die Entwürfe alle, die wir da schmiedeten. Ich mußte in der Pfalz eruliren, ich mußte Mitglied dieser Gesellschaft werden, um Dir vielleicht darin dienen zu können. Doch das Letztere ist noch zweifelhaft. Ich las Deine Abhandlung einigen Mitgliedern der Gesellschaft bei einem Privatbesuche vor. Sie gefiel außerordentlich. Ich las dann die andere, die Deines Nebenbuhlers, vor. Man zweifelte, schwankte, und der gefällige Styl der letztern, bei gleichem Werthe, entschied. Das war auch meine Meinung. Offenherzig gestehe ich Dir das, denn ich hasse die lächerliche Sucht, sich eines Verdienstes um Jemand zu rühmen, das man nicht hatte. Es that mir leid, daß meine erste Hoffnung, Dir eine solche Freude zu machen,

[1] Die Stelle stand hinter den Worten: „und Gewächshäusern systematisch zu Grunde richten“ (Schiller's Werke in E. B., S. 714. 1. u.)

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1303.

zu Trümmern ging. Mit vollem Herzen hatte ich schon an Dich einen Brief aufgesetzt, worin ich Dir schrieb, Du würdest den Preis bekommen, aber die zweite Abhandlung machte mich wankend. Ich wurde Dir abtrünnig. Vielleicht, daß ich nicht die Freundschaft allein, sondern auch die Wahrheit beleidigte, aber genug, ich urtheilte nach meinem Kopf und Gefühl, und zwang mich, gerecht zu sein. Wenigstens hielt ich die andere für die bessere, und die bessere sollte gekrönt werden. So weit habe ich gegen Dich gehandelt. Ueberzeugt aber, daß die Deinige vortrefflich, und, im Fall die andere nicht eingelaufen, untadelhaft wäre, drang ich mit allem Einfluß, den ich allenfalls habe, und allen Gründen, die ich aufrufen konnte, darauf, den Preis zu theilen, und (da schon drei Jahre keine Abhandlung gekrönt worden und daher die Summe auf fünfundsiebzig Dukaten gestiegen war) Dir fünfundzwanzig und dem Andern fünfzig Dukaten zuzuerkennen. Die Gesellschaft war unschlüssig; und ich hatte endlich die Freude, durch eine detaillirte Kritik, Auszug und Gegeneinanderstellung beider das Konklusum zu Stande zu bringen, daß Dir von Seiten der gesellschaftlichen Kasse fünfundzwanzig Dukaten extra zugesprochen wurden. Dieß ungefähr ist mein geringes Verdienst, aber ich gestehe Dir ausdrücklich, nicht der Rücksicht auf unsere Bekanntschaft, bloß meiner Ueberzeugung hast Du es zu danken. Eben das würde ich einem Fremden gethan haben. Deine Abhandlung ist vortrefflich." Im Folgenden trägt der Briefsteller seinem Freunde noch seine kräftige Verwendung an, wenn er Lust haben sollte, ein Mitglied der Gesellschaft zu werden.

Es gibt ein Kunstgenie der Tugend, wie der produktiven Einbildungskraft. Wenigstens scheinen in dem eben erzählten Ereignisse, so geringfügig es an sich ist, Freundschaft, Aufrichtigkeit und Pflicht zu einem harmonischen Gebilde der sittlichen Schönheit auf das glücklichste verbunden, und dem Herzen scheint eine vollendete ethische Schöpfung gelungen zu sein. Dabei sieht man es den Worten Schiller's an, daß sein Handeln eben so wenig gemacht und angekünstelt, sondern so originell, als sein Dichten ist. Die Tugend und Religion möchte den Vorzug verdienen, welche frei aus der Seele des

Menschen emporquillt und durch deren Ausübnng er das edelste Bedürfniß seiner eigenthümlichen Natur befriedigt.

Eine vortreffliche Anregung zum Denken und einen Anlaß zu mannigfachen Diskussionen gewährten die dramaturgischen Preisfragen, auf welche Dalberg, dieser enthusiastische Freund des Theaters, schon vor einigen Jahren verfallen war[1]. Die guten Köpfe der Mannheimer Bühne sollten sich Rechenschaft geben lernen über ihre Kunst und ihr Spiel, und von mechanischen Artisten zu denkenden Künstlern erhoben werden. Für das Jahr 1784 waren sieben solche Fragen gestellt worden, z. B.: Was ist Natur, und wie weit sind ihre Grenzen auf der Bühne? — Welches ist der wahre Anstand auf der Bühne, und wodurch erlangt ihn der Schauspieler? — Gibt's allgemein sichere Regeln, nach welchen der Schauspieler Pausen machen soll? — Was ist Nationalschaubühne im eigentlichsten Verstande, und wodurch kann ein Theater Nationalschaubühne werden? — Fünf Schauspieler beantworteten diese Fragen, und der Preis, eine goldne Denkmünze von zwölf Dukaten, fiel Herrn Beck zu. Auf das nächste Jahr ward eine erhöhte Preismedaille von zwanzig Dukaten für die beste Beantwortung mehrerer neuer Fragen ausgesetzt, unter andern folgender: Gewinnt oder verliert der gute Schauspieler, den man im Tragischen und in Charakterrollen mit Beifall zu sehen gewöhnt ist, dadurch, wenn er sich öfters abwechselnd in komischen Rollen zeigt? — Wodurch unterscheidet sich das wahre komische Spiel von der Karrikatur, und was muß der Schauspieler thun, um im komischen Fache nie die Grenzen zu überschreiten? — Läßt sich für alle Bühnen Deutschlands ein allgemeines Gesetzbuch machen? wie müßte solches eingerichtet werden, und welches sind die Mittel, demselben Kraft und Gewicht zu geben? — Wer eine oder die andere dieser Aufgaben schriftlich beantwortet hatte, las seinen Aufsatz in der nächsten Ausschußversammlung der Schauspieler vor, und übergab dann dem Baron Dalberg sein Manuscript. Wenn auf diese Weise innerhalb einer bestimmten Zeit alle Abhandlungen vorgelesen

[1] Rheinische Thalia, Heft 1, S. 194. Der hier stehende kleine Aufsatz ist von Schiller geschrieben.

waren, entschied Dalberg mit Zuziehung der kurpfälzischen Gesellschaft und einiger dramaturgischer Schriftsteller.

Für Schiller war diese Preisvertheilung sehr erweckend und belehrend. „Die Beantwortung der dramaturgischen Fragen," schreibt er schon am 29. September 1783 an Dalberg, „wird eine sehr angenehme und fruchtbare Uebung für meine freien Augenblicke werden, und dann muß die Gegeneinanderhaltung vieler Aufsätze über eben denselben Gegenstand höchst unterrichtend für den dramatischen Schriftsteller sein."

Aus diesen Anlässen bildete sich in dem immer nach dem Universellen und Höchsten hinstrebenden Kopfe Schiller's, einige Wochen nach seiner Aufnahme in die deutsche Gesellschaft, ein größerer Plan. Die Mannheimer Bühne war die erste in ganz Deutschland. Wie nun, wenn alles schon errungene Gute in einer Dramaturgie niedergelegt und theoretisch begründet wurde? wo dann auch auf das noch Mangelnde aufmerksam, das zu Erstrebende als Ideal in die Perspektive gestellt werden konnte? Eine solche Dramaturgie mußte die letzte Hand an Dalberg's großes Werk legen, und die Benennung „Mannheimer Nationaltheater" rechtfertigend, dasselbe wirklich zum herrschenden in Deutschland machen — sie konnte ein allgemeines Gesetzbuch für alle deutsche Bühnen werden. Durch ein solches Organ konnte man das deutsche Theater vielleicht jener Würde entgegenführen, welche Schiller ihm in der oben erörterten Abhandlung in ächt antiker Betrachtungsweise vorgezeichnet hatte. Wie war er für diese Idee entbrannt, welche seinen schönsten Traum zu realisiren versprach! Während er ununterbrochen als Dichter für jene Idee thätig sein wollte, war ihm in dieser Zeitschrift, wenn sie zu Stande kam, zugleich ein Magazin geöffnet, zur Niederlegung aller seiner Ansichten über das Drama und die Schauspielkunst, Ansichten, welche sein Interesse so sehr einnahmen, daß sie sogar sein produktives Vermögen beschränkten. Es geschah ihm eine wahre Wohlthat, wenn er sich dieser theoretischen Meinungen entledigen konnte. Damit aber die beabsichtigte Dramaturgie gleichsam ein gemeinschaftliches Werk würde, und mannigfaltige Ansichten in ihr Raum fänden, ersann er sich noch einen andern Plan. Aus der deutschen

Gesellschaft sollte ein Ausschuß von etwa sechs Mitgliedern gewählt werden, welche sich dazu verpflichteten, vorgelegte dramatische Stücke und ihre Vorstellung auf der Bühne schriftlich zu beurtheilen. Zu diesem Ausschuß sollten Dalberg und auch Schiller gehören, weil sich doch natürlich vermuthen ließ, daß sonst schiefe und dem Theater nicht dienliche Kritiken könnten abgegeben werden. Hierbei bat es sich denn Schiller aus, daß er, gleichsam als gegenseitiger Sekretär, die Beschlüsse der deutschen Gesellschaft dem Theaterausschuß und die Antworten und Anfragen des letztern der deutschen Gesellschaft referiren dürfe. Auf diese Weise sollten beide Kollegien in Verbindung gebracht und Kunst und Wissenschaft untereinander vermittelt werden. Welche reiche, vielseitige Aufsätze für die Dramaturgie mußten diese Rezensionen und Antikritiken liefern!

Dalberg war diesem vielversprechenden Plan nicht abgeneigt. Schiller theilte ihm am 2. Juli 1784 den Entwurf zu einer solchen dramaturgischen Monatsschrift mit, welche den ganzen Gang und die innere Beschaffenheit des Mannheimer Theaters dem deutschen Publikum allmählig darlegen sollte [1]. Damit der Herausgeber dieses Werkes, wie er sagt, in die Verfassung gesetzt werde, dasselbe mit dem ganzen Maß seiner Kräfte und mit freiem, unbefangenem Kunstgefühle zu vollenden, und damit er nicht nöthig habe, vom Eigennutze eines Verlegers und den Zufällen des Buchhändlers abzuhängen, erbat er sich von der Intendanz des Theaters eine jährliche Vergütung von fünfzig Dukaten. Aber die Theaterkasse konnte diese billige Schadloshaltung nicht gewähren, und so unterblieb der treffliche Plan. Den Gedanken Dalberg's, diese theatralischen Aufsätze in die Jahrbücher der deutschen Gesellschaft, die jährlich nur einmal in einem Bande erschienen, einrücken zu lassen, verwarf Schiller mit Recht, weil hierdurch wenig oder nichts erreicht werde.

[1] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 81, wo man das Einzelne dieses Planes angegeben findet.

Siebzehntes Kapitel.

Unentschlossenheit in der Wahl eines neuen dramatischen Stoffes. Entscheidung für Don Karlos. Plan und Ankündigung der Rheinischen Thalia. Subjektiver Ursprung der Charaktere des Don Karlos und des Posa.

„Seine Erregbarkeit für dichterische Gegenstände ging in's Unglaubliche. Er war dafür gleichsam eine immer glühende, nur mit leichter Asche bedeckte Kohle. Ein Hauch, und sie sprühte Funken."

So spricht Streicher. Dessen ungeachtet fühlte Schiller, seit seiner Ankunft in Mannheim von Bauerbach, seine produktive Kraft durch Krankheit, lästige Geschäfte, Zerstreuungen und Verdrießlichkeiten gelähmt; und als er über das Theater zu theoretisiren anfing, und sich mit dem Plan einer Dramaturgie trug, da wurde sein philosophisches Vermögen in ihm hervorgerufen, und so überwiegend, daß er nicht zum Dichten kommen konnte. Die Reflexion verdrängte die Produktion, und ein unglücklicher Zeitraum der Unentschlossenheit trat ein, wie er bisher noch keine Zeit erlebt hatte. Zwei entgegengesetzte Kräfte, eine intellektuelle und eine poetische, stritten sich um seine Thätigkeit, und bei den immerwährenden Quälereien, welche er in seinem äußern Leben auszustehen hatte, siegte endlich das urtheilende Vermögen über den dichterischen Trieb. Zwar hatte er schon in Bauerbach Hand an den Don Karlos

gelegt; aber nach der langen Unterbrechung wurde ihm dieser Gegenstand fremd, und er holte wieder den Konradin von Schwaben hervor, ohne sich jedoch für diese Idee entscheiden zu können. Auch dachte er häufig an einen zweiten Theil der Räuber, in welchem sich die Dissonanzen des ersten Theils auflösen sollten. Einem Dichter, wie Schiller, welcher an dem gegebenen Stoff nur immer seine Ideen aussprach, mußte die Wahl des Stoffes schwerer werden, als einem andern, welcher den Gegenstand objektiv auffaßte und behandelte. Ihm konnten nur Stoffe dienen, welche zu seiner Ideenwelt in einem günstigen Verhältniß standen. Und wenn er nun bei dieser Unentschlossenheit daran verzweifelte, etwas Eigenes zu produziren; so nahm er sich vor, Shakspear'sche Stücke, namentlich den Macbeth und Timon, für die Bühne zu bearbeiten. Ueber den Timon äußerte er sich in der Abhandlung über die Schaubühne als moralische Anstalt, in einer später unterdrückten Stelle[1]: „Unsere Schaubühne hat noch eine große Eroberung auszustehn, von deren Wichtigkeit erst der Erfolg sprechen wird. Shakspeare's Timon von Athen ist, so weit ich mich besinnen kann, noch auf keiner deutschen Bühne erschienen, und so gewiß ich den Menschen vor allen andern in Shakspeare suche, so gewiß weiß ich im ganzen Shakspeare kein Stück, wo er wahrhaftiger vor mir stünde, wo er lauter und beredter zu meinem Herzen spräche, wo ich mehr Lebensweisheit lernte, als in Timon zu Athen. Es ist ein wahres Verdienst um die Kunst, dieser Goldader nachzugraben."

Offenbar beweis't die Unentschiedenheit in der Wahl eines Sujet mehr, als alles andere, die Uebermacht der Reflexion. Es ist aber auch nicht zu bezweifeln, daß ihn seine ideale Dichtungsweise selbst zum Reflektiren anreizte, indem der Dichter durch sie genöthigt ist, das Objekt mit seinem Subjekt in Uebereinstimmung zu setzen, was oft nur auf dem Wege des Verstandes geschehen kann. So meldete sich jetzt schon die Richtung, welche unsern Freund lange Zeit ganz vom Dichten abzog, und welcher er eine ganze Periode seines arbeitsamen Lebens widmen mußte.

[1] Rheinische Thalia, Heft 1, S. 13.

Endlich, aber erst im Juni 1784, neigte er sich zu Don Karlos. „Ich bin jetzt," schrieb er am 7. dieses Monats an Dalberg, „mehr als jemals über mein neues Schauspiel verlegen. Woher ich nur Briefe bekomme, dringt man darauf, ich möchte ein großes, historisches Stück, vorzüglich meinen Karlos zur Hand nehmen, davon Gotter den Plan zu Gesicht bekommen und groß gefunden hat. Freilich ist ein gewöhnliches bürgerliches Sujet, wenn es auch noch so herrlich ausgeführt wird, in den Augen der großen, nach außerordentlichen Gemälden verlangenden Welt, niemals von der Bedeutung, wie ein kühneres Tableau, und Ein Stück, wie dieses, erwirbt dem Dichter, und auch dem Theater, dem es angehört, schnellern und größern Ruhm, als drei Stücke, wie jenes. Von Ew. Excellenz erwarte ich einen ernsthaften Rath zu meiner letzten Entschließung, welches Sujet ich wählen soll? Karlos würde nichts weniger, als ein politisches Stück — sondern eigentlich ein Familiengemälde in einem fürstlichen Hause sein; und die Situation eines Vaters, der mit seinem Sohn so unglücklich eifert, die schrecklichere Situation eines Sohnes, der bei allen Ansprüchen auf das größte Königreich der Welt ohne Hoffnung liebt und endlich aufgeopfert ist, müßten, denke ich, interessant ausfallen. Alles, was die Empfindung empört, würde ich ohnehin mit größter Sorgfalt vermeiden."

Dalberg, welcher zuerst auf dieses Sujet aufmerksam gemacht hatte, sprach sich auch jetzt günstig für dasselbe aus. Ihm lag alles daran, daß Schiller nur wieder arbeitete, damit er das noch rückständige Stück liefern konnte. So entschied er sich denn zum zweitenmal für Don Karlos. Er suchte sich von neuem mit der Geschichte, und noch gründlicher, als früher, bekannt zu machen; aber er arbeitete erst von der Zeit an mit aller Kraft an seinem Werke, seit ihm durch Dalberg's oben erzählte Unfreundlichkeit die Hoffnung abgeschnitten war, sich durch die Medizin seine äußere Existenz zu sichern. Was blieb ihm jetzt noch übrig, als einzig und allein seine Muse? Zu seiner eigenen Ausbildung und zur Erholung von seiner Anstrengung las er in Stunden, wo es mit dem Produziren gar nicht gehen wollte, französische Schauspiele

von Racine, Corneille, Voltaire. Sein mächtig in ihm sich regender Verstand unterwarf jetzt die Kunst Gesetzen, welche er bisher, dem englischen Geschmacke ausschließend folgend, gar nicht beachtet hatte, und er hoffte, durch das Studium französischer Muster seinen Geschmack regeln und seine Einbildungskraft zähmen zu lernen. Denn er war durch fortgeschrittene Kultur und fremde Urtheile, wenigstens theilweise, zum klaren Gefühl und zur Einsicht der Fehler und Mängel seiner Stücke gelangt. Er wollte aus dem bisherigen Kreise ganz heraustreten, und etwas ganz Anderes, weit Vollkommneres leisten! Es lag in dem idealen Drang seiner tiefen Natur, immer fortzuschreiten, so daß meistens jedes folgende Werk eine höhere oder wenigstens weitere Entwickelung seines Lebens bezeichnet. Aber er nahm es bei der Lektüre der klassischen Stücke der Franzosen auch in Aussicht, durch Verpflanzung einiger derselben auf deutschen Boden unserer Bühne eine wichtige Eroberung zu verschaffen.

Bei solcher entschiedenen Thätigkeit und bei dem glücklichen Fortgange seines Werkes erfüllte auch bald wieder eine neue Begeisterung und ein erhebendes Selbstgefühl, wie er es lange Zeit nicht empfunden, die Brust unseres Dichters. Der Mensch wird und ist selbst allmählig das, was er thut, und die Freude einer gelingenden Arbeit wird von allen andern Freuden, welche die Erde hat, zusammengenommen nicht aufgewogen. Das höchste Wesen kennt nur die Freude des Schaffens, und welchen Menschen seine Arbeit beglückt, der freut sich auf ähnliche Weise, wie sich Gott freut. Jede andere Lust erinnert uns beschämend an die Schranken unserer Natur, die Lust der Thätigkeit deckt uns deren Unendlichkeit auf. „Karlos," schreibt er am 24. August 1784 an Dalberg, „ist ein herrliches Sujet, vorzüglich für mich. Vier große Charaktere, beinahe von gleichem Umfange, Karlos, Philipp, die Königin und Alba öffnen mir ein unendliches Feld. Ich kann mir es nicht verbergen, daß ich so eigensinnig, vielleicht so eitel war, um in einer entgegengesetzten Sphäre zu glänzen, meine Phantasie in die Schranken des bürgerlichen Kothurns einzäunen zu wollen, da die hohe Tragödie ein so fruchtbares Feld und für mich, möcht' ich sagen, da

ist, da ich in diesem Fache größer und glänzender erscheinen und mehr Dank und Erstaunen wirken kann, als in irgend einem andern, da ich hier vielleicht nicht erreicht, in andern übertroffen werden könnte. Froh bin ich, daß ich nunmehr so ziemlich Meister über den Jamben bin; es kann nicht fehlen, daß der Vers meinem Karlos sehr viel Würde und Glanz geben wird."

„Auf diesen Winter freue ich mich. Ich bin ganz wieder in Thätigkeit, und glaube gewiß, daß ich in dieser Zeit hier einbringen werde, was mich meine beinahe jahrelange Unpäßlichkeit, die meinen ganzen Kopf verwüstete, hat versäumen machen. Durch mich allein wird und muß unser Theater einen Zuwachs an vielen vortrefflichen neuen Stücken bekommen, worunter Macbeth und Timon und einige französische sind. Nach dem Karlos gehe ich an den zweiten Theil der Räuber, welcher eine völlige Apologie des Verfassers über den ersten Theil sein soll, und worin alle Immoralität in die erhabenste Moral sich auflösen muß. Auch dieß ist ein unermeßliches Feld für mich."

„Ew. Excellenz haben ganz recht gehabt, wenn Sie in meine Planschmiederei ein Mißtrauen zu setzen anfingen; aber wenn Sie abrechnen, wie oft Kränklichkeit und üble Laune gegen meinen besten Willen gestritten haben, so werden Sie mir wenigstens zugeben, daß dergleichen leere Entwürfe nicht aus dem Wesentlichen meines Charakters fließen [1]."

Erscheint uns Schiller in dieser Sprache nicht als ein umgewandelter, erneuter Mensch, ganz anders, als wir ihn seit seiner Flucht von Stuttgart und besonders während und seit seinem Aufenthalt in Bauerbach kennen lernten? Gewiß mit der Mitte des Jahres 1784, wo er seine Künstlerhand an Don Karlos legte, beginnt für ihn eine neue, reinere Lebenserhebung. Mit dieser Tragödie hatte er sich auf einen neuen Grund und Boden gestellt, indem er den bisherigen negativen Kreis seiner dramatischen Dichtung mit der positiven Sphäre derselben — die Abneigung mit der Zuneigung vertauschte. Jetzt erst ward er es inne, daß es der Mühe werth gewesen, aus

[1] Schiller's Briefe an Dalberg, S. 85. fg.

Stuttgart zu fliehen! Wie er sich bisher unbefriedigt, unsicher, sehnsüchtig, weichherzig zeigte, so machte jetzt dieses krankhafte Wesen, ohne daß sich seine äußere Lage gebessert hätte, einer wahrhaft heroischen Stimmung Platz. Jenen erstern Gemüthszustand hat er im Don Karlos, diesen letztern hat er später, nachdem derselbe noch eine Zeitlang in ihm fortgewirkt hatte, in Posa dargestellt. Denn es ist wohl zu beachten, daß in dem eben angeführten Briefe Posa noch gar nicht unter den Hauptpersonen des Drama's aufgeführt wird. Wider die ursprüngliche Anlage des Stückes hob sich, der vorherrschenden Empfindung des Dichters entsprechend, diese Gestalt allmählig zur bedeutendsten Person der ganzen Tragödie empor.

Sein Landsmann Streicher, der sich immer noch in Mannheim aufhielt, erzählt uns, Schiller's Freude über den guten Erfolg habe seine Lust an der Arbeit, am Leben erhöht; und er habe mit Ungeduld der Abendstunde entgegengesehen, in welcher er seinem enthusiastischen Freunde den poetischen Ertrag des Tages habe vorlesen können. Köstlich seien für Schiller solche Stunden gewesen, in welchen er sein Werk einem reinen, warmen Sinn habe darlegen, und den tiefen, unverfälschten Eindruck habe wahrnehmen können, den es in dem Gemüthe des begeisterten Jünglings hervorbrachte. Denn Streicher, der schon früher keinen höhern Genuß gekannt habe, als Schiller's prachtvolle, gedankenreiche und dennoch so glatt dahinfließende Prosa zu lesen, sei jetzt ganz entzückt gewesen, wenn er die herrlichen Verse in Don Karlos nach den Gesetzen der Tonkunst habe aussprechen hören. Er habe ihn beschworen, bei ähnlichen Gegenständen sich doch nie mehr zur Prosa herabzulassen, da seine erste rhythmische Dichtung schon eine solche Wirkung hervorbringe[1].

Aus diesem erhöhten Lebensgefühl wurde er durch die Mahnung an eine Verpflichtung aufgeschreckt, an die er immer nur mit Bangigkeit denken konnte. Die Stuttgarter Schuld, diese drückendste Last seines frühern und spätern

[1] Streicher's Flucht Schiller's, S. 198.

Lebens, hatte er noch immer nicht von sich abwälzen können. Der Gläubiger wollte sich schlechterdings nicht länger mehr hinhalten lassen, und die Person, welche sich für jene Summe von zweihundert Gulden verbürgt hatte, auf's äußerste gedrängt, entfloh aus Stuttgart nach Mannheim. Man setzte ihr aber nach, bemächtigte sich ihrer hier und hielt sie gefangen. Die Sache konnte für den armen Dichter die nachtheiligsten Folgen haben; seine Ehre und Ruhe waren dahin, wenn dem Menschen nicht geholfen ward. Aber wo sollte er die Summe auftreiben? Seine Eltern, seinen immer noch entrüsteten Vater darum zu bitten, war seinem Stolze unmöglich, seinem Stolze, welcher in seinem Unglücke nur gewachsen war, und der schnelle Rath, der auf der Stelle geschafft werden mußte, ließ kaum eine, vielleicht erfolglose Anfrage auf der Solitude zu. Von dem reichen Dalberg war natürlich keine Hülfe zu erwarten, und so wäre Schiller in die äußerste Verlegenheit gekommen, wenn nicht ein unvermögender Mann sein Retter geworden wäre. Der Baumeister Anton Hölzel, in dessen Haus er wohnte, und welcher ihn sehr hochachtete, verschaffte ihm die erforderliche Summe.

Die Last ruhte aber nichtsdestoweniger noch auf ihm, nur nicht auf einer so empfindlichen Stelle. Um sein Leben nur einiger Maßen von Sorgen frei zu machen, sollte nichts unversucht bleiben! Von dem Theater, das sah er längst, konnte er nicht so viel hoffen, als zur Bestreitung seiner mäßigen Bedürfnisse erforderlich war. Da war er, seit sein Projekt einer Dramaturgie sich zerschlagen hatte, auf den Gedanken gekommen, eine Zeitschrift herauszugeben, die zwar hauptsächlich dem Schauspiel und Theater gewidmet sein, aber auch andere Gegenstände, die den Menschen als Menschen interessiren und mit seiner Glückseligkeit unmittelbar zusammenhängen, in ihren Bereich aufnehmen sollte. Diese Idee ward nun zum Entschluß. Die Rheinische Thalia sollte ihm seine schlimme Lage erleichtern und seine Schulden tilgen helfen. Das Sammeln der Materialien für das erste Heft, für welches er noch keine Mitarbeiter hatte, das Ausarbeiten von Aufsätzen beschäftigte ihn oft bis tief in die Nacht hinein, und sein, durch

den Don Karlos beflügelter Muth wuchs noch durch die Hoffnung, welche er auf dieses Unternehmen setzte.

Der Herausgeber machte das Publikum mit seinem Plane öffentlich bekannt, und diese am 11. November 1784 geschriebene Ankündigung, welche er in das Deutsche Museum aufnehmen ließ [1], ist ein rechtes Denkmal des neuen Lebens, welches ihn seit der Beschäftigung mit seinem Drama erfüllte und beglückte. Um das Vertrauen des Publikums zum voraus möglichst zu gewinnen, macht er dasselbe mit seiner Jugendgeschichte und seiner Person bekannt. „Ich schreibe als Weltbürger, der keinem Fürsten dient. Früh verlor ich mein Vaterland, um es gegen die große Welt auszutauschen, die ich nur eben durch die Fernröhre kannte.“ Er spricht nun von seiner Erziehung, seinem Enthusiasmus für Dichtkunst, seinen Räubern, seiner Flucht aus dem Würkembergischen, und fährt dann fort: „Nunmehr sind alle meine Verbindungen aufgelöst. Das Publikum ist mir jetzt alles: mein Studium, mein Souverain, mein Vertrauter. Ihm allein gehöre ich ganz an. Vor diesem und keinem andern Tribunal werde ich mich stellen. Dieses nur fürcht' ich und verehr' ich. Etwas Großes wandelt mich an bei der Vorstellung, keine andere Fesseln zu tragen, als den Ausspruch der Welt, an keinen andern Thron zu appelliren, als an die menschliche Seele.“ Mit demselben erhabenen Sinn und kühnen Ausdruck ist im Folgenden, wo er die Gegenstände seiner Zeitschrift spezialisirt, auch diese Stelle geschrieben: „Losgesprochen von allen Geschäften, über jede Rücksicht hinweggesetzt — ein Bürger des Universums, der jedes Menschengesicht in seine Familie aufnimmt, und das Interesse des Ganzen mit Bruderliebe umfaßt, fühl' ich mich aufgefordert, dem Menschen durch jede Dekoration des bürgerlichen Lebens zu folgen, in jedem Zirkel ihn aufzusuchen und — wenn ich mich des Gleichnisses bedienen darf — die Magnetnadel an sein Herz hinzuhalten.“ Die ganze Exposition, wie er es mit seiner poetischen Zeitschrift zu halten gedenke, ist mit einer Kraft, Entschiedenheit und Prägnanz geschrieben, daß man über den jungen Schriftsteller erstaunen muß. „Ehe

[1] Döring's Nachlese, S. 70 u. folg.

ich schließe," sagt er zuletzt, „noch dieß Einzige. Unterzeichnung auf diese Schrift wird nur dann erst einen Werth für mich haben, wenn ich sie persönlichem Mitgefühl danken darf. Den Schriftsteller überhüpfe die Nachwelt, der nicht mehr werth war — als seine Werke — und gern gestehe ich, daß bei der Herausgabe dieser Thalia, meine vorzügliche Absicht war, zwischen dem Publikum und mir ein Band der Freundschaft zu knüpfen."

So legte Schiller in das Literarische immer das volle Gewicht seiner bedeutenden Persönlichkeit. Es ist kein vereinzeltes Talent, was sich in seinem Produziren thätig zeigte, sondern der ganze Mensch tritt uns aus seinen Werken entgegen und spricht wieder den ganzen Menschen in uns an. Nur ein sittliches Verhältniß zu seinem poetischen Stoffe sowohl, als zu seinen Lesern schien ihm das rechte zu sein, und alle seine Charaktere, wenigstens in der ersten Periode, sind mit ethischem Griffel gezeichnet. Das Intellektuelle und Aesthetische bewegte sich ihm nur auf dem Boden des Sittlichen. Die Macht dieser sittlichen Kraft wirkte jetzt, seit er, an Don Karlos arbeitend, das Land, welches er bisher nur im Nebeltraum des Irdischen gesehen, in ätherischem Glanze vor sich schaute, und ihm mit vollen Segeln zueilte, jetzt wirkte die Macht dieser sittlichen Kraft energischer in ihm, als je. Eine so hoch erhabene Stimmung, wie in dieser Ankündigung, findet sich in nichts Früherem, was Schiller geschrieben hat. Alles Frühere ist dagegen nur ein mühevolles Ringen nach der Freiheit des Geistes, in deren freudigem Besitz er sich hier wohl fühlt. Alles Hemmende des Lebens hat er von seiner Natur abgestreift. Sein Freiheitsprinzip hat sich zum Ideal durchgekämpft. Die Kraft hat die Schwäche, das Hochgefühl die Sehnsucht überwunden, und er hat den Gipfel der Richtung erreicht, welche er, seit sein Geist aus den Fesseln der Autorität trat[1], eingeschlagen hatte.

Daß nun dieser Heroismus der Seele die Geburtsstätte des Posa, und daß dieser Charakter nichts anderes ist, als die festgehaltene und durchgeführte Seelenbeschaffenheit und

[1] Siehe oben Kapitel 4, S. 42 fg.

Weltbetrachtung, wie sie allmählig in Schiller sich gebildet hatte, und eben durch dieses Drama in ihm völlig zur Reife kam, das könnte, wenn man es bezweifeln wollte, aus der angeführten Ankündigung bewiesen werden. Denn manche Worte Posa's, z. B.: „Ich kann kein Fürstendiener sein,“ lesen wir beinahe gleichlautend in dieser Ankündigung; Schiller ist hier ein Kosmopolit, wie Posa im Drama, und beide umfassen die Menschen mit unbegrenztem Wohlwollen. Höher steigern konnte der Dichter die von seiner Jugend in ihm treibenden Freiheitsideen nicht, und nachdem er einmal diesen Gipfel erklommen hatte, mußte er Zeitlebens (denn sonst hätte er sich selbst aufgeben müssen) in dieser Sphäre wandeln, nicht zwar äußerlich im Leben, aber seine tiefste Gesinnung war in ihren Grundzügen für immer entschieden. „Für das Gute und Schöne im öffentlichen Leben hatte er ein tiefes Gefühl, so wie für die Mängel desselben. Was er in seinem Posa dichtete, hätte er sein können[1].“ Von allen Charakteren, welche er dichtete, hatte Schiller nach der Versicherung derer, welche ihn genau kannten, am meisten Aehnlichkeit mit dem Marquis Posa. Er selbst war gleichsam die lebendige Ausführung zu diesem Charakterumriß. Natürlich und nothwendig, könnte man beifügen, blieb der Dichter selbst bei seinem letzten subjektiven Charakter stehen, den er überhaupt gedichtet hat, und in welchem er zugleich die ihm wesentliche sittlich-politische Denkweise auf die glänzendste Weise manifestirt hatte. Modifizirt mochte noch Manches werden an dieser Ueberzeugung, die Schiller durch die Dichtung dieses Weltdramas erst recht in sich ausbildete und fest begründete, Manches mochte gemildert werden, und das Ganze konnte auch in den Hintergrund treten, oder er mochte in der Folge auch die Anwendung dieser Ideen in Zweifel ziehen oder geradezu läugnen[2] — die Grundlage blieb nichtsdestoweniger um so mehr unerschüttert, da Schiller dieselbe später nicht mehr zum Gegenstand seines besondern Nachdenkens gemacht zu haben scheint. Nach außen hin, in's Politische hinein,

[1] Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, Th. 2, S. 297.

[2] Hiervon wird besonders in der 4. Abtheilung dieser Schrift die Rede sein.

hatte Schiller hiermit sein sittliches Lebensprinzip ausgebildet; in der folgenden Periode verfolgte er es denkend auch in's Innere, in's Moralische und Aesthetische.

Durch das in diesem Kapitel Gesagte möchte der subjektive Ursprung der Figuren Don Karlos und Marquis Posa hinreichend nachgewiesen sein. „Karlos," schreibt Schiller selbst an Reinwald im April 1783, also vor der obenerwähnten Lebenskrisis, durch welche Posa die Hauptperson der Tragödie ward, „hat den Puls von mir[1]." Aber auch nach dieser Krisis, nachdem der Marquis schon sein Lieblingsheld geworden, verlor Karlos noch nicht alles Interesse für ihn. Denn von den beiden sittlichen Lebensprinzipien Schiller's repräsentirt offenbar Karlos das Prinzip der schönen Menschlichkeit, Posa das Prinzip der Freiheit.

[1] Schiller's Leben von Frau v. Wolzogen, Th. 1, S. 106.

Achtzehntes Kapitel.

Neigung. Peinliche Lage. Frau von Kalb. Paket von Leipzig. Weimarischer Rath. Verdrießlichkeiten mit den Schauspielern. Aufbruch von Mannheim.

So lange Schiller noch in der zärtlichen, idyllischen Don Karlos-Stimmung war, wurde der Briefwechsel mit seiner Freundin in Bauerbach, deren Tochter er immer noch liebte, fortgesetzt. Der letzte an sie geschriebene Brief vom 7. Juni 1784, der sich erhalten, ist merkwürdig, weil er sich in ihm, ob halb im Scherze? — um Lotte sogar bewirbt. Er müsse gestehen, vertraut er der Frau von Wolzogen, daß er sich schon eine Zeitlang mit dem Gedanken trage, zu heirathen; nichts in der Welt, als dieß, werde seinem Herzen die glückliche Ruhe und seinem Geiste die zu Kopfarbeiten nöthige Freiheit und stille, leidenschaftlose Muße verschaffen können; sein Herz sehne sich nach Mittheilung und inniger Theilnahme: die stillen Freuden des häuslichen Lebens würden, müßten ihm Heiterkeit in seinen Geschäften geben, und seine Seele von tausend wilden Affekten reinigen, die ihn ewig herumzerrten; auch sei er überzeugt, eine Frau glücklich machen zu können, wenn anders innige Liebe und Antheil glücklich machten. „Fände ich ein Mädchen, das meinem Herzen theuer

genug wäre! oder könnte ich Sie beim Worte nehmen, und Ihr Sohn werden! Reich wurde freilich Ihre Lotte nie — aber glücklich gewiß." Diesem Wunsche sind aber in demselben Briefe unter einem andern Datum sogleich die Worte beigefügt: „Der Brief ist wieder ein paar Tage unterbrochen worden. Ich überlese ihn jetzt und erschrecke über meine thörichte Hoffnung — doch, meine Beste, so viele närrische Einfälle, als Sie schon von mir hören mußten, werden auch diesen entschuldigen."

Daß von einer solchen Bewerbung keine weitere Notiz genommen wurde, versteht sich von selbst. Uebrigens war er zu dieser Zeit keineswegs beständig der Meinung, daß er eine Frau glücklich machen werde. In einem Briefe an seinen Akademiefreund Zumsteeg vom 19. Januar 1784 sagt er von sich gerade das Gegentheil, denn er lebe jetzt zwar in einem angenehmen dichterischen Taumel, der ihn vielleicht aber in seinem dreißigsten Jahre nicht mehr sehr reizen werde. „Bedenke selbst," setzt er hinzu, „wie mich eine Heirath von der Bahn zu meinem Glücke ablenken würde. Zwar habe ich über ein großes Glück meine gewissen Kapricen — doch auch bei der größten Gleichgültigkeit gegen Ruhm und glänzende Schicksale wäre eine Verheirathung mein Fall nicht, denn mein ungestümer Kopf und warmes Blut würden jetzt noch keine Frau glücklich machen [1]."

Aber das Herz nimmt keine Rücksicht auf unsere äußere Lage, und diese selbst erinnerte ihn unaufhörlich durch den schrecklichsten Kontrast an den glücklichen Zustand des häuslichen Lebens, von dem ein poetisch bestimmter Jüngling immer mehr hofft, als er nachher in ihm findet. „An eine Person," ruft er aus, „die mit uns Freuden und Leiden theilt, die unsern Gefühlen entgegenkommt, und sich so innig, so biegsam in unsere Launen schmiegt, gekettet zu sein — an ihrer Brust unsere Seele von tausend Zerstreuungen, tausend wilden Wünschen und unbändigen Leidenschaften abzuspannen, und alle Bitterkeit des Glücks im Genuß der Familie zu verträumen, ist wahre Wonne des Lebens!" Sein Gemüth war

[1] Schiller's auserlesene Briefe von Döring, S. 60.

so sehr für Liebe geschaffen, daß es ihm Bedürfniß war, an jedem Orte, wo er sich längere Zeit aufhielt, einen Gegenstand seiner Neigung zu suchen. Eine poetische Natur hört nie auf, zu lieben.

An den wackern und gebildeten Buchhändler Schwan hatte sich Schiller längst enge angeschlossen. Er pflegte ihm aus seinen Schauspielen Scenen, die so eben fertig geworden waren, vorzulesen, mit besonderm Nachdruck, wenn seine Tochter zugegen war. Margaretha Schwan soll ein sehr schönes Mädchen gewesen sein, mit großen, ausdrucksvollen Augen und von sehr lebhaftem Geiste, welcher sie mehr zur Welt, Literatur und Kunst, als zur stillen Häuslichkeit hinzog. Sie hatte eine ausgezeichnete Bildung genossen, lernte aber in dem gastfreien, von Gelehrten und Literaturfreunden besuchten Hause ihres Vaters auch die Kunst, ihre Vorzüge geltend zu machen. Sie war damals neunzehn Jahr alt, und besorgte das Hauswesen, da ihre Mutter vor Kurzem gestorben war. Eine geraume Zeit war das Verhältniß zwischen ihr und Schiller ein bloß freundschaftliches. Durch jene literarischen Unterhaltungen, bei denen aber der Vater immer zugegen war, oder auf kleinen Lustparthien in die Umgegend, bisweilen in größerer Gesellschaft, lernte man sich näher kennen. Als Schiller's Phantasie für Lotte von Wolzogen aber ganz unerwiedert oder vielmehr unbeachtet blieb, und in der Mitte des Jahres 1784 allmählig verschwand — da trat, aber erst im Herbste dieses Jahres, und in dem darauf folgenden Winter[1], die interessante „Schwanin" seinem Herzen nahe und immer näher. Es war trefflich, daß sein neues Drama mit einer neuen Liebe zusammenfiel; die letztere diente dem erstern. Der spanische Königssohn bezeugt den neuen affektvollen Seelenzustand, in welchem Schiller war, als er ihn dichtete.

Mit diesem Dichten und Lieben bildeten dann die täglichen kleinern, aber immer wiederkehrenden Quälereien seines

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 207. Darnach mag man ermessen, was man von der Versicherung zu halten habe, daß die 1781 gedichteten Lauralieder auf Margaretha Schwan gingen — „eine Sache, die aus zuverläßiger Quelle geschöpft und unbestritten wahr ist," wie Döring sagt.

Lebens einen sonderbaren Gegensatz. Es war unserm Künstler beinahe unmöglich, Kleider, Wäsche, Bücher, Schriften in Ordnung zu halten. Die Unordnung in seinem Zimmer war der Unordnung in seinem ehemaligen „Loche“ in Stuttgart ähnlich. Sie übertraf alle Vorstellung; nichts Bewegliches war an seinem Platze, selbst das nicht, was sonst immer dem Auge entzogen wird. Es würde eine des Pinsels eines Hogarth würdige Aufgabe gewesen sein, das Innere des Zimmers dieses von immerwährender Begeisterung trunkenen Musensohnes recht getreu darzustellen [1]. Aber je mehr er diese kleinlichen, alltäglichen Dinge ignoriren wollte, desto mehr wurde er von ihnen geneckt und gequält. Er hätte durchaus einer andern, am Besten einer weiblichen Hand bedurft, die ihm alle diese Dinge besorgte. Er verstand eher alles, konnte alles lernen, nur das Gewöhnlichste, das Gemeinste nicht. Wie mußte ihm zu Muth sein, wenn er eben voll von einem poetischen Plan oder im besten Fluß seiner Arbeit war, und jetzt gerade reine Wäsche in Empfang nehmen und nachzählen, oder gebrauchte besichtigen und herbeiholen sollte; wenn er nach spätem Erwachen seine Kleider beschädigt fand, oder wenn sein nur nach Viertelstunden bedungener Diener zur unrechten Zeit eintraf! Es kam dazu, daß er trotz seines Vorsatzes, gut zu wirthschaften, sich doch nicht in seinen Finanzen verbesserte; denn seine Schulden vermehrten sich täglich, geschweige denn, daß er die alten hätte abtragen können. Er ließ sich seine kärgliche Mittagskost, von welcher noch für den Abend etwas zurückbehalten werden mußte, aus einem Wirthshause holen. Dessen ungeachtet reichte sein Einkommen nicht aus, besonders auch wegen der sogenannten Ehrenausgaben, welche ihm durch seine geselligen Verbindungen auferlegt waren; und seine Kasse war so schlecht bestellt, daß er oft nicht allein für den nächsten Monat, sondern auch für die nächste Woche, ja für den nächsten Tag in Sorge war. Nimmt man hierzu noch die mancherlei andern Unannehmlichkeiten, lästige Besuche, Geschäfte als Theaterdichter, Konflikte mit den Schauspielern, so gehörte wirklich ein hoher Geist und jener

[1] Streicher a. a. O., S. 188.

„bodenlose Leichtsinn, mit welchem ihn die Natur beglückt hatte[1]," dazu, um nicht zu verzweifeln.

Daß er sich in einer solchen verwünschten Situation oft, und nicht allein aus idyllischem Hange, nach Bauerbach zurücksehnte, ist nur allzu natürlich. „Noch immer," schreibt er an Reinwald, „trage ich mich mit dem Lieblingsgedanken, zurückgezogen von der großen Welt, in philosophischer Stille mir selbst, meinen Freunden und einer glücklichen Weisheit zu leben, und wer weiß, ob das Schicksal, das mich bisher unbarmherzig genug herumwarf, mir nicht auch einmal eine solche Seligkeit gewähren wird. In dem lärmendsten Gewühl, mitten unter den Berauschungen des Lebens, die man sonst Glückseligkeit zu nennen pflegt, waren mir doch immer jene Augenblicke die süßesten, wo ich in mein Selbst zurückkehrte, und in dem heitern Gefilde meiner schwärmerischen Träume umherwandelte und hie und da eine Blume pflückte. — Meine Bedürfnisse in der großen Welt sind vielfach und unerschöpflich, wie mein Ehrgeiz, aber wie sehr schrumpft dieser neben meiner Leidenschaft für stillere Freuden zusammen!" — Der sorgenlose, behagliche Zustand in dem abgeschiedenen Bauerbach war ihm so unvergeßlich, daß er, wie seine Schwester versicherte, noch nach vielen Jahren die damalige Zeit als die schönste und glücklichste seines Lebens rühmte.

Doch traten auch in seine jetzigen Mannheimer Leiden und Zerstreuungen manche erfreuliche Stunden und günstige Vorfälle ein. Seine älteste Schwester besuchte ihn, von seinem Freunde Reinwald begleitet, auf kurze Zeit in Mannheim. Die blühende kräftige Jungfrau war entschlossen, ihr künftiges Schicksal mit einem Manne zu theilen, welcher bei seiner Kränklichkeit und Hypochondrie nur ein geringes Einkommen hatte. Erfreulich und fördernd war auch die Bekanntschaft mit der von Kalb'schen Familie. Herr von Kalb hatte als Offizier in französischen Diensten den nordamerikanischen Befreiungskrieg mitgefochten, und wählte etwa im August 1784 mit seiner Gemahlin und Schwägerin Mannheim zu

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 2, S. 301.

seinem Aufenthaltsort. Die Bekanntschaft mit Frau von Kalb verwandelte sich bald in eine Freundschaft, die für das ganze Leben Bestand hatte. Sie war, nach dem Urtheil der Frau von Wolzogen[1], die erste geistvolle und vielseitig ausgebildete Frau, mit welcher er in näherm Verhältnisse stand. Während er sich von ihr verstanden fühlte, hatte sie als Frau von Welt einen günstigen Einfluß auf seine Haltung im geselligen Leben. „Ich bin überzeugt," schreibt er an Dalberg über sie, „daß Sie eine vortreffliche Person in ihr finden werden, die, ohne aus ihrem Geschlecht zu treten, sich glänzend davon auszeichnet." — Als er ihr aber an einem Nachmittag die ersten Scenen seines Don Karlos vorlas, wiederholte sich ein Mißgeschick, welches er früher schon einmal erfahren hatte. Die Blicke der Zuhörerin waren unverwandt auf den mit Pathos deklamirenden Dichter geheftet, ohne daß der leiseste Ausdruck ihre Empfindung verrathen hätte. Als er geendigt hatte und sie bat, ihr Urtheil über den Werth des Gedichts aufrichtig zu sagen, suchte sie erst einer bestimmten Erklärung auf die schonendste Art auszuweichen, endlich aber sagte sie laut lachend: „Lieber Schiller! das ist das Schlechteste, was Sie noch gemacht haben." — „Nein! das ist zu arg!" erwiederte dieser, nahm Hut und Stock und entfernte sich augenblicklich. Als aber die fein gebildete Dame das zurückgelassene Manuskript für sich gelesen hatte, war sie schnell entgegengesetzter Meinung, und ließ den Verfasser zu sich bitten, um ihm eine abbittende Ehrenerklärung zu thun. Sie fügte aber doch auf eine schonende Weise bei, daß seine Dichtungen durch die heftige, stürmische Weise, mit welcher er sie vortrage, nothwendig verlieren müßten.

Wenn man eine klare Vorstellung davon haben will, wie Schiller dichtete, braucht man ohne Zweifel nur daran zu denken, wie er seine Gedichte vorlas. Er that beides ungefähr mit gleichem Affekt. Es war übrigens ein sonderbarer Zufall, daß seine neuen hochgeschätzten Freunde gerade den Namen führten, unter welchem er in Kabale und Liebe eine „gewisse Narrenart" lächerlich zu machen gesucht hatte. Als

[1] Schiller's Leben, Th. 1, S. 205.

das Trauerspiel wieder aufgeführt werden sollte, hatte er die Aufmerksamkeit, den Namen des Hofmarschalls umändern zu wollen. Doch diesem Vorhaben widersetzten sich Herr und Frau von Kalb, aus einem richtigen Urtheil nnd Gefühl.

Noch ehe er sich an diese Familie in Mannheim angeschlossen hatte, erwarb ihm seine Muse in weiter Ferne andere Freunde, die ihn noch mehr anzogen. Er konnte nicht umhin, die angenehmste und schmeichelhafteste Ueberraschung seines Lebens, die ihm widerfahren war, sogleich seiner mütterlichen Freundin, Frau von Wolzogen, und auch Herrn von Dalberg in den Briefen, die er an sie schrieb, zu erzählen. Im Anfang des Juni 1784 bekam er ein Paket von Leipzig geschickt, in welchem er von vier ganz unbekannten Personen Briefe voll Wärme und Begeisterung für sich und seine Gedichte fand. Sie waren von einer mit dem besten Geschmack gestickten Brieftasche, einem in Musik gesetzten Liede aus seinen Räubern und den vier kleinen Porträten dieser Verehrer des Dichters begleitet, unter welchen sich zwei schöne Frauenzimmergesichter befanden. Es waren L. F. Huber[1], C. G. Körner[2], und Minna Stock, Körner's Braut, nebst ihrer Schwester Dora, von welchen diese Geschenke kamen. Die Schwestern hatten die freundlichen Gaben ausgearbeitet, der musikverständige Körner das Lied komponirt.

Kaum ist es zu sagen, welchen Eindruck diese ehrende Ueberraschung auf ihn machte. Er sprach sich offen darüber aus, aber noch mehr, als seine Gespräche, bezeugten seine erhöhte Heiterkeit, wie erfreulich es ihm war, sich in weiter Ferne von gebildeten Menschen innig verstanden, hochgeachtet und geliebt zu fühlen. Nun mochte er die theilnamslose Kälte seiner Umgebung, in welcher nur sehr wenige den Sinn seiner Dichtungen zu würdigen im Stande waren, schon gleichmüthiger erdulden, da er es wußte, daß in der Fremde unbekannte Herzen mit dem seinigen harmonisch zusammenschlugen, und leichter wurde es ihm, seine Dürftigkeit gelassen zu

[1] Geboren 1764 zu Paris, gestorben 1804 als bairischer Landesdirektionsrath zu Ulm.

[2] Geboren am 7. Juli 1756 zu Paris, eine geraume Zeit Oberappellationsrath in Dresden, starb in Berlin 1831 als geh. Oberregierungsrath.

ertragen in dem herzerhebenden Genuß eines so schönen Glückes. „Sehen Sie," schreibt er an Frau von Wolzogen, „sehen Sie, meine Beste, so kommen zuweilen ganz unverhoffte Freuden für Ihren Freund, die desto schätzbarer sind, weil freier Wille und eine reine, von jeder Nebenabsicht reine Empfindung und Sympathie der Seelen die Erfinderin ist. So ein Geschenk von ganz unbekannten Händen, durch nichts als die bloße reinste Achtung hervorgebracht, aus keinem andern Grunde, als nur für einige vergnügte Stunden, die man bei Lesung meiner Produkte genoß, erkenntlich zu sein — ein solches Geschenk ist mir größere Belohnung, als der laute Zusammenlauf der Welt, die einzige süße Entschädigung für tausend trübe Minuten. Und wenn ich das nun weiter verfolge und mir denke, daß in der Welt vielleicht mehr solche Zirkel sind, die mich unbekannt lieben, und sich freuten, mich kennen zu lernen; daß vielleicht in hundert und mehr Jahren, wenn auch mein Staub schon lange verweht ist, man mein Andenken segnet, und mir noch im Grabe Thränen und Bewunderung zollt — dann, meine Theuerste, freue ich mich meines Dichterberufes und versöhne mich mit Gott und meinem oft harten Verhängniß." — Wem fallen hierbei nicht die Verse ein:

„Zwei Blumen blühen für den weisen Finder,
Sie heißen Hoffnung und Genuß.
Wer dieser Blumen eine brach, begehre
Die andre Schwester nicht.
Genieße, wer nicht glauben kann. Die Lehre
Ist ewig, wie die Welt. Wer glauben kann, entbehre."

Der glückliche Gedanke dieser engverbundenen Menschen, dem edeln Dichter eine kleine Freude zu bereiten, war von dem größten Einfluß auf sein ganzes Leben und erwarb ihm in Körner einen solchen Geistes- und Herzensfreund, wie er bisher noch keinen besessen hatte und auch später einen zweiten kaum wiederfand. Mit Recht sagt Streicher, daß es für denjenigen, der sich der Werke des Unsterblichen erfreue, noch heute eine Art von Pflicht sei, dabei auch Körner's, seines unwandelbaren Freundes, in Liebe zu gedenken. Denn dem, welcher einen Hochbegabten durch seine Theilnahme fördert, gebührt auch ein Antheil an dem Herrlichen, welches

dieser hervorbringt. Ein Briefwechsel ward mit den neuen Freunden eingeleitet und lebhaft fortgesetzt, welcher Schiller's Eifer und seine Thätigkeit in einen lebhaften Schwung zu setzen schien, denn er arbeitete nun ohne Unterlaß an Don Karlos und an dem ersten Heft der Thalia. Es wurde bald die Hoffnung in ihm rege, daß diese neuen Freunde wohl alles zu thun bereit sein würden, um ihn aus seinem trostlosen Zustande zu erlösen und in bessere Verhältnisse zu bringen. Körner, einer ansehnlichen Familie in Leipzig entsprossen, mit allen Vortheilen einer wissenschaftlichen Bildung und einer liberalen Erziehung ausgerüstet, lebte damals, ehe er als Appellationsrath in Dresden angestellt wurde, ganz seiner wissenschaftlichen Muße und dem unverkümmerten Glücke der Liebe. Dem Kreis, den er selbst mit seiner geistreichen, liebenswürdigen Braut, Minna Stock, und deren ähnlicher Schwester bildete, schloß sich Huber, welcher sich später auch durch Schriften rühmlich bekannt gemacht hat, enge an. Die eigene vielseitige Ausbildung, das Lesen der besten Schriftsteller, die Ausübung der Kunst verschafften diesen Menschen die anmuthigste Unterhaltung und den edelsten Genuß.

Doch diese neuen freundschaftlichen Verbindungen gewährten Schillern in seiner unbestimmten, äußern Lage nur eine ideale Zuflucht, keine reelle Abhülfe und Verbesserung, deren er vor allem andern bedurfte.

Zu Anfang des Jahres 1785 verbreitete sich in Mannheim das Gerücht, der regierende Herzog von Weimar, Karl August, werde die landgräfliche Familie in Darmstadt besuchen. Schiller wünschte nichts mehr, als einem so gepriesenen Fürsten persönlich bekannt zu werden und sich ihm als einen solchen zu zeigen, welcher würdig wäre, dem Weimar'schen Vereine von Männern beigesellt zu werden, der damals schon die allgemeine Aufmerksamkeit von Deutschland erregt hatte. Herr und Frau von Kalb bestärkten und ermunterten ihn, sich dem Herzog vorstellen zu lassen, und sie so wohl als Herr von Dalberg versahen ihn mit Empfehlungsbriefen an die nächste Umgebung der fürstlichen Personen, unter denen besonders auch die Frau Landräthin wegen ihrer freundlichen Begegnung ausgezeichneter Künstler und Dichter gerühmt wurde.

Schiller war durch sein früheres Verhältniß zu dem Herzog von Würtemberg auf den Umgang mit fürstlichen Personen schon hinreichend vorbereitet, daß er es sich, zumal bei seinem jugendlichen Selbstgefühl, wohl zutraute, in die Sphäre der höhern Gesellschaft einzutreten. Frau von Kalb mochte ihn auch mit manchem guten Rath ausgestattet haben, besonders wie er vorlesen müsse, wenn er gefallen wolle. Denn sein Don Karlos sollte ihn in diese erlauchte Gesellschaft einführen. Diese Dichtung, welche den innern Triumph des Menschlichen über den Zwang politischer und konventioneller Formen darstellt, mußte, wie er richtig voraussah, die Herzen edler Fürsten, welche sich in diesen Widerstreit verwickelt fühlten, besonders ergreifen. Der Wunsch, einen Theil des Stücks vorlesen zu dürfen, wurde dem berühmten jungen Dichter gerne gewährt. Der erste Akt des Don Karlos ward auch mit einem so entschiedenen Beifall aufgenommen, daß es bei einer nachfolgenden Unterredung Schiller's mit dem Herzog nur einer leisen Bitte bedurfte, um eine öffentliche Anerkennung seines Talents zu erhalten.

Schiller kehrte als Herzoglich Weimar'scher Rath nach Mannheim zurück.

Dieser an sich leere Titel gestaltete seine ganze Zukunft um und verbesserte sogleich seine Gegenwart. Sein äußeres Leben hatte einen gewissen Anhaltspunkt, und konnte sich jetzt ruhiger fortbewegen. Der Wunsch seiner Eltern, er möchte eine dauernde Versorgung finden, schien sich der Erfüllung zu nähern; seine Tadler in der Heimath waren durch die Anerkennung, die er im Auslande gefunden, gleichsam widerlegt, und auch diejenigen, welche bisher gegen seine Arbeiten gleichgültig gewesen waren, mußten ihm jetzt seine Aufmerksamkeit zuwenden, da sie von einem Fürsten, „welcher an das Vortreffliche gewöhnt war", des Beifalls würdig geachtet wurden. Aber auch auf Schiller selbst hatte dieser Beisatz zu seinem Namen, vielleicht ohne daß er es selbst ganz wußte, einen großen Einfluß. Er wurde in seinem Betragen freier, bestimmter und sicherer. Er sah in der Nacht der Zukunft einen hellen Stern, nach dessen Richtung hin er sein Leben führen konnte. Er gehörte jetzt wieder einem Fürsten, einem deutschen

Staate an, ja er konnte sich als Genosse des edelsten Geistervereines, der sich in Weimar zusammengefunden, betrachten. Seine Thätigkeit war neu belebt; der Flüchtling fühlte sich von dem besten Fürsten wieder in die Gesellschaft aufgenommen. Seine Urtheile über das Theater wurden jetzt schärfer und lakonischer, als früher. Seine Verbindungen mit dem Theater waren gelös't; der Kontrakt ward nicht erneuert. Zwar war Schiller nach dem Vertrag noch ein Theaterstück schuldig. Aber der Vertrag, dessen wir früher erwähnten, wurde vielleicht abgeändert oder der Termin dieses dritten Dramas weiter hinausgeschoben. Wenigstens ward im Jahr 1788 Don Karlos, von Schiller für das Theater eingerichtet, in Mannheim gegeben [1]. Er nahm daher dem Theater gegenüber eine ganz andere Sprache an.

Ueber die Vorstellung von Kabale und Liebe am 18. Januar 1785 war er im höchsten Grade entrüstet. Er schrieb darüber den andern Tag an Dalberg: „Ich weiß nicht, welchem politischen Raffinement ich es eigentlich zuschreiben soll, daß unsere Herrn Schauspieler — doch meine ich nicht alle — die Konvenienz bei sich getroffen haben, schlechten Dialog durch gutes Spiel zu erheben, und guten durch schlechtes zu verderben. Es ist das kleinste Merkmal der Achtung, das der Schauspieler dem Dichter geben kann, wenn er seinen Text memorirt. Auch diese kleinste Zumuthung ist mir nicht erfüllt worden. Es kann mir Stunden kosten, bis ich einer Periode die bestmöglichste Rundung gebe, und wenn das geschehen ist, so bin ich dem Verdrusse ausgesetzt, daß der Schauspieler meinen mühsam vollendeten Dialog nicht einmal in gutes Deutsch verwandelt. Seit wann ist es Mode, daß Schauspieler den Dichter hofmeistern? Gestern habe ich das mehr, als sonsten gefühlt. Kabale und Liebe war durch das nachläßige Einstudiren der mehrsten ganz in Lumpen zerrissen. Ich habe statt meines Textes nicht selten Unsinn anhören müssen. — — Mir selbst kann zwar an diesem Umstand wenig liegen, denn ich glaube behaupten zu dürfen, daß bis jetzt das Theater mehr durch meine Stücke gewonnen hat,

[1] Schiller's auserlesene Briefe von Döring (Zeitz. 1834), S. 87.

als meine Stücke durch das Theater. Niemals werde ich mich in den Fall setzen, den Werth meiner Arbeit von diesem abhängig zu machen. Aber weil ich doch einmal von der hiesigen Bühne öffentlich sprechen soll, so konnte mir die Sache nicht gleichgültig bleiben. Ich glaube und hoffe, daß ein Dichter, der drei Stücke auf die Bühne brachte, worunter die Räuber sind, einiges Recht hat, Mangel an Achtung zu rügen." Dieser Brief ist kurzweg unterzeichnet: R. (Rath) Schiller.

Das erste Heft der Thalia erschien im Lenzmonat 1785[1]. Die Zeitschrift ist dem Herzog Karl August von Sachsen-Weimar, „dem edelsten von Deutschlands Fürsten und dem gefühltesten (?) Freund der Musen" gewidmet. „Sollten Sie, Durchlauchtigster Herr, den Beifall, den Sie mir damals (bei der Vorlesung des Don Karlos) schenkten, auch jetzt nicht zurücknehmen, so habe ich Muth genug, für die Ewigkeit zu schreiben."

In diesem Journal war dem Mannheimer Theater eine eigene Rubrik gewidmet, wo er seine Unzufriedenheit unverholen aussprechen wollte. Auch werden hier die Schauspieler so wenig, als das Publikum geschont. Es wird von einer schülerhaften Vorstellung des „Günther von Schwarzburg" gesprochen, und von der Madame Rennschüb, der Gattin des Regisseurs der Mannheimer Bühne, wird bemerkt: sie habe die Rolle der Engländerin in Kabale und Liebe zum

[1] Dieses Heft enthält sieben Artikel, welche theils vortrefflich, theils pikant oder interessant genug waren, um allgemeines Aufsehen zu erregen. Zu dem Vortrefflichen gehört die Abhandlung über die Schaubühne als moralische Anstalt und der erste Akt des Don Karlos. Die Erzählung: Merkwürdiges Beispiel einer weiblichen Rache, ist aus einer Handschrift von Diderot, welche Schiller von Dalberg erhalten hatte, übersetzt, und nur der Epilogus ist von Schiller. Diese Erzählung hätte daher Döring nicht in Schiller's Nachlese aufnehmen sollen (sonst mußte er auch Schiller's Uebersetzung von Robertson's Geschichte von Amerika wieder abdrucken lassen). Dagegen haben alle übrige Artikel Schiller zum Verfasser, nämlich: Der Saal der Antiken zu Mannheim — Repertorium des Mannheimer Nationaltheaters — Wallensteinischer Theaterkrieg — und Dramaturgische Preisfragen. Keiner von diesen Aufsätzen durfte von Döring ausgelassen werden.

Theil vortrefflich gespielt, sie sei ihr aber nicht ganz gewachsen. „Dennoch würde Madame Rennschüb eine der besten Schauspielerinnen sein, wenn sie den Unterschied zwischen Affekt und Geschrei, Weinen und Heulen, Schluchzen und Rührung immer in Acht nehmen wollte.“ Herr Beil, heißt es weiter, habe die launige Rolle des Musikus erfüllt — so viel er wenigstens davon auswendig wußte. Im Allgemeinen wird gesagt: „Schiefes Spiel vergibt man dem schwachen Kopfe, aber den Schauspieler, der sich dem Publikum durch nichts als fleißiges Memoriren empfehlen kann, und der dasteht und seinen Dialog um Gotteswillen aus der Souffleurgrube hervorholt, sollten die Gesetze bestrafen.“

Diese und andere freimüthige Ausstellungen brachten unter den Schauspielern eine um so größere Bewegung hervor, als damals in Theaterkritiken einzelne Schauspieler sehr selten genannt wurden. Schiller schrieb darüber am 19. März an Dalberg: „Wenn ich bei Beurtheilung des Herrn Rennschüb, und in einigen Rollen auch seiner Frau, meinem bessern Gefühle und der vereinigten Stimme des bessern Publikums hätte folgen wollen, so wären Mord und Todtschlag zu befürchten gewesen. Aber einer Frau ohne Erziehung vergebe ich jede Aufwallung der Eitelkeit sehr gerne, wenn sie auch nur in die Wochenstube gehörte. Wie sehr bewundere ich bei dieser Gelegenheit Ew. Excellenz, daß Sie fünf Jahre fähig waren, einer so reizbaren Menschenklasse vorzustehen, ohne die Liebe eines einzigen Individuums zu verlieren. Was ich aber kaum verschlucken kann, und was ich fest entschlossen bin, zu rügen, ist das Betragen des Herrn Böck. Herrn Böck habe ich mit einer Achtung beurtheilt, die er nicht verdient, und dieser Mann erröthet dennoch nicht, auf öffentlicher Bühne mit Gebrüll und Schimpfwörtern und Händen und Füßen gegen mich auszuschlagen, und auf die pöbelhafteste Art von mir zu reden. Alles dieses habe ich haarklein erfahren.“ — Der größte Theil der Schauspieler schmähte und schimpfte ihn. Es herrschte eine beinahe allgemeine Erbitterung.

Diese Unannehmlichkeiten verleideten ihm den Aufenthalt in Mannheim vollends. Es war seiner Natur zuwider, in Haß und Streit zu leben, so rüstig er auch war, für seine

Ehre und Ueberzeugung mit Wort und That zu kämpfen. Seine höheren Ansichten von der Bühne, gestand er sich nun selbst zu seiner Beschämung und zu seinem Verdruß, ließen sich nicht durchführen. Alle seine Plane waren gescheitert! Er wollte den Theaterdichter aufgeben, um als Rath eine ehrenvolle Laufbahn zu betreten. Es ward daher mit seinen Leipziger Freunden und auch mit Herrn Schwan das Nöthige eingeleitet, daß er Mannheim verlassen könnte. Schon zu Ende des Monats März 1785 ging er nach Leipzig. Seine Abreise wurde durch Wechsel, die er von seinen dortigen Freunden erhielt, ermöglicht oder erleichtert. Seine Schulden konnten nicht alle getilgt werden.

Den Abend vor der Abreise, bis Mitternacht, brachte er noch bei seinem treuen Freunde Streicher zu. Die bittersten Erfahrungen hatten ihn hinlänglich belehrt, daß in Deutschland auch der talentvollste und fleißigste Schriftsteller ohne ein Amt oder sonstige Hülfsquellen darben müsse. Er schien fest entschlossen, die Dichtkunst in Zukunft nur in der aufgeregtesten Stimmung auszuüben und mit allem Eifer die Rechtswissenschaft zu studiren, von welcher er eine ehrenvolle Laufbahn meinte erwarten zu dürfen. Er besprach diesen Plan von allen erdenklichen Seiten. Seinem Talente und Fleiße traute er es zu, daß er sich, unterstützt von der Leipziger Bibliothek, in weniger als einem Jahre die Theorie der Rechtswissenschaft würde aneignen können, um in derselben den Doktorhut zu erlangen. Was einem gewöhnlichen Kopfe nur in einigen Jahren möglich sei, das müsse er, der von Jugend auf im Denken Geübte und ernstlich Wollende, in kurzer Frist erlangen können. Mit seinen weitausgreifenden Schritten werde er den Schneckengang anderer überholen, und schnell an einem Ziele sein, wo ihn auch die kühnste Erwartung erst nach Jahren vermuthe. Die Ausführung dieses festen Vorsatzes schien ihm so leicht, und eine ehrenvolle Anstellung an einem der kleinern sächsischen Höfe dünkte ihm so nahe, daß sich die Freunde die Hände darauf gaben, so lange einander nicht schreiben zu wollen, bis Schiller — Minister, und Streicher Kapellmeister sein werde. Mit diesem schwärmerischen Versprechen schieden beide von einander.

So höchst besonnen Schiller über fremde Verhältnisse urtheilte, so phantastisch faßte er damals noch sein eigenes Leben und besonders seine Zukunft auf, indem er an diese letztere seine ungeheure Willenskraft und die Idealität seines Wesens als Maßstab anlegte. Das ist aber ein ewiges Gesetz der Natur, daß der Genievolle nur in seiner Sphäre etwas Großes vermag, und daß ihm außerhalb derselben beinahe alles schwerer wird, als dem gewöhnlichen Menschen. Denn das ist der Unterschied zwischen beiden: dem Genie ist seine Laufbahn durch eine innere Bestimmung mit Nothwendigkeit vorgeschrieben, den Alltagsmenschen bestimmen und machen äußere Zufälle. Wer aber zum Bewußtsein der in ihm wirkenden genialen Naturkraft gekommen ist, verwechselt sie, wenn er ideal gestimmt ist, leicht mit der freien Willenskraft, und wähnt durch diese überhaupt so viel zu vermögen, als er nur im Besondern durch jene zu leisten im Stande ist. Hätte Schiller diese Phantasie nicht bald wieder aufgegeben, so würde er es zu seinem Verdrusse erfahren haben, wie unendlich schwer es in vorgerücktem Alter einem selbstthätigen, philosophischen Geiste wird, sich das unendliche Detail einer trockenen, uninteressanten Berufswissenschaft gehörig anzueignen, und wie das Bedürfniß, über alles zu denken und alles zu verstehen, dieß Geschäft nicht abkürzt, sondern verlängert. Aber es scheint ihm mit diesem Plane selbst nicht ganz Ernst gewesen zu sein oder seine Leipziger Freunde belehrten ihn schnell eines Bessern, denn schon am 24. April desselben Jahres sagt er in einem Briefe an Schwan, daß er sich unvermerkt wieder zur Medizin zu bekehren gedenke. Seine Einbildungskraft war damals noch überreich an Entwürfen für das Leben, wie für die Dichtung.

Neunzehntes Kapitel.

Leipzig und Dresden. Margaretha Schwan. Körner. Das Lied an die Freude nebst einigen andern Gedichten.

Es ist unwahrscheinlich, daß Schiller auf seiner Reise von Mannheim nach Leipzig die Frau von Wolzogen in Bauerbach und seinen Reinwald in Meiningen besucht hat, von dem wir es nicht bestimmt anzugeben wüßten, ob er schon mit der Schwester des Dichters verheirathet war oder nicht [1]. Seine Stimmung war damals eine ganz andere, als zur Zeit seines Aufenthalts in Bauerbach, und vielleicht wollte er sich seinen Freunden auch nicht vorstellen, so lange seine Lage noch immer so schwankend war. Wenigstens erwähnt er dieses Abstechers nicht in dem eben angeführten Briefe an Schwan vom 24. April, in welchem er doch einige andere Reisenotizen mittheilt. „Unsere Hierherreise," schreibt er, „war die fatalste, die man sich denken kann. Morast, Schnee und Gewässer waren die drei schlimmsten Feinde, die uns wechselsweise peinigten, und ob wir gleich von Vach an immer

[1] Der Verfasser der Lebensbeschreibung Schiller's in „Henning's deutschem Ehrentempel" versichert, „Schiller habe sich einige Zeit bei seinem Schwager Reinwald in Meiningen aufgehalten." Aber diese Biographie enthält viele Unrichtigkeiten.

zwei Vorspannpferde gebrauchen mußten, so wurde doch unsere Reise, die Freitags geschlossen sein sollte, bis auf den Sonntag verzögert.“

Die bisher bekannt gewordenen Nachrichten über Schiller's Aufenthalt in Leipzig und bald nachher in Dresden, sind leider! so unzulänglich, daß wir uns von dieser Zeit seines Lebens am wenigsten ein bestimmtes, klares Bild entwerfen können. Wir müssen unsere Aufmerksamkeit hauptsächlich auf seine literarische Thätigkeit gerichtet haben, und uns nach dieser die Entwickelung seines Geistes zu deuten suchen.

Wenn wir nicht genau angeben können, wie sein äußeres Leben in Leipzig eingerichtet war, so wissen wir wenigstens, wie er vor hatte, es einzurichten, als er dahin abzureisen gedachte. In einem Briefe von Mannheim vom 15. März an Huber, führt er uns, nach seinem Ausdrucke, in das Innere seiner häuslichen Wünsche ein.

„Ich bin Willens,“ schreibt er[1], „bei meinem neuen Etablissement in Leipzig einem Fehler zuvorzukommen, der mir hier in Mannheim bisher sehr viel Unannehmlichkeit machte. Es ist dieser: meine eigene Oekonomie nicht mehr zu führen, und auch nicht mehr allein zu wohnen. Das erste ist schlechterdings meine Sache nicht. Es kostet mir weniger, eine ganze Verschwörung und Staatsaktion durchzuführen, als meine Wirthschaft; und Poesie, wissen Sie selbst, ist nirgends gefährlicher, als bei ökonomischen Rechnungen. Meine Seele wird getheilt, ich stürze aus meinen idealischen Welten, wenn mich ein zerrissener Strumpf an die wirkliche mahnt.“

„Fürs andere brauch' ich zu meiner geheimen Glückseligkeit einen rechten wahren Herzensfreund, der mir stets an der Hand ist, wie mein Engel; dem ich meine aufkeimenden Ideen in der Geburt mittheilen kann, nicht aber erst durch Briefe oder lange Besuche zutragen muß. Schon der nichts bedeutende Umstand, daß ich, wenn dieser Freund außer meinen vier Pfählen wohnt, die Straße passiren muß, um ihn zu erreichen, daß ich mich umkleiden muß u. dgl., tödtet den Genuß

[1] Schiller's Leben von Döring, S. 97 u. folg.

des Augenblicks, und die Gedankenreihe kann zerrissen sein, bis ich ihn habe."

„Sehen Sie, mein Bester, das sind nur Kleinigkeiten, aber Kleinigkeiten tragen oft die schwersten Gewichte im Verlauf unseres Lebens. Ich kenne mich besser, als vielleicht tausend andrer Mütter Söhne sich kennen; ich weiß, wie viel und oft wie wenig ich brauche, um ganz glücklich zu sein. Es fragt sich also: Kann ich in Leipzig diesen Herzenswunsch in Erfüllung bringen?"

„Wenn es möglich ist, daß ich eine Wohnung mit Ihnen beziehen kann, so sind alle meine Besorgnisse darüber gehoben. Ich bin kein schlimmer Nachbar, wie Sie sich vielleicht vorstellen möchten; um mich in einen andern zu schicken, habe ich Biegsamkeit genug, und auch hier und da etwas Geschick, wie Yorik sagt, ihn verbessern nnd aufheitern zu helfen. — Können Sie mir dann noch außerdem die Bekanntschaft von Leuten zu Wege bringen, die sich meiner kleinen Wirthschaft annehmen mögen, so ist Alles in Richtigkeit."

„Ich brauche nichts mehr als ein Schlafzimmer, das zugleich mein Arbeitszimmer sein kann, und dann ein Besuchzimmer. Mein nothwendiges Hausgeräth wäre eine gute Kommode, ein Schreibtisch, ein Bett und Sopha; dann ein Tisch und einige Sessel. Hab' ich dieses, so brauche ich zu meiner Bequemlichkeit nichts mehr."

„Parterre und unter dem Dache kann ich nicht wohnen, und dann möcht' ich auch durchaus nicht die Aussicht auf einen Kirchhof haben. Ich liebe die Menschen und also auch ihr Gedränge. — Wenn ich's nicht so veranstalten kann, daß wir (ich verstehe darunter das fünffache Kleeblatt) zusammen essen, so würde ich mich an die table d'hôte im Gasthofe engagiren, denn ich fastete lieber, als daß ich nicht in Gesellschaft (großer oder auserlesen guter) speis'te." —

„Ich schreibe Ihnen das Alles, liebster Freund, um Sie auf meinen närrischen Geschmack vorzubereiten, und Ihnen allenfalls Gelegenheit zu geben, hier oder dort einen Schritt zu meiner Einrichtung im Voraus zu thun. Meine Zumuthungen sind freilich verzweifelt naiv, aber Ihre Güte hat mich verwöhnt." —

Man sieht, Muth und Entschlossenheit belebten den jungen Herrn Rath, der nicht daran zweifelte, jetzt bald sein Glück in der Welt machen zu können. Von empfindsamer Sehnsucht nach einem Bauerbach'schen Stillleben war er wenigstens für den Augenblick ganz und gar gereinigt. Der erste Akt des Don Karlos war ja schon gedruckt, und die folgenden sproßten in seiner Seele. Es wächs't der Mensch mit seinen Thaten! — In wie weit er aber jene häuslichen Plane in Ausführung setzte, ist uns unbekannt. „Wie äußerlich arm er in Leipzig lebte," äußert sich ein unverdächtiger Zeuge[1], „aber auch wie innerlich reich und glücklich im Liebe-Geben und Empfangen, darüber hat mir der verstorbene Huber, den ich früher durch Briefwechsel, später persönlich kennen lernte, gar manches Schöne und Erfreuliche erzählt. — Während man den Dichter im Herzen trug, und ihm auf dem Papier einen Triumphbogen nach dem andern baute, lebte er in einem der kleinsten Studentenzimmer, und späterhin in Dresden in edler Armuth, die er auf die genialste Weise nicht bloß zu ertragen, sondern zu genießen wußte, innig froh der wiedererlangten Freiheit, der Freundschaft und der Poesie. Seit dem Beginn des Don Karlos war ein neues Leben in ihn gekommen, er sah hier eine Arbeit vor sich, die sein ganzes Gemüth befriedigend anregte" u. s. w.

Er war zur Meßzeit in Leipzig angekommen. Das Getümmel der Menschen, so viele ihm neue Gegenstände fesselten seine Aufmerksamkeit und beschäftigten seinen Geist. Er war ganz zufrieden. In dem schon mehrmal citirten Briefe an Schwan rühmt er sich nicht ohne einige Selbstgefälligkeit der unzähligen Bekanntschaften, die er in der ersten Woche seiner Anwesenheit in Leipzig schon gemacht habe; seine angenehmste Erholung sei, Richter's Kaffeehaus zu besuchen, wo sich die halbe Welt Leipzig's zusammen finde, und er seine Bekanntschaften mit Einheimischen und Fremden erweitere. Auch seien ihm von verschiedenen Orten sehr verführerische Einladungen nach Berlin und Dresden gemacht worden, denen er wohl

[1] In einem Aufsatze: „Zu Schiller's Bildungsgeschichte. Andeutungen von Schiller selbst, nebst Beiträgen zur Gesammtausgabe seiner Werke," Blätter für literarische Unterhaltung 1836, Nr. 285.

schwerlich werde widerstehen können. „Es ist so eine eigene Sache,“ fährt er fort, „mit einem schriftstellerischen Mann, mein Freund. Die wenigen Menschen von Werth und Bedeutung, die sich einem auf diese Veranlassung darbieten und deren Achtung einem Freude gewährt, werden nur allzusehr durch den fatalen Schwarm derjenigen aufgewogen, die wie Geschmeißfliegen um Schriftsteller herumsummen, einen wie ein Wunderthier angaffen, und sich obendrein gar, einiger vollgeklecksten Bogen wegen, zu Kollegen aufwerfen. Vielen wollt' es gar nicht in den Kopf, daß ein Mensch, der die Räuber gemacht hat, wie andere Muttersöhne aussehen solle. Wenigstens rund geschnittene Haare, Kourierstiefel und eine Hetzpeitsche hätte man erwartet.“ Zuletzt bemerkt er noch, daß viele Leipziger Familien den Sommer über auf den benachbarten Dörfern zu kampiren und das Land zu genießen pflegten; so werde auch er einige Monate in einem nahgelegenen Dorfe zubringen.

Der Kreis glücklicher Menschen, in den sich der beunruhigte, umhergeworfene Mann als Mitglied aufgenommen sah, mußte ihm für den Augenblick ein Gefühl der Sicherheit geben, daß er sich wohl mit dem Wahne täuschen konnte, schon in dem Hafen des Glückes angelangt zu sein, oder wenigstens jetzt bald und leicht einlaufen zu können. Diese Zuversicht konnte gesteigert werden durch den Zuspruch und die Hoffnungen, welche manche seiner Verehrer gutmüthig und unbesonnen in ihm rege machten. Auch wogte ja damals in seinem Busen die erhabene Begeisterung des Marquis Posa. Wer einen solchen sichern Schatz in der Fülle seines eigenen Geistes trägt, schmeichelt sich leicht mit der Hoffnung, auch sein äußeres Glück beherrschen zu können! Eine freudige Gemüthsstimmung, welche sich auf edle Freundschaft, auf sittliche Ideen und hohe Hoffnung gründete, mußte sich unter diesen Umständen der Seele unseres Schiller bemächtigen. Aus ihr entsprang das Lied an die Freude. Gedichtet wurde dasselbe in dem eine Viertelstunde von Leipzig liegenden Dorfe Gohlis, wohin ein sehr anmuthiger Spaziergang durch ein Wäldchen, das Rosenthal genannt, von Leipzig aus führt, und wo er einige angenehme Sommermonate verlebte.

Ohne Zweifel ist „dieser unsterbliche Rundgesang an die Freude, welcher mit den Riesenfittigen dithyrambischer Begeisterung alle Geister und alle Welten umarmt,“ ursprünglich nur für den kleinen Kreis der Edeln gedichtet, in welchen sich Schiller aufgenommen sah und in dem er sich so glücklich fühlte. Er ist die jubelnde Begrüßung des rosigen Morgenlichtes nach einer langen Nacht. Aber die rauhe, mühevolle Lebensbahn, auf welcher Schiller bisher gewandelt, hatte ihn noch ernster, inniger und tiefer gemacht, als er es schon von Natur aus war; die leichte, gedankenleere Freude der Menge konnte ihm unmöglich genügen, der in allen Dingen nach dem tiefern, innern Gehalte und der höhern Beziehung fragte. So entstand denn jetzt, wo er sich dem geselligen Leben wieder hingeben durfte, ein Streben in ihm, welches er erst später, vom Jahre 1802 an, in Weimar wieder aufgriff und mit Bewußtsein verfolgte, nämlich den *gesellschaftlichen Gesängen einen höhern Text unterzulegen*, und hierdurch die gesellschaftliche Unterhaltung überhaupt zu veredeln[1]. In diesem Sinne ist das hohe Lied an die Freude gedichtet, und von diesem Standpunkte aus muß es aufgefaßt werden. Es ist, als ob der Dichter uns sagen wollte, *wie man sich freuen solle*. Die Freude, ist der Ideengang, vereinigt brüderlich die durch Verhältnisse und Stand geschiedenen Menschen und führt uns zur allgemeinen Menschen- und Gottesliebe; aber auch schon den beglückt sie, welcher nur Eine Seele liebt; an die verschiedenartigsten Menschen und Wesen theilt sie geringere oder höhere Güter aus; sie erstreckt sich durch die materielle Welt, und zugleich durch das Ideenreich, indem sie sich der Wahrheit, der Tugend und dem Glauben verschwistert; sie macht uns wohlthätig und menschenfreundlich, und erweckt selbst beim Sinnengenuß und im rohen Menschen Milde, Heldenmuth und Dankbarkeit gegen Gott. So knüpft der Dichter die Freude an das Fernste und Höchste, gerade so wie er früher in seinen Liebes- und Freundschaftshymnen Liebe und Freundschaft universalisirte[2]. Doch sind

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 453.

[2] Siehe oben Kapitel 8, Nr. 4.

diese höchsten, alles umfassenden Ideen, welche das Gedicht tragen, dadurch in hohem Grade belebt und veranschaulicht, daß sie einem Bunde von Freunden in den Mund gelegt werden, welche wir sich umarmen und spenden, welche wir singen und in den letzten Strophen sich zu allem Herrlichen, was diese Freude anregt, ermuntern sehen und hören. Dazu kommt der Chor, welcher in dieses lebensvolle Gemälde begeistert sprechender und handelnder Menschen, wie der Chor in die antike Tragödie, eintritt, bald verallgemeinend, bald tröstend, bald bekräftigend, und immer die Ideen und Gefühle der Festfeiernden zum Höchsten hinwendend. Deßwegen ist diese Ode auch kein bloßes Lehrgedicht, wie Jean Paul will, sondern es ist ein dramatisch-rhetorisches Gemälde. Schiller will über diese Ideen, von denen er durchglüht ist, nicht allein belehren, aber er will sie auch nicht allein darstellen, sondern er will sie befolgt wissen. Dieses praktische Interesse gibt dem Gedicht einen überwiegend rhetorischen Charakter, wie er sich z. B. auch im Don Karlos findet. Dabei ist aber auch in diesem Gesang das den Dichter überwältigende Gefühl unverkennbar, daß alles Gute im Leben nur in der Freude gedeihen könne: wer hatte das Gegentheil herber an sich sebst erfahren!

Noch bedeutungsloser scheint Jean Paul's Behauptung, daß dieses angebliche Lehrgedicht kein Singgedicht sein könne. Es wird ja jetzt noch häufig und gerne gesungen, „die frische Sprache, die kräftige Gesinnung haben es zum geselligen Volksliede gemacht[1]"; aber zur Zeit, als es gedichtet wurde, „machte es, wie uns ein zuverläßiger Zeuge versichert[2], gewöhnlich den Schluß jeder fröhlichen, sinnigen oder phantastisch aufgeregten Mitternachtsgesellschaft, und der Champagner mischte sich gerne mit der trunkenen Begeisterung des Gedichtes." Gewiß ist das Lied mit Ideen überladen, — es umfaßt die ganze Moral des Dichters, ja noch mehr als diese — aber gewiß auch verfehlt es bei Singenden von einiger Empfänglichkeit

[1] Deutsche Dichter von Götzinger, Th. 2, S. 363.

[2] Der Verfasser des angeführten Aufsatzes in den Blättern für literarische Unterhaltung 1836, Nr. 285.

die hohe Absicht seines Verfassers nicht. Ich möchte in dieser Beziehung sogar die getadelten Verse:

> Dieses Glas dem guten Geist
> Ueber'm Sternenzelt dort oben!

in Schutz nehmen. Mehr ist unser plattes, gemeines geselliges Leben anzuklagen, welches auch nicht Eine Form für sittliche oder religiöse Erhebung bei geselliger Freude besitzt, als der Dichter, der einen eingeführten niedrigern Gebrauch zu veredeln und zum Symbol eines religiösen Gefühls zu machen suchte. Deß sollten wir ihm Dank wissen. Wir aber haben unsere Frömmigkeit von unsern Vergnügungen weg in die Kirche gewiesen. Aber sowohl unsere Vergnügungen, als unsere Frömmigkeit sind auch darnach.

Uebrigens vergegenwärtigt uns die Ode sowohl ihres Verfassers innige Empfindung für die sympathetischen Neigungen als seinen stolzen, freien Sinn, also sein ganzes sittliches Ueberzeugungsgefühl. Die letzte, später unterdrückte Strophe begann mit den Zeilen:

> „Rettung von Tyrannenketten,
> Großmuth auch dem Bösewicht" u. s. w.

Wie das Christenthum, predigt dieses sittlich-religiöse Gesellschaftslied eine auf allgemeine Menschenliebe gegründete Weltreligion. Deßhalb soll die Freude die willkührlichen Konvenienzen unter den Menschen vertilgen, was gegen das Ende der Vorlesung über die Würde des Theaters vom Schauspiel gerühmt wird[1]. Die Verse hießen in der ersten Ausgabe:

> „Deine Zauber binden wieder,
> Was der Mode Schwert getheilt,
> Bettler werden Fürstenbrüder
> Wo dein sanfter Flügel weilt."

Ueberall suchte der Dichter den reinen Menschen aus dem geschichtlichen Menschen wieder herzustellen.

Sein erhöhtes Selbstgefühl zeigte sich nicht allein in der Dichtung, sondern auch im Leben. Die Zuversicht zu einer gesicherten äußern Existenz war so fest in ihm, daß er gleich

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 715.

nach seiner Ankunft in Leipzig in einem Briefe, aus dem wir schon Einiges mitgetheilt haben[1], bei seinem Freunde Schwan um die Hand seiner Tochter Margaretha anhielt. Schon ein Jahr beschäftige ihn dieser Gedanke[2], umsonst habe er seine Liebe zu bekämpfen gesucht; dem Herzog von Weimar habe er zuerst diesen Wunsch eröffnet. „Dessen zuvorkommende Güte und die Erklärung, daß er an anderm Glücke Antheil nehme, brachten mich dahin ihm zu gestehen, daß dieses Glück auf einer Verbindung mit Ihrer edeln Tochter beruhe, und er freute sich meiner Wahl. Ich darf hoffen, daß er mehr handeln wird, wenn es darauf ankommt, durch diese Verbindung mein Glück zu vollenden." Seine äußere Existenz dachte er sich dadurch zu gründen, daß er wieder zu seiner Medizin zurückkehrte, damit er seiner Lieblingsneigung nur zum Vergnügen nachhängen könne; mit aller Anstrengung des Geistes wolle er dem gewissen Ziele engegensteuern, der angenehmste Wunsch seines Herzens werde seinen Eifer unterstützen. Noch zwei Jahre, meint er, und sein ganzes Glück werde entschieden sein.

Die jungen Leute selbst schienen unter sich einig zu sein. Margaretha hatte ihrem Geliebten bei seiner Abreise ein schönes Andenken mitgegeben, und ein Briefwechsel war verabredet worden. Aber der Vater gab, ohne auf den Wunsch seiner Tochter Rücksicht zu nehmen, eine abschlägige Antwort, unter dem Vorwande, daß Margaretha wegen der Eigenthümlichkeit ihres Charakters sich nicht zu Schiller passe. So löſ'te sich dieses Verhältniß. Eine freundschaftliche Verbindung mit Vater und Tochter bestand fort. „Glauben Sie mir," schreibt Schiller später (1788) an Schwan, „daß Ihr Gedächtniß auch in meinem Gemüthe unauslöschlich lebt, und nicht nöthig hat, durch den Schlendrian des Umgangs oder durch Versicherungsbriefe aufgefrischt zu werden." Schiller's Gemüth war zu tief, seine Einsicht in seine eigenen Verhältnisse zu klar, als daß er aus gereizter Empfindlichkeit das

[1] Schiller's auserlesene Briefe von Döring, f.

[2] Dieß kann nicht richtig sein. Obiger Brief ist am 24. April 1785 geschrieben, aber am 7. Juni 1784 hatte er noch um die Hand der Lottchen von Wolzogen angehalten.

Freundschaftsband mit einer Familie hätte zerreißen können, die ihm so werth war, und welcher er sich dankbar verpflichtet fühlte. Margaretha heirathete später einen andern Mann, und starb im sechsunddreißigsten Jahre an den Folgen einer Niederkunft.

Körner mit seiner jüngst angetrauten Frau und Huber zogen gegen Ende des Sommers 1785 nach Dresden, wo der erstere als Appellationsrath angestellt wurde. Schiller folgte ebendahin seinen theuern Freunden.

Er lebte daselbst vom Ende des Sommers 1785 bis zum Juli 1787. Auch hier brachte er wieder, wie in Leipzig, einige Zeit auf dem Lande zu. Bei dem Dorfe Loschwitz an der Elbe besaß Körner einen Weinberg mit einem angenehmen Wohnhause, wo Schiller im Familienkreise seines Freundes die schönsten Tage verlebte. Er vollendete hier seinen Don Karlos.

Die Nachrichten über Schiller's Aufenthalt in Dresden sind noch dürftiger, als über sein Leben in Leipzig. Briefe, die sicherste Quelle für die Lebensbeschreibung eines Schriftstellers, fehlen uns ganz in diesem Zeitraume. Allgemeine, halbpoetische Schilderungen, die man uns gibt, können uns nicht schadlos halten für bestimmte Thatsachen. Daß das Leben in einer anmuthigen Gegend und in einer schönen, durch Kunstsammlungen und wissenschaftliche Anstalten, durch den Zusammenfluß von Fremden aus allen Weltgegenden höchst interessanten Stadt eine sehr wünschenswerthe Sache war, glauben wir gerne; und daß der Umgang oder die Bekanntschaft mit Freunden, mit Gelehrten und Künstlern, mit höhern Staatsdienern, mit Männern und Frauen, Genuß, Anregung, neue Ansichten brachte, mögen wir nicht bezweifeln. Schiller erinnerte sich auch der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Dresden immer mit Vergnügen. Aber alles, was er außerhalb des engsten Kreises seiner Freunde erfuhr, konnte ihn doch wohl nicht ganz befriedigen: er mußte sich in diesem glänzenden oder behaglichen Leben glücklicher Menschen wie einen Durchreisenden ansehen. Und wie sein Fühlen, so war auch sein Denken der Welt, die ihn umwogte, nicht proportionirt.

Der selbstthätige, ideenreiche Geist ist häufig am wenigsten in der Fassung, fremde Gegenstände ungestört auf sich wirken, und sich von Andern belehren zu lassen. Schiller war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er sich der Außenwelt hätte hingeben können, und ihn interessirte ohne Zweifel das mehr, was die Dinge in ihm hervorbrachten, als diese Dinge selbst. Der Umgang mit Künstlern und Künstlerinnen z. B., so wie die Kunstsammlungen in Mannheim und Dresden, scheinen keinen bedeutenden Gewinn zurückgelassen zu haben; noch im Jahre 1803 sprach er sich selbst das Interesse und den Sinn für die bildende Kunst ab [1]. Er war einmal nicht für das Anschauliche gemacht. Seinen Freund Körner, diesen redlichen, treuen und klaren Mann, trug er auf jeden Fall als die beste Ausbeute seines Dresdener Lebens davon — einen Menschen, mit dem Schiller sich nicht allein durch ähnliche Ansichten und Bemühungen verbunden fühlte, sondern welcher auch fortwährend einen lautern und wahren Antheil an des Freundes Person und Schicksal nahm. Körner's Einwirkungen waren sicher auch die eindringlichsten. Selbst das Heterogene konnte unserm Schiller durch die Liebe vermittelt werden. — In einem später geschriebenen Briefe schildert er uns seinen Freund durch folgende Worte [2]: „Es ist kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klang überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte.“ Was uns Körner schriftlich hinterlassen hat, spricht für die Wahrheit dieser Angaben. In einem nachfolgenden Briefe fügt er bei, Körner sei ein solcher Freund, auf den er sich ganz verlassen könne. „Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in der Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und einer solchen instinktartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 449.

[2] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 320.

aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden Anderer, und ein ängstliches für sich selbst. Freier als er von Anmaßung ist Niemand, aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm die so nöthige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben [1]." Welch ein unendlicher Gewinn war der Besitz eines solchen Freundes!

An jenes unbefriedigte Gefühl, von welchem wir eben gesprochen haben, grenzen zwei bedeutende Gedichte: „Die Freigeisterei der Leidenschaft, als Laura vermählt war im Jahr 1782," und „die Resignation, eine Phantasie." Beide erschienen zuerst im zweiten Hefte der Rheinischen Thalia, mit der Ode an die Freude. Sie sind mit dem Buchstaben Y unterzeichnet, gleichsam als gehörten sie den Zeiten der Anthologie an, und es ist dem ersten dieser Gedichte unter dem Text folgende Anmerkung beigefügt: „Ich habe um so weniger Anstand genommen, die zwei folgenden Gedichte hier aufzunehmen, da ich von jedem Leser erwarten kann, er werde so billig sein, eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzusehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatischen Dichter aussehen, dessen Intrigue selten ohne einen Bösewicht fortgeführt werden kann, und Milton und Klopstock müßten um so schlechtere Menschen sein, je besser ihnen ihre Teufel glückten."

Seit Schiller Rath geworden war und in dem bürgerlichen Leben eine feste Stellung zu gewinnen suchte, trat er behutsamer mit seinen Ansichten hervor. Wir brauchen es nicht weitläufig darzuthun, daß die Freigeisterei der Leidenschaft nicht auf jene Stuttgarter Laura gehen kann, für welche er nur kurze Zeit exaltirt war, und in dem bedrängten Jahr 1782, wo ihm ganz andere Arbeiten und Mühen vorlagen, nicht gedichtet sein konnte. Ich beziehe beide Gedichte auf die tragische Stimmung, welche das gewaltsam durchschnittene Verhältniß mit Margaretha Schwan in dem Herzen des

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen S. 334.

Dichters zurückließ. In dem Lied an die Freude hatte er eine bessere Lage, die sich ihm zu zeigen schien, wenn auch noch mit beklommenem Herzen willkommen geheißen — hier spricht er, als er sich jetzt von dem Ziel seiner Wünsche wieder verschlagen sah, seines Herzens Trauer aus, die sich nach seiner Natur in ihm verallgemeinern und ideal gestalten mußte.

In der Freigeisterei der Leidenschaft, von welchem Klagegesang in unsern jetzigen Ausgaben das Gedicht, der Kampf, nur die ersten Strophen enthält, ist die Situation angenommen, daß die Geliebte des Dichters sich mit einem andern Mann vermählt habe, den sie nicht liebt, und daß sie nun, von der treuen Liebe des Zurückgesetzten und ihrem eigenen Unglück überwältigt, in einer unbewachten Stunde dem Entsagenden durch Kuß und Umarmung ihre liebende Empfindung verrieth. Dieses Augenblickes noch voll, und voll der süßesten Hoffnung weis't der Erhörte in dem Konflikt von Glück und Recht alles zurück, was ihn an der Erreichung seines Glückes hindern kann, so wie Don Karlos im Drama die eingeführten Ehegesetze nicht anerkennt, welche ihm das Weib entrissen haben, das von der Natur und dem Himmel ihm bestimmt ist. Seine Laura, sagt der Dichter, sei ihm nur durch Unrecht entrissen; so wahr Gott ein allgütiges Wesen sei, könne derselbe an qualvoller Entsagung seiner Geschöpfe keine Freude haben. Dieselbe Idee also, welche in der Liebe des Don Karlos zu Elisabeth dramatisch dargestellt wird, findet sich hier lyrisch behandelt. Der allgemeine Gegensatz, welcher beinahe alle Gedichte Schillers der ersten Periode trägt, wird hier gegen die Ehe gewandt, welche nach des Dichters vorausgesetzter Ansicht bei nicht vorhandener Liebe des einen Theils, der Vernunftidee nach, ungültig ist. Der Leser wird in folgenden, später unterdrückten Strophen diesen, der eingeführten Ordnung sich widerstemmenden Geist nicht verkennen:

„Woher dieß Zittern, dieß unnennbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut.

O zittre nicht — Du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das Du vor dem Altar verloren,
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch Dich band.
Die Vorsicht kann den überflüssigen Geist entrathen,
Für den sie keine Seligkeit empfand.

Getrennt von Dir — warum bin ich geworden?
Weil Du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
Und flüchte sich vor seines Wurmes Spott.

Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wütherich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollten meine Qualen nur belohnen,
Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherst du mit deinen Paradiesen?
Mit meinen Thränen machst du dich bezahlt?

Besticht man dich mit blutendem Entsagen?
Durch eine Hölle nur
Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenthräne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin!"

Hatte früher der Dichter das Glück als eine Eigenschaft der Seele betrachtet [1], so liegt in diesem Gedichte die Anerkenntniß ausgesprochen, daß dasselbe ein außerhalb der Tugend des Menschen liegendes Gut sei, und er behauptet, daß

[1] Siehe oben Kapitel 5, S. 54.

er nur ersonnene Pflichten verletze, wenn er nach jenem Glücke lange. Nur einen „übereilten Eid" widerruft er, nur einen schrecklichen Vertrag, den er in unbesonnenem sittlichem Enthusiasmus mit der Tugend geschlossen, als er seiner Laura entsagte. Dessen ungeachtet ist in dem Gedichte keine Versöhnung: in der Wonnetrunkenheit verschmerzt er nur seinen „tiefen Fall", und sein Glück nennt er ein Verbrechen. Daher schickte er in der Thalia noch ein zweites Gedicht nach, die Resignation, in welchem diese Dissonanzen so weit aufgelös't sind, als es möglich ist. Dieß Gedicht ist Schiller's, mit tiefstem Gefühle ausgesprochenes Glaubensbekenntniß, es ist die Gesammterfahrung seines bedrängten Lebens. Früher glaubte er des äußern Glückes nicht zu bedürfen, es sich machen, es erstürmen zu können. Jetzt, nach den herbsten Erfahrungen, beklagt er die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur, welche Glück und Tugend, Genuß und Glaube, Reales und Ideales nicht mit einander zu verbinden vermöge, so daß der Mensch sich entweder für das Eine oder für das Andere entscheiden müsse. Auf diesem hier zuerst hervorbrechenden Ueberzeugungsgefühl wuchs seine ganze spätere Lebensansicht empor. Hatte er bisher seine Angriffe nur gegen die Mißbräuche der Gesellschaft gerichtet, als der gemeinschaftlichen Quelle aller Uebel, so gewahrte er nun, daß in der Natureinrichtung selbst ein ursprünglicher Riß und Mißstand sei. Der ideal strebende Mensch muß den Freuden des Lebens entsagen, und hat für seine Entbehrungen — auch keinen zukünftigen Ersatz zu erwarten. Es gibt keine höhere vergeltende Gerechtigkeit, schon deßwegen, weil es jenseits keine sinnlichen Freuden mehr geben kann. Diese Ideen hat der Dichter an die Leiden eines Individuums geknüpft, in welchem jeder sinnige Leser das Lebensschicksal des Verfassers deutlich genug angedeutet finden wird. Wie in dem Gedichte an die Freude der Sänger das Glück bewillkommt, so nimmt er hier nach kurzer Selbsttäuschung schon wieder Abschied von ihm.

Diese drei Gedichte, das Lied an die Freude, die Freigeisterei aus Leidenschaft und die Resignation, welche alle drei das Glück entweder an und für sich, oder in seinem Widerstreit mit dem Recht und der Sittlichkeit zum Gegenstand

haben, gehören zu dem Mächtigsten, Ergreifendsten, was Schiller gedichtet hat. Die Gedichte der dritten Periode sind gegen diese immer grünen Zweige der unmittelbaren, wahrsten Empfindung meistens minder frisch und blätterreich. Denken und Fühlen gehen hier noch in Eins auf. Sie fanden auch einen solchen ungeheuern Beifall, daß sie noch vor dem Druck in hundert Abschriften in Deutschland umhergingen, und daß es bald weder ihres Druckes, noch der Abschriften bedurfte, so tief hatten sie sich in das Herz und das Gedächtniß der deutschen Jugend geprägt! Vergebens mühte sich die nüchterne Kritik des Tages ab, die Flammen zu löschen, die sie angefacht hatten.

Von geringerm Belang ist der in dieser Zeit gedichtete Menschenfeind, oder, wie dieses Fragment im eilften Hefte der Neuen Thalia (1790) benannt ist, der versöhnte Menschenfeind. Schiller selbst schreibt 1789 von Jena aus über diese dramatischen Scenen[1]: „Da ich diese Zeit her alles Interesse an Arbeiten verloren, die nicht durch sich selbst es erzwingen, so bin ich darauf verfallen, ein altes Schauspiel wieder hervorzusuchen, wovon schon vor drei Jahren Scenen fertig waren. Die Scenen mißfielen mir, aber ich habe eine davon mit vielem Glücke retouchirt. In der Thalia wirst Du sie lesen, oder auch hier im Manuskripte." Diese umgearbeitete Scene ist vermuthlich das letzte Gespräch zwischen Hutten und seiner Tochter Angelika im Park; wenigstens bildete sich die hier vorgetragene Idee, daß die äußere Welt dem Menschen nur das gebe, was er vorher in sie getragen, erst später unter dem Einfluß des Kriticismus mit dieser Strenge in Schiller aus. Wenn wir nun erwägen, daß der hier vorgeführte Menschenfeind Hutten mit der zartesten, innigsten Liebe die Natur umschließt, aus deren ungetrübtem Spiegel ihm überall das Bild des göttlichen Geistes entgegentritt, — daß er nicht den Menschen im Allgemeinen, sondern die Menschen haßt, welche seinem liebenden, von allem Guten und Schönen überfließenden Herzen so tiefe Wunden schlugen: so ist uns das Original zu einem solchen Charakter nicht unbekannt. Schiller

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 2, S. 62 f.

Indem wir diesen ganzen fremdartigen Stoff hier absondern und in den Herbst 1786 den Grenzpfahl stecken, sehen wir die ganze erste Periode durchgängig unter sittlich-poetischen Ideen stehen, indem hier auch des Dichters Denken immer nur in dieser Sphäre erscheint. Von den philosophischen Briefen an weicht das poetische Interesse dem wissenschaftlichen, und wir treten auf eines andern Herrn benachbartes Gebiet. Wie ist nun dieß Hochland beschaffen, welches den Horizont der poetischen Landschaft begrenzt und von dem wir jenseits auf einigen Abdachungen in die Ebene der Prosa hinabsteigen werden? Das muß uns eine Charakteristik des Don Karlos lehren.

Dieß Drama ward in Dresden nicht allein beendigt, so daß es im Jahr 1787 in Leipzig vollständig erscheinen konnte, sondern die bisher schon in die Rheinische Thalia eingerückten Akte wurden auch bedeutend abgeändert. Bis zum achten Auftritt des dritten Aktes, bis dahin, wo der Marquis Posa sich der Handlung bemächtigt, erschien nämlich das Stück zerstückelt und zerstreut in den vier ersten Heften dieser Zeitschrift.

Es möchte höchst interessant und belehrend sein, diese drei Akte mit dem jetzigen Texte im Einzelnen zu vergleichen, und sie müßten in einer guten Gesammtausgabe der Werke Schiller's zum Behufe dieser Vergleichung vollständig mit abgedruckt werden. Sie unterscheiden sich von der jetzigen Ausgabe schon beim ersten Anblick durch ihre unmäßige Breite. Wieland sagt mit Recht[1]: „Das größte Stück des Sophokles hat kaum so viel Verse, als des Don Karlos erster Akt." Der Verfasser hätte hier so viel zu sagen, daß er sich unmöglich durch das Theaterbedürfniß, oder durch hergebrachte dramatische Ansichten beschränken lassen konnte! Er äußert sich daher auch selbst in einer Anmerkung im dritten Hefte der Thalia, Don Karlos sei kein Theaterstück, die dramatische Einkleidung sei von einem weit allgemeinern Umfang, als die theatralische Dichtkunst, und man würde der Poesie eine große Provinz entreißen, wenn man den handelnden Dialog auf die Gesetze

[1] Wieland's Leben von Gruber, Th. 4, S. 221 im 53. Theil seiner sämmtlichen Werke (Leipz. 1828).

der Schaubühne beschränken wollte. Auch in ihrer nachherigen Bearbeitung hielt Schiller diese Tragödie in theatralischer Hinsicht für verfehlt[1].

Eine beiläufige Ursache dieser Breite waren auch die Jamben, welche er nach dem Vorgange Lessing's in seinem Nathan und auf den Ausspruch Wieland's hin, daß ein vollkommenes Drama in Versen geschrieben sein müsse[2], — noch mehr aber aus innerm Drange, für sein Gemälde gewählt hatte. Es war dieß ein glücklicher Griff, welcher für die dramatische Kunst in Deutschland entscheidend wurde, wie denn auch Göthe in seiner Iphigenia alsbald seinem Beispiele folgte. Schiller, welcher damals seit zwei Jahren nichts mehr in gebundener Rede gedichtet hatte, mochte sich, um in diesem Drama seinem poetischen Triebe vollständig zu genügen, gedrungen fühlen, den dramatischen Dialog auch nach den Gesetzen des Rhythmus zu gestalten, für welchen er ein so äußerst empfängliches und feines Gefühl hatte. Die Jamben wurden alsbald der sprachliche Ausdruck seiner Gemüthlichkeit. Die sanften Regungen seines Herzens fanden in ihnen eine Form, in welcher sie sich bequem in alle Theile der Dichtung ausbreiten konnten, und der ungestüme Heroismus seiner Seele wurde durch diese rhythmische Form gemäßigt, welche alles Rohe und Widerliche abwies. Da er aber des neuen Versmaßes noch nicht sogleich Herr war, so konnte es in Don Karlos an manchen unbedeutenden, ja beinahe nichtssagenden Versen und Halbversen nicht fehlen, welche nur die Geltung haben, das Metrum nothdürftig auszufüllen.

Unsere jetzige Ausgabe enthält bis zur siebenten Scene des dritten Aktes beinahe nur halb so viele Jamben, als die Thalia. Manche rhetorische Ausführungen, Reflexionen, Uebertreibungen der Leidenschaften, Rohheiten, besonders aber viele Angriffe sind weggelassen, ganze Scenen sind gestrichen, z. B. im zweiten Akte ein Monolog der Prinzessin Eboli, in welchem ihre Hingabe an den König trefflich motivirt wird[3].

[1] Schiller's auserlesene Briefe von Döring, S. 87.

[2] Rheinische Thalia, Heft 1, S. 99.

[3] Ebendaselbst, Heft 3, S. 67.

Der selbstthätige, ideenreiche Geist ist häufig am wenigsten in der Fassung, fremde Gegenstände ungestört auf sich wirken, und sich von Andern belehren zu lassen. Schiller war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, als daß er sich der Außenwelt hätte hingeben können, und ihn interessirte ohne Zweifel das mehr, was die Dinge in ihm hervorbrachten, als diese Dinge selbst. Der Umgang mit Künstlern und Künstlerinnen z. B., so wie die Kunstsammlungen in Mannheim und Dresden, scheinen keinen bedeutenden Gewinn zurückgelassen zu haben; noch im Jahre 1803 sprach er sich selbst das Interesse und den Sinn für die bildende Kunst ab [1]. Er war einmal nicht für das Anschauliche gemacht. Seinen Freund Körner, diesen redlichen, treuen und klaren Mann, trug er auf jeden Fall als die beste Ausbeute seines Dresdener Lebens davon — einen Menschen, mit dem Schiller sich nicht allein durch ähnliche Ansichten und Bemühungen verbunden fühlte, sondern welcher auch fortwährend einen lautern und wahren Antheil an des Freundes Person und Schicksal nahm. Körner's Einwirkungen waren sicher auch die eindringlichsten. Selbst das Heterogene konnte unserm Schiller durch die Liebe vermittelt werden. — In einem später geschriebenen Briefe schildert er uns seinen Freund durch folgende Worte [2]: „Es ist kein imposanter Charakter, aber desto haltbarer und zuverlässiger auf der Probe. Ich habe sein Herz noch nie auf einem falschen Klang überrascht; sein Verstand ist richtig, uneingenommen und kühn; in seinem ganzen Wesen ist eine schöne Mischung von Feuer und Kälte.“ Was uns Körner schriftlich hinterlassen hat, spricht für die Wahrheit dieser Angaben. In einem nachfolgenden Briefe fügt er bei, Körner sei ein solcher Freund, auf den er sich ganz verlassen könne. „Es ist selten, daß sich eine gewisse Freiheit in der Moralität und in der Beurtheilung fremder Handlungen oder Menschen mit dem zartesten moralischen Gefühl und einer solchen instinktartigen Herzensgüte verbindet, wie bei ihm. Er hat ein freies, kühnes und philosophisch

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 449.

[2] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 320.

aufgeklärtes Gewissen für die Tugenden Anderer, und ein ängstliches für sich selbst. Freier als er von Anmaßung ist Niemand, aber er braucht einen Freund, der ihn seinen eigenen Werth kennen lehrt, um ihm die so nöthige Zuversicht zu sich selbst, das, was die Freude am Leben und die Kraft zum Handeln ausmacht, zu geben [1]." Welch ein unendlicher Gewinn war der Besitz eines solchen Freundes!

An jenes unbefriedigte Gefühl, von welchem wir eben gesprochen haben, grenzen zwei bedeutende Gedichte: „Die Freigeisterei der Leidenschaft, als Laura vermählt war im Jahr 1782," und „die Resignation, eine Phantasie." Beide erschienen zuerst im zweiten Hefte der Rheinischen Thalia, mit der Ode an die Freude. Sie sind mit dem Buchstaben Y unterzeichnet, gleichsam als gehörten sie den Zeiten der Anthologie an, und es ist dem ersten dieser Gedichte unter dem Text folgende Anmerkung beigefügt: „Ich habe um so weniger Anstand genommen, die zwei folgenden Gedichte hier aufzunehmen, da ich von jedem Leser erwarten kann, er werde so billig sein, eine Aufwallung der Leidenschaft nicht für ein philosophisches System und die Verzweiflung eines erdichteten Liebhabers nicht für das Glaubensbekenntniß des Dichters anzusehen. Widrigenfalls möchte es übel um den dramatischen Dichter aussehen, dessen Intrigue selten ohne einen Bösewicht fortgeführt werden kann, und Milton und Klopstock müßten um so schlechtere Menschen sein, je besser ihnen ihre Teufel glückten."

Seit Schiller Rath geworden war und in dem bürgerlichen Leben eine feste Stellung zu gewinnen suchte, trat er behutsamer mit seinen Ansichten hervor. Wir brauchen es nicht weitläufig darzuthun, daß die Freigeisterei der Leidenschaft nicht auf jene Stuttgarter Laura gehen kann, für welche er nur kurze Zeit exaltirt war, und in dem bedrängten Jahr 1782, wo ihm ganz andere Arbeiten und Mühen vorlagen, nicht gedichtet sein konnte. Ich beziehe beide Gedichte auf die tragische Stimmung, welche das gewaltsam durchschnittene Verhältniß mit Margaretha Schwan in dem Herzen des

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen S. 334.

Dichters zurückließ. In dem Lied an die Freude hatte er eine bessere Lage, die sich ihm zu zeigen schien, wenn auch noch mit beklommenem Herzen willkommen geheißen — hier spricht er, als er sich jetzt von dem Ziel seiner Wünsche wieder verschlagen sah, seines Herzens Trauer aus, die sich nach seiner Natur in ihm verallgemeinern und ideal gestalten mußte.

In der Freigeisterei der Leidenschaft, von welchem Klagegesang in unsern jetzigen Ausgaben das Gedicht, der Kampf, nur die ersten Strophen enthält, ist die Situation angenommen, daß die Geliebte des Dichters sich mit einem andern Mann vermählt habe, den sie nicht liebt, und daß sie nun, von der treuen Liebe des Zurückgesetzten und ihrem eigenen Unglück überwältigt, in einer unbewachten Stunde dem Entsagenden durch Kuß und Umarmung ihre liebende Empfindung verrieth. Dieses Augenblickes noch voll, und voll der süßesten Hoffnung weis't der Erhörte in dem Konflikt von Glück und Recht alles zurück, was ihn an der Erreichung seines Glückes hindern kann, so wie Don Karlos im Drama die eingeführten Ehegesetze nicht anerkennt, welche ihm das Weib entrissen haben, das von der Natur und dem Himmel ihm bestimmt ist. Seine Laura, sagt der Dichter, sei ihm nur durch Unrecht entrissen; so wahr Gott ein allgütiges Wesen sei, könne derselbe an qualvoller Entsagung seiner Geschöpfe keine Freude haben. Dieselbe Idee also, welche in der Liebe des Don Karlos zu Elisabeth dramatisch dargestellt wird, findet sich hier lyrisch behandelt. Der allgemeine Gegensatz, welcher beinahe alle Gedichte Schillers der ersten Periode trägt, wird hier gegen die Ehe gewandt, welche nach des Dichters vorausgesetzter Ansicht bei nicht vorhandener Liebe des einen Theils, der Vernunftidee nach, ungültig ist. Der Leser wird in folgenden, später unterdrückten Strophen diesen, der eingeführten Ordnung sich widerstemmenden Geist nicht verkennen:

„Woher dieß Zittern, dieß unnennbare Entsetzen,
Wenn mich dein liebevoller Arm umschlang? —
Weil dich ein Eid, den auch schon Wallungen verletzen,
In fremde Fesseln zwang?

Weil ein Gebrauch, den die Gesetze heilig prägen,
Des Zufalls schwere Missethat geweiht?
Nein — unerschrocken trotz ich einem Bund entgegen,
Den die erröthende Natur bereut.

O zittre nicht — Du hast als Sünderin geschworen,
Ein Meineid ist der Reue fromme Pflicht.
Das Herz war mein, das Du vor dem Altar verloren,
Mit Menschenfreuden spielt der Himmel nicht.

Zum Kampf auf die Vernichtung sei er vorgeladen,
An den der feierliche Spruch Dich band.
Die Vorsicht kann den überflüssigen Geist entrathen,
Für den sie keine Seligkeit empfand.

Getrennt von Dir — warum bin ich geworden?
Weil Du bist, schuf mich Gott!
Er widerrufe, oder lerne Geister morden,
Und flüchte sich vor seines Wurmes Spott.

Sanftmüthigster der fühlenden Dämonen,
Zum Wütherich verzerrt dich Menschenwahn?
Dich sollten meine Qualen nur belohnen,
Und diesen Nero beten Geister an?

Dich hätten sie als den Allguten mir gepriesen,
Als Vater mir gemalt?
So wucherst du mit deinen Paradiesen?
Mit meinen Thränen machst du dich bezahlt?

Besticht man dich mit blutendem Entsagen?
Durch eine Hölle nur
Kannst du zu deinem Himmel eine Brücke schlagen?
Nur auf der Folter merkt dich die Natur?

O diesem Gott laßt unsre Tempel uns verschließen,
Kein Loblied feire ihn,
Und keine Freudenthräne soll ihm weiter fließen,
Er hat auf immer seinen Lohn dahin!"

Hatte früher der Dichter das Glück als eine Eigenschaft der Seele betrachtet [1], so liegt in diesem Gedichte die Anerkenntniß ausgesprochen, daß dasselbe ein außerhalb der Tugend des Menschen liegendes Gut sei, und er behauptet, daß

[1] Siehe oben Kapitel 5, S. 54.

er nur ersonnene Pflichten verletze, wenn er nach jenem Glücke lange. Nur einen „übereilten Eid" widerruft er, nur einen schrecklichen Vertrag, den er in unbesonnenem sittlichem Enthusiasmus mit der Tugend geschlossen, als er seiner Laura entsagte. Dessen ungeachtet ist in dem Gedichte keine Versöhnung: in der Wonnetrunkenheit verschmerzt er nur seinen „tiefen Fall", und sein Glück nennt er ein Verbrechen. Daher schickte er in der Thalia noch ein zweites Gedicht nach, die Resignation, in welchem diese Dissonanzen so weit aufgelös't sind, als es möglich ist. Dieß Gedicht ist Schiller's, mit tiefstem Gefühle ausgesprochenes Glaubensbekenntniß, es ist die Gesammterfahrung seines bedrängten Lebens. Früher glaubte er des äußern Glückes nicht zu bedürfen, es sich machen, es erstürmen zu können. Jetzt, nach den herbsten Erfahrungen, beklagt er die Unzulänglichkeit der menschlichen Natur, welche Glück und Tugend, Genuß und Glaube, Reales und Ideales nicht mit einander zu verbinden vermöge, so daß der Mensch sich entweder für das Eine oder für das Andere entscheiden müsse. Auf diesem hier zuerst hervorbrechenden Ueberzeugungsgefühl wuchs seine ganze spätere Lebensansicht empor. Hatte er bisher seine Angriffe nur gegen die Mißbräuche der Gesellschaft gerichtet, als der gemeinschaftlichen Quelle aller Uebel, so gewahrte er nun, daß in der Natureinrichtung selbst ein ursprünglicher Riß und Mißstand sei. Der ideal strebende Mensch muß den Freuden des Lebens entsagen, und hat für seine Entbehrungen — auch keinen zukünftigen Ersatz zu erwarten. Es gibt keine höhere vergeltende Gerechtigkeit, schon deßwegen, weil es jenseits keine sinnlichen Freuden mehr geben kann. Diese Ideen hat der Dichter an die Leiden eines Individuums geknüpft, in welchem jeder sinnige Leser das Lebensschicksal des Verfassers deutlich genug angedeutet finden wird. Wie in dem Gedichte an die Freude der Sänger das Glück bewillkommt, so nimmt er hier nach kurzer Selbsttäuschung schon wieder Abschied von ihm.

Diese drei Gedichte, das Lied an die Freude, die Freigeisterei aus Leidenschaft und die Resignation, welche alle drei das Glück entweder an und für sich, oder in seinem Widerstreit mit dem Recht und der Sittlichkeit zum Gegenstand

haben, gehören zu dem Mächtigsten, Ergreifendsten, was Schiller gedichtet hat. Die Gedichte der dritten Periode sind gegen diese immer grünen Zweige der unmittelbaren, wahrsten Empfindung meistens minder frisch und blätterreich. Denken und Fühlen gehen hier noch in Eins auf. Sie fanden auch einen solchen ungeheuern Beifall, daß sie noch vor dem Druck in hundert Abschriften in Deutschland umhergingen, und daß es bald weder ihres Druckes, noch der Abschriften bedurfte, so tief hatten sie sich in das Herz und das Gedächtniß der deutschen Jugend geprägt! Vergebens mühte sich die nüchterne Kritik des Tages ab, die Flammen zu löschen, die sie angefacht hatten.

Von geringerm Belang ist der in dieser Zeit gedichtete Menschenfeind, oder, wie dieses Fragment im eilften Hefte der Neuen Thalia (1790) benannt ist, der versöhnte Menschenfeind. Schiller selbst schreibt 1789 von Jena aus über diese dramatischen Scenen [1]: „Da ich diese Zeit her alles Interesse an Arbeiten verloren, die nicht durch sich selbst es erzwingen, so bin ich darauf verfallen, ein altes Schauspiel wieder hervorzusuchen, wovon schon vor drei Jahren Scenen fertig waren. Die Scenen mißfielen mir, aber ich habe eine davon mit vielem Glücke retouchirt. In der Thalia wirst Du sie lesen, oder auch hier im Manuskripte." Diese umgearbeitete Scene ist vermuthlich das letzte Gespräch zwischen Hutten und seiner Tochter Angelika im Park; wenigstens bildete sich die hier vorgetragene Idee, daß die äußere Welt dem Menschen nur das gebe, was er vorher in sie getragen, erst später unter dem Einfluß des Kriticismus mit dieser Strenge in Schiller aus. Wenn wir nun erwägen, daß der hier vorgeführte Menschenfeind Hutten mit der zartesten, innigsten Liebe die Natur umschließt, aus deren ungetrübtem Spiegel ihm überall das Bild des göttlichen Geistes entgegentritt, — daß er nicht den Menschen im Allgemeinen, sondern die Menschen haßt, welche seinem liebenden, von allem Guten und Schönen überfließenden Herzen so tiefe Wunden schlugen: so ist uns das Original zu einem solchen Charakter nicht unbekannt. Schiller

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 2, S. 62 f.

durfte sich nur manche erlebte Stimmungen in Mannheim und Bauerbach vergegenwärtigen, um ihn zu zeichnen. So ist auch diese Figur eine Seite von unserm Dichter selbst. Er erfüllte hier, wie auch sonst, was er in der Rezension über Bürger's Gedichte von jedem Poeten fordert, daß dieser nur aus der mäßigenden Erinnerung dessen, was er an sich erfahren habe, dichten solle, niemals aber im Augenblicke des herrschenden Affektes. Das Bruchstück liegt ganz in der moralisch-rhetorischen Manier, und läßt uns seine unterbliebene Vollendung wenig bedauern.

Zwanzigstes Kapitel.

Don Karlos. Schiller's Briefe über Don Karlos nach ihrem Inhalt. Bemerkung über die Tragödie im allgemeinen.

Das Hauptwerk, welches in Dresden zur Vollendung gedieh, war Don Karlos, mit welchem sich die erste Periode von Schiller's Leben ruhmvoll abschließt. Als in diesem kosmopolitischen Drama seine uns bekannten sittlichen Grundüberzeugungen zu ihrer Blüthenkrone sich entwickelt hatten, war sein poetisches Interesse, welches sich ganz aus sittlich-politischen Ideen nährte, erschöpft, und das spekulative Prinzip seines Geistes ergriff von nun an den Zügel seines Lebens. Es trat die zweite, die historisch-philosophische Periode ein, in welcher er sich in der wirklichen äußern Welt umsah und zugleich sich über die höchsten Lebensfragen wissenschaftlich zu verständigen suchte, bis er endlich nach erlangter Selbstläuterung zu einer gereiften Kunstdichtung in seinem letzten Lebensabschnitte zurückkehren konnte. Die philosophischen Briefe, der Geisterseher, und einige historische Arbeiten, die er meistens unmittelbar nach dem Don Karlos unternahm, gehören schon, als Vorläufer und Vorstudien seiner historischen Darstellungen und philosophischen Aufsätze, in den folgenden Lebensabschnitt, welchen die nächste Abtheilung dieser Schrift umfassen wird.

Indem wir diesen ganzen fremdartigen Stoff hier absondern und in den Herbst 1786 den Grenzpfahl stecken, sehen wir die ganze erste Periode durchgängig unter sittlich-poetischen Ideen stehen, indem hier auch des Dichters Denken immer nur in dieser Sphäre erscheint. Von den philosophischen Briefen an weicht das poetische Interesse dem wissenschaftlichen, und wir treten auf eines andern Herrn benachbartes Gebiet. Wie ist nun dieß Hochland beschaffen, welches den Horizont der poetischen Landschaft begrenzt und von dem wir jenseits auf einigen Abdachungen in die Ebene der Prosa hinabsteigen werden? Das muß uns eine Charakteristik des Don Karlos lehren.

Dieß Drama ward in Dresden nicht allein beendigt, so daß es im Jahr 1787 in Leipzig vollständig erscheinen konnte, sondern die bisher schon in die Rheinische Thalia eingerückten Akte wurden auch bedeutend abgeändert. Bis zum achten Auftritt des dritten Aktes, bis dahin, wo der Marquis Posa sich der Handlung bemächtigt, erschien nämlich das Stück zerstückelt und zerstreut in den vier ersten Heften dieser Zeitschrift.

Es möchte höchst interessant und belehrend sein, diese drei Akte mit dem jetzigen Texte im Einzelnen zu vergleichen, und sie müßten in einer guten Gesammtausgabe der Werke Schiller's zum Behufe dieser Vergleichung vollständig mit abgedruckt werden. Sie unterscheiden sich von der jetzigen Ausgabe schon beim ersten Anblick durch ihre unmäßige Breite. Wieland sagt mit Recht[1]: „Das größte Stück des Sophokles hat kaum so viel Verse, als des Don Karlos erster Akt." Der Verfasser hätte hier so viel zu sagen, daß er sich unmöglich durch das Theaterbedürfniß, oder durch hergebrachte dramatische Ansichten beschränken lassen konnte! Er äußert sich daher auch selbst in einer Anmerkung im dritten Hefte der Thalia, Don Karlos sei kein Theaterstück, die dramatische Einkleidung sei von einem weit allgemeinern Umfang, als die theatralische Dichtkunst, und man würde der Poesie eine große Provinz entreißen, wenn man den handelnden Dialog auf die Gesetze

[1] Wieland's Leben von Gruber, Th. 4, S. 221 im 53. Theil seiner sämmtlichen Werke (Leipz. 1828).

der Schaubühne beschränken wollte. Auch in ihrer nachherigen Bearbeitung hielt Schiller diese Tragödie in theatralischer Hinsicht für verfehlt [1].

Eine beiläufige Ursache dieser Breite waren auch die Jamben, welche er nach dem Vorgange Lessing's in seinem Nathan und auf den Ausspruch Wieland's hin, daß ein vollkommenes Drama in Versen geschrieben sein müsse [2], — noch mehr aber aus innerm Drange, für sein Gemälde gewählt hatte. Es war dieß ein glücklicher Griff, welcher für die dramatische Kunst in Deutschland entscheidend wurde, wie denn auch Göthe in seiner Iphigenia alsbald seinem Beispiele folgte. Schiller, welcher damals seit zwei Jahren nichts mehr in gebundener Rede gedichtet hatte, mochte sich, um in diesem Drama seinem poetischen Triebe vollständig zu genügen, gedrungen fühlen, den dramatischen Dialog auch nach den Gesetzen des Rhythmus zu gestalten, für welchen er ein so äußerst empfängliches und feines Gefühl hatte. Die Jamben wurden alsbald der sprachliche Ausdruck seiner Gemüthlichkeit. Die sanften Regungen seines Herzens fanden in ihnen eine Form, in welcher sie sich bequem in alle Theile der Dichtung ausbreiten konnten, und der ungestüme Heroismus seiner Seele wurde durch diese rhythmische Form gemäßigt, welche alles Rohe und Widerliche abwies. Da er aber des neuen Versmaßes noch nicht sogleich Herr war, so konnte es in Don Karlos an manchen unbedeutenden, ja beinahe nichtssagenden Versen und Halbversen nicht fehlen, welche nur die Geltung haben, das Metrum nothdürftig auszufüllen.

Unsere jetzige Ausgabe enthält bis zur siebenten Scene des dritten Aktes beinahe nur halb so viele Jamben, als die Thalia. Manche rhetorische Ausführungen, Reflexionen, Uebertreibungen der Leidenschaften, Rohheiten, besonders aber viele Angriffe sind weggelassen, ganze Scenen sind gestrichen, z. B. im zweiten Akte ein Monolog der Prinzessin Eboli, in welchem ihre Hingabe an den König trefflich motivirt wird [3].

[1] Schiller's auserlesene Briefe von Döring, S. 87.

[2] Rheinische Thalia, Heft 1, S. 99.

[3] Ebendaselbst, Heft 3, S. 67.

Auch manche einzelne schöne Züge und tiefe Gedanken sind der Idee des Ganzen geopfert worden. So fährt Karlos z. B. nach dem Worte (Akt 1, Scene 2): „O, der Einfall war kindisch, aber göttlich schön; vorbei sind diese Träume“, in der Thalia mit den Versen fort:

„Ein verborgener Wurm
Frißt an dem Herzen dieser stolzen Staude;
Auf ewig ist ihr Wuchs dahin.“

Der Marquis sagt in seiner Unterredung mit Karlos in dem Karthäuserkloster zur Charakterisirung der Tugend der Eboli:

„Nur kleine Seelen knieen vor der Regel,
Die große Seele kennt sie nicht.“

Karlos spricht von seinem Vater in jener Unterredung, in welcher er ihn mit sich versöhnen will:

„Sein Aug' ist trocken, ihn gebar kein Weib.
Was Wollust aus der Marter preßt, was selbst
Den Kummer neidenswürdig macht, den Menschen
Noch einmal an den Himmel knüpft, und Engel
Zur Sterblichkeit herunter locken könnte,
Des Weinens süße Freuden, kennt er nicht;“

und bald darauf sagt Karlos zu dem König, der gegen ihn selbst, sein eigenes Kind, erzürnt ist, die schönen Worte:

„Was trennt uns noch? O eilen Sie, es mir
Zu nennen! — Welche traurige Gewalt
Treibt der Natur noch nie verirrte Wellen
So seltsam gegen ihren Strom?“

Solche bedeutungsvolle Aussprüche dürfen bei Kunstwerken, deren Werth mehr in dem Inhalt, als in der Form, und mehr im Einzelnen, als im wohlgeordneten Ganzen besteht, nicht unbeachtet gelassen werden.

Manche Stellen in unserer jetzigen Ausgabe sind nicht recht verständlich oder doch räthselhaft und anstößig, weil sie sich auf etwas jetzt Ausgelassenes beziehen. Wir brauchen aber nicht bei solchen Einzelnheiten stehen zu bleiben: der Geist des Ganzen ist durch die neue Ueberarbeitung sehr verändert. Die erste Anlage ist unbeholfener, ungemessen in

Inhalt und Ausdruck, sie ist aber auch jugendlicher, frischer, kühner, charakteristischer, die kecke Polemik hat etwas Pikantes, und was wir uns jetzt häufig hinzudenken, was wir errathen müssen, ist im frühern Texte meistens ausführlich dargestellt. Das Ganze hängt in seinen Tugenden und Fehlern inniger mit den ersten drei Dramen zusammen, und offenbart den Geist des Dichters bei weitem ächter, als die nachherige gereinigte und abgekürzte Ausgabe. Besonders scheint der spanische Prinz durch seine Wiedergeburt zwar manierlicher, aber auch unbedeutender geworden zu sein. Er ist in der Thalia wohl excentrischer und leidenschaftlicher, dafür aber auch entschiedener und stolzer; die spätere Kritik hat ihm mit seinen Mängeln auch seine Vorzüge genommen, und ihm gar wenig übrig gelassen. Seine Erbitterung in der Thalia gegen seinen Vater und dessen Kreaturen, die Heftigkeit, mit welcher er sich gegen das Hof- und Mönchswesen ausläßt, passen ganz zu seiner Lage. Nur die häufige Erwähnung seiner Ahnen, seiner Erstgeburt, gehört nicht recht in sein Gedankensystem; und wenn er in der ersten Zusammenkunft zur Königin spricht:

> „Ich bin Fürst,
> Der Erbprinz Spaniens, der einz'ge Sohn
> Des Mächtigsten auf dieser Hemisphäre — —
> Was müssen sei, erfuhr der Knabe nie,
> Wird sich der Jüngling an das Wort gewöhnen?"

so hat er ganz vergessen, was er dem Marquis von seiner „viehischen Erziehung" (Akt 1, Scene 2) erzählt hat. Der Prinz repräsentirt in der Thalia einen edlen Fürstenstolz, wie sein Freund den hohen Bürgerstolz darstellt. Der Stolz war in unserm Dichter eine so vorherrschende Empfindung, daß er ihn überall an werthe Personen austheilte. Der Page Henarez, welcher der Fürstin Eboli die süße Botschaft von Karlos bringt, weis't das mit Brillanten besetzte Wehrgehänge zurück, womit sie ihn beschenken will und belohnt sich kühn — mit einem Kuß, was die Eboli eben so gut charakterisirt, als es diesen Pagen zu einem ächten Schiller's-jungen stempelt[1].

[1] Rheinische Thalia, Heft 3, S. 32.

Nach diesen vorläufigen Angaben werde ich demnächst, mich an frühere Andeutungen anlehnend, die Stellung des Don Karlos zu den bisherigen Dramen unseres Dichters kurz anzugeben haben. In den Räubern, im Fiesko und in Kabale und Liebe ist, wie ich bewiesen habe, eine aus dem sittlichen Unmuthe des jugendlichen Schiller hervorgehende, nur verschieden modifizirte Auflehnung gegen das Bestehende die gemeinschaftliche Idee[1]. Don Karlos liegt ganz und gar in derselben Richtung, und darf von den früheren Dramen durchaus nicht getrennt und in eine andere Periode gesetzt werden. Er verhält sich nämlich zu jenen, wie das Ziel zum Weg. Eine ethische Gedankenbildung ist in den frühern Stücken eingeleitet und fortgeführt, im Don Karlos aber vollendet und abgeschlossen. In jenen nämlich wird niedergerissen und weggeräumt, in diesem soll das neue Gebäude des menschlichen Daseins gegründet und aufgeführt werden. Dort ist ein Kampf gegen bestehende Verhältnisse, hier ein Kampf für bestimmte Ideen. Die drei ersten Trauerspiele haben daher einen negirenden, polemischen, das vierte hat einen affirmirenden, positiven Charakter; jene sind revolutionär, dieses konstitutiv; aber alle sind nach Einem ethischen Vorurtheil geschrieben. Was er nicht will, hat der Dichter zuerst mit blutendem Herzen in mehrern Weisen auseinandergesetzt, und dann, was er will, mit befreiter, begeisterter Seele in Ein großes Gemälde zusammengefaßt.

Wegen dieses verschiedenen Charakters des Don Karlos von seinen Vorgängern und wegen der entgegengesetzten Stimmung, in der sie gedichtet sind, ist auch der Eindruck so

[1] Dieß ist längst anerkannt. „In den Räubern lief Schiller einen poetischen Sturm gegen die bürgerliche Ordnung." Ueber Schiller's Genie und Schriften, in der Leipziger Literaturzeitung 1805, Nr. 92. Dieser Aufsatz wäre in jeder Beziehung vortrefflich, wenn es dem geistreichen und sachvertrauten Verfasser in manchen Hauptpunkten nicht an Klarheit gefehlt hätte. Ich führe nur ein Beispiel an. Weil den Schiller'schen Dramen „eine allgemeine Ansicht des menschlichen Lebens" — „ein philosophischer Ueberblick des ganzen menschlichen Lebens" zu Grunde liegt, deßwegen, wird geschlossen, sind sie Schicksalstragödien. Dieser letztere Satz folgt aber aus jenem erstern gar nicht und ist auch, wie ich unten zeigen werde, in Bezug auf alle Dramen der ersten Periode durchaus unrichtig.

unendlich verschieden, den sie auf den Leser machen. Die drei negirenden Tragödien zerreißen unser Herz, und lassen, trotz ihres moralischen Ausganges, in unserm sittlichen Gefühl eine schmerzhafte Wunde zurück; Karlos dagegen zaubert uns in eine höhere Ordnung der Dinge, in ein Erdenparadies der Bruderliebe und der Bürgerfreiheit, dessen Vorstellung immer auf unsere edelsten Kräfte eine wohlthätige und erhebende Wirkung haben wird, auch wenn der berechnende Verstand einen solchen höchst glücklichen und vernunftgemäßen Zustand der menschlichen Gesellschaft nur für einen schönen Traum halten sollte. Sittlich empfängliche, jugendlich frische Gemüther wird diese Tragödie unfehlbar immer ergreifen. Sie hat aber zwei naturgemäße Gegner: gemeine Erfahrungsmenschen, welche sie aus demselben Grunde tadeln, weßwegen junge Leute enthusiastisch für sie glühen, und strenge Kunstrichter, welche sich durch sittliche Ideen über die mannigfachen ästhetischen Gebrechen des Stückes nicht täuschen lassen. Ein allseitig motivirtes Urtheil wird sich von jener sittlichen Befangenheit, zeige sie sich nun lobpreisend oder wegwerfend, ferne zu halten wissen, andererseits wird dasselbe aber dem Antheil und der Neigung auch da, wo es sich ästhetisch nicht ganz befriedigt findet, noch einen Spielraum übrig lassen.

Mit dem bloßen Kampfe ist immer ein hartes, bitteres Gefühl verbunden, aber in dem Gemüth, welches sich zur Idee erhoben hat, waltet die begeisterte Liebe vor. Wenn wir bisher immer zwei sittliche Lebensgrundtriebe in Schiller unterschieden, von denen an den drei frühern Dramen beinahe nur der Eine Trieb, die Freiheitsliebe, sich bethätigte, so sehen wir an diesem Stücke beide Triebe einstimmig arbeiten, Schiller's hohen Freiheitssinn und seines Herzens schöne Menschlichkeit. Diese Tragödie hat treffliche, sich ergänzende Eltern: einen heroischen Vater und eine zärtlich liebende Mutter. Hierin steht bei aller sonstigen Verschiedenheit unser Drama doch noch den Räubern am nächsten. Denn in den Räubern ist nicht nur eine umfassendere Idee, als in den beiden andern polemischen Schauspielen, sondern auch mehr Totalität und Harmonie der sittlichen Kräfte, mehr Innigkeit und Wahrheit des Gefühls. Schiller's mannigfache und lange

Bedrängnisse und Noth nach seinem Austritt aus der Karlsschule unterdrückten seine feinern Gemüthskräfte, und wenn wir den Fiesko und Kabale und Liebe lesen, wird es uns eben so beklommen zu Muthe, als es dem Verfasser beim Dichten unbehaglich war. Erst Don Karlos gibt uns den ganzen Schiller geläutert wieder.

Schiller beabsichtigte, wie früher berichtet worden, einen zweiten Theil der Räuber zu schreiben, in dem sich die Dissonanzen des ersten Theils harmonisch auflösen sollten — aber der Idee nach ist eben Don Karlos dieser zweite Theil der Räuber. Denn die Welt, welche in den Räubern in Trümmer zerschlagen worden ist, wird in Don Karlos auf idealem Fundament wieder aufgebaut. Und da sich dem Auge des Betrachtenden mehrere Arten von Mißständen in der wirklichen Welt zeigten, so mußte diese unterschiedene Mannigfachheit den poetischen Tadel in mehrere Formen — in mehrere Stücke auseinander treten lassen; da aber nur Eine Vorstellung in der Seele des Dichters lebte von dem, was sein sollte, so konnte auch nur Eine kosmopolitische Tragödie von positivem Charakter gedichtet werden. Schiller konnte in der Art des Don Karlos, ohne sich zu wiederholen, kein zweites Stück schaffen; dieser ganze Kreis war abgeschlossen und in ihm das Höchste erreicht. Wenn er wieder ein Drama dichten wollte, mußte er entweder, dem Gehalte nach, von einem neuen Prinzip ausgehen, oder er mußte bei demselben materiellen Prinzip, der Form nach, diese ganze sittlich-subjektive Gattung der ersten Periode aufgeben, und zur objektiv-individuellen Darstellung überschreiten. Wir werden später sehen, daß er den ethisch-politischen Standpunkt ganz verließ, und in dem Schicksal ein neues Prinzip für seinen Wallenstein fand.

Wenn wir nun dem Don Karlos im Gegensatz der andern Stücke dieser Periode einen positiven Charakter zuschreiben, so meinen wir damit nur so viel, daß seine Haupttendenz nicht eine ernste Satyre oder poetische Kritik, sondern eine begeisterte Enthüllung der Idee ist. Mit diesem idealen Uebergewicht können aber einzelne polemische Ausfälle recht gut bestehen, so wie diese ganze Tragödie überhaupt,

wie auch die frühern, auf den Gegensatz des realen Gesellschaftszustandes zu einem idealen gegründet ist.

Die herbsten polemischen Angriffe finden sich, wie schon erwähnt wurde, in später unterdrückten Stellen der Thalia, und sind vorzüglich gegen das Kirchliche, und namentlich gegen den verschlechterten Katholicismus gerichtet. Nachdem Schiller sich seines politischen Gährungsstoffes glücklich entledigt hatte, und sich in den Ländern milderer Fürsten, in der Churpfalz und in Chursachsen, wieder behaglicher fühlte, wandte seine strafende Muse ihren Unwillen vorzugsweise gegen mißfällige Formen des Christenthums. Im Don Karlos, im Gedichte Freigeisterei aus Leidenschaft, im Geisterseher bis zu „den Göttern Griechenlands“ spricht sich das deutlich genug aus. In der ersten Scene des ersten Akts sagt der Prinz zu dem Pater Domingo:

„Ich kenne dich.
Du bist der Dominikanermönch,
Der in der fürchterlichen Ordenskutte
Den Menschenmäkler machte. Bin ich irre?
Bist du es nicht, der die Geheimnisse
Der Ohrenbeicht' um baares Geld verkaufte?
Bist du es nicht, der unter Gottes Larve
Die freche Brunst in fremdem Ehbett löschte,
Den heißen Durst nach fremdem Golde kühlte,
Die Armen fraß und an dem Reichen saugte?
Bist du es nicht, der ohne Menschlichkeit,
Ein Schlächterhund des heiligen Gerichtes,
Die fetten Kälber in das Messer hetzte?
Bist du der Henker nicht, der übermorgen
Zum Schimpf des Christenthums, das Flammenfest
Des Glaubens feiert, und zu Gottes Ehre
Der Hölle die verfluchte Gastung gibt?
Betrüg' ich mich? Bist du der Teufel nicht,
Den das vereinigte Geschrei des Volkes,
Des Volkes, das sonst an Henkerbühnen sich
Belustigt und an Scheiterhaufen weidet,
Den das vereinigte Geheul der Menschheit
Aus dem entweihten Orden stieß?“ —

Dieser Priester sagt von Karlos (Akt 2, Scene 10[1]), er tauge nicht auf den spanischen Thron, denn

[1] Thalia Heft 3, S. 79.

„Kaum ist er Spanier — die kluge Schranke
Der Majestät, die glücklichste Erfindung,
Von Königen die Menschheit abzuwehren,
Versteht er nicht — will er nicht versteh'n.
Umsonst versucht' ich, diesen troz'gen Muth
In dieser Zeiten Wollust abzumatten.
Er überstand die Probe — das Geheimniß,
Durch Indulgenzen Sünden zu erleichtern
Und Seelen durch die Sünde zu zerstören,
Mißlang bei dem Infanten" u. s. w.

Durch solche Stellen und durch den Charakter und die Handlungen dieses Menschen, der zugleich Beichtvater, Kuppler und Verführer ist, so wie durch den Charakter des Königs und des Alba hat der Dichter das Wort erfüllt, welches er an Reinwald schreibt: „Außerdem will ich es mir zur Pflicht machen, in Darstellung der Inquisition, die prostituirte Menschheit zu rächen und ihre Schandflecken fürchterlich an den Pranger zu stellen. Ich will — und sollte mein Karlos auch für das Theater verloren gehen — einer Menschenart, welche der Dolch der Tragödie bis jetzt nur gestreift hat, auf die Seele stoßen. Ich will — —[1]"

Die Grundidee der ganzen Tragödie ist demnach der Konflikt eines mit Vorliebe in seiner Herrlichkeit geschilderten neuen Alters der Menschheit mit einer veralteten Zeit und der temporelle Sieg des Schlechtern über das Bessere. Schiller selbst sagt, es habe sich unter den beiden Freunden ein enthusiastischer Entwurf gebildet, den glücklichsten Zustand hervorzubringen, welcher der menschlichen Gesellschaft erreichbar sei, und von diesem enthusiastischen Entwurfe, wie er nämlich im Konflikt mit der Leidenschaft erscheine, handle das Drama[2]. Bei dieser Erklärung können wir nur dem Zusatze nicht beistimmen, daß diese kosmopolitischen Ideen in Gegensatz zu der leidenschaftlichen Liebe des Prinzen gestellt seien. Nein! vielmehr ist die Liebe dem Drama gar nicht wesentlich und nur aus der ersten Anlage in der

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen Th. 1, S. 106.

[2] Briefe über Don Karlos in Schiller's Werken in E. B. S. 781. 1. m.

Thalia mit herübergenommen, und sie greift nur dadurch in die Grundidee des Dramas ein, daß sie selbst dem Kontrast der Idee mit den bestehenden Einrichtungen einverleibt und ihm untergeordnet ist. Die Elisabeth war ja dem Don Karlos „zuerkannt von Himmel und Natur" —

„Und Philipp, Philipp hat sie mir gestohlen;
Gestohlen — o das ist das wahre Wort" u. s. w.

Sie ist ein Opfer der Konvenienz; sie ist, wie Karlos von ihr sagt[1]:

„Zum Unterpfand gebrechlicher Verträge,
Für einen Frieden schändlich hingeschlachtet —
Im Kabinet und bei verschlossenen Thüren,
Durch einen Klubb von Räthen und Prälaten
Zu seiner Ranggehülfin ausgewürfelt,
Auf Krämerart gefeilscht, und dann dem Käufer
Nach abgeschloss'nem Handel ausgeliefert!
So freien Könige!"

Er selbst nennt „die Rechte seiner Liebe" älter als „die Formel am Altar", und die Königin, in der letzten Scene gleichsam ihre bisherige Rolle mit der des Karlos vertauschend, deutet es an, daß sie ihr Herz nicht mehr durch eine aufgenöthigte Pflicht wolle beschränken lassen. In dem Reich eines Marquis Posa gibt es vermuthlich auch andere Ehegesetze! Die Liebe des Don Karlos zu seiner Stiefmutter ist daher übereinstimmend mit seiner ganzen Richtung.

Das Morgenroth des neuen Zeitalters erkennt Domingo, der schlausichtige Priester, in dem Prinzen. „Der Infant," sagt er zu dem Herzog von Alba,

„Hegt einen schrecklichen Entwurf, Toledo,
Den rasenden Entwurf, Regent zu sein,
Und unsern heil'gen Glauben zu entbehren.
Sein Herz entglüht für eine neue Tugend,
Die stolz und sicher und sich selbst genug
Von keinem Glauben betteln will. — Das Laster
Erhält der Kirche Millionen. Er
Verachtet es und braucht sie nicht. Er denkt,
Sein Kopf entbrennt von einer seltsamen
Chimäre: er verehrt den Menschen."

[1] Thalia Heft 1, S. 142.

Als Posa seinen Freund in sehnsuchtsvolle Liebe aufgelöst und unfähig, in seine philanthropischen Heldenideen einzugehen, wiederfindet (Akt 1, Scene 2), ruft er ihm zu[1]:

„Hier kenn' ich meinen Karl nicht mehr. Spricht so
Der große Mensch — vielleicht der einz'ge, den
Die Geisterseuche seiner Zeit verschonte?
Der bei Europa's allgemeinem Taumel
Noch aufrecht stand — den gift'gen Schierlingstrank
Des Pfaffenthums, von welchem schon das zweite
Jahrtausend sich im Schwindel dreht, beherzt
Vom Munde stieß? — der gegen Priesterblitze
Und eines Königs schlaue Heiligkeit
Und eines Volks andächt'gen Rauch die Rechte
Der unterdrückten Menschheit geltend machte,
Der zu Madrid für Ketzer bat, am Thurme
Der Santa Kasa für die Duldung stimmte? —
So fliehe denn aus dem Gebiet, aus dem Gebiet der Christen,
Gedankenfreiheit! Sünderin Vernunft,
Bekehre dich zur frommen Tollheit wieder!
Zerbrich dein Wappen, ewige Natur!
Geh unter, freies Flandern! — Dein Erretter
Verlor den Muth, den Wahnwitz zu bekriegen!"

Durch solche und ähnliche Stellen ist die Unabhängigkeit des Sittlichen von kirchlichen Ueberlieferungen deutlich genug ausgesprochen, die Kantische Moralphilosophie ist poetisch gegründet. In der letzten Scene des dritten Aktes aber, wo die politische Tragödie erst recht anhebt, legt Posa, wie ein Kritiker sagt[2], dem König Philipp die magna charta selbst zur Unterschrift vor; von einem deutschen Dichter werden hier zuerst (1786) Ideen vorgetragen, welche später jenseits der Ardennen auf einer ganz andern Bühne wieder zum Vorschein kamen. Der eben angeführte Kunstrichter nennt die Tragödie daher „eine großartige und geniale, aber ungemessene und unkorrekte Aeußerung der Zeit, die sich hier in tausend Stücken, die sie will und die sie nicht will, ausspricht." Ich möchte das Drama näher und unmittelbarer

[1] Thalia Heft 1, S. 120. Mit Fleiß hebe ich solche, nachher unterdrückte Stellen der Thalia aus. Sie sind für den damaligen Schiller gerade die am meisten charakteristischen.

[2] Blätter für literarische Unterhaltung 1836, Nr. 286.

eine Aeußerung seines Verfassers nennen, welcher in ihm seine höchsten Ueberzeugungen niederlegte. Schöne Menschlichkeit und erhabene Freiheit sind hier die laut proklamirten Kardinaltugenden. Eine auf Ideen gegründete Freundschaft, eine sich zum Höchsten veredelnde Liebe, Aufopferung, Seelengröße, Menschenwürde glänzen an dem Himmel dieser neuen Welt, und diese Tugenden sind von den wärmsten Gefühlen durchdrungen, welche ich die Religiosität im Drama nennen möchte. Denn was ist Religiosität anders, als die Auffassung der Tugendgebote durch das reinste, innigste Gefühl? — Sonst kommen nur wenige ausdrückliche Hinweisungen auf das Ueberirdische vor, wie z. B. wenn der Prinz die Hand einer erhabenen Vorsicht in den menschlichen Dingen anerkennt (Akt 1, Scene 2), wenn der Marquis den Zufall selbst ein Geschenk der Vorsehung nennt und noch in der Lästerung des Freigeistes ein Lob Gottes findet (Akt 2, Scene 9), oder wenn er in der Stunde, wo er für ihn in den Tod geht, spricht (Akt 5, Scene 3):

> „Du verlierst mich, Karl,
> Auf viele Jahre, Thoren nennen es
> Auf ewig."

Doch, was bedarf es auch solcher religiösen Hinweisungen, da die ideale Handlung selbst gleichsam in den Himmel hineinreicht? Der Erde wenigstens ist sie ganz entrückt. Als Don Karlos seinem Roderich einen ewigen Freundschaftsbund anträgt, antwortet dieser in der Thalia:

> „O Ueberlegung, theurer Prinz. Wir wagen,
> Was seit Erschaffung dieser Welt noch nie
> Zu Stande kam — Sie ein Monarchenkind,
> Ich Ihr Vasall, und wollen Freunde werden?"

Auf diese, weiter ausgeführte, Zurückhaltung des Marquis antwortet Don Karlos unter Anderm:

> „O sieh', ich bringe diesem Bürgerkinde
> (Das erste Beispiel von den Fürsten allen)
> Das Herz von einem Königssohn — der
> Bürger will Stolz mit Stolz beschämen, überlegt,
> (Das erste Beispiel von den Bürgern allen)
> Ob er's auch nehmen will."

Und als endlich Posa nachgibt, endigt die Scene in der Thalia mit folgenden Worten:

„Karlos.
So tritt herunter, gute Vorsehung,
Laß dich herab, ein Bündniß einzusegnen,
Das neu und kühn und ohne Beispiel ist,
Seitdem du oben waltest.
(Er faßt Rodrigo's Hand und hält sie gegen den Himmel).
Hier umarmen,
Hier küssen sich vor deinem Angesicht
Zween Jünglinge, voll schwärmerischen Muths,
Doch ed'lern, bessern Stoffs, als ihre Zeiten,
Getrauen sich den ungeheuern Spalt,
Wodurch Geburt und Schicksal sie geschieden,
Durch ihrer Liebe Reichthum auszufüllen,
Und größer, als ihr Loos zu sein — hierunten
Nennt man sie sonst Monarch und Unterthan,
Doch droben sagt man: Brüder.

Marquis.
Lächle freundlich
Auf dieses schöne Hirngespinnst herab,
Erhab'ne Vorsicht! — die Vernunft der Weisen
Sprach deiner Allmacht dieses Wunder ab!
Beschäme sie und mache wahr und wirklich,
Was nimmer sein wird, nie gewesen war,
Laß' dieses Bündniß dauern.

Es ist in der Tragödie eine andere, zum Theil wunderliche umgekehrte Ordnung der Dinge. Der Prinz erzählt seinem Freunde, wie er ihm als Knabe seine Freundschaft angetragen habe:

— „Du aber,
Du schieltest mich bedauernd an: Nimm du
Mit deinem Thron vorlieb — Monarchenknabe [1]!“

Nach der Grunddifferenz des Dramas treten auch die Personen in zwei Parthien auseinander, und wie Posa, Don Karlos [2] und auch die Königin eigentlich nur symbolische Figuren für Schiller'sche Tugenden sind, so sind auch die

[1] Thalia Heft 1, S. 124.

[2] Man siehe oben Kapitel 17. S. 248 f., und besonders S. 252 ff.

Charaktere des andern Gebiets nur als Gegenbilder seiner Ideale gezeichnet. Wie Franz Moor in den Räubern, wie Gianettino Doria im Fiesko, so verdanken auch sie ihre poetische Gestaltung dem Kontrast. Dießmal aber sollte in der Charakterzeichnung alles Herbe und Wilde vermieden, Philipp durfte daher nicht als ein Ungeheuer dargestellt werden [1], sondern er erscheint als höchst bemitleidenswürdig. Der mächtigste Monarch der Welt jammert, daß er keinen Menschen habe, der ihn liebe, und in ihm selbst darf sich, nach den Worten des Großinquisitors, kein menschliches Gefühl regen! Von allen, die um ihn sind, sieht er sich nur geschmeichelt, oder gehaßt oder verachtet oder getäuscht, und seinen einzigen redlichen Diener, den Grafen Lerma, verkennt er, so daß auch dieser sich von ihm ab zu Karlos wendet. Der mächtigste Herrscher der Erde ist ein Sclave seiner Inquisition, doch empfindet er den Wellenschlag des neuen Jahrhunderts an seiner bebenden Brust, und beweint in dem Tod seines Verräthers und Verächters, des Posa, seine erste Liebe zu einem menschlichen Wesen. Dieß alles ist höchst erschütternd und mit einer unendlichen Empfindung dargestellt. Aber der König Philipp ist nicht durch Motive aus seinem Gebiete entschuldigt und menschlich gehalten, sondern der Dichter bringt ihn uns dadurch näher, daß er ihn in seine eigene Ideenbewegung mit hineinreißt und ihn zum sentimentalen Tyrannen macht. Dieses ganze Bild predigt uns eine große furchtbare Wahrheit und es soll uns eine solche predigen! Der allgemeine Kontrast der Tragödie wiederholt sich in diesem Charakter. Eben so subjektiv sind auch die übrigen Charaktere behandelt. Der tapfere, blutige Alba ist hier als Gegenfigur des Posa ein verächtlicher Höfling, und der Beichtvater und Großinquisitor tragen, ersterer besonders in dem Texte der Thalia, den unverholenen Abscheu des Dichters, sie sind ebenfalls allgemeine Figuren. In der Thalia [2] schildert den erstern die Fürstin Eboli mit folgenden Worten:

[1] Thalia Heft 1, S. 98. Döring's Nachlese S. 122.

[2] Ebend. Heft 3, S. 52.

„Ein Stellvertreter des Allreinsten,
Ein Ordenspriester lästert seine Sendung,
Mißbraucht der Gottheit Siegelring, das Gift
Der Hölle sichrer in mein Herz zu legen;
Des Heiligthums schont dieser Kuppler nicht,
Und Schlangen kriechen in den Sakramenten.
Den ganzen Hof gab man der Pest zum Raub,
(Die Politik des großen Kindermörders!)
Im allgemeinen Sittenuntergang
Mich dann um so viel minder zu verfehlen.
Wo soll ich Rettung finden, Prinz?“ —

Hieraus schon sieht man, daß die Charakterzeichnung in unserm Drama sehr schwach ist. Die Charaktere ruhen nicht in sich, sondern sind eigentlich nur Formen für die Ideen des Dichters. Diese Schematen können uns nur von sittlicher, idealer Seite befriedigen, ja vielleicht auch begeistern; dem gebildeten ästhetischen Sinn können sie nicht gefallen. Der Mangel einer konkreten, individuellen, objektiven Gestaltung läßt sich durch keine Lebendigkeit des Gefühls und durch keine sonstige Kunst ersetzen. So scheint mir denn unter den Männern die untergeordnete Figur des Lerma noch am besten gelungen zu sein, indem dieselbe mit keinerlei Rhetorik behaftet ist. Von den Frauen aber trägt allerdings die Königin den Preis davon, ja sie ist am meisten objektiv gehalten von allen weiblichen Personen der ersten Periode. Dem Dichter schwebte zu diesem Charakter ein wirkliches Musterbild vor, seine Freundin, die Frau von Kalb [1]. Sie ist gewandt und klug, entschlossen, ohne unweiblich, hochsinnig, ohne sentimental zu sein, nur am Ende des Stückes fällt sie aus ihrer Rolle, wo sie in Thränen der geläuterten Heldentugend des Don Karlos gegenübersteht, zu der sie nebst dem Marquis ihn doch erhoben hat. Es verleitete den Dichter in dieser Scene wieder seine Weise, immer alles in Gegensatz zu stellen. In einem solchen Kontrast zur Elisabeth überhaupt steht denn auch die Fürstin Eboli. Jene repräsentirt die natürliche und freie, diese, vor ihrem Fall, die gemachte und eigennützige Tugend. Diesen ihren Unterschied setzt der Philosoph Posa in einer

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen Th. 1, S. 205.

psychologisch höchst bedeutungsvollen Stelle (Akt 2, Scene 15) selbst aus einander, und ich kann auf das zurückweisen, was ich früher über Schiller selbst gesagt habe [1].

Weil dieß Stück mehr, als ein anderes, rein aus den Ideen herausgearbeitet ist, welchen sich das Geschichtliche, die Begebenheiten, Menschen, Sitten der Zeit mehr oder weniger anformten, so ist dasselbe auch das am meisten rhetorische. In die frühern Dramen floß schon durch ihre vorherrschende Polemik mehr Leben, Raschheit und Wechsel; sie sind hierdurch mehr mit dem realen Weltwesen verwebt. Im Don Karlos herrscht eine gewisse breite Ausführlichkeit und Erschöpfung der Ideen, an denen dem Dichter alles gelegen ist. Das Rhetorische mußte nothwendig um so mehr zunehmen, als Schiller seine Weltansicht im Gegensatz gegen den realen Zustand der Dinge positiv ausgebildet und bereichert hatte. In den Räubern ist beinahe alles Drang des Naturgefühls; unsere vorliegende Tragödie geht von der Reflexion, der Abstraktion aus. Dort trieb und zwang das innere Leben zum Dichten, hier mußte das allgemein Gedachte durch Empfindungen wieder poetisch belebt, und aus Ideen mußten Gestalten gemacht werden. Dazu kam aber jetzt natürlich auch das Bestreben, Andere für die Ideen zu gewinnen und zu begeistern, welche Schiller dichtend vortrug. Eine Tendenz, von welcher er sich in der nächsten Periode auf wissenschaftlichem Wege befreite.

Endlich ist noch von der Oekonomie des Dramas zu sprechen nöthig.

Dabei muß vor Allem in Erinnerung gebracht werden, daß das Schauspiel im Verlauf der zwei Jahre, in welchen es allmählig entstand, zu etwas ganz anderm wurde, als worauf es ursprünglich angelegt war. Der Don Karlos sollte nach dem Plane seines Urhebers „ein Familiengemälde aus königlichem Hause“ werden [2], also ein Stück, wie Kabale und Liebe, welches so vielen Beifall gefunden hatte, nur in

[1] Siehe oben Kapitel 16, S. 240 f.

[2] Noch in einer Anmerkung zu der vorletzten Scene des zweiten Aktes sagt dieß Schiller selbst in der Thalia, Heft 3, S. 97.

einer höhern Sphäre. Denn seine Stücke steigen stufenmäßig in immer höhere Kreise der Gesellschaft: vom Grafen zum Herzog und endlich zum König. Aber die Tragödie wurde gleichsam wider seinen Willen zu seinem letzten auf sittlich-politischen Ideen ruhenden Drama, welches allen andern die Krone aufsetzte. Es zeigte sich hierbei, wie viel mächtiger der innere Entwickelungsgang in einem originellen Geiste ist, als ein mit diesem Bildungsprozeß nicht übereinstimmender Vorsatz.

Hierdurch entstand natürlich für die Gliederung des Ganzen eine große Unbequemlichkeit. Denn der veränderten Grundidee gemäß mußte der ganze Plan umgeformt, und das noch zu Dichtende mußte dem schon Gedruckten angepaßt werden, welches sich das Publikum nicht mehr entreißen ließ. Es war vielleicht unmöglich, eine wahre Uebereinstimmung in diese ungleichartigen Bestandtheile zu bringen.

Ungeachtet dieses in die Wünsche und Bedürfnisse der Zeit einschlagende Werk mit einem ungeheuern Beifall aufgenommen wurde, zeigten sich doch bald manche Mißverständnisse, und die Kritik erhob bedeutende Zweifel gegen die kunstgerechte Komposition des Stückes. So fand sich denn der Verfasser zwei Jahre nach dessen Erscheinung veranlaßt, zur Aufklärung und zum Schutze seines Schauspiels eine Reihe vortrefflich geschriebener Briefe herauszugeben, welche aber, weit entfernt, alle Bedenken zu lösen, in einem wesentlichen Punkte die richtige Auffassung und Beurtheilung mehr zu verwirren, als aufzuhellen scheinen. Die Zweifel drehen sich vornehmlich um die Person des Posa, wie er sich des Vertrauens des Königs bemächtigt und dann als Hauptperson die Handlung fortführt und zu Ende bringt[1].

Es scheint gegen die innere Wahrheit zu streiten, daß der König Philipp einen ganz fremden Menschen zum Vertrauten und Beaufsichtiger seiner Familienangelegenheiten machte. Was ein verständiger Mann in der Nähe hat

[1] „Mag immer der beredte und scharfsinnige Dichter im Verfolg jener apologetischen Briefe uns zu überzeugen bemüht sein, daß sein Posa durchaus so und nicht anders habe sprechen und handeln müssen, jeder unbefangene Leser und Zuschauer fühlt doch das Gegentheil" u. s. w. Minerva, Taschenbuch für 1810, S. 23. Neue Ausgabe.

und sicher besitzt, sucht er doch nicht in der Ferne und beim blinden Ungefähr. Aber einen solchen treuen, redlichen Diener besaß ja Philipp an seinem Hofe in Lerma — und das konnte ja jenem „Menschenkenner" nicht verborgen bleiben. „Jetzt gib mir einen Menschen, gute Vorsicht!" bittet der König im fünften Auftritte des dritten Aktes. Eine unnöthige Bitte; er hatte schon, was er sich wünschte. — Aber der König verschmähte die Dienste des Lerma, weil er von ihm glaubte, daß er für die Königin eingenommen sei (Akt 3, Scene 2 am Ende). Wenn wir diesen Beweggrund auch zugeben könnten, so bleibt es noch immer unerklärlich, wie er in seiner übrigens trefflich geschilderten Gemüthsunruhe so weit gehen konnte, die innersten Angelegenheiten seines Hauses einem ganz ungeprüften Manne blindlings anzuvertrauen.

Der König will „Wahrheit", wie er sich ausdrückt, und sucht einen Menschen, „der sie ihm finden helfen kann", das heißt, er sucht einen geheimen Auflaurer, der ihn vergewissern kann, ob seine Gemahlin mit seinem Sohne in einem strafbaren Verhältnisse stehe oder nicht. Nun findet er in Posa einen Menschen, welcher den Muth hat, seine Ueberzeugungen freimüthig auszusprechen. Und wegen dieser edeln Kühnheit sollte der weltkundige Philipp den Posa zu jenem schwierigen Auftrage tauglich halten? Wie wenn ein Enthusiast bloß wegen seiner Offenherzigkeit fähig wäre, den wirklichen Thatbestand einer dunkeln, verworrenen Angelegenheit ans Licht zu ziehen! Offenbar hat sich hier der Dichter einer Spitzfindigkeit bedient, statt den auffallenden Schritt des Königs gehörig zu motiviren. Philipp will „Wahrheit", und findet eine ganz andere Wahrheit — nämlich Freimüthigkeit — in dem Marquis Posa — und also vertraut er sich ihm an! Im praktischen Leben aber, wenn es sich um unsern Vortheil handelt, sind wir zu klug und zu weise, als daß wir uns durch solche Begriffsverwechselungen täuschen ließen.

Doch das Wunder angenommen, der Marquis bemächtigte sich des ganzen Vertrauens des Königs, und Posa hoffte sogar durch diesen seine politischen Ideen zu realisiren — konnte er seinem Freunde Karlos jenen Gewinn und diese

Hoffnung verschweigen? Er durfte es nicht, als Freund, das ist klar. Aber, wir meinen, er konnte es auch nicht nach seinem ganzen Charakter. Wenn er den König für seine Ideen gewann, so nahm er ihn ja als dritten in den Freundschaftsbund mit Don Karlos auf, und versöhnte den Vater mit dem Sohne. Seine Lieblingsideen, wie seine Freundschaft, mußten daher den Marquis antreiben, sein Geheimniß, seine Wünsche schleunigst seinem Freunde zu offenbaren. Auch die leiseste Hoffnung, in dem mächtigsten Monarchen der Christenheit sich einen Bundesgenossen erworben zu haben, mußte seine Zunge lösen, selbst wenn Geheimnißthuerei ein eigenthümlicher Zug seines Charakters gewesen wäre. Wenn ihn die Liebe zu Don Karlos auch nicht angetrieben hätte, offenherzig zu sein, so mußte ihm die größeste Freude allein, deren er fähig war, sein Herz erschließen. Aber Posa schweigt vor Karlos, und stellt sich ruhig und gleichgültig, gleich als ob nichts vorgefallen wäre. Dieses Schweigen erklärt nun Schiller in den Briefen über Don Karlos auf eine Weise, welche, statt das unnatürliche Benehmen des Posa zu rechtfertigen, nur dazu dient, die richtige Ansicht über das Verhältniß beider Freunde zu trüben und zu verwirren.

Die Anhänglichkeit des Marquis an den Prinzen, behauptet Schiller, gründete sich nicht auf persönliche Uebereinstimmung; schon vom Anbeginn an ist jener der kältere, der spätere Freund. Sein überlegener Geist legt seine Ideen, Gefühle und Entschlüsse für Freiheit und Menschenveredlung in dem liebevollen Karl nieder; er liebt ihn, weil er in ihm wieder findet, was ihm das Theuerste ist.

Sollte aber diese Freundschaft deßwegen keine ächte gewesen sein, weil beide Freunde durch einen gemeinschaftlichen Zweck mit einander verbunden waren? — Eben auf einer solchen gemeinsamen Idee, für welche die Freunde leben, beruht ja alle edlere Freundschaft, und mit jener hört auch diese auf. Ueber die bloße persönliche Theilnahme hinaus, muß ein Zusammenwirken für Einen Zweck stattfinden, wenn die Liebe zur Freundschaft erstarken soll. Mit dieser Freundschaft verträgt sich ganz gut eine gewisse Verschiedenheit der Freunde in

Geisteskraft und Anlagen, wenn die Grundstimmung und Hauptrichtung der Befreundeten so übereinstimmend ist, wie wir dieses unläugbar bei Posa und Karlos sehen. Beide stimmen in der That so sehr mit einander überein, daß sie nur dem Grad nach von einander verschieden sind, und es vielleicht schwer zu erklären sein möchte, wie Philipp den einen bewundern und lieben und den andern, noch dazu seinen Sohn, gering schätzen und hassen kann. Nach dem Ideal dieser höhern, über das bloß Persönliche erhabenen, thätigen und einem edeln Zwecke zugewandten Freundschaft finden wir es, im Widerspruche mit Schiller in den Briefen über Don Karlos, ganz in der Ordnung, daß, als der Marquis den Prinzen von einer Leidenschaft aufgerieben wiederfindet, er vor allem deßwegen klagt, daß dieser die Leitsterne ihrer Freundschaft verloren habe; und eben so sehr ist es dieser großen Freundschaft angemessen, daß Posa durch die Königin in dem Herzen seines Karlos die Begeisterung wieder anfacht und ihn zu einem heroischen Unternehmen zu erheben sucht. Dieß war durchaus des Freundes würdig gehandelt. Mochten auch (müssen wir weiter gegen die Behauptungen in jenen Briefen streiten) die Sicherheit des Freundes auf's Spiel gesetzt werden, so war dessen Ehre und Heldensinn für ein kleines Wagestück nicht zu theuer erkauft, und jene unwürdige Leidenschaft wurde ja erstickt durch ein tapferes Handeln für die Freiheit eines unterdrückten Volkes. Posa kann gewiß für seinen Freund nichts Besseres thun, als daß er ihn für das wirken und leben läßt, was nach seiner Ueberzeugung das Herrlichste ist. Daher ist es nicht gegen die Freundschaft gesündigt, daß Posa den Prinzen von seiner Mutter entfernen und ihn bewegen will, in den Niederlauden gegen seinen Vater aufzustehen. Er will ihn ja nicht „auf die gewaltsamste Weise" dahin bringen, sondern doch nur mit seinem freien Willen. „Würde der Freund des Karlos es über sich vermocht haben, so verwegen mit dem guten Namen, ja selbst mit dem Leben seines Freundes zu spielen?" fragt Schiller, und man kann antworten: Gewiß hatte er ein Recht, für das ideale Prinzip ihrer Freundschaft jedes Opfer zu fordern, welches er seinerseits immer zu bringen bereit war. Aber Schiller findet

„den eigenthümlichen Charakter einer leidenschaftlichen (?) Freundschaft allein in einer ängstlichen Pflege eines isolirten Geschöpfes, in einer alles ausschließenden Neigung" — was offenbar nur von der Liebe gilt. Denn die Freundschaft ordnet sich immer einem höhern, allgemeinern Interesse unter, und ist als solche nie ausschließend.

Als nun der Marquis sein herrschendes Ideal von Flanderns Glück unmittelbar an die Person des Königs knüpfte, „da," sagt Schiller, „wurde an Karlos nicht mehr gedacht, das Interesse der Freundschaft wurde ohne Schwierigkeit auf einen andern Gegenstand übergetragen (?). Das Feuer und die Freimüthigkeit, womit Posa seine Lieblingsgefühle, die bis jetzt zwischen Karlos und ihm Geheimniß waren, dem Könige vortrug, und der Wahn, daß dieser sie verstehen, ja gar in Erfüllung bringen könnte, war eine offenbare Untreue, deren er sich gegen seinen Freund Karl schuldig machte. Posa, der Weltbürger, durfte so handeln, und ihm allein kann es vergeben werden; an dem Busenfreunde Karls wäre es eben so verdammlich, als es unbegreiflich sein würde."

Wir müssen dieses Räsonnement für falsch halten. Nur in dem Falle, daß Posa dem Könige das spezielle Geheimniß seines Freundes, die Liebe zu seiner Mutter, verrieth, und so seinen Untergang herbeiführte, beging er eine Untreue an seinem Karl. Dieser wurde ja dadurch, daß der Marquis nun vom Könige die Realisirung seiner Ideen hoffte, nicht zur Seite geschoben und persönlich nicht im mindesten gekränkt. Der Sohn konnte, wie wir oben bemerkten, auf diese Weise am besten mit dem Vater ausgesöhnt werden, und das von diesem begonnene Werk konnte er unterstützen, und einst fortsetzen und vollenden. Der König trennte die beiden Freunde nicht, wenn er auf ihre Ideen einging, sondern er, aber auch nur er wäre einem Posa ein bloßes Werkzeug für seine höhern Zwecke gewesen. Es ist daher unrichtig, daß Posa dadurch, daß er den König zum Vertrauten seiner Lieblingsideen machte und einen Versuch auf dessen Herz that, seinem Freunde Karlos etwas entzog und das Band der Freundschaft brach. Sein Schweigen und seine Zurückhaltung gegen Don Karlos kann also nicht daraus erklärt werden, „als

habe er es nicht gewagt, diesem zu bekennen; daß er das Palladium ihrer Freundschaft vor dem Könige profanirt und veruntreut habe." Wenn es wirklich wahr wäre, „daß es Augenblicke müsse gegeben haben, in denen Posa mit sich zu Rathe ging, ob er seinen Freund nicht geradezu aufopfern sollte," wie konnte ihm, dem sich seiner Schuld Bewußten, ein verzeihliches, augenblickliches Mißtrauen des Prinzen im höchsten Grade auffallend und anstößig sein? wie konnte er folgende Worte aussprechen (Akt 4, Scene 6):

„Wär's möglich? Wär' es? Also hätt' ich ihn
„Doch nicht gekannt? Nicht ganz? In seinem Herzen
„Wär' diese Falte wirklich mir entgangen?
„Mißtrauen gegen seinen Freund!
„Nein! Es ist Lästerung! — Was that er mir,
„Daß ich der Schwächen schwächster ihn verklage?"

Nur der kann das Mißtrauen in dem Herzen seines Freundes für unmöglich halten, welcher sich selbst von aller Schuld rein weiß. Posa war rein und fühlte sich rein! Aus irgend einer begangenen oder beabsichtigten Untreue kann seine „seltsame Verschlossenheit" nicht erklärt werden. Der Kritiker, müssen wir annehmen, legte später den Dichter unrichtig aus, und um sein Werk von einem poetischen Fehler zu reinigen, beurtheilte er die Freundschaft des Marquis anders, als er sie früher darstellte.

Auch die Gefangennehmung des Prinzen und die Aufopferung des Posa scheint durch das, was Schiller dafür sagt, nicht hinlänglich ins Klare gestellt zu sein. Für welchen möglichen Fall ließ sich Posa vom Könige den geheimen Verhaftsbefehl gegen den Prinzen ausstellen, da der dem Könige angegebene Grund nur ein erdichteter ist? — Ich gestehe, daß ich mir diese Frage nicht zu beantworten weiß. Wir sehen hier den Marquis ein Mittel ergreifen, zu dem wir den Zweck kaum hinzuzurathen vermögen. Wie leicht wäre es dem Dichter gewesen, die dunkle Intrigue des Posa durch einen demselben in den Mund gelegten Monolog zu enthüllen — wenn es anders möglich war, sie dem Leser klar zu machen. Daß dann Posa sich aus Uebereilung in den Tod stürzt, ohne es sich bestimmt zu denken, was denn eigentlich Karlos der

Prinzessin Eboli gestanden haben könne, ohne auf die an diese gethane Frage auch nur die Antwort abzuwarten, ohne den Eindruck seiner Aufopferung auf das Herz seines Freundes in Berücksichtigung zu ziehen — dieß alles stimmt mit dem Charakter eines umsichtigen, welterfahrenen Helden nicht überein. Kurz! die Handlungsweise des Marquis ist wenigstens nicht in der Weise motivirt, daß sie dem Leser verständlich wäre und eine klare Anschauung seines Charakters hervorbrächte.

Die ganze Katastrophe der Handlung endlich geht von der Verirrung des Infanten zu der Eboli aus. Dieser nämlich verräth er seine Liebe zur Elisabeth, sie entdeckt dieß Verhältniß dem König und spielt ihm schriftliche Zeugnisse in die Hände, der König zieht deßwegen den Posa in seine Nähe, und Karlos, sich von seinem Freunde verlassen glaubend, ist bereit, sich seiner Verrätherin ganz anzuvertrauen, was Posa nur durch des Prinzen Gefangennehmung beseitigen, nur durch seine Selbstaufopferung wieder gut machen kann. Aber jene erste Zusammenkunft mit der Eboli, auf deren schriftliche Einladung, war nur dadurch möglich, daß Karlos die Handschrift der Königin nicht kannte, wie er selbst sagt (Akt 2, Scene 4):

„Noch nichts hab' ich von ihrer Hand gelesen!"

Wie aber? Er hat noch nichts von der Königin Hand gelesen? Sie standen ja mit einander in Briefwechsel. Karlos sagt zu Posa (Akt 4, Scene 5):

„Gib mir die Briefe doch noch einmal. Einer
Von ihr ist auch darunter, den sie damals,
Als ich so tödtlich krank gelegen, nach
Alkala mir geschrieben. Stets hab' ich
Auf meinem Herzen ihn getragen" u. s. w.

Alles beruht also auf einem Irrthum des Prinzen, in welchen dieser unmöglich gerathen sein kann. An der Königin Handschrift, die der Prinz einerseits nothwendig kennen muß, und andererseits nothwendiger Weise nicht kennen darf, scheitert, strenge genommen, die ganze Tragödie.

Es wird nicht nöthig sein, diese Ausstellungen zu vermehren. Die Handlung fließt, um wenig zu sagen, nicht klar und stetig ihrem Ziele zu. Es sind Räthsel in derselben,

welche kein Kommentator auflösen wird. Die herrlichen affektvollen Scenen liegen, wie einzelne leuchtende Gruppen, durch dunkle Zwischenräume geschieden, auseinander, und man kann den Weg nicht immer angeben, auf dem man von einer dieser Oasen zur andern gelangt. Mit großer Anstrengung und mittelst künstlicher Hebel wird die Handlung über diese dürren Strecken von einer interessanten Situation zur andern gehoben.

So gehört Don Karlos hinsichtlich seiner Tugenden wie seiner Fehler zu den Schauspielen der ersten Periode. Der Zauber liegt in den Ideen und in der Begeisterung, es ist meistens nur Einzelnes, was uns hinreißt; weder die Charakterzeichnung noch die Kunstform des Ganzen kann uns befriedigen. Nur gründen sich die Fehler der drei ersten Stücke auf eine überschwengliche Empfindung und eine ungezähmte Einbildungskraft, die des Don Karlos dagegen vorzüglich auf eine allzu spitz und schneidend hervortretende, mit sich uneinige Verstandesthätigkeit. Schiller's Denken mischte sich hier mehr, als früher je in sein Dichten, und nachdem jetzt eine poetische Periode durchlaufen war, waren die Anforderungen seiner forschenden Vernunft nicht mehr abzuweisen. Das Dichten blieb von nun an zur Seite liegen, sein spekulativer Hang mußte befriedigt werden.

Und so wären wir denn in unserer Entwickelungsgeschichte am Ziel des ersten Stadiums angekommen, welches ich durch den Ausdruck: Periode der jugendlichen Naturpoesie im Allgemeinen zu bezeichnen suchte, um dasselbe hierdurch mit der gereiften Kunstpoesie des dritten Zeitraumes in Kontrast zu setzen [1]. In diesem ganzen Zeitabschnitt waltet, sich noch selbst überlassen und noch nicht mit sich einig, eine spekulativ-sittliche Dichterkraft, welche erst in der folgenden Periode sich wissenschaftlich verstehen lernte, um in der dritten im hohen Grade kunstgerecht zu verfahren. Wie Schiller's

[1] „Naturpoesie" ist hier nur im Gegensatz der „Kunstpoesie" genommen. Jede dieser beiden Gattungen ist entweder Realpoesie (Naturpoesie im engern und gegenständlichen Sinne) oder Idealpoesie. Jene Eintheilung trifft die Form, diese den Inhalt. Nach einer dritten Bedeutung ist Naturpoesie so viel, als Landschaftsdichtung.

originelle Natur organisirt war, wie sie strebte und kämpfte, was sie hervorbrachte und welchen Weg sie einschlug, ehe sie jetzt bei dem unabweisbaren Bedürfniß einer höhern Selbstverständigung anlangte, habe ich bisher anschaulich zu machen gesucht.

Ich schließe diesen Abschnitt mit einer meines Wissens bisher noch nicht gemachten, wichtigen allgemeinen Bemerkung, welche dazu dienen möchte, die bisherigen Schauspiele Schiller's unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt zu bringen, und namentlich den Don Karlos in ein noch helleres Licht zu stellen. Wenn das Prinzip der Tragödie im Allgemeinen einverstandener Maßen die menschliche Freiheit, die Selbstständigkeit des Geistes ist, welche im Kampf mit einer feindlichen Macht obsiegt, während der Mensch seiner sinnlichen Existenz nach unterliegt; so fragt es sich, welches denn diese feindliche Macht sei? Denn nach dem Feinde, welcher bekämpft wird, nimmt die Tragödie selbst eine verschiedenartige Gestalt an.

Bei den Griechen ist diese Macht das Schicksal, das Verhängniß, d. h. die mit religiösem Sinn aufgefaßte Naturnothwendigkeit. Der tragische Held ist hierdurch an die Grenzen der Menschheit gestellt, und die ganze Tragödie hat eine Richtung zum Uebersinnlichen. Das Christenthum und die moderne Kultur haben an die Stelle des Schicksals den Glauben an die Vorsehung gesetzt. Und es möchte keiner Kunst gelingen, jene Idee, welche sich auf eine ganz andere Betrachtungsweise der Dinge gründet, in dem veränderten Weltbewußtsein der neuern Menschheit wieder zu beleben. Das Schicksal ist mit der Kultur, aus welcher es sein Leben sog, zu Grabe gegangen. Mit der göttlichen Vorsehung aber wird kein Dichter seinen Helden in Kampf bringen wollen. So wäre uns Neuern die ganze erhabene Tragödie verloren, wenn wir nicht eine andere, uns eigenthümliche Idee besäßen, welche die Schicksalsidee der Alten vertreten kann.

Der Blick der Griechen, aus deren Händen wir das Drama erhalten haben, war auf einen kleinen Fleck der Erde beschränkt, und es lag keine große Vorzeit vor ihren Augen, in welche sie ihre Bildung hätten verfolgen können. Es war ihnen alles, was sie von ihrer Geschichte vorfanden, einzeln,

partiell, augenblicklich, und sie mußten den großen Zusammenhang jenseit aller natürlichen Dinge suchen. Wir dagegen kennen eine solche nothwendige Verknüpfung schon innerhalb des natürlichen menschlichen Lebens, und besitzen in derselben eine Macht, die groß, ja ungeheuer genug ist, daß der tragische Dichter seinen Helden mit ihr in einen würdigen Kampf stellen kann. Uns Neuern gehören die universellen Ideen der Menschheit, der Weltgeschichte, der Entwickelung der Menschheit von den frühesten Zeiten des menschlichen Geschlechtes an bis auf den heutigen Tag. Ist nun von irgend einer Fortbildung des menschlichen Geistes die Rede, so kann diese nur mit Bekämpfung der bisherigen Formen, der habituell gewordenen Zustände der Gesellschaft beginnen. Denn jede Stufe der Kultur, welche dem Menschen gewohnheitsmäßig und daher lieb geworden ist, läßt er sich schwer entreißen, und er meint, in seinen heiligsten Rechten gekränkt und seiner höchsten Güter verlustig zu werden, wenn er aus der heimischen Stelle, die er bisher einnahm, in eine fremde gestoßen werden soll. Dieß ist der Kampf, welcher sich bei jeglicher Entwickelung des menschlichen Geistes zu allen Zeiten immer wiederholte: der Kampf des Alten und Neuen, des Gewohnheitsmäßigen und Geistigen, der Kultur und Natur, des Realen und Idealen. Und wenn nun der moderne Dichter seinen Helden im Dienste irgend einer Idee, gleichviel ob einer wahren oder einer irrigen, auf diesem Schauplatze auftreten läßt, führt er ihn dann nicht einem Feinde entgegen, welcher beinahe eben so furchtbar ist, als das Schicksal der Alten? Der tragische Held tritt dann gegen eine ganze Welt auf, denn auch das Einzelne, vielleicht Geringfügige, gegen welches er ankämpft, steht ja in Verbindung und Zusammenhang mit dem Ganzen, eine Form wird von der andern getragen, alles Gegenwärtige greift in einander, und die ganze Gegenwart selbst ist nur ein nothwendiges Resultat der Vergangenheit. Hier ist überall Einheit, Nothwendigkeit und Zusammenhang, gleichsam ein Erdenschicksal des Menschengeschlechtes. Diese reale Natur selbst geht ihren nothwendigen Gang, sie ist die Schützerin des bisher Entstandenen, und was sich im Leben der Menschen geltend gemacht hat,

haftet um so fester, je länger es bestand. Wer dagegen auf= tritt, verletzt die natürliche Ordnung der Dinge, für welche Tausende sich in den Streit zu begeben bereit sind.

Wenn ein Mensch dem andern unterliegt, so ist dieß eine geringfügige Naturbegebenheit. Stellt er sich aber dem Her= kommen, der Gewohnheit, den ererbten, zur Natur, zum Ge= setz gewordenen Gebräuchen seines Volkes, seines Jahrhunderts entgegen, und überschüttet und begräbt ihn der allgewaltige Zeitenstrom, so ist dieß ein hocherhabener Anblick! Ein solches Schauspiel eröffnet uns den Blick in eine höhere Ordnung der Dinge, denn nach dem natürlichen Weltlauf wiederholt sich in jeder Zeit nur die frühere, und es muß immer ein Wunder geschehen und eine ideale Ordnung muß sich mächtig erweisen, wenn sich etwas Neues zutragen, wenn der Gang der Dinge eine andere Richtung einschlagen soll. Sogar Unter= nehmungen, welche wir von ihrer sittlichen Seite ganz ver= werfen müssen, können in der Kunstdarstellung des ästhetischen Eindrucks gewiß sein, wenn diese uns eine Kraft vergegen= wärtigt, die nicht von der natürlicheu Ordnung der Dinge abgeleitet werden kann.

Das scheint mir nun der wesentliche Unterschied des alten und neuen Trauerspiels zu sein, daß das alte den Menschen im Kampfe mit dem Schicksal, das neue im Kampfe mit den Einrichtungen und Formen der menschlichen Gesellschaft und dadurch mit Menschen darstellt. Der schroffe Gegensatz zwischen idealer Natur und erstarrter Kultur, war dem leichtbeweglichen, veränderlichen Hellenenleben unbekannt: die Kultur war von der Natur noch nicht so sehr abgeirrt, und die Lebenseinrichtungen waren durch die Gewohnheit, durch ihr Ansehen und ihr Alter nicht so sanktionirt, als bei uns, während der hellenische Geist zu einem rastlosen Streben durch wissenschaftliche Bildung sich minder getrieben fand. Während wir daher den tragischen Gegensatz in die menschliche Gesell= schaft selbst verlegen, indem jetzt in dem Bildungsgang der Gattung und des Individuums Das als im Zwiespalt be= griffen auftritt, was bei den Hellenen vereinigt und noch nicht getrennt war, haben die Alten das zusammenge= faßte Menschliche der Naturnothwendigkeit und der Körperwelt

entgegengesetzt, und sich diese religiös als das Schicksal gedacht. Die materielle Natur war ihnen eine um so imposantere Macht, je weniger dieselbe damals noch durch den menschlichen Verstand unterjocht war, während ihnen die Nothwendigkeit in dem Fortgange menschlicher Dinge bei ihrem beschränkten historischen Gesichtskreis kaum zum Bewußtsein gekommen war.

Unsere Tragödie ist auf den Kreis des Menschlichen beschränkt, während das antike, Menschen und Götter beherrschende Schicksal die Brust mit heiligem Schauer erfüllt. Unsere Tragödie ruht mit Einer Säule auf dem natürlichen äußern Zusammenhang der Dinge, während die alte mit beiden Enden, mit der ewigen Menschenselbstständigkeit und mit dem ewigen Schicksal, in den Himmel reicht. Unsere Tragödie stellt mehr handelnde und strebende, die alte mehr duldende Menschen dar, weßwegen jene mehr einen epischen, diese mehr einen lyrischen Charakter hat. Die Menschen der alten Tragödie erscheinen uns groß und bewunderungswürdig in den Lagen, in welche sie durch eine fremde Macht geführt werden; die der neuern in den Verhältnissen, in die sie freiwillig selbst treten oder die sie sich zugezogen haben. Der große neuere Tragiker muß daher ein kulturhistorisches, weltgeschichtliches Bewußtsein, der alte mußte einen religiösen Sinn haben.

Die Richtigkeit dieser Bestimmungen ließe sich historisch nachweisen. Die Shakspear'schen Stücke sind ganz auf diesen rein menschlichen Boden gestellt und enthüllen uns nicht das Göttliche als eine äußere Macht, sondern nur das Göttliche in der Menschenbrust. Nur was der Mensch thut oder leidet, und nicht die Macht, die er bekämpft oder welcher er unterliegt, eröffnet uns die Aussicht in unendliche ideale Fernen. Alles begibt sich auf natürlichem und menschlichem Boden. Dieses so ganz natürlich gehaltene Menschenleben ist dann dem Kampfe einer sich aus der Roheit hervorthuenden, gährenden Bildung hingegeben, und bewegt sich zwischen den Gegensätzen von Königsmacht und Vasallenanmaßung, von sich befeindenden Dynastien und zwischen andern mit einander

in Streit begriffenen socialen Zuständen und Einrichtungen. In Göthe's Götz, Egmont, Tasso liegt schon enthüllter und selbstbewußter überall das Tragische in dem Gegensatz des Menschen mit bestimmten Zuständen der Gesellschaft. Aber in Schiller scheint mir das eigenthümliche Moment der neuern Tragödie am glänzendsten und vollsten hervorgetreten zu sein. Er ist offenbar auch in dieser Hinsicht unter den modernen Dichtern der modernste. Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Karlos sind eben so viele Zeugen für meine Theorie, und erst mit dem Wallenstein betrat er den Weg der Alten, von welchem er aber später wieder umlenkte. Schiller brachte die Weltgeschichte selbst mit ihren höchsten Interessen und Bestrebungen auf das Theater. Er hatte den tiefen, immer auf das Allgemeine, auf das Ganze der Menschheit gerichteten universalhistorischen Blick, so daß er auch einen geringfügigen Gegenstand unter jenen höchsten weltbeherrschenden Gegensatz bringen konnte. Es war ganz gegen seine Natur, irgend ein Objekt als etwas Partikulares, Untergeordnetes, Zufälliges aufzufassen, sondern weil jene historische Antithese zwischen Geistesfreiheit und Lebensmechanismus, oder wie man diesen Zwiespalt noch sonst nennen will, in seiner eigenen Lebensansicht so hervorstechend war, und weil seine Dichtung nur einen von seinem eigenthümlichen Geiste durchdrungenen und befruchteten Stoff darstellte, so konnte er den Weltgang aus seinem eigenen Busen und Leben schöpfen. So z. B. ist in Kabale und Liebe jener ungeheure Gegensatz in den kleinsten Rahmen gefaßt. Das Stück ist nicht, was man ein bürgerliches Schauspiel nennt, sondern vergegenwärtigt uns in dem Konflikt der gesunden Natur mit den Standesvorurtheilen und dem Hofleben symbolisch das Schicksal der ganzen Menschenwelt. In Familienverhältnisse ist der Gehalt der Menschengeschichte gelegt.

Da in der Tragödie nur die Idee siegt, aber gemeinhin die Person unterliegt, wie ist in den bisherigen Dramen Schiller's jener Sieg anschaulich gemacht? Entweder dadurch, daß, wie in den Räubern und in Kabale und Liebe, die Nemesis die Vertreter des Schlechten mit untergehen läßt; oder daß, wie in dem Fiesko, nur die Untreue an der Idee

dem Helden Verderben bringt; oder daß endlich, wie in Don Karlos, die ideale Welt in einer solchen Herrlichkeit und die reale in ihrer ganzen Erbärmlichkeit so einleuchtend dargestellt wird, daß jene durch den Untergang ihrer Vertreter nichts verliert und diese durch den temporellen Sieg ihrer Anhänger nichts gewinnen kann. Posa, Don Karlos und die Königin retten ihren ganzen Werth in eine andere Ordnung der Dinge; ihre Gegner erhalten sich doch nichts anderes, als ihre Verwerflichkeit und ihr Elend.

In diesen Dramen ist daher vom Schicksal beinahe gar nicht die Rede, und sie sind dessen ungeachtet hoch tragisch, denn der Dichter hat aus dem Geist der neuern Zeiten und der Vorstellungsart der neuern Menschen eine Riesenmacht auf die Bühne beschworen, welche nicht minder furchtbar ist, als das alte Verhängniß. Beinahe allein in den Räubern kommt der Begriff und Ausdruck des Schicksals einigemal vor. „Das hat euch wohl niemals geträumt, sagt der Hauptmann zu seiner Bande (Akt 4 gegen das Ende), daß ihr der Arm höherer Majestäten seid. Der verworrene Knäuel des Schicksals ist aufgelös't! Heute, heute hat eine unsichtbare Macht unser Handwerk geadelt. Betet an vor dem, der euch dieses erhabene Loos gesprochen“ u. s. w. Die göttliche Allmacht gebraucht darnach die Bösen, um Frevler zu strafen, und um Rache zu üben — ein Irrthum, von welchem Karl Moor am Ende des Dramas zurückkommt. Die Schiller'schen Charaktere sind sich ihrer Freiheit allzusehr bewußt, als daß das Schicksal in das System ihrer Ueberzeugungen und Handlungen eindringen könnte. Sie sind autonomisch, die selbstständigen Urheber ihrer Thaten. Nicht das Schicksal, sondern der Zufall, die Intrigue, die Leidenschaften, Liebe, Pflicht, Unbesonnenheit, Mißverständnisse, Uebereilung, lauter natürliche, rein menschliche Motive führen die Katastrophe herbei; nur der ganz begreifliche irdische Zusammenhang der Dinge erdrückt die Menschen bei Schiller, wie bei Shakspeare. Das Schicksalmäßige fehlt in der durchgenommenen dramatischen Tetras ganz und gar. Wenn, um nur ein schlagendes Beispiel zu geben, Posa aus Ueberklugheit und Irrthum sich und seinen Freund in das Verderben zieht, so würde die

alte Tragödie dieß als eine vom Schicksal verhängte Verblendung, als eine Ate, aufgefaßt und behandelt haben.

Diese neuere Art behauptet im Gegensatz der antiken Tragödie ihre bestimmten, zum Theil eigenthümlichen Vorzüge. Sie ruft mehr die Begeisterung, als die Demuth im Zuschauer auf, indem sie alles Gewicht auf die menschliche Freiheit legt. In der neuern Tragödie allein ist ein Stück denkbar, in welchem der kämpfende Held siegend davon geht, während er in der alten immer unterliegen muß; das Pathos liegt dann in den Leiden des Kampfes, nicht in den Leiden des Untergangs. Namentlich scheint die affirmativ gehaltene Weise, welcher Don Karlos angehört, sehr ergiebig zu sein, denn sie könnte in der Geschichte aller Völker und Zeiten würdige Stoffe finden und sich reich und vielgestaltig ausprägen. Um Beispiele aus der alten Geschichte anzuführen, ein Diäus und Kritolaus, ein Syphax mit der edlen Sophonisbe, ein Viriathus, der Gallier Julius Sabinus mit seiner hohen Gattin im Kampf mit der römischen Weltherrschaft, die Gracchen, Sertorius, Helvidius Priscus und andere im Kampf gegen den Aristokratismus und Despotismus sind an sich tragische Gegenstände. Das Buch der alten Geschichte liefert hundert ähnliche Stoffe, von denen gewiß viele einer dramatischen Behandlung fähig wären. Roms Untergang durch das Schwert der Barbaren ist selbst eine Tragödie. Warum sollte sich diese Weltbegebenheit nicht in ein kleineres Bild fassen lassen! Oder werfen wir einen Blick in das Mittelalter, welche mannigfache und gewaltige Gegensätze in dem Heidenthum und Christenthum, in dem Römerwesen und Germanismus, in der Hierarchie und dem Kaiserthum, in der rechtgläubigen Kirche und den Ketzergemeinden, in dem Königthum und dem Fürstentrotz, in dem Adel und dem Bürgerstand — welche weltbeherrschende Gegensätze bieten sich in allen diesen großen Gesellschaftsformen für unsere moderne Tragödie dar! Aber nur dasjenige poetische Genie könnte unser deutsches Mittelalter wieder aus dem Grabe hervorrufen, und dasselbe unserm Bewußtsein innigst und ewig verbinden, welchem zugleich ein freier, kühner philosophischer Universalblick zu Theil geworden wäre, so daß seine lebendigen Zeitgemälde uns immer das

Höchste symbolisch zum Bewußtsein brächten, um was es sich handelt in der Entwickelung der Menschheit.

Wenn das Alte und Neue sich streitend gegenüberstehen, so kann der Tragiker seinen Helden auch für das Alte auftreten lassen, wenn dieses am Sinken und das Neue schon übermächtig geworden ist. So war es ein lang gehegter Plan Schiller's[1], Julian den Apostaten dramatisch zu bearbeiten.

Man hat in Don Karlos die kosmopolitischen Ideen getadelt; aber man kann in dieser Hinsicht dem jugendlichen Dichter nur den, freilich entscheidend wichtigen Vorwurf machen, daß er für diese Ideen Parthei genommen, wodurch sein Werk rhetorisch wurde, und daß er sich selbst in sein Drama hineingedichtet, statt frei, groß und ruhig über seinem welthistorischen Stoffe zu schweben und ihn rein ästhetisch zu behandeln. Die Wahl des Stoffes selbst, so wie diese ganze Art wird vor der strengsten Kritik bestehen, ja diese ganze Gattung, im weitesten Umfang genommen, wird sich nach unsern Andeutungen als die einzig rechtmäßige Tragödie der neuern Zeit nachweisen lassen. Don Karlos scheint aber auf der Spitze dieses modernen Dramas zu stehen. Warum, könnte man aus der Seele des Dichters Denen zurufen, welchen das Stück nur deßwegen nicht recht ist, weil ihnen sein Stoff nicht zusagt, warum sollten die Breter, „die die Welt bedeuten", allein den hocherhabenen Kampf für die wichtigste Angelegenheit unseres Geschlechtes, für religiöse und bürgerliche Freiheit, nicht aufnehmen können? Ein prophetischer Heros, welcher sich mit seinem Freunde vereinigt, um eine neue, auf Freiheit und Vernunftideen gegründete Ordnung der Dinge herbeizuführen und das Menschengeschlecht für alle Folgezeit zu veredeln und zu beglücken, und welcher in diesem Unternehmen untergeht, ist ein für die tragische Muse höchst würdiger Gegenstand. Denn sollte nicht ein handelnder Held einem bloß duldenden vorzuziehen, sollte nicht ein großartiges Thun erhabener sein, als ein muthiges Ertragen? Und wenn ein thätiger Held, den die Menschenliebe treibt, mehr Werth hat, als der, welcher in sein Privatinteresse verstrickt ist — wer könnte mit

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, B. 4, S. 10.

Posa verglichen werden, „dessen Herz der ganzen Menschheit schlägt, dessen Neigung die Welt ist, mit allen kommenden Geschlechtern?“ Wenn es wahr ist, was unser Dichter sagt: „Nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen“ — welche Tragödie vermöchte einen tiefern Eindruck auf den Zuhörer zu machen, als diese, welche in Philipp und seinem Hofe die alte Zeit mit ihrem traurigen Despotismus, in Posa und seinen Freunden das neue Jahrhundert mit seinen großen Tugenden sich aufopfernder Liebe und Freundschaft einander gegenüberstellt, und das Edle dem Schlechten zur irdischen Beute werden läßt? — Manche Gemüther freilich mag es mehr anziehen, wenn die überirdischen Geheimnisse und räthselhaften Mysterien des menschlichen Lebens mit in die dramatische Dichtung gezogen werden. Aber der, dessen sittliches Interesse die religiöse Kontemplation überwiegt, wird dem thatkräftigen Helden, den allgemeine Menschenwohlfahrt begeistert, vor jedem andern Menschen den Vorzug geben, welcher er grübelnd und duldend immer nur mit sich selbst zu thun hat und nur durch die Nothwendigkeit bisweilen in Handlung gesetzt wird.

In dieser Weise könnte man die Grundideen des Don Karlos in Schutz nehmen, und wir werden dessen mangelhafte Kunstform um so leichter übersehen oder ertragen, je mehr wir unsere Aufmerksamkeit auf den bedeutenden Inhalt der Tragödie richten. Wenn irgend ein Schriftsteller, hat der Dichter das Recht, von uns zu fordern, daß wir, wo möglich, seine Weltansicht ungekränkt gelten lassen. Wir dürfen entzückt sein, wenn uns im Dichter unsere eigenen Ueberzeugungen begegnen, aber wir müssen uns bescheiden, wenn er anders denken und fühlen sollte, als wir.

Verbesserungen im ersten Theil.

Seite V, Linie 2 von oben erstaunungswürdigen lies erstaunenswürdigen.

„ 4 „ 6 v. u. Winterquatiere l. Winterquartiere.

„ 12 „ 4 v. u. in diesem l. in dem Sohne.

„ 24 „ 17 v. o. unreinlichsten l. unreinlichen.

„ 27 „ 10 v. o. ehe dich l. eh' dich.

„ 36 „ 4 v. o. Erscheinung l. Vollendung.

„ 71 „ 4 v. u. sebst l. selbst.

„ 77 „ 8 v. o. eine l. einer.

„ 77 „ 3 v. u. der Prosa l. des Posa.

„ 82 „ 17 v. o. verrirren l. verirren.

„ 94 „ 15 v. o. Tirannos l. Tyrannos.

„ 106 „ 3 v. u. 1239 l. 1240. 1. m.

„ 107 „ 8 v. u. Ich l. Ihr.

„ 113 „ 10 v. o. eines l. einen.

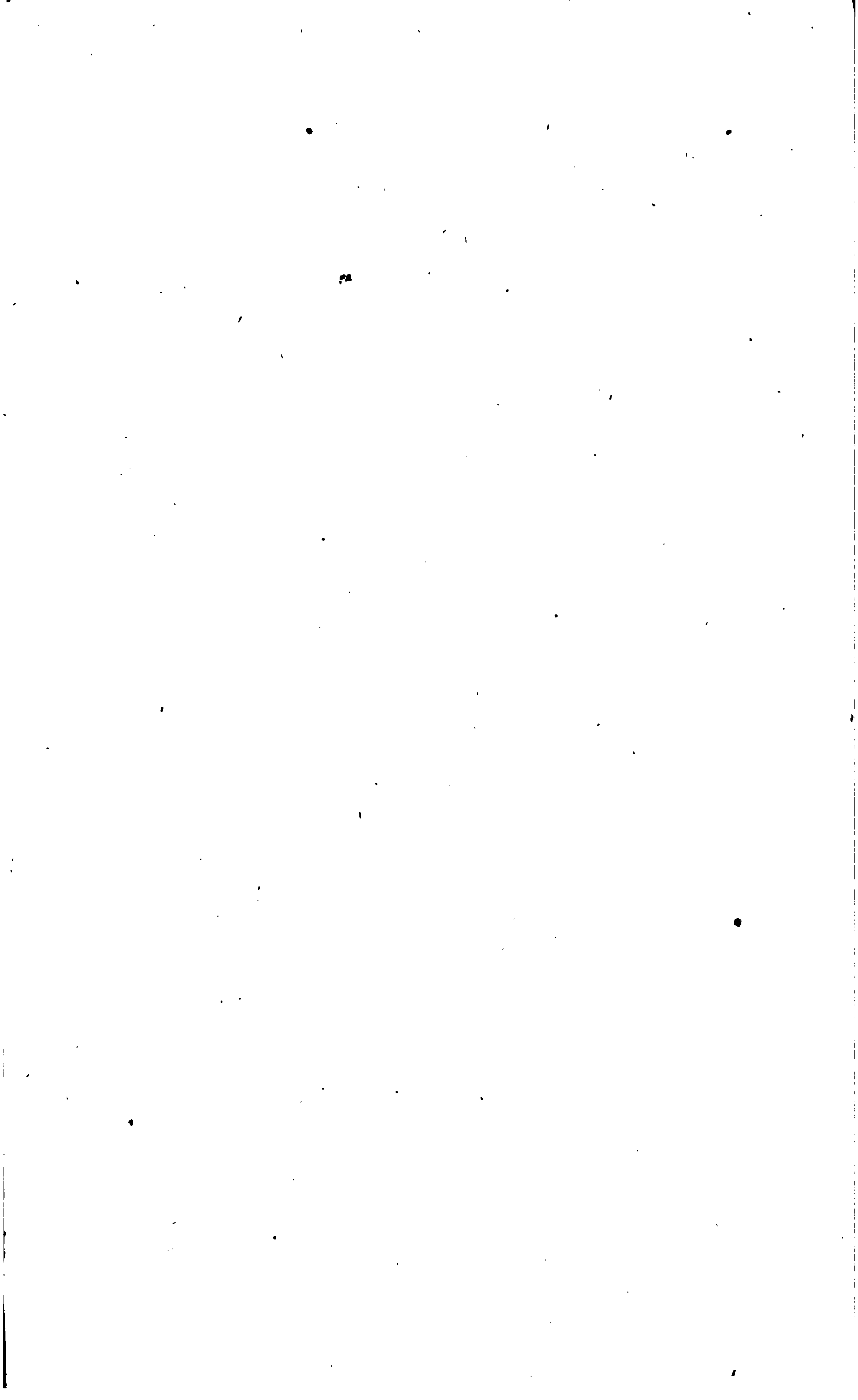
„ 113 „ 14 v. u. wiederherstellen l. wiederherzustellen.

„ 115 „ 14 v. u. Weise l. Weisen,

„ 117 „ 12 v. o. ein l. einen.

„ 133 „ 4 v. o. Agent l. Agenten.

Seite 140, Linie 13 v. u. sollte sich des l. sollte sich des Rechts des.
„ 188 „ 16 v. o. Entwürfen l. Entwürfe.
„ 197 „ 11 v. o. auf l. ab.
„ 261 „ 2 v. u. Paris l. Leipzig.
„ 263 „ 2 v. u. Landräthin l. Landgräfin.
„ 302 „ 9 v. u. des Don l. dem Don.
„ 320 „ 13 v. u. welcher er l. welcher es.



Supplement

zu

Schiller's Werken.

Zweiter Theil.

Stuttgart 1838.
P. Balz'sche Buchhandlung.

Schiller's

Leben, Geistesentwickelung und Werke

im Zusammenhang.

Von

Dr. Karl Hoffmeister.

Zweiter Theil.

Stuttgart 1838.
P. Balz'sche Buchhandlung.

in Streit begriffenen socialen Zuständen und Einrichtungen. In Göthe's Götz, Egmont, Tasso liegt schon enthüllter und selbstbewußter überall das Tragische in dem Gegensatz des Menschen mit bestimmten Zuständen der Gesellschaft. Aber in Schiller scheint mir das eigenthümliche Moment der neuern Tragödie am glänzendsten und vollsten hervorgetreten zu sein. Er ist offenbar auch in dieser Hinsicht unter den modernen Dichtern der modernste. Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Karlos sind eben so viele Zeugen für meine Theorie, und erst mit dem Wallenstein betrat er den Weg der Alten, von welchem er aber später wieder umlenkte. Schiller brachte die Weltgeschichte selbst mit ihren höchsten Interessen und Bestrebungen auf das Theater. Er hatte den tiefen, immer auf das Allgemeine, auf das Ganze der Menschheit gerichteten universalhistorischen Blick, so daß er auch einen geringfügigen Gegenstand unter jenen höchsten weltbeherrschenden Gegensatz bringen konnte. Es war ganz gegen seine Natur, irgend ein Objekt als etwas Partikulares, Untergeordnetes, Zufälliges aufzufassen, sondern weil jene historische Antithese zwischen Geistesfreiheit und Lebensmechanismus, oder wie man diesen Zwiespalt noch sonst nennen will, in seiner eigenen Lebensansicht so hervorstechend war, und weil seine Dichtung nur einen von seinem eigenthümlichen Geiste durchdrungenen und befruchteten Stoff darstellte, so konnte er den Weltgang aus seinem eigenen Busen und Leben schöpfen. So z. B. ist in Kabale und Liebe jener ungeheure Gegensatz in den kleinsten Rahmen gefaßt. Das Stück ist nicht, was man ein bürgerliches Schauspiel nennt, sondern vergegenwärtigt uns in dem Konflikt der gesunden Natur mit den Standesvorurtheilen und dem Hofleben symbolisch das Schicksal der ganzen Menschenwelt. In Familienverhältnisse ist der Gehalt der Menschengeschichte gelegt.

Da in der Tragödie nur die Idee siegt, aber gemeinhin die Person unterliegt, wie ist in den bisherigen Dramen Schiller's jener Sieg anschaulich gemacht? Entweder dadurch, daß, wie in den Räubern und in Kabale und Liebe, die Nemesis die Vertreter des Schlechten mit untergehen läßt; oder daß, wie in dem Fiesko, nur die Untreue an der Idee

dem Helden Verderben bringt; oder daß endlich, wie in Don Karlos, die ideale Welt in einer solchen Herrlichkeit und die reale in ihrer ganzen Erbärmlichkeit so einleuchtend dargestellt wird, daß jene durch den Untergang ihrer Vertreter nichts verliert und diese durch den temporellen Sieg ihrer Anhänger nichts gewinnen kann. Posa, Don Karlos und die Königin retten ihren ganzen Werth in eine andere Ordnung der Dinge; ihre Gegner erhalten sich doch nichts anderes, als ihre Verwerflichkeit und ihr Elend.

In diesen Dramen ist daher vom Schicksal beinahe gar nicht die Rede, und sie sind dessen ungeachtet hoch tragisch, denn der Dichter hat aus dem Geist der neuern Zeiten und der Vorstellungsart der neuern Menschen eine Riesenmacht auf die Bühne beschworen, welche nicht minder furchtbar ist, als das alte Verhängniß. Beinahe allein in den Räubern kommt der Begriff und Ausdruck des Schicksals einigemal vor. „Das hat euch wohl niemals geträumt, sagt der Hauptmann zu seiner Bande (Akt 4 gegen das Ende), daß ihr der Arm höherer Majestäten seid. Der verworrene Knäuel des Schicksals ist aufgelös't! Heute, heute hat eine unsichtbare Macht unser Handwerk geadelt. Betet an vor dem, der euch dieses erhabene Loos gesprochen“ u. s. w. Die göttliche Allmacht gebraucht darnach die Bösen, um Frevler zu strafen, und um Rache zu üben — ein Irrthum, von welchem Karl Moor am Ende des Dramas zurückkommt. Die Schiller'schen Charaktere sind sich ihrer Freiheit allzusehr bewußt, als daß das Schicksal in das System ihrer Ueberzeugungen und Handlungen eindringen könnte. Sie sind autonomisch, die selbstständigen Urheber ihrer Thaten. Nicht das Schicksal, sondern der Zufall, die Intrigue, die Leidenschaften, Liebe, Pflicht, Unbesonnenheit, Mißverständnisse, Uebereilung, lauter natürliche, rein menschliche Motive führen die Katastrophe herbei; nur der ganz begreifliche irdische Zusammenhang der Dinge erdrückt die Menschen bei Schiller, wie bei Shakspeare. Das Schicksalmäßige fehlt in der durchgenommenen dramatischen Tetras ganz und gar. Wenn, um nur ein schlagendes Beispiel zu geben, Posa aus Ueberklugheit und Irrthum sich und seinen Freund in das Verderben zieht, so würde die

alte Tragödie dieß als eine vom Schicksal verhängte Verblendung, als eine Ate, aufgefaßt und behandelt haben.

Diese neuere Art behauptet im Gegensatz der antiken Tragödie ihre bestimmten, zum Theil eigenthümlichen Vorzüge. Sie ruft mehr die Begeisterung, als die Demuth im Zuschauer auf, indem sie alles Gewicht auf die menschliche Freiheit legt. In der neuern Tragödie allein ist ein Stück denkbar, in welchem der kämpfende Held siegend davon geht, während er in der alten immer unterliegen muß; das Pathos liegt dann in den Leiden des Kampfes, nicht in den Leiden des Untergangs. Namentlich scheint die affirmativ gehaltene Weise, welcher Don Karlos angehört, sehr ergiebig zu sein, denn sie könnte in der Geschichte aller Völker und Zeiten würdige Stoffe finden und sich reich und vielgestaltig ausprägen. Um Beispiele aus der alten Geschichte anzuführen, ein Diäus und Kritolaus, ein Syphax mit der edlen Sophonisbe, ein Viriathus, der Gallier Julius Sabinus mit seiner hohen Gattin im Kampf mit der römischen Weltherrschaft, die Gracchen, Sertorius, Helvidius Priscus und andere im Kampf gegen den Aristokratismus und Despotismus sind an sich tragische Gegenstände. Das Buch der alten Geschichte liefert hundert ähnliche Stoffe, von denen gewiß viele einer dramatischen Behandlung fähig wären. Roms Untergang durch das Schwert der Barbaren ist selbst eine Tragödie. Warum sollte sich diese Weltbegebenheit nicht in ein kleineres Bild fassen lassen! Oder werfen wir einen Blick in das Mittelalter, welche mannigfache und gewaltige Gegensätze in dem Heidenthum und Christenthum, in dem Römerwesen und Germanismus, in der Hierarchie und dem Kaiserthum, in der rechtgläubigen Kirche und den Ketzergemeinden, in dem Königthum und dem Fürstentrotz, in dem Adel und dem Bürgerstand — welche weltbeherrschende Gegensätze bieten sich in allen diesen großen Gesellschaftsformen für unsere moderne Tragödie dar! Aber nur dasjenige poetische Genie könnte unser deutsches Mittelalter wieder aus dem Grabe hervorrufen, und dasselbe unserm Bewußtsein innigst und ewig verbinden, welchem zugleich ein freier, kühner philosophischer Universalblick zu Theil geworden wäre, so daß seine lebendigen Zeitgemälde uns immer das

Höchste symbolisch zum Bewußtsein brächten, um was es sich handelt in der Entwickelung der Menschheit.

Wenn das Alte und Neue sich streitend gegenüberstehen, so kann der Tragiker seinen Helden auch für das Alte auftreten lassen, wenn dieses am Sinken und das Neue schon übermächtig geworden ist. So war es ein lang gehegter Plan Schiller's [1], Julian den Apostaten dramatisch zu bearbeiten.

Man hat in Don Karlos die kosmopolitischen Ideen getadelt; aber man kann in dieser Hinsicht dem jugendlichen Dichter nur den, freilich *entscheidend wichtigen* Vorwurf machen, daß er für diese Ideen Parthei genommen, wodurch sein Werk rhetorisch wurde, und daß er *sich selbst* in sein Drama hineingedichtet, statt frei, groß und ruhig über seinem welthistorischen Stoffe zu schweben und ihn rein ästhetisch zu behandeln. Die Wahl des Stoffes selbst, so wie diese ganze Art wird vor der strengsten Kritik bestehen, ja diese ganze Gattung, im weitesten Umfang genommen, wird sich nach unsern Andeutungen als die einzig rechtmäßige Tragödie der neuern Zeit nachweisen lassen. Don Karlos scheint aber auf der Spitze dieses modernen Dramas zu stehen. Warum, könnte man aus der Seele des Dichters Denen zurufen, welchen das Stück nur deßwegen nicht recht ist, weil ihnen sein Stoff nicht zusagt, warum sollten die Breter, „die die Welt bedeuten", allein den hocherhabenen Kampf für die wichtigste Angelegenheit unseres Geschlechtes, für religiöse und bürgerliche Freiheit, nicht aufnehmen können? Ein prophetischer Heros, welcher sich mit seinem Freunde vereinigt, um eine neue, auf Freiheit und Vernunftideen gegründete Ordnung der Dinge herbeizuführen und das Menschengeschlecht für alle Folgezeit zu veredeln und zu beglücken, und welcher in diesem Unternehmen untergeht, ist ein für die tragische Muse höchst würdiger Gegenstand. Denn sollte nicht ein handelnder Held einem bloß duldenden vorzuziehen, sollte nicht ein großartiges Thun erhabener sein, als ein muthiges Ertragen? Und wenn ein thätiger Held, den die Menschenliebe treibt, mehr Werth hat, als der, welcher in sein Privatinteresse verstrickt ist — wer könnte mit

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, B. 4, S. 10.

Posa verglichen werden, „dessen Herz der ganzen Menschheit schlägt, dessen Neigung die Welt ist, mit allen kommenden Geschlechtern?“ Wenn es wahr ist, was unser Dichter sagt: „Nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen“ — welche Tragödie vermöchte einen tiefern Eindruck auf den Zuhörer zu machen, als diese, welche in Philipp und seinem Hofe die alte Zeit mit ihrem traurigen Despotismus, in Posa und seinen Freunden das neue Jahrhundert mit seinen großen Tugenden sich aufopfernder Liebe und Freundschaft einander gegenüberstellt, und das Edle dem Schlechten zur irdischen Beute werden läßt? — Manche Gemüther freilich mag es mehr anziehen, wenn die überirdischen Geheimnisse und räthselhaften Mysterien des menschlichen Lebens mit in die dramatische Dichtung gezogen werden. Aber der, dessen sittliches Interesse die religiöse Kontemplation überwiegt, wird dem thatkräftigen Helden, den allgemeine Menschenwohlfahrt begeistert, vor jedem andern Menschen den Vorzug geben, welcher er grübelnd und duldend immer nur mit sich selbst zu thun hat und nur durch die Nothwendigkeit bisweilen in Handlung gesetzt wird.

In dieser Weise könnte man die Grundideen des Don Karlos in Schutz nehmen, und wir werden dessen mangelhafte Kunstform um so leichter übersehen oder ertragen, je mehr wir unsere Aufmerksamkeit auf den bedeutenden Inhalt der Tragödie richten. Wenn irgend ein Schriftsteller, hat der Dichter das Recht, von uns zu fordern, daß wir, wo möglich, seine Weltansicht ungekränkt gelten lassen. Wir dürfen entzückt sein, wenn uns im Dichter unsere eigenen Ueberzeugungen begegnen, aber wir müssen uns bescheiden, wenn er anders denken und fühlen sollte, als wir.

Verbesserungen im ersten Theil.

Seite V, Linie 2 von oben erstaunungswürdigen lies erstaunenswürdigen.

„	4	„	6	v. u.	Winterquatiere l. Winterquartiere.
„	12	„	4	v. u.	in diesem l. in dem Sohne.
„	24	„	17	v. o.	unreinlichsten l. unreinlichen.
„	27	„	10	v. o.	ehe dich l. eh' dich.
„	36	„	4	v. o.	Erscheinung l. Vollendung.
„	71	„	4	v. u.	sebst l. selbst.
„	77	„	8	v. o.	eine l. einer.
„	77	„	3	v. u.	der Prosa l. des Posa.
„	82	„	17	v. o.	verrirren l. verirren.
„	94	„	15	v. o.	Tirannos l. Tyrannos.
„	106	„	3	v. u.	1239 l. 1240. u. m.
„	107	„	8	v. u.	Ich l. Ihr.
„	113	„	10	v. o.	eines l. einen.
„	113	„	14	v. u.	wiederherstellen l. wiederherzustellen.
„	115	„	14	v. u.	Weise l. Weisen,
„	117	„	12	v. o.	ein l. einen.
„	133	„	4	v. o.	Agent l. Agenten.

Seite 140, Linie 13 v. u. sollte sich des l. sollte sich des Rechts des.
„ 188 „ 16 v. o. Entwürfen l. Entwürfe.
„ 197 „ 11 v. o. auf l. ab.
„ 261 „ 2 v. u. Paris l. Leipzig.
„ 263 „ 2 v. u. Landräthin l. Landgräfin.
„ 302 „ 9 v. u. des Don l. dem Don.
„ 320 „ 13 v. u. welcher er l. welcher es.



Supplement

zu

Schiller's Werken.

Zweiter Theil.

Stuttgart 1838.
P. Balz'sche Buchhandlung.

Schiller's

Leben, Geistesentwickelung und Werke

im Zusammenhang.

Von

Dr. Karl Hoffmeister.

Zweiter Theil.

Stuttgart 1838.
P. Balz'sche Buchhandlung.

in Streit begriffenen socialen Zuständen und Einrichtungen. In Göthe's Götz, Egmont, Tasso liegt schon enthüllter und selbstbewußter überall das Tragische in dem Gegensatz des Menschen mit bestimmten Zuständen der Gesellschaft. Aber in Schiller scheint mir das eigenthümliche Moment der neuern Tragödie am glänzendsten und vollsten hervorgetreten zu sein. Er ist offenbar auch in dieser Hinsicht unter den modernen Dichtern der modernste. Die Räuber, Fiesko, Kabale und Liebe und Don Karlos sind eben so viele Zeugen für meine Theorie, und erst mit dem Wallenstein betrat er den Weg der Alten, von welchem er aber später wieder umlenkte. Schiller brachte die Weltgeschichte selbst mit ihren höchsten Interessen und Bestrebungen auf das Theater. Er hatte den tiefen, immer auf das Allgemeine, auf das Ganze der Menschheit gerichteten universalhistorischen Blick, so daß er auch einen geringfügigen Gegenstand unter jenen höchsten weltbeherrschenden Gegensatz bringen konnte. Es war ganz gegen seine Natur, irgend ein Objekt als etwas Partikulares, Untergeordnetes, Zufälliges aufzufassen, sondern weil jene historische Antithese zwischen Geistesfreiheit und Lebensmechanismus, oder wie man diesen Zwiespalt noch sonst nennen will, in seiner eigenen Lebensansicht so hervorstechend war, und weil seine Dichtung nur einen von seinem eigenthümlichen Geiste durchdrungenen und befruchteten Stoff darstellte, so konnte er den Weltgang aus seinem eigenen Busen und Leben schöpfen. So z. B. ist in Kabale und Liebe jener ungeheure Gegensatz in den kleinsten Rahmen gefaßt. Das Stück ist nicht, was man ein bürgerliches Schauspiel nennt, sondern vergegenwärtigt uns in dem Konflikt der gesunden Natur mit den Standesvorurtheilen und dem Hofleben symbolisch das Schicksal der ganzen Menschenwelt. In Familienverhältnisse ist der Gehalt der Menschengeschichte gelegt.

Da in der Tragödie nur die Idee siegt, aber gemeinhin die Person unterliegt, wie ist in den bisherigen Dramen Schiller's jener Sieg anschaulich gemacht? Entweder dadurch, daß, wie in den Räubern und in Kabale und Liebe, die Nemesis die Vertreter des Schlechten mit untergehen läßt; oder daß, wie in dem Fiesko, nur die Untreue an der Idee

dem Helden Verderben bringt; oder daß endlich, wie in Don Karlos, die ideale Welt in einer solchen Herrlichkeit und die reale in ihrer ganzen Erbärmlichkeit so einleuchtend dargestellt wird, daß jene durch den Untergang ihrer Vertreter nichts verliert und diese durch den temporellen Sieg ihrer Anhänger nichts gewinnen kann. Posa, Don Karlos und die Königin retten ihren ganzen Werth in eine andere Ordnung der Dinge; ihre Gegner erhalten sich doch nichts anderes, als ihre Verwerflichkeit und ihr Elend.

In diesen Dramen ist daher vom Schicksal beinahe gar nicht die Rede, und sie sind dessen ungeachtet hoch tragisch, denn der Dichter hat aus dem Geist der neuern Zeiten und der Vorstellungsart der neuern Menschen eine Riesenmacht auf die Bühne beschworen, welche nicht minder furchtbar ist, als das alte Verhängniß. Beinahe allein in den Räubern kommt der Begriff und Ausdruck des Schicksals einigemal vor. „Das hat euch wohl niemals geträumt, sagt der Hauptmann zu seiner Bande (Akt 4 gegen das Ende), daß ihr der Arm höherer Majestäten seid. Der verworrene Knäuel des Schicksals ist aufgelöst't! Heute, heute hat eine unsichtbare Macht unser Handwerk geadelt. Betet an vor dem, der euch dieses erhabene Loos gesprochen“ u. s. w. Die göttliche Allmacht gebraucht darnach die Bösen, um Frevler zu strafen, und um Rache zu üben — ein Irrthum, von welchem Karl Moor am Ende des Dramas zurückkommt. Die Schiller'schen Charaktere sind sich ihrer Freiheit allzusehr bewußt, als daß das Schicksal in das System ihrer Ueberzeugungen und Handlungen eindringen könnte. Sie sind autonomisch, die selbstständigen Urheber ihrer Thaten. Nicht das Schicksal, sondern der Zufall, die Intrigue, die Leidenschaften, Liebe, Pflicht, Unbesonnenheit, Mißverständnisse, Uebereilung, lauter natürliche, rein menschliche Motive führen die Katastrophe herbei; nur der ganz begreifliche irdische Zusammenhang der Dinge erdrückt die Menschen bei Schiller, wie bei Shakspeare. Das Schicksalmäßige fehlt in der durchgenommenen dramatischen Tetras ganz und gar. Wenn, um nur ein schlagendes Beispiel zu geben, Posa aus Ueberklugheit und Irrthum sich und seinen Freund in das Verderben zieht, so würde die

alte Tragödie dieß als eine vom Schicksal verhängte Verblendung, als eine Ate, aufgefaßt und behandelt haben.

Diese neuere Art behauptet im Gegensatz der antiken Tragödie ihre bestimmten, zum Theil eigenthümlichen Vorzüge. Sie ruft mehr die Begeisterung, als die Demuth im Zuschauer auf, indem sie alles Gewicht auf die menschliche Freiheit legt. In der neuern Tragödie allein ist ein Stück denkbar, in welchem der kämpfende Held siegend davon geht, während er in der alten immer unterliegen muß; das Pathos liegt dann in den Leiden des Kampfes, nicht in den Leiden des Untergangs. Namentlich scheint die affirmativ gehaltene Weise, welcher Don Karlos angehört, sehr ergiebig zu sein, denn sie könnte in der Geschichte aller Völker und Zeiten würdige Stoffe finden und sich reich und vielgestaltig ausprägen. Um Beispiele aus der alten Geschichte anzuführen, ein Diäus und Kritolaus, ein Syphax mit der edlen Sophonisbe, ein Viriathus, der Gallier Julius Sabinus mit seiner hohen Gattin im Kampf mit der römischen Weltherrschaft, die Gracchen, Sertorius, Helvidius Priscus und andere im Kampf gegen den Aristokratismus und Despotismus sind an sich tragische Gegenstände. Das Buch der alten Geschichte liefert hundert ähnliche Stoffe, von denen gewiß viele einer dramatischen Behandlung fähig wären. Roms Untergang durch das Schwert der Barbaren ist selbst eine Tragödie. Warum sollte sich diese Weltbegebenheit nicht in ein kleineres Bild fassen lassen! Oder werfen wir einen Blick in das Mittelalter, welche mannigfache und gewaltige Gegensätze in dem Heidenthum und Christenthum, in dem Römerwesen und Germanismus, in der Hierarchie und dem Kaiserthum, in der rechtgläubigen Kirche und den Ketzergemeinden, in dem Königthum und dem Fürstentrotz, in dem Adel und dem Bürgerstand — welche weltbeherrschende Gegensätze bieten sich in allen diesen großen Gesellschaftsformen für unsere moderne Tragödie dar! Aber nur dasjenige poetische Genie könnte unser deutsches Mittelalter wieder aus dem Grabe hervorrufen, und dasselbe unserm Bewußtsein innigst und ewig verbinden, welchem zugleich ein freier, kühner philosophischer Universalblick zu Theil geworden wäre, so daß seine lebendigen Zeitgemälde uns immer das

Höchste symbolisch zum Bewußtsein brächten, um was es sich handelt in der Entwickelung der Menschheit.

Wenn das Alte und Neue sich streitend gegenüberstehen, so kann der Tragiker seinen Helden auch für das Alte auftreten lassen, wenn dieses am Sinken und das Neue schon übermächtig geworden ist. So war es ein lang gehegter Plan Schiller's [1], Julian den Apostaten dramatisch zu bearbeiten.

Man hat in Don Karlos die kosmopolitischen Ideen getadelt; aber man kann in dieser Hinsicht dem jugendlichen Dichter nur den, freilich entscheidend wichtigen Vorwurf machen, daß er für diese Ideen Parthei genommen, wodurch sein Werk rhetorisch wurde, und daß er sich selbst in sein Drama hineingedichtet, statt frei, groß und ruhig über seinem welthistorischen Stoffe zu schweben und ihn rein ästhetisch zu behandeln. Die Wahl des Stoffes selbst, so wie diese ganze Art wird vor der strengsten Kritik bestehen, ja diese ganze Gattung, im weitesten Umfang genommen, wird sich nach unsern Andeutungen als die einzig rechtmäßige Tragödie der neuern Zeit nachweisen lassen. Don Karlos scheint aber auf der Spitze dieses modernen Dramas zu stehen. Warum, könnte man aus der Seele des Dichters Denen zurufen, welchen das Stück nur deßwegen nicht recht ist, weil ihnen sein Stoff nicht zusagt, warum sollten die Breter, „die die Welt bedeuten", allein den hocherhabenen Kampf für die wichtigste Angelegenheit unseres Geschlechtes, für religiöse und bürgerliche Freiheit, nicht aufnehmen können? Ein prophetischer Heros, welcher sich mit seinem Freunde vereinigt, um eine neue, auf Freiheit und Vernunftideen gegründete Ordnung der Dinge herbeizuführen und das Menschengeschlecht für alle Folgezeit zu veredeln und zu beglücken, und welcher in diesem Unternehmen untergeht, ist ein für die tragische Muse höchst würdiger Gegenstand. Denn sollte nicht ein handelnder Held einem bloß duldenden vorzuziehen, sollte nicht ein großartiges Thun erhabener sein, als ein muthiges Ertragen? Und wenn ein thätiger Held, den die Menschenliebe treibt, mehr Werth hat, als der, welcher in sein Privatinteresse verstrickt ist — wer könnte mit

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Göthe, B. 4, S. 10.

Posa verglichen werden, „dessen Herz der ganzen Menschheit schlägt, dessen Neigung die Welt ist, mit allen kommenden Geschlechtern?“ Wenn es wahr ist, was unser Dichter sagt: „Nur der große Gegenstand vermag den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen“ — welche Tragödie vermöchte einen tiefern Eindruck auf den Zuhörer zu machen, als diese, welche in Philipp und seinem Hofe die alte Zeit mit ihrem traurigen Despotismus, in Posa und seinen Freunden das neue Jahrhundert mit seinen großen Tugenden sich aufopfernder Liebe und Freundschaft einander gegenüberstellt, und das Edle dem Schlechten zur irdischen Beute werden läßt? — Manche Gemüther freilich mag es mehr anziehen, wenn die überirdischen Geheimnisse und räthselhaften Mysterien des menschlichen Lebens mit in die dramatische Dichtung gezogen werden. Aber der, dessen sittliches Interesse die religiöse Kontemplation überwiegt, wird dem thatkräftigen Helden, den allgemeine Menschenwohlfahrt begeistert, vor jedem andern Menschen den Vorzug geben, welcher er grübelnd und duldend immer nur mit sich selbst zu thun hat und nur durch die Nothwendigkeit bisweilen in Handlung gesetzt wird.

In dieser Weise könnte man die Grundideen des Don Karlos in Schutz nehmen, und wir werden dessen mangelhafte Kunstform um so leichter übersehen oder ertragen, je mehr wir unsere Aufmerksamkeit auf den bedeutenden Inhalt der Tragödie richten. Wenn irgend ein Schriftsteller, hat der Dichter das Recht, von uns zu fordern, daß wir, wo möglich, seine Weltansicht ungekränkt gelten lassen. Wir dürfen entzückt sein, wenn uns im Dichter unsere eigenen Ueberzeugungen begegnen, aber wir müssen uns bescheiden, wenn er anders denken und fühlen sollte, als wir.

Verbesserungen im ersten Theil.

Seite V, Linie 2 von oben erstaunungswürdigen lies erstaunenswürdigen.

„	4	„	6	v. u.	Winterquatiere l. Winterquartiere.
„	12	„	4	v. u.	in diesem l. in dem Sohne.
„	24	„	17	v. o.	unreinlichsten l. unreinlichen.
„	27	„	10	v. o.	ehe dich l. eh' dich.
„	36	„	4	v. o.	Erscheinung l. Vollendung.
„	71	„	4	v. u.	sebst l. selbst.
„	77	„	8	v. o.	eine l. einer.
„	77	„	3	v. u.	der Prosa l. des Posa.
„	82	„	17	v. o.	verrirren l. verirren.
„	94	„	15	v. v.	Tirannos l. Tyrannos.
„	106	„	3	v. u.	1239 l. 1240. 1. m.
„	107	„	8	v. u.	Ich l. Ihr.
„	113	„	10	v. o.	eines l. einen.
„	113	„	14	v. u.	wiederherstellen l. wiederherzustellen.
„	115	„	14	v. u.	Weise l. Weisen,
„	117	„	12	v. o.	ein l. einen.
„	133	„	4	v. o.	Agent l. Agenten.

Seite 140, Linie 13 v. u. sollte sich des l. sollte sich des Rechts des.
„ 188 „ 16 v. o. Entwürfen l. Entwürfe.
„ 197 „ 11 v. o. auf l. ab.
„ 261 „ 2 v. u. Paris l. Leipzig.
„ 263 „ 2 v. u. Landräthin l. Landgräfin.
„ 302 „ 9 v. u. des Don l. dem Don.
„ 320 „ 13 v. u. welcher er l. welcher es.



Supplement

zu

Schiller's Werken.

Zweiter Theil.

Stuttgart 1838.

P. Balz'sche Buchhandlung.

Schiller's

Leben, Geistesentwicklung und Werke

im Zusammenhang.

Von

Dr. Karl Hoffmeister.

Zweiter Theil.

Stuttgart 1838.
P. Balz'sche Buchhandlung.



Inhaltsanzeige des zweiten Theils.

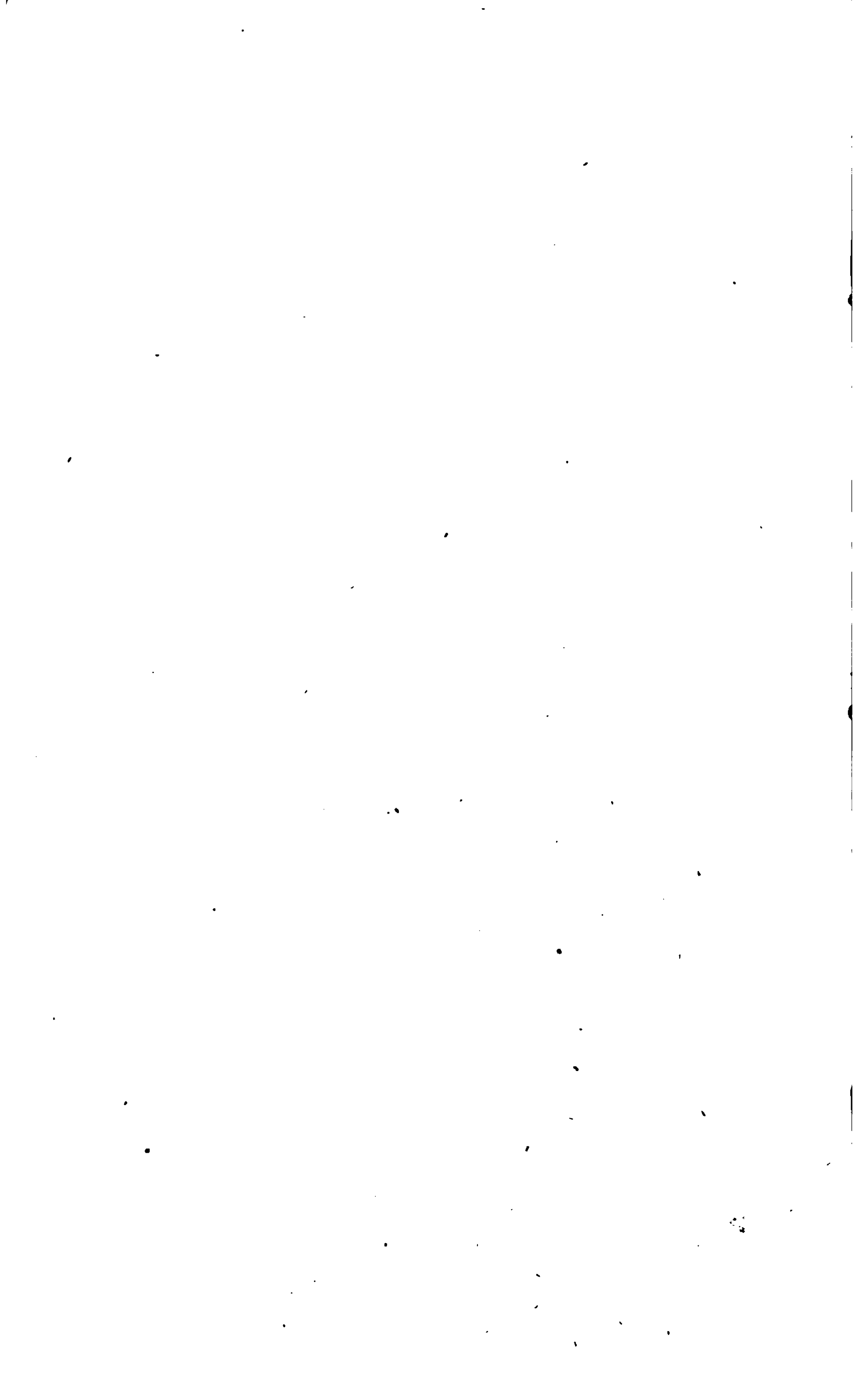
Periode der wissenschaftlichen Selbstverständigung.

Zurückführung der nach Schiller's Werken in Einem Bande citirten Stellen auf die Oktavausgabe in zwölf Bänden [1].

Zweiter Theil.

S. 6, Note 2 (Oktavausg. B. 10, S. 98).
S. 21, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 147 und S. 228 f.).
S. 29, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 206 f.).
S. 30, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 398).
S. 32, Note 2 (Oktavausg. B. 10, S. 193 ff. und S. 285 ff.).
S. 34, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 481).
S. 38, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 345).
S. 41, Note 1 (Ebendaselbst).
S. 44, Note 2 (Oktavausg. B. 10, S. 321).
S. 44, Note 3 (Oktavausg. B. 10, S. 350 und S. 421).
S. 54, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 274).
S. 73, Note 2 (Oktavausg. B. 1, S. 138).
S. 78, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 227).
S. 82, Note 2 (Oktavausg. B. 12, S. 410).
S. 87, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 316).
S. 103, Note 1 (Oktavausg. B. 10, S. 403).
S. 104, Note 1 (Oktavausg. B. 12, S. 225).

[1] Die folgenden Citate sind in unserer Schrift nach beiden Ausgaben angegeben.



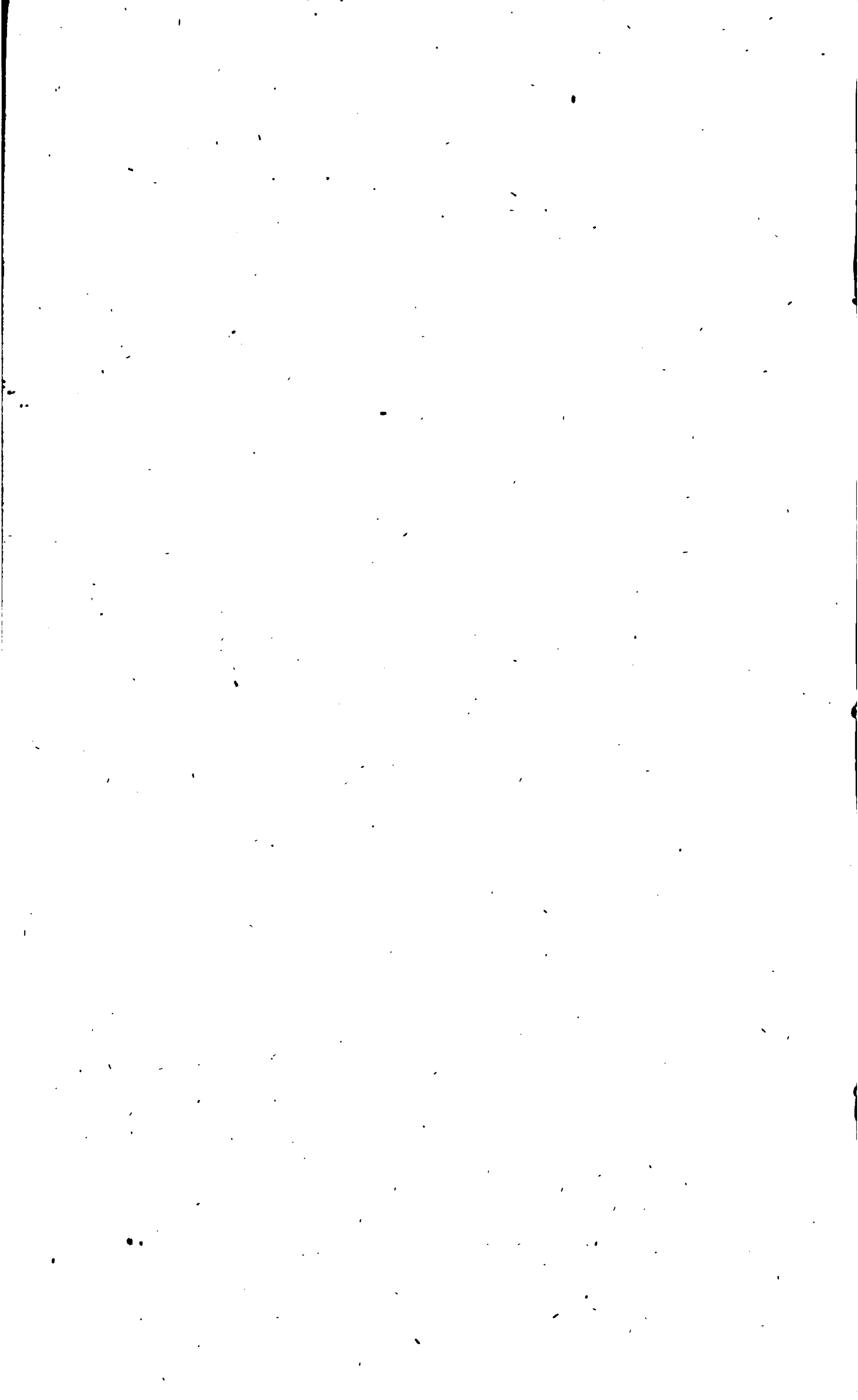
Schiller's

zweiter Lebensabschnitt,

oder

Periode der wissenschaftlichen Selbstverständigung.

Von Don Karlos — 1786 — bis zu den Horen — 1794.



Erstes Kapitel.

Philosophisches Interesse und Geschichte. Erste historische Arbeiten. „Der Verbrecher aus verlorener Ehre."

Mit Don Karlos war ein poetischer Cyklus durchlaufen. Schiller hatte in der eingeschlagenen Richtung die höchste Aufgabe, wenn nicht vollkommen befriedigend, doch glänzend und ruhmvoll gelös't, und seinem sittlich-poetischen Trieb Genüge gethan. Nach den Bedingungen seiner damaligen Bildung vermochte er seine Weltansicht nicht höher zu entwickeln und klarer zu deuten, als es im Don Karlos geschehen war. Sein poetischer Genius verstummte in seiner Brust, nachdem derselbe das Herrlichste, was sie umschloß, zu Tage gefördert. So mußte Don Karlos das letzte Wort Schiller's auf dem Standpunkt werden, den er bisher einnahm, und er fühlte sich jetzt seiner Dichtkunst um so mehr entfremdet, da schon längst, noch in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Mannheim, sein lebendiges Interesse am Theater in ihm erloschen war.

Aber was andere Dichter erst in ihrem Alter erlebten, sollte Schiller schon in seiner Jugend an sich erfahren, daß, wenn die poetische Begeisterung nachläßt, sich ein wissenschaftliches Interesse einstellt. Dieses letztere war, wie wir aus

der früheren Darstellung wissen [1], in Schiller unter der bestimmtern Gestalt des philosophischen Interesses von Anfang an vorhanden, es war ein Bedürfniß seines Geistes und mit seiner poetischen Thätigkeit auf's innigste verbunden, bis es sich im Verlauf eines hart bedrängten Lebens von ihr trennte, sich ihr entgegensetzte, und besonders gegen das Ende des zurückgelegten Zeitraumes hemmend und störend auf sie einwirkte [2]. Als nun die poetische Flamme in ihm erlosch, ist es ein Wunder, daß dieses zweite Schiller'sche Geisteselement sich der Herrschaft bemächtigte und seine zweite Lebensperiode bestimmte, indem hierdurch das Innere nur äußerlich zur Erscheinung kam? Ja, man kann mit Recht sagen, daß eben dieser immer mächtiger werdende Drang des Denkens eine Ursache war, warum Schiller jetzt geraume Zeit aufhörte, ein Dichter zu sein.

Aber auch das äußere Leben machte seine Rechte unabweisbar geltend und verlangte, dringender als je, die Abtragung der lange vorenthaltenen Schuld. Als die melodische Stimme der Muse verstummte, konnten die rauhen Mißklänge der Welt nicht länger mehr ungehört und unbeachtet bleiben. Jetzt also, nach den herbsten Erfahrungen, war Schiller's goldner Traum verflogen, auf die Ausübung seines Dichtertalentes seine äußere Existenz zu gründen; ja eben diese gründlich eingeschärfte Einsicht, daß das in Deutschland unmöglich sei, hatte ihm seine Muse verleidet und ihn zu dem Entschluß bestimmen helfen, sein Lebensglück seinem eben so ausgezeichneten intellektuellen Talente anzuvertrauen, und durch Aneignung einer Brodwissenschaft sich eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen [3].

Welches aber diese Berufswissenschaft sein sollte, darüber war er lange immer von Neuem mit sich uneins. Dem Manne wird, weil er vergleichen kann und die Schwierigkeiten übersieht, die Wahl eines Amtes nicht so leicht, als dem Jüngling, welcher sich nur durch seine Phantasie und seine dunkle Neigung bestimmen läßt, so daß er gemeinhin schon gewählt

[1] Siehe Th. 1, S. 41 ff.
[2] Ebendas. S. 244 und S. 311.
[3] Ebendas. S. 268.

hat, ehe er sich noch entscheiden kann. Unser Dichter hätte sich eigentlich in seiner engen, kleinlichen Zeit für gar kein Lebensgeschäft bestimmen mögen, wenn er sich selbst getreu blieb, und so schwankte er um so mehr, je weniger sein Herz mitsprach. Es war eine auf jeden Fall bittere Wahl, welche ihm seine äußeren Verhältnisse aufzwangen. Von dem Plane, die Rechte zu studiren, scheinen ihn seine Freunde bald abgebracht zu haben. Aber die Arzneikunst wieder hervorzuholen, das lag ihm näher und schien ihm besser zu sein. Die Medizin hatte er ja — und zwar mit Neigung, wie er sich jetzt sagte — ehemals studirt und selbst ausgeübt, er war nur durch ein Mißgeschick von ihr getrennt worden. Was hinderte ihn jetzt, wieder zu ihr zurückzukehren?

Und doch fand er bei näherer Erwägung mehr Schwierigkeiten, als er anfangs geahnet hatte. Seinem in weiten idealen Feldern schwärmenden Geiste kam die Arzneikunst enge und geringfügig vor; es war von seinen frühern Studien wenig in ihm zurückgeblieben, er mußte das Meiste von Neuem lernen; und seit seiner Flucht von Stuttgart hatte sich seine eigenthümliche Geistesnatur so bestimmt in ihm ausgebildet und hervorgestellt, daß ihn jetzt vielleicht am allerwenigsten jene aufgedrungene Jugendbeschäftigung befriedigen mochte. Er hatte eine ganz entschiedene Richtung zum G e i s t i g e n genommen, und die materielle Welt lag außerhalb seines Interesses und seiner Betrachtung. Je mehr ein Mensch sich im Reiche des Geistes bewegt und anbaut, desto mehr verliert er den Sinn für das Körperliche, und das scheint der Hauptunterschied der Talente zu sein, daß der eine Theil der Menschen sich mehr zu geistigen Gegenständen hinneigt, der andere mehr Lust und Geschick hat, körperliche Dinge zu betrachten und zu behandeln. Bei Schiller vereinigte sich alles, ihn aus der materiellen Welt zu verdrängen und in das Gebiet des Geistigen emporzuheben; er betrachtete, wie Goethe, das Materielle nur im Lichte des Geistigen. Schon früher in der Karlsschule schien ihm von allen medizinischen Studien die Philosophie der Physiologie am interessantesten, und er hatte es ja sich zur eigenen Aufgabe gemacht, dem Zusammenhang des Leibes mit dem Geiste nachzuspüren. Nur wo die

der früheren Darstellung wissen [1], in Schiller unter der bestimmtern Gestalt des philosophischen Interesses von Anfang an vorhanden, es war ein Bedürfniß seines Geistes und mit seiner poetischen Thätigkeit auf's innigste verbunden, bis es sich im Verlauf eines hart bedrängten Lebens von ihr trennte, sich ihr entgegensetzte, und besonders gegen das Ende des zurückgelegten Zeitraumes hemmend und störend auf sie einwirkte [2]. Als nun die poetische Flamme in ihm erlosch, ist es ein Wunder, daß dieses zweite Schiller'sche Geisteselement sich der Herrschaft bemächtigte und seine zweite Lebensperiode bestimmte, indem hierdurch das Innere nur äußerlich zur Erscheinung kam? Ja, man kann mit Recht sagen, daß eben dieser immer mächtiger werdende Drang des Denkens eine Ursache war, warum Schiller jetzt geraume Zeit aufhörte, ein Dichter zu sein.

Aber auch das äußere Leben machte seine Rechte unabweisbar geltend und verlangte, dringender als je, die Abtragung der lange vorenthaltenen Schuld. Als die melodische Stimme der Muse verstummte, konnten die rauhen Mißklänge der Welt nicht länger mehr ungehört und unbeachtet bleiben. Jetzt also, nach den herbsten Erfahrungen, war Schiller's goldner Traum verflogen, auf die Ausübung seines Dichtertalentes seine äußere Existenz zu gründen; ja eben diese gründlich eingeschärfte Einsicht, daß das in Deutschland unmöglich sei, hatte ihm seine Muse verleidet und ihn zu dem Entschluß bestimmen helfen, sein Lebensglück seinem eben so ausgezeichneten intellektuellen Talente anzuvertrauen, und durch Aneignung einer Brodwissenschaft sich eine ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft zu verschaffen [3].

Welches aber diese Berufswissenschaft sein sollte, darüber war er lange immer von Neuem mit sich uneins. Dem Manne wird, weil er vergleichen kann und die Schwierigkeiten übersieht, die Wahl eines Amtes nicht so leicht, als dem Jüngling, welcher sich nur durch seine Phantasie und seine dunkle Neigung bestimmen läßt, so daß er gemeinhin schon gewählt

[1] Siehe Th. 1, S. 41 ff.
[2] Ebendas. S. 244 und S. 311.
[3] Ebendas. S. 268.

hat, ehe er sich noch entscheiden kann. Unser Dichter hätte sich eigentlich in seiner engen, kleinlichen Zeit für gar kein Lebensgeschäft bestimmen mögen, wenn er sich selbst getreu blieb, und so schwankte er um so mehr, je weniger sein Herz mitsprach. Es war eine auf jeden Fall bittere Wahl, welche ihm seine äußeren Verhältnisse aufzwangen. Von dem Plane, die Rechte zu studiren, scheinen ihn seine Freunde bald abgebracht zu haben. Aber die Arzneikunst wieder hervorzuholen, das lag ihm näher und schien ihm besser zu sein. Die Medizin hatte er ja — und zwar mit Neigung, wie er sich jetzt sagte — ehemals studirt und selbst ausgeübt, er war nur durch ein Mißgeschick von ihr getrennt worden. Was hinderte ihn jetzt, wieder zu ihr zurückzukehren?

Und doch fand er bei näherer Erwägung mehr Schwierigkeiten, als er anfangs geahnet hatte. Seinem in weiten idealen Feldern schwärmenden Geiste kam die Arzneikunst enge und geringfügig vor; es war von seinen frühern Studien wenig in ihm zurückgeblieben, er mußte das Meiste von Neuem lernen; und seit seiner Flucht von Stuttgart hatte sich seine eigenthümliche Geistesnatur so bestimmt in ihm ausgebildet und hervorgestellt, daß ihn jetzt vielleicht am allerwenigsten jene aufgedrungene Jugendbeschäftigung befriedigen mochte. Er hatte eine ganz entschiedene Richtung zum Geistigen genommen, und die materielle Welt lag außerhalb seines Interesses und seiner Betrachtung. Je mehr ein Mensch sich im Reiche des Geistes bewegt und anbaut, desto mehr verliert er den Sinn für das Körperliche, und das scheint der Hauptunterschied der Talente zu sein, daß der eine Theil der Menschen sich mehr zu geistigen Gegenständen hinneigt, der andere mehr Lust und Geschick hat, körperliche Dinge zu betrachten und zu behandeln. Bei Schiller vereinigte sich alles, ihn aus der materiellen Welt zu verdrängen und in das Gebiet des Geistigen emporzuheben; er betrachtete, wie Goethe, das Materielle nur im Lichte des Geistigen. Schon früher in der Karlsschule schien ihm von allen medizinischen Studien die Philosophie der Physiologie am interessantesten, und er hatte es ja sich zur eigenen Aufgabe gemacht, dem Zusammenhang des Leibes mit dem Geiste nachzuspüren. Nur wo die

Medizin an die Philosophie und an das Geistige grenzte, also nur da, wo sie aufhörte, Medizin zu sein, vermochte sie seine Aufmerksamkeit zu fesseln. Ohne jene Beziehung lag das Materielle außerhalb der eigenthümlichen Gedankenbewegung Schiller's. Das Sittliche, das Psychische, das Menschliche in seinen Tiefen und Aeußerungen nahm sein ganzes Interesse, sein Denken und Dichten ausschließlich in Anspruch. „Neugefundene Räder in dem unbegreiflichen Uhrwerk der menschlichen Seele," sagt er selbst[1], „einzelne geistige Phänomene, die sich in irgend eine merkwürdige Verbesserung oder Verschlimmerung auflösen, sind mir, ich gesteh' es, wichtiger, als die todten Schätze im Kabinet des Antikensammlers oder ein neu entdeckter Nachbar des Saturnus, dem doch der glückliche Finder seinen Namen sogleich in die Ewigkeit aufladet." Und in einem andern Aufsatze aus der damaligen Zeit[2] äußert er sich: „Man hat das Erdreich des Vesuv untersucht, sich die Entstehung seines Brandes zu erklären; warum schenkt man einer moralischen Erscheinung weniger Aufmerksamkeit, als einer physischen?"

Bei dieser ausschließlichen Vorliebe für das Geistige mußte ihm bei ernster Selbstbesinnung die Medizin als etwas seiner Natur durchaus Heterogenes erscheinen. Er mußte von ihr absehen, oder sich selbst aufgeben. Es ist für den Mann erniedrigend, wenn er einen bedeutenden Theil seines Lebens einem Geschäfte widmen muß, welchem seine ganze Seele widerstrebt. So hätte unser Schiller vielleicht gar keine Brodwissenschaft für sich gefunden — wie denn in unserm Staatsleben bei der unendlich getheilten und bis ins Kleinste streng geregelten Arbeit jeder andere leicht seine Stelle findet, nur häufig der gewaltige Genius nicht, wenn er zugleich ein Mann von Charakter ist — wenn sich ihm nicht endlich das Geschichtsstudium als ein Weg zu einer sorgenfreien Zukunft angeboten hätte.

Die Geschichte hatte ihn schon in der Karlsschule aus seinem Plutarch angesprochen, und mit ihr war er seither

[1] In der Ankündigung der Rheinischen Thalia, 1784.

[2] In dem Verbrecher aus verlorener Ehre, Schiller's Werke in E. Bd., S. 715. 2. m.

durch seine Vorstudien zu dem Fiesko und Don Karlos in Verbindung geblieben. Wenn er die Geschichte zu seinem Lebensberufe machte, so trat er nicht aus der Sphäre des Menschlichen, in welcher er sich allein mit eigenem Genüge bewegen konnte, und er betrat eine Lebenslaufbahn, welche sich an seine bisherigen dramatischen Arbeiten anschloß. Der wahre Historiograph und der neuere Tragiker sind Blutsverwandte; sie theilen sich in dieselbe Weltbetrachtung. Studirte Schiller die Geschichte, so konnte er hoffen, in derselben einst ein akademisches Lehramt, und dadurch eine freie und selbstständige Stellung zu erhalten. Aber auch schon jetzt konnte er durch Uebersetzungen oder eigene historische Darstellungen seiner Existenz zu Hülfe kommen und zugleich sich mit der Feder nach und nach die gehörigen Kenntnisse für sein neues Fach und einen Ruf als Historiker erwerben. Ein lang fortgesetztes Studiren für einen fern liegenden Zweck hatte wenig Anziehendes und Erfreuliches: er hoffte solche langwierige Studien dadurch zu umgehen, daß er sich schreibend mit manchen Zeiträumen und Völkern der Universalgeschichte näher bekannt machte. So blieb er ganz in seiner bisherigen schriftstellerischen Thätigkeit.

Aber die Geschichte hatte auch ein inneres Interesse; sie orientirte ihn in der äußern Menschenwelt, die kennen zu lernen er sich jetzt gedrungen fühlte. Er setzte sich durch dieses Studium in ein wissenschaftliches Verhältniß zu der Welt. Es gibt ein Alter, in welchem man dem Drang, die äußern Dinge näher an sich heranzuziehen, nicht mehr ausweichen kann. Schiller war in dieses Alter gekommen. Die Verständigung mit uns selbst hängt großentheils von der Verständigung mit der Außenwelt ab. Was ihm die äußere Erfahrung bisher versagt hatte, sollte ihm von nun an die Wissenschaft gewähren. Wer die Geschichte nicht kennt, sagt ein Alter, bleibt Zeitlebens ein Kind.

Die erste historische Arbeit, mit der sich Schiller beschäftigte, scheint eine Uebersetzung der Geschichte von Amerika von Robertson gewesen zu sein. Die zweite Ausgabe dieses Buches, die uns vorliegt, erschien 1801 in der Weidmannschen Buchhandlung in Leipzig, in zwei starken Bänden, unter

dem Titel: Wilhelm Robertson's Geschichte von Amerika, aus dem Englischen übersetzt von Joh. Friedrich Schiller. Der Uebersetzer hat seinem Werke aus sich gar nichts beigefügt, weder in den Anmerkungen, noch in einer Vorrede, so daß es sich aus der Uebersetzung selbst schwer entnehmen läßt, wie viel Antheil Schiller an derselben hatte. Es könnte leicht sein, daß sie nur unter seiner Aufsicht und Leitung veranstaltet wurde, und daß er ihr seinen Namen lieh, um ihr einen guten Absatz zu verschaffen. Wenigstens vermißt man in dieser Uebersetzung Schiller's ausgearbeiteten und schwungvollen Stil, so daß er auf jeden Fall dieser Arbeit nicht sowohl sein Talent, als nur seinen Fleiß gewidmet zu haben scheint. Sie ward ihm vielleicht vornehmlich ein Mittel zur Abtragung seiner Mannheimer Schulden und zur Verbesserung seiner äußern Lage überhaupt. Doch müssen hierüber, ehe sich etwas Bestimmtes sagen läßt, so wie über Schiller's ganzes Leben in Leipzig und in Dresden noch bestimmtere Nachrichten abgewartet werden. Wir würden in diesem dunkeln Zeitraum uns in großer Verlegenheit befinden, wenn nicht unser Hauptaugenmerk auf eine Analyse der Werke Schiller's gerichtet wäre und auf eine Darstellung seiner Geistesentwickelung, welche hauptsächlich aus seinen Werken geschöpft werden muß. Wenigstens sind wir befugt, die letzteren beiden Momente da ganz in den Vordergrund zu stellen, wo wir uns in jenem erstern Gebiete verlassen sehen, so wie umgekehrt in der ersten Lebensperiode Schiller's seine äußeren Verhältnisse der Natur der Sache nach überwiegend sein mußten. Das Leben des Denkers und Dichters zieht sich mehr und mehr in sich selbst zurück. Er war der äußern Dinge und der Menschen herzlich müde, sobald er sie einmal erfahren und erkannt hatte; schon längst war er bemüht gewesen, sich von beiden möglichst loszumachen.

Mehr ist uns von dem Plane bekannt, den er im Beginn seiner historischen Laufbahn mit Andern faßte, die Geschichte der merkwürdigsten Revolutionen und Verschwörungen aus der mittlern und neuern Zeit herauszugeben. Merkwürdig ist uns schon die Wahl gerade dieses

historischen Vorwurfes, und wir sehen Schiller als Historiker da beginnen, wo er auch als Dramatiker mit seinen Räubern begonnen hatte, ja wir werden ihn in dieser ganzen Periode dasselbe Thema historisch behandeln sehen, welches er in der vorigen dramatisch abgeschlossen hatte. Es erschien aber von dieser Sammlung nur der erste Band, und zwar erst im Jahr 1788, als Schiller schon in Weimar lebte.[1] In diesem Band werden uns drei revolutionäre Unternehmungen erzählt: Die Revolution in Rom durch Nikolaus Rienzi, im Jahr 1347; die Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig, im Jahr 1618; und die Verschwörung der Pazzi wider die Medici zu Florenz, im Jahr 1478. Die Erzählung der Verschwörung des Marquis von Bedemar gegen die Republik Venedig ist von Schiller. In einer Nachricht, welche diesen Geschichten voransteht, meldet uns der Herausgeber, daß zu diesem Bande noch die Verschwörung des Fiesko gegen Genua bestimmt gewesen sei, welche aber, so wie die Vorrede zu dieser Sammlung, wegen Mangel des Raumes, für den zweiten Band verspart werden müsse. Dieser zweite Band ist aber nicht erschienen.

Die Verschwörung des Bedemar gegen Venedig ist, wie Schiller in jener Nachricht selbst sagt, beinahe wörtlich aus St. Real übersetzt, „weil der Leser bei jeder andern Behandlung dieses Gegenstandes zu viel verloren haben würde.“ Der Marquis von Bedemar war vom Jahr 1607 bis 1618 Botschafter des Königs Philipp III. von Spanien bei der Republik Venedig. Nach der romantischen Historiographie des St. Real wäre er einer der außerordentlichsten Menschen seiner Zeit und einer der gewandtesten und kühnsten Staatsmänner Spaniens gewesen. Dieser unternehmende Geist, erzählt uns St. Real sehr ausführlich, habe mit dem ihm befreundeten spanischen Statthalter zu Mailand, Don Pedro de Toledo, und mit dem spanischen Vicekönig zu Neapel, dem

[1] Der vollständige Titel ist: Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Verschwörungen aus den mittlern und neuern Zeiten. Bearbeitet von verschiedenen Verfassern, gesammelt und herausgegeben von Friedrich Schiller. Leipzig 1788. Bd. 1.

Herzog von Ossuna, im Jahr 1617 und 1618 eine Verschwörung eingeleitet, welche nichts Geringeres bezweckte, als sich Venedigs zu bemächtigen und diese Republik der Herrschaft der Spanier zu unterwerfen. Die künstliche Anlage, der Fortgang und das Fehlschlagen dieser Verschwörung, deren Mittelpunkt Bedemar gewesen sein soll, wird nicht uninteressant erzählt, ohne daß doch der Verfasser sein angebliches Vorbild, Sallust im Katilina, nur von Ferne erreicht hätte; und Schiller's Uebersetzung ist so gut, daß man sie leicht für eine selbstständige Arbeit halten könnte, so wenig fühlt man ihr ein fremdes Original an. Aber man stößt auf so vieles Unwahrscheinliche und Seltsame in dieser Geschichte, wohin z. B. gehört, daß die thätige Polizei der mißtrauischen Republik von den großen Vorkehrungen zu ihrem Verderben keine Nachrichten erhielt, und daß alle Zufälle sich so sehr zu Gunsten der Plane des Bedemar fügten, so daß man beim ersten Blicke schon der Erzählung keinen historischen Charakter zuschreiben kann; und auf der andern Seite kann sie auch die Anforderungen nicht erfüllen, die man an einen historischen Roman macht. Um so willkommener sind uns die aus den Akten der venetianischen Staatsinquisition und den Berichten des französischen Gesandten gezogenen authentischen Nachrichten des Grafen Daru über diesen Vorfall [1]. Darnach tritt alles in ein anderes Licht und nimmt eine ganz veränderte Gestalt an. Der Vicekönig von Neapel, der Herzog von Ossuna, hatte die Absicht, sich von Spanien unabhängig zu machen, er zog Venedig, dem eine Verminderung der Habsburg'schen Macht höchst erwünscht sein mußte, in das Geheimniß, und ließ nun unter dem Mitwissen der venetianischen Regierung in deren Gebiete Truppen werben, und andere Vorkehrungen treffen, durch Agenten, die sich selbst in der Täuschung befanden, daß sie gegen Venedig gebraucht werden sollten. Bedemar selbst gehörte unter die Anzahl dieser Werkzeuge des Ehrgeizes des Ossuna, und spielte also in der ganzen Angelegenheit eine sehr unbedeutende Rolle. Wie hätte er auch ohne Genehmigung seines Hofes sich an die

[1] Histoire de la republique de Venise, par P. Daru, Livre XXXI.

Spitze einer solchen Unternehmung stellen können? Als aber zufällige Umstände den Herzog von Ossuna verhinderten, seinen Plan auszuführen, da ergriffen die Zehner und der Senat die Entdeckung der ihnen längst bekannten Verschwörung durch einige Theilnehmer, um das ganze Geheimniß und ihre eigene Theilnahme an demselben den Augen der Welt zu entrücken und sich von der Schuld zu reinigen. Ohne Auswahl, ohne Prozeß, ohne Zeugen, ja ohne Verhör wurden die getäuschten Werkzeuge des Verraths erwürgt, erhängt, ersäuft, erschossen, in der größten Eile und Verborgenheit, die Angeber sowohl als die Theilnehmer der Verschwörung, Schuldige und Unschuldige, viele Hunderte an der Zahl. Daß der Marquis Bedemar um die angebliche Verschwörung gewußt, wurde ignorirt, und der Gesandte verließ neunzehn Tage nachher die Stadt, um durch einen andern ersetzt zu werden. Venedig erfuhr die Existenz einer Verschwörung, als sie durch Ströme Blutes schon unterdrückt war. Einige Zeit später sah man den Dogen, von dem ganzen Adel begleitet, nach der Markuskirche gehen, um daselbst der Vorsehung für die Errettung des Staates seinen öffentlichen Dank zu bringen. Von jeher hat man ja die größten Verruchtheiten durch eine anständige Andacht zu sühnen gewußt, und die Frömmigkeit ist beinahe mehr zum Schlechten, als zum Guten gebraucht worden.

Wegen dieser Unbedeutendheit des Originals hat auch die Bearbeitung der St. Real'schen Schrift durch Schiller wenig Werth mehr. Es war keine günstige Fügung, welche unsern angehenden Historiker zu einem Mann führte, der nicht geeignet war, seinen Sinn für gründliche Geschichtsforschung zu schärfen. Auf einen reichhaltigern Stoff führten ihn aber die Vorarbeiten, welche zu seinem Don Karlos nöthig gewesen waren, nämlich auf den Abfall der Niederlande von Philipp dem Zweiten, und er fing an, zur historischen Darstellung dieser großen Begebenheit, mit welcher er eigentlich seine historische Laufbahn zu eröffnen gedachte, noch in Dresden Materialien zu sammeln. Wegen der Verwandtschaft dieser Arbeit mit dem Don Karlos und weil sie sogleich nach Beendigung dieses begonnen wurde, kann man zum Voraus vermuthen, daß sie ganz nach den

politischen Ansichten und Gefühlen des Don Karlos und in poetischem Gewande, mit dichterischer Begeisterung geschrieben werden mußte. Die Muse der Tragödie gab ihm den Stoff und den Ton an zu seinem ersten Geschichtswerke.

Aber mehr noch, als diese historischen Arbeiten nahm den fleißigen Schriftsteller die Fortsetzung seiner Zeitschrift in Anspruch, welche seit Schiller's Abreise von Mannheim Göschen in Leipzig in Verlag genommen hatte. Die Rheinische Thalia, welche jetzt aber dieses Beiwort verlor, wurde ebenfalls mit historischen Beiträgen ausgestattet. Er ließ in das zweite Heft des ersten Bandes die Uebersetzung einer historischen Abhandlung über Philipp den Zweiten, von Mercier, einrücken, vorzüglich zur Erläuterung seiner nachfolgenden Scenen aus dem Don Karlos. Es ist ein im Ganzen rhetorisch gehaltenes Charaktergemälde Philipps des Zweiten, welches aber doch durch manche individuelle Züge aus dessen Leben bestimmter gezeichnet ist. „Der Erzbischof von Toledo," wird z. B. erzählt, „hinterließ, als er starb, eine Million Thaler für die frommen Legate. Diese Million eignete sich Philipp zu, indem er durch einige Doktoren ohne Pfründen entscheiden ließ: Er selbst, als Vater der Armen, sei der Erbe dieses Prälaten." Uebrigens hat Schiller später durch seine Bewältigung des Stoffes, durch die Tiefe und den Reichthum seiner Ideen und Gefühle, so wie durch die Pracht seiner Diktion alle diese Muster, an denen er sich zu bilden suchte, sehr schnell und bei weitem übertroffen [1].

Können diese Nachbildungen als Vorarbeiten und Vorstudien Schiller's zu seinen eigenen Geschichtswerken begriffen werden, so wollen wir einige andere Darstellungen dieser Zeit Zwischenarbeiten nennen, weil sie die bisherigen poetischen Werke und die folgenden historischen mit einander vermitteln, und den Dichter zum Geschichtschreiber gleichsam unvermerkt hinüberführten. Ich meine besonders den Verbrecher aus verlorener Ehre und den Geisterseher,

[1] Der Leser findet jetzt diesen Aufsatz von Mercier über Philipp II., so wie St. Real's Verschwörung des Bedemar gegen Venedig, in Döring's Nachlese zu Schiller's Werken.

von welchen hier füglich am besten eine nähere Auskunft zu geben sein möchte. Wie oben nachahmend, so bereitete er sich hier durch eigene kleine Versuche auf seine Geschichtsdarstellung vor.

Die erste dieser historischen Vorübungen ist der Verbrecher aus verlorener Ehre. Der Verfasser verdankte den Stoff zu dieser, durch ihren psychologischen Pragmatismus so wie durch ihren vortrefflichen Stil musterhaften, Erzählung seinem Freunde und Lehrer Abel. Dieser hatte ihm auf seiner Durchreise durch Mannheim die Geschichte des schwäbischen Sonnenwirthes erzählt, mit deren auf Aktenstücke sich gründende Bearbeitung er gerade damals beschäftigt war, wie diese denn später in Abel's Sammlung kleiner psychologischer Schriften wirklich erschienen ist. Schiller fühlte sich von diesem Gegenstande so angezogen, daß er ihn selbst zu Papier brachte und ihn in das zweite Heft seiner Thalia vom Jahr 1786 unter dem Titel: Verbrecher aus Infamie, eine wahre Geschichte, einrücken ließ. Diese Erzählung ist aber wohl erst dann geschrieben, als sich Schiller schon dem Fache der Geschichte gewidmet hatte, also in Leipzig oder Dresden, kurz vor ihrer Veröffentlichung; denn in der Einleitung gibt er zu erkennen, wie nach seiner Ansicht die Geschichte geschrieben werden müsse, eine Frage, deren Beantwortung jetzt erst und nicht früher ein Interesse für ihn haben konnte. Auf jeden Fall ist das nicht richtig, daß diese Begebenheit schon wenige Wochen nachher, nachdem sie ihm von Abel erzählt worden war, in der Rheinischen Thalia erschienen sei, denn Abel besuchte unsern Schiller in Mannheim schon in der Mitte Novembers 1783 [1].

In der Thalia fängt die Einleitung zur Geschichte des Sonnenwirths mit folgendem, nachher unterdrücktem Abschnitt an: „Die Heilkunst und Diätetik, wenn die Aerzte aufrichtig sein wollen, haben ihre besten Entdeckungen und heilsamsten Vorschriften vor Kranken- und Sterbebetten gesammelt. Leichenöffnungen, Hospitäler und Narrenhäuser haben das hellste Licht in der Physiologie angezündet. Die Seelenlehre, die

[1] Siehe Th. 1, S. 220.

Moral, die gesetzgebende Gewalt sollten billig diesem Beispiel folgen, und ähnlicher Weise aus Gefängnissen, Gerichtshöfen und Kriminalakten — den Sektionsberichten des Lasters — sich Belehrungen holen.“ So liegt ihm dann das Anziehende der Erzählung in dem Gedanken, „daß in der ganzen Geschichte des Menschen kein Kapitel unterrichtender sei für Herz und Geist, als die Annalen seiner Verirrungen.“

Aber es sind Verirrungen, welche ihre Quelle mehr im Gesellschaftszustand, als in der Gemüthsverfassung des Unglücklichen haben, und so trifft die tragische Laufbahn des Räubers Wolf mit dem Schicksale des Räubers Moor zusammen. Müßiggang und Leichtsinn machen ihn zum Wilddieb, er büßt durch diesen verzeihlichen Fehltritt sein Vermögen ein, kommt ins Zuchthaus, auf die Festung, und verliert mit der ihm gewaltsam entrissenen Ehre alles Gute, er wird ein Mörder, ein Räuber, und fleht endlich, zur sittlichen Besinnung gekommen und in der Zuversicht, noch ein rechtschaffener Mann werden zu können, seinen Landesherrn umsonst um Gnade an. „Damals auf dem Gipfel seiner Verschlimmerung war er dem Guten näher, als er vielleicht vor seinem ersten Fehltritt gewesen war.“ Denn es war, fügen wir bei, mehr Kraft in ihm; Schiller maß nämlich damals die sittliche Güte nach dem Grade der Kraft des Menschen ab. „Die Zeitrechnung meiner Verbrechen“, sagt der Räuber, „fängt mit dem Urtheilsspruch an, der mich auf immer um meine Ehre brachte.“

So stellt sich uns in diesem Verirrten ein bedauernswürdiges Opfer der Gesetze und der Justiz dar, welche an diesem Beispiele lernen sollen, menschlich zu sein. Aus einem konventionellen Vergehen entwickelte die Härte der Gesetze die größten Verbrechen, und den Leichtsinnigen, welcher der Gerechtigkeitspflege überantwortet worden war, entließ sie als den größten Taugenichts.

Diese allmählige, durch bürgerliche Verhältnisse aufgedrungene Verschlechterung und die Rückkehr der Gesinnung zur Tugend, „als das Laster seinen Unterricht vollendet hatte,“ ist mit einer außerordentlichen Kunst entwickelt und vor unsere Augen gemalt. Alle Handlungen werden von Gedanken und

Gesinnungen, — und diese werden von Gemüthszuständen abgeleitet, die sich in der Wechselwirkung der Seele des Menschen mit seinen äußern Verhältnissen nothwendig ergeben mußten. Hier ist überall Naturzusammenhang, und es fehlt kein Glied in der Kette. Die psychologische Novelle erregt in dem Leser, wie eine Tragödie, nicht nur Mitleid, sondern auch Furcht: er fühlt, daß er in der Lage dieses Unglücklichen nicht besser hätte sein können, als dieser. Der Erzähler reißt uns, was er beabsichtigt, aus unserer stolzen Sicherheit. Der Mensch ist so gut und so schlecht, sagen wir uns, als seine äußere Lage es ist; unsere äußere Lage ist unser aller Schicksal. Wir sehen in der Geschichte eines Individuums das allgemeine Loos des Menschen abgezeichnet. Dabei ist die Geschichte des Verbrechers aus verlorener Ehre auch hinsichtlich des Stils so ausgezeichnet, daß man sie immer mit neuem Interesse lies't. Die Sprache ist höchst einfach, klar und natürlich, und von der frühern Manier der so häufig wiederkehrenden, lästigen Gedankenstriche und von gekünstelten Antithesen findet sich keine Spur. Man sieht es an allem, der Dichter bewegte sich in einem reinern, freiern Elemente. Einzelne Parthien sind besonders gelungen, z. B. die Seelenschilderung, als der Wildschütze im Begriff ist, seine Flinte gegen seinen bösen Dämon, gegen den Jäger Robert, anzulegen. Wenn wir bei diesem Lobe eine Einzelnheit tadeln dürften, so wäre es der Umstand, daß der unansehnliche, kränkliche Sonnenwirth, der sich damals in dem Gaunerhandwerk doch noch nicht hervorgethan hatte, von den Räubern sogleich bei seinem ersten Erscheinen in der Felsenschlucht mit einem einstimmigen Ja! zu ihrem Anführer erwählt wurde. Daß er ihnen als guter Wildschütze bekannt war, mußte sie doch noch daran zweifeln lassen, ob er fähig wäre, ihr Hauptmann zu sein.

Diesen Vorzug hat Schiller's moralische Schreibweise, daß er eine Geschichte, ein Gedicht immer unter Einen höchsten, allgemein menschlichen Gesichtspunkt bringt, von Einer umfassenden Idee beherrscht werden läßt, während gewöhnliche moralisirende Schriftsteller an Alles anknüpfen und uns beinahe so viele besondere Lehren mitgeben, als sie Sätze aussprechen. Hier wird das sittliche Interesse zersplittert und

ermüdet, dort durch seine einheitliche Beziehung zusammengefaßt und verstärkt. Bei Schiller ist immer alles nach Einer Wahrheit hingearbeitet, welche durch alle Thatsachen hindurch scheint, wie die Sonne in jeder Welle des Stromes leuchtet.

Wir reihen an diese Räubergeschichte eine ähnliche kleine Erzählung: „Spiel des Schicksals; ein Bruchstück aus einer wahren Geschichte." Obgleich diese Anekdote später geschrieben ist [1], so können wir sie doch als eine Uebergangsarbeit zur Historiographie mit aufführen. Eine vermittelnde Thätigkeit liegt nicht immer genau in der mittlern Zeit zweier Perioden. Der Geist gefällt sich bisweilen, in einen frühern, wohlbekannten Weg spielend von einem ernstern Geschäft abzulenken und sich augenblicklich auf einer zurückgelegten Stufe der Bildung zu ergötzen. Das, was seiner Natur nach einer frühern Zeit angehört, verändert seine Stelle nicht, wenn es auch später erst wieder aufgenommen wird oder selbst erst an den Tag tritt.

Der Held dieser tragischen Geschichte, Aloysius von G..., ist eigentlich nicht ein Spiel des Schicksals, sondern der Fürstengunst. Sein Fürst webt ihm sein Lebensloos; und Hofglück, Ungnade, Einkerkerung und endliche Erlösung, beides ohne gerichtliche Untersuchung und förmliche Lossprechung, Emporsteigen in fremdem Kriegsdienste, und endlich eine scheinbare, kalte Aussöhnung mit dem Fürsten, sind die Fäden dieses Gewebes. Die Schwere des Schicksals veredelt den Menschen, der Druck der Willkühr und Ungerechtigkeit läßt ihn, im besten und seltenen Fall, so wie er war: Aloysius von G... war am Ziele seines langen Lebens eben so hart, launisch und jähzornig, als beim Beginne seiner Laufbahn. Die Tyrannei scheint nicht zur Oekonomie der Vorsehung zu gehören, denn während sie die physische Wohlfahrt des Menschen unsicher macht oder zertrümmert, hilft sie seiner moralischen Wohlfahrt nicht auf. Wie Schiller zum Furchtbaren und Entsetzlichen hinneigte, so schildert er auch hier den Sturz und das Elend des Günstlings rührender und ergreifender, als seine

[1] Zuerst gedruckt im Deutschen Merkur vom Jahr 1789. Erstes Vierteljahr, S. 52 ff.

Darstellung von dessen Glück ausführlich und glänzend ist. Ob vielleicht dem Gemälde der Leiden des Unglücklichen „in der scheußlichen Grube unter der Erde“ das Schicksal des Dichters Schubart vorschwebte? — Schiller hatte Schubart's Anzeige einer Sammlung seiner Gedichte in seine Thalia aufgenommen, und dadurch noch seinen Antheil und seine Achtung zu erkennen gegeben.



Zweites Kapitel.

„Der Geisterseher."

Wenn die sich auf wirkliche Vorfälle gründenden Skizzen, welche wir im vorhergehenden Kapitel erörtert haben, zu größern historischen Darstellungen hinführten, so bereitete sich unser Schriftsteller auf seine beginnende Historiographie auch durch einen Roman vor, indem er dem natürlichen Bildungsgang der Völker folgte, bei denen die Historie ebenfalls aus dem Epos hervorging. Denn der Roman ist das Epos der neuern Zeit. Es war der Geisterseher; das erste und leider! auch das letzte Werk dieser Gattung, welches Schiller geschrieben hat. Der Roman, welcher außer der poetischen Gestaltung noch so Vieles erfordert oder zuläßt, einen reifen Verstand, eine freie Weltansicht, philosophisches Räsonnement, sittliche Tendenzen, wäre für Schiller's Geist, welcher so verschiedenartige, gleich stark hervortretende Kräfte vereinigte, so daß ihn nie der Mangel, sondern nur der Ueberfluß der Talente und Interessen verhinderte, manchem seiner Werke die höchste Vollendung zu geben, wie gemacht gewesen, wenn Schiller's hoher Geistesflug in diesem niedrigern Bezirk lange hätte weilen können. Sein Sinn war entweder auf die höchste

Schönheit gerichtet, wie sie ihm nur aus den reinen Dichtungsgattungen entgegenglänzte, oder wenn er auf diese verzichten mußte, konnte er nur durch die Wahrheit schadlos gehalten werden, die er aus den Händen der Geschichte und der Philosophie zu empfangen hoffte.

Der Geisterseher erschien, mit Ausnahme des letzten Briefes und der auf denselben folgenden aphoristischen Nachrichten, in einzelnen Stücken zuerst in der Thalia vom vierten bis achten Heft, und wurde in den Jahren 1786 bis 1789 in Dresden und in Weimar geschrieben. Ungeachtet dieser langhingezogene und vielfach unterbrochene Gegenstand Schillern allmählig ferner treten mußte, so daß er endlich sein Herz nur noch flach berührte [1], so würde der Verfasser die mit so vielem Beifall aufgenommene Erzählung wahrscheinlich doch noch bis zu ihrem Ende ausgeführt haben, wenn er damals durch einen Ruf als Professor der Geschichte nach Jena nicht in eine ganz andere Thätigkeit geführt worden wäre. Mit dem neunten Briefe des Barons von F*** sollte nach der ursprünglichen Anlage der erste Band des Geistersehers endigen; statt des ganzen zweiten Bandes gab nun der Verfasser, um den Gang der Geschichte und ihr Ziel doch wenigstens anzudeuten und den Roman der Idee nach abzuschließen, den zehnten Brief mit einigen Schlußnachrichten des Grafen von O***. Das für den zweiten Band bestimmte Fragment, „der Abschied", welches in dem achten Hefte der Thalia erschienen war, ward nun in den ersten Band aufgenommen und macht jetzt den siebenten Brief des Barons von F*** aus. Unter dieser Gestalt erschien der Geisterseher in Leipzig 1789.

Wie im Verbrecher aus verlorener Ehre sittliche, so werden hier vornehmlich religiöse Verirrungen vorstellig gemacht. Ausdrücklich nennt auch Schiller diese Begebenheit durch den Mund des sie erzählenden Grafen von O*** in dem einleitenden Vorworte „einen Beitrag zur Geschichte des Betrugs und der Verirrungen der menschlichen Seele."

Um den Geisterseher richtig zu würdigen, müssen wir dessen Bezüge in das innere Leben Schiller's hinein verfolgen.

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 321.

Wir haben schon in der ersten Abtheilung unserer Schrift die Bemerkung gemacht, daß Schiller seit seinem Aufenthalt in Leipzig, als er die letzten Scenen des Don Karlos und die Freigeisterei aus Leidenschaft dichtete [1], sich das Religiöse zum Gegenstande seiner Poesie machte, wobei er sich bald in einen ähnlichen Widerstreit mit den positiven Religionsansichten und kirchlichen Einrichtungen gesetzt fühlte, wie früher auf politischem Felde. Wie kam es aber, daß er die religiösen Zweifel, welche wir schon in seiner frühesten Jugend in ihm erwachen sahen [2], jetzt nach so vielen Jahren wieder aufnahm? Die Beantwortung dieser Frage ist leicht. Damals, noch vor der Dichtung seiner Räuber, wurden zugleich religiöse, sittliche und politische Bedenken in ihm rege. Die Eigenthümlichkeit seiner Natur und das Schicksal seines Lebens entwickelten und schärften diese letztern Zweifel, die politischen, am frühsten, und er sprach sie aus in seinen drei ersten Dramen und lös'te sie sich in seinem letzten, im Don Karlos, mit welchem seine politische Entwickelungsgeschichte in ihren Grundzügen abgeschlossen war. Jetzt stellten sich nothwendig die bisher nur zurückgedrängten sittlichreligiösen Fragen in seinem Geiste wieder hervor.

Der Prinz, den uns der Roman vorführt, hat daher nach seinem Bildungsgang und Charakter manche Aehnlichkeit mit Schiller selbst. Der fünfunddreißigjährige Mann lebt in Venedig (welchen Schauplatz der Verfasser vielleicht gewählt hatte, da er mit dieser Stadt und ihrer Umgegend noch vor Kurzem durch seine Bearbeitung der Verschwörung des Bedemar bekannt geworden war) ganz eingezogen; tiefer Ernst und eine schwärmerische Melancholie herrschen in seiner Gemüthsart; in seine eigene Phantasienwelt verschlossen, ist er sehr oft ein Fremdling in der wirklichen Welt — und weil er wohl weiß, wie schlecht er beobachtet, so verbietet er sich jedes eigene Urtheil und übertreibt die Gerechtigkeit gegen fremdes; dabei ist er unerschrocken und zuverlässig, sobald er einmal überzeugt ist; die geräuschlose Ruhe eines unabhängigen

[1] Siehe Theil 1, S. 295 f.
[2] Siehe Theil 1, S. 42 ff.

Privatlebens begränzt alle seine Wünsche. Seine Erziehung war vernachlässigt worden; er war protestantisch, wie seine ganze Familie; aber die Religionsbegriffe, in denen er war aufgezogen worden, waren roh und sinnlich. „Eine bigotte, knechtische Erziehung hatte eine Furcht in ihm begründet, die Fundamente seines Glaubens einer Untersuchung zu unterwerfen, und überdieß war die religiöse Melancholie eine Erbkrankheit in seiner Familie. Alle Lebhaftigkeit des Knaben war in einem dumpfen Geisteszwang erstickt worden." — „Diese schwarze nächtliche Gestalt hatte die ganze Jugendzeit unseres Prinzen; selbst aus seinen Spielen war die Freude verbannt. Alle seine Vorstellungen von Religion hatten etwas Fürchterliches an sich, und eben das Grauenhafte und Derbe war es, was sich seiner Einbildungskraft zuerst bemächtigte und sich auch am längsten darin erhielt. Sein Gott war ein Schreckbild, ein strafendes Wesen; seine Gottesverehrung knechtisches Zittern oder blinde, alle Kraft und Kühnheit erstickende Ergebung. Allen seinen kindischen und jugendlichen Neigungen, denen ein kräftiger Körper und eine blühende Gesundheit um so kraftvollere Explosionen gab, stand die Religion im Wege; mit allem, woran sein jugendliches Herz sich hing, lag sie im Streite; er lernte sie nie als eine Wohlthat, nur als eine Geißel seiner Leidenschaften kennen"[1].

Wem vergegenwärtigt dieses Gemälde nicht Schiller's eigenen, in frühen Lebensjahren erduldeten Religionszwang und jene Erziehung, in welcher er auch den spanischen Infanten aufwachsen läßt? Aber während sich Schiller schon als Jüngling frei machte, lebte unser Prinz bis in sein Mannesalter mit scheuer Ehrerbietung in dem ererbten Glauben und den dumpfen Eindrücken seiner Kinderjahre hin. Frühe Kriegsdienste ließen seinen Geist nicht zur Reife kommen, keine Leiden und Unfälle führten ihn von dem gewohnten Weg seines Denkens und Empfindens ab und kräftigten ihn zum Widerstande gegen die Meinungen, welche ihn beherrschten. Seine Gesellschafter waren mit ihm Eines Glaubens.

[1] Der Geisterseher in Schiller's Werken in E. B., S. 726 und S. 744. 2.

einmal auf den Boden der gesunden Vernunft und der Naturordnung gesetzt. Er sucht sich auch die zweite Geistererscheinung natürlich zu erklären, und will auch die frühere ihm unbegreifliche Prophezeihung des Todes seines Verwandten [1] nicht gelten lassen, weil sie ihm durch die übrige schlechte Gesellschaft verdächtig werde. Die Geständnisse des Sizilianers und der Sieg seiner Vernunft über den ihm bereiteten Betrug brachten auf diese Weise das Gebäude seines ganzen Glaubens zum Wanken. Mit seinem Glauben an die Wunder nämlich sank ihm die Ehrwürdigkeit seines bisherigen Systemes, in welchem die Wunder einen wesentlichen Theil ausmachten. Schon längst hatte sich ein stiller Widerwille gegen das strenge Joch seiner düstern Religion in ihm geregt, welcher er sich jetzt zu entwinden suchte. Seine Rechtgläubigkeit machte von jetzt an einer Zweifelsucht Platz, welche auch das Ehrwürdigste nicht verschonte.

Aus dieser Phase des Zweifels trat er bald in das Stadium des Unglaubens. Er hatte sich wohl befreit, aber seine Vernunft war nicht reif genug, die Freiheit gut zu gebrauchen. Irrthum und Wahrheit waren ihm so innig mit einander verschmolzen, daß er diese mit jenem verwarf. Ihm fehlte die Schärfe des Urtheils, beide genau zu sondern. Wie an die Stelle der Wunder, so setzte er auch an die Stelle der höhern Wahrheit überhaupt die natürliche, begriffsmäßige Wahrheit, was eben so viel ist, als jene läugnen. In dieser sittlich-religiösen Freidenkerei bestärkte ihn das Leben in der großen Welt, in die er sich, da jetzt sein bisher verheimlichter fürstlicher Stand in Venedig entdeckt war, unvermerkt gezogen sah. Er fühlte das Bedürfniß und die Nothwendigkeit, sich für die höhere Gesellschaft mehr auszubilden, als er es bisher in seinem engen, einförmigen Leben gethan hatte. Er griff nach der modernsten Lektüre, die nur dazu diente, seine Begriffe noch mehr zu verwirren, während sie sein Herz leer ließ. „Kurz, er hatte sich in dieses Labyrinth begeben als ein

[1] Um auch diese Vorhersagung begreiflich zu finden, muß man annehmen, die geheime Gesellschaft habe selbst bewirkt, was sie hier den Armenier weissagen ließ.

glaubensreicher Schwärmer, und er verließ es als Zweifler und zuletzt als ein ausgemachter Freigeist."

Jetzt zeigte sich der geheime Bund wieder von neuem thätig. Man wußte ihn in eine geschlossene Gesellschaft zu ziehen, deren zügellose Licenz in Meinungen und Sitten die reine, schöne Einfalt seines Charakters und die Zartheit seiner moralischen Gefühle verdarb. Er lebte in einem fortdauernden Zustand von Trunkenheit, von schwebendem Taumel. Gegen seine Leute ward er launisch, herrisch, finster; eine unsichtbare Hand wußte die Kavaliers von seiner Umgebung zu entfernen, die ihn noch hätten retten können. Sein Naturell erlitt eine gänzliche Umänderung. An den Wahrheiten der Religion rächte er sich für den Druck, worunter ihn Wahnbegriffe so lange gehalten hatten, durch einen bittern Spott. Wie dogmatische Sätze früher seinen Glauben, so unterstützten nun Sophismen seinen Unglauben. Einer seiner Diener ward ihm entzogen, und an dessen Stelle ein anderer, Namens Biondello, geschoben, welcher bald der Vertraute und Lenker seines Herrn wurde, während er im Solde des geheimen Bundes stand. Nun mußte der Prinz dem Marchese von Civitella, der sich scheinbar von Mördern überfallen ließ, das Leben retten, damit dieser junge Mensch und sein reicher Oheim, der Kardinal A***i, einen Vorwand hätten, mit ihm in eine genaue Bekanntschaft zu treten. Ein Verwandter unseres Prinzen kam in Venedig an, und beide wetteiferten in Aufwand; „daher ewige Feste und Gelage, kostbare Konzerte, Präsente und hohes Spiel." Die Schatulle war erschöpft; man mußte seine Zuflucht zu einem Wucherer nehmen. Jetzt sieht der Prinz, der durch alle Zerstreuungen die innere Leere, die Verarmung und Trostlosigkeit seines Gemüthes nicht hat füllen können, in einer Kirche in der Giudecca die schöne Griechin, deren Anblick ihm das Gefühl seines Herzens zurückgibt: er liebt. Aber selbst dieß neue Glück ist ihm zu seinem Verderben bereitet, und bringt ihn sogleich in größere Verwirrung. Um seine peinigende Unruhe los zu werden, als der Aufenthalt der Geliebten nicht ausfindig gemacht werden konnte, wurde er von seinen Verführern ins Spiel gezogen, und spielte so hoch, so leichtsinnig

und so unglücklich, daß er in vier Tagen die zwölftausend Zechinen verlor, die er von dem Kardinal A***i geliehen hatte. Nun endlich findet der Verrathene seine Griechin wieder, von welcher es sich herausstellt, daß sie eine Deutsche von der edelsten Abkunft ist. Der Prinz ist mit einer fürchterlichen Leidenschaft an sie gebunden, die mit jedem Tage wächs't. Sein ganzes Wesen ist verändert. Er geht wie ein Träumender umher, und nichts von Allem, was ihn sonst interessirt hat, vermag ihm jetzt nur eine flüchtige Aufmerksamkeit abzugewinnen.

Unter diesen Umständen langt von seinem Hofe ein Schreiben an, welches ihm wegen seiner Lebensweise in Venedig, weil er sich dem Frauenzimmer und dem Spiel auf eine ausschweifende Weise ergebe, sich in Schulden stürze, Visionärs und Geisterbannern sein Ohr leihe, mit katholischen Prälaten in verdächtigem Verhältnisse stehe und einen Hofstaat führe, der seinen Rang sowohl als seine Einkünfte überschreite, bittere Vorwürfe macht und eine schleunige Zurückkunft von ihm verlangt, um sich von dem Verdacht einer Apostasie zur römischen Kirche zu reinigen. In der Stimmung, welche dieses Schreiben in ihm hervorbringt, erinnert er sich der Worte des Armeniers: „Wünschen Sie sich Glück; um neun Uhr ist der Erbprinz gestorben.“ Damals, sagt er, habe er den Sinn dieser Worte nicht verstanden, warum er sich Glück wünschen solle. „Jetzt verstehe ich ihn — o es ist unerträglich hart, einen Herrn über sich zu haben — der es uns fühlen lassen kann! — Der Elendeste unter dem Volke, oder der nächste Prinz am Throne! das ist ganz dasselbe. Es gibt nur Einen Unterschied unter den Menschen — Gehorchen oder Dienen. Bei Gott! es ist etwas Großes um eine Krone!“ —

So ist der Prinz, wie Fiesko, dem Dämon des Ehrgeizes verfallen und ist hiermit reif zum Verderben. Seine Antwort an das regierende Haus war der Art, daß keine gütliche Beilegung mehr zu erwarten stand. Der Marchese Civitella war nun der Herr seines Schicksals — und dieser zerfiel jetzt mit ihm. Die Geliebte des Prinzen starb, und man fand bei ihrer Leichenöffnung Spuren einer Vergiftung. Auf ihrem Sterbebette erschöpfte sie ihre letzte Beredsamkeit, um

ihn auf den Weg zu leiten, den sie zum Himmel wandelte. Der Unglückliche mußte sich vor den gedungenen Mördern seiner Feinde und vor seinen Gläubigern in ein Kloster flüchten. Seine Schwester Charlotte, in der Meinung, daß er schon von seiner Kirche abgefallen sei, zog ihre hülfreiche Hand von ihm, als einem Unwürdigen, ab. Der von dem geheimen Bund künstlich erregte Glaube der Seinigen, daß er schuldig sei, stürzte ihn wirklich in die Schuld. Es blieb kein anderes Mittel mehr übrig, als sich zur katholischen Kirche zu bekennen und ein williges Werkzeug derer zu werden, die ihn bis zu diesem Ziele getrieben hatten. Nun waren schnell seine Schulden bezahlt, und er war mit allen seinen Feinden versöhnt.

So sind also die Perioden dieser tragischen Geschichte Geistesunmündigkeit, Befreiung von der Autorität, Zweifelsucht, sittlich-religiöser Unglaube und endlich Aufgeben seiner selbst bei innerem Unfrieden und äußeren Bedrängnissen jeder Art. Den letzten Gemüthszustand, welcher in einem ganzen Theile geschildert werden sollte, hat der Verfasser im letzten Briefe nur durch einige Nachrichten und Züge zu erkennen gegeben. Es kann aber nicht geläugnet werden, daß sich gerade hier der Dichter von sich selbst verlassen fühlte, denn hier mußte ein Zustand dargestellt werden, wie er ihn noch nicht erlebt und empfunden hatte. Auch wäre dieser zweite Theil, wenn er vollendet worden wäre, an innerem Gehalt gewiß ärmer geworden, als der vorhergehende, und der reichste äußere Schmuck einer sinnvollen Erfindung überraschender Vorfälle hätte diesen innern Mangel kaum ersetzt. Die Geschichte hätte einen schwachen und unbefriedigenden Ausgang genommen. Sie wäre das Dokument der Hinfälligkeit des menschlichen Geistes gewesen, der zur Selbstständigkeit nicht gemacht sei und gar leicht einem feinen Betrug als Beute anheimfalle. Aber die Erbärmlichkeit des Menschen zu verkünden, dazu war am wenigsten Schiller geboren. Deßwegen mochte er, wie erzählt wird, in spätern Jahren allerdings geäußert haben, daß er unter sich selbst hinabsinken müßte, wenn er den Geisterseher fortsetzen wollte, ungeachtet er für kein anderes seiner Werke ein so ansehnliches Honorar

erhalten könnte. Es kam dazu, daß er in dieser Fortsetzung eine zu offene und gehässige Polemik mit der Bekehrungssucht ehrsüchtiger Priester hätte führen müssen. Er hätte nach der ganzen Tendenz des Romans „einer gewissen Menschenart den Dolch der Dichtkunst noch tiefer in das Herz stoßen müssen," als er es immer in seinem Don Karlos hatte thun können [1].

Wenn auf diesem letzten Wege des gänzlichen Aufgebens seiner selbst der Charakter Schiller's den Geisterseher nicht mehr begleiten konnte, so folgte er ihm dagegen auf allen andern Irrwegen bis zum Unglauben hin. Alle diese Zustände hatte Schiller mehr oder weniger selbst durchgemacht. Dieß bestätigt er selbst in einem Briefe vom 26. Januar 1789: „Der Geisterseher hat mich dieser Tage etlichemal sehr angenehm beschäftigt. Der Zufall gab mir Gelegenheit, ein philosophisches Gespräch herbeizuführen, welches ich ohnehin nöthig hatte, um die freigeisterische Epoche, die ich den Prinzen durchwandern lasse, dem Leser vor Augen zu stellen. Bei dieser Gelegenheit habe ich nun selbst einige Ideen bei mir entwickelt, die Sie darin wohl errathen werden (denn Gott bewahre mich, daß ich ganz so denken sollte, wie der Prinz in der Verfinsterung seines Gemüthes!); auch glaube ich, wird Ihnen die Darstellung durch ihre Klarheit gefallen." Es ist hier das Gespräch im vierten Briefe des Barons von F*** gemeint. Von dieser philosophischen Unterhaltung besitzen wir aber in unserem jetzigen Texte nur noch ein ganz kleines Bruchstück; der tiefer gehende, bei weitem größere Theil desselben im sechsten Hefte der Thalia ist in die spätere Ausgabe nicht aufgenommen worden, ohne Zweifel weil er in der Form zu strenge und der Klarheit und Leichtigkeit der Diktion im übrigen Roman widerstreitend zu sein schien. Auch paßt ein solcher durchgeführter religiöser Skepticismus nicht zur Persönlichkeit des Prinzen, über den man sich wundert, wie er auf einmal zu einer so ausgezeichneten philosophischen Bildung kommt. Schiller hat durch dieses Gespräch in der Thalia seinen Geisterseher ganz in seinen eigenen

[1] Siehe Theil 1, S. 296.

Gedankengang gezogen, oder vielmehr seinem überwiegenden Hange zur Spekulation Genüge gethan. Durch diese scharfsinnigen, konsequenten und abstrakten Schlüsse mußte der Prinz sich in eine andere Figur verwandeln. Schon früher wunderte es uns, daß dieser wenig gebildete Mann, dem alle Beobachtungsgabe fehlen soll, doch auf der Stelle die Unwahrscheinlichkeit in der Erzählung des Sizilianers, daß jene Antonia einen fremden Ring, der kein nachgemachter sein konnte, für den ihrem Verlobten gegebenen Trauring gehalten habe, so scharf auffaßt, und von diesem Anhaltpunkt ausgehend eine Reihe so triftiger Schlüsse zieht, durch welche er die Glaubwürdigkeit an jene Geisterbeschwörer überhaupt erschütterte [1]. Schon diese Folgerungen setzen eine Bildung voraus, welche wir dem Geisterseher nicht zugestehen können. Jene Moralphilosophie in dem sechsten Hefte der Thalia ist aber beinahe ganz Schillerisch. Wer über sittlich-religiöse Dinge so selbstständig denkt, kann später aus Ueberzeugung nicht mehr zur katholischen Kirche übertreten. Der Seelenmaler mußte den Prinzen in seinen Ansichten schwanken und ihn in einem Helldunkel schweben, und durfte ihn nicht eine festbegründete, in sich abgeschlossene reinsittliche Denkweise entwickeln lassen. Diese ist nur das Werk einer langjährigen Selbstbildung, und als solches ein sicheres Eigenthum des Menschen.

Indem ich mir es vorbehalte, den Ideengehalt des genannten Gespräches als eines köstlichen Denkmales der Schiller'schen Geistesentwickelung an einem andern Orte näher anzugeben [2], kehre ich noch einmal zur Betrachtung unseres Romans zurück. Daß der tiefere Sinn der Geschichte vom Publikum sogleich anfangs verkannt wurde und auch jetzt noch selten begriffen wird, spricht für ihre poetischen Vorzüge. Der Dichter hat hier seine Ideen nicht unverdeckt dem gemeinen Verständniß bloßgestellt, sondern mit mehr Künstlerfreiheit, als es in seinem Don Karlos geschehen war, hat er auch hier „Wahrheiten, die Jedem, der es gut mit seiner Gattung

[1] Schiller's Werke in E. Bd. S. 739. 2. ff.

[2] Da dieses Gespräch in seiner ganzen Ausdehnung, wie es in der Thalia steht, später nirgends mehr gedruckt worden ist, so werde ich es in einem Anhange mittheilen.

meint, die heiligsten sein müssen, und die bis dahin nur das Eigenthum der Wissenschaften waren, in das Gebiet der Dichtkunst herübergezogen, mit Licht und Wärme beseelt und als lebendig wirkende Motive des Menschenherzens in einem kraftvollen Kampfe mit der Leidenschaft gezeigt [1]." Schon auf dem ersten Blatte wird die Neugierde erregt, und sie wird durch das Wundervolle, das Unerwartete, das Schaudererregende und dadurch fortwährend in Spannung gehalten, daß man in der Tiefe dieses leichten, wechselvollen Spieles der Begebenheiten und Situationen einen bleibenden ernsten Zweck ahnet. Die Wunder werden zwar zerstört, und die Hoffnung des Lesers, wenn er nur Geister zu finden erwartet hatte, wird durch die Geständnisse des Sizilianers und den Scharfblick des Prinzen wankend gemacht. Aber die Quelle des Wunderglaubens im menschlichen Gemüthe wird uns aufgedeckt; welchen Anhalt in unserem Geiste Religionsfanatismus und Täuschung Anderer haben, und welche Macht sie nur allzu leicht über denselben gewinnen, wird uns an einem furchtbaren Beispiele gezeigt; und an die Stelle der verschwindenden Gespenster werden wichtige Wahrheiten aus dem geheimnißvollen Abgrund der menschlichen Seele heraufbeschworen. Hinter dem Schleier der Dichtung steht die ernste Gestalt der Wahrheit, aber dieser Schleier ist so schön und kunstgemäß gewoben und so bunt gewirkt, daß er schon für sich das Auge ganz fesselt und nichts vermissen läßt. In keinem der bisherigen Werke Schiller's ist das Poetische so selbstständig behandelt, in keinem ist die Idee in einem solchen Grade in die Darstellung übergetreten, wie in dem Geisterseher, und wenn wir manche andere Gedichte durch ein auswärtiges sittliches und spekulatives Interesse rhetorisch und schwerfällig werden sehen, so dient hier die hohe Persönlichkeit des Dichters nur dazu, dem ungehemmten poetischen Spiel Würde, und hierdurch einen neuen Reiz zu geben, mit welchem das bloße Talent seine Erzeugnisse nie auszustatten vermag. Auch der Wechsel des Neuen und Unerwarteten ermüdet zuletzt;

[1] Siehe das Ende des 10. der Briefe über Don Karlos, Schiller's Werke in E. B., S. 782. 2.

unsere Neugierde ermattet endlich; von dem Gipfel des Furchtbaren sinken wir in Unempfindlichkeit zurück; und die lebendigste Darstellung gewährt oft nur einen kalten Genuß und läßt keinen Eindruck in uns zurück. Wenn aber alle diese Mittel der Poesie in den Dienst einer höhern Idee treten, wenn sie uns zu allgemein menschlichen Angelegenheiten und zu den theuersten Ueberzeugungen unserer Vernunft zurückführen, dann nehmen wir an einem so ausgestatteten poetischen Werke ein inneres und bleibendes Interesse, denn es handelt sich dann ja um eine Sache, bei der wir selbst im hohen Grade und auf die edelste Weise betheiligt sind. In sinnlichen Dingen mag man uns bald abstumpfen und langweilen, aber wenn unsere höheren Seelenkräfte einmal mächtig in Thätigkeit gesetzt sind, so werden sie erst dann recht wirken, wenn der Sinnenreiz, welcher sie erweckte, nachläßt.

In der That hat Schiller durch den Geisterseher eine neue Gattung des Romans aufgebracht. Das Wunderbare, Geheimnißvolle und Unbegreifliche, worin sich die Geschichte bewegt, ist als ein Symbol des Uebersinnlichen behandelt. In den Geistererscheinungen fassen wir unsern Glauben sinnbildlich auf, und wenn wir auch keine positive Belehrung über religiöse Wahrheiten aus dem Buche davon tragen, so wird doch unser religiöses Gefühl belebt und geläutert, was immer ein großer Gewinn ist.

Mit der innern Bedeutung des Romans, welche in einer psychologischen Geschichte religiöser Vorstellungen liegt, ist der äußere Zweck desselben mit ungemeiner Kunst in Eins verschmolzen, nämlich der Zweck, zu zeigen, wie gewisse Mitglieder einer Religionspartthei Personen vom höchsten Rang an sich ziehen, um durch sie politische Absichten zu erreichen. Denn die verborgene Macht, deren zusammenwirkende Glieder der Armenier, der Sizilianer, der Kardinal A***i, sein Neffe Civitella, Biondello, der oberste Staatsinquisitor, der Bucentauro sind, will doch eigentlich nichts anderes, als durch den Prinzen einen T h r o n für die Kirche erwerben. Da hat die geheime Gesellschaft nun alles auf eine bewundernswürdige Weise angelegt, um sich des Prinzen zu bemächtigen. Alles ist auf die Beschaffenheit seines Temperaments,

seiner Denkweise, seiner Neigungen berechnet; nichts ist versäumt, nichts übereilt, keine Seite seines Charakters ist unberücksichtigt gelassen, allen möglichen Zufällen ist vorgebeugt. Der Betrug und die Verirrung des Prinzen gehen Einen Schritt. Die Federn des Triebwerkes spielen im Verborgenen; „keine plötzliche Ueberraschung; keine Bestürmung; kein sichtbarer Zusammenhang der Ereignisse; alles allmählig, alles sanft eindringend, unfühlbar bestimmend, unfühlbar verwandelnd; scheinbare Lücken und Abstände, Entgegenwirkungen und Widersprüche, bei wirklicher Harmonie der Personen in Zwecken und Planen! Kurz der Prinz wird, ohne es zu ahnen, von allen Seiten bestrickt, wird mehr und mehr gefesselt, je mehr er sich frei und selbstständig wähnt; keine Kraft der Seele ist mehr sein, er selbst ist kaum mehr sein, und muß doch glauben, nie mehr sein gewesen zu sein. Zauberei, trostlose Philosophie, Liebe und Ehrgeiz sind die vier Hauptmittel, um den Prinzen zu bestimmen, und es liegt gleich viel Kunst in der Aufeinanderfolge derselben, als in der innern Anlage. Mit wie unübertreffbarer Feinheit Schiller aber die Maschinerie der Zauberei spielen läßt, verdient vorzüglich bemerkt zu werden. Der Prinz durchdringt ein ganzes Gewebe täuschender Gaukeleien der Magie, nur um seine Vernunft nach diesem glänzenden Sieg über in der That nicht alltägliche Täuschungen dann desto sicherer durch unübertreffbare Meisterstücke magischer Blendwerke überwältigen zu lassen“[1]. Kurz, innerlich und äußerlich wird der Held dieser tragischen Geschichte wie durch ein Verhängniß in sein Verderben getrieben.

Die Episoden, welche uns von dem Sizilianer und von dem Marchese Civitella erzählt werden[2], sind für sich musterhafte kleine Novellen. Im Hintergrunde der Geschlechter steht die geheimnißvolle Gestalt des Armeniers, die in allem, wie wir sie handeln und eingreifen sehen und nach den Erzählungen des sizilianischen Abenteurers und des Civitella uns so höchst bedeutsam und beinahe übermenschlich erscheint, daß

[1] Siehe die Recension über Schiller's Geisterseher in der Allgemeinen Literaturzeitung von 1790, Nr. 260.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 736. 2. ff. und S. 757. ff.

wir besonders des Armeniers wegen die Nichtvollendung des Romans bedauern. In dem zweiten Bande hätte der Charakter des Armeniers mehr hervortreten müssen, und dadurch wäre uns gewiß gleichsam das Ideal eines Magiers vorgeführt worden. Sehr gut läßt der Schriftsteller das Schicksal des Prinzen von befreundeten Männern aus seiner Umgebung erzählt werden. Der Antheil, den sie an ihm nehmen, bemächtigt sich allmählig auch des Lesers, und es schmeichelt diesem, wenn er in den Briefen des Barons von F*** viel mehr lies't, als der arglose Briefsteller selbst zu sagen meint. Die berechnete Anlage der Geschichte ist in ein leichtes, scheinbar kunstloses Gewand gehüllt. Dazu kommt, daß die Diktion in jeder Beziehung zu loben ist; sie ist rein, edel, klar, einfach, bündig. Alles Strenge der Reflexion und alle Rhetorik sind auf das glücklichste vermieden. Mit dem Ausschweifenden und dunkel Geheimnißvollen des Inhalts macht die gemäßigte und klare Sprache einen trefflichen Kontrast. Die Gespenster sind gleichsam an den hellen Tag citirt, und dem Wunderbaren ist der Stempel der Wahrheit aufgedrückt durch die naive Art, wie es erzählt wird. Durch eine überschwengliche, mystische Sprache wäre sogleich von Anfang an Verdacht gegen die Sache selbst in uns erregt worden, denn diese, die für uns doch nur dann anziehend sein kann, wenn wir sie uns als Faktum denken, hätte sich hierdurch als ein bloßes Gewächs des Gemüthszustandes ihres Erzählers charakterisirt.

Wenn wir den Geisterseher mit Schiller's frühern Werken vergleichen, so bemerken wir außer solchen ästhetischen Vorzügen auch noch darin einen Fortschritt, daß sich in diesem Roman mehr Welt zeigt, als in den frühern Schriften. Auf dem Standpunkt des Don Karlos hätte er den Geisterseher in dieser Gestalt nicht schreiben können. Man sieht es, Schiller's vermehrter Verkehr mit Menschen in Leipzig und Dresden hat seine Früchte getragen. Von manchen überspannten Ansichten geheilt, betrachtet er die menschlichen Zustände und geselligen Verhältnisse vorurtheilsfreier und ruhiger, und weiß sie sicherer zu behandeln. Beobachtung,

Erfahrung, Belehrung Anderer, Lektüre haben seine Kenntnisse der Welt und der Menschen vermehrt und sein Urtheil berichtigt. Im Geisterseher kommen mehr individuelle Züge, Bemerkungen, Nachrichten, überhaupt eine größere Masse von mannigfaltigen Dingen vor, als beinahe in allen seinen frühern Werken zusammengenommen. Hier ist ein wichtiger Einfluß des äußern Lebens auf Schiller's Denkweise nicht zu verkennen, welchen Einfluß wir aber, aus Mangel an Nachrichten, leider nicht näher angeben können. Aber die Maschinerie der Geisterbeschwörung verdankte vielleicht Schiller zum Theil Nachrichten und Gerüchten, welche damals über den famosen Abentheurer und Magier Cagliostro verbreitet waren und so vieles Aufsehen machten. Und so schließe ich denn diese Auseinandersetzung mit der Bemerkung, welche von den Biographen gewöhnlich über den Geisterseher gemacht wird, daß eben dieser Cagliostro, welcher damals in Frankreich sein Wesen trieb, die äußere Veranlassung zu diesem Romane gewesen sei, und daß demselben sonst durchaus keine wahre Geschichte zu Grunde liege [1]. Was ganz anderes aber unser Autor aus jenen Wunderdingen, welche man sich von Cagliostro erzählte, gemacht habe, das zeigt dem tiefer Blickenden sein Werk selbst am besten.

Ein Kunstrichter sagt, er, welcher sonst kein blinder Bewunderer Schiller'scher Werke sei, habe durch den Geisterseher den seltenen Fall an sich erfahren, durch die umständlichste, kälteste Kritik in eben das Gefühl von Bewunderung zurückgeführt worden zu sein, mit welchem ihn die erste warme, täuschende Lektüre des Buches erfüllt habe. Und ein solches Meisterwerk nannte Schiller damals, als er es dichtete, — eine Farce [2]. Aber eben dadurch ist der Roman so trefflich geworden, daß er ihn so leicht und spielend behandelte; für den Ernst sorgte seine Natur schon von selbst.

[1] Nachrichten von Schiller's Leben von Körner, in Schiller's Werken in E. B., S. 1293. 1. u.

[2] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 381.

Drittes Kapitel.

Die Philosophischen Briefe und das philosophische Gespräch im Geisterseher.

Ich wies oben nach, wie Schiller durch Geschichte und Philosophie der Dichtkunst entführt wurde, und zeigte nachher, durch welche kleinere Unternehmungen und Schriften er sich auf umfassendere und selbstständige historische Werke vorbereitete. Wenn wir nun die Erzählung: Verbrechen aus verlorener Ehre, und den Geisterseher als solche geschichtliche Vorstudien betrachten müssen, so habe ich auch auf die philosophischen Ideen aufmerksam gemacht, welche sich durch diese Darstellungen ziehen, und wegen dieses innern Gehaltes schließen sie sich enge an die „Philosophischen Briefe" an.

Die Philosophischen Briefe sind mit der Freigeisterei aus Leidenschaft, der Resignation und mit dem Anfange des Geistersehers in einem Jahre (1786) geschrieben, und alle diese Schilderungen sind nur verschiedene lebenswarme Ausbrüche einer und derselben, im Dienste der eigenen Selbstverständigung zugleich philosophirenden und dichtenden Vernunft. Nur der letzte Brief des Raphael an Julius ist ruhiger gehalten und auch erst später, im Jahr 1789, verfaßt. Es

war eine schöne, fruchtbare Zeit, dieses Uebergangsjahr von der Dichtkunst zur Geschichte und Philosophie! Der kühne Flug der Phantasie war noch nicht durch abstraktes Denken gelähmt, die Wärme des Herzens noch nicht durch mühsame historische Studien gekühlt. Was die Vernunft gedacht hatte, machte sich die Einbildungskraft zu ihrem schönern Eigenthum, und die Gefühle, die Schicksale des eigenen Herzens lieferten die Stoffe für beide. Wie einmüthige Schwestern waren Poesie und Philosophie noch innig mit einander verbunden, und jede ließ der andern ihr Recht und machte sich ihre Vorzüge zu eigen. Die Poesie war ernst und besonnen, die Weisheit aber so lieblich und anmuthig, wie die Philosophie des Platon, in jenem glücklichen Alter der Menschheit, wo man noch fühlend dachte und denkend fühlte.

In seinen bisherigen Werken hatte Schiller politische, sittliche und religiöse Ideen entwickelt und menschliche Zustände und Handlungen geschildert, welche sich auf diese Ideen gründen. Wie nun? war es nicht auch möglich, allgemeine philosophische Wahrheiten in einem dichterischen Gewande darzustellen? Der Geisterseher hatte hierzu den Weg gezeigt. Denn ungeachtet dieser nur ein freies poetisches Werk zu sein scheint, so enthält er doch mehr Philosophie, als Schiller's frühere Schriften. Man müßte sagen, dieser Roman habe die Norm für die Philosophischen Briefe hergegeben, wenn nicht die Regel beider Werke in dem Bildungsgang ihres Verfassers läge. Im Geisterseher zeigt der denkende Dichter die Entwickelung religiöser Ideen, also eines besondern Zweiges der philosophischen Ueberzeugung; in den Briefen stellt uns der dichtende Denker diesen philosophischen Entwickelungsproceß im Allgemeinen dar. Die Vernunft, sagt er in der Vorerinnerung zu den Philosophischen Briefen, habe ihre Epochen, ihre Schicksale, wie das Herz; die Leidenschaften hingen mit dem Gedankensystem des Individuums zusammen, denn die allgemeine Wurzel der moralischen Verschlimmerung sei eine schwankende, die Vernunft umnebelnde Philosophie, während ein erleuchteter Verstand auch die Gesinnung veredle; der Kopf müsse das Herz bilden. Es scheine daher nicht so ganz unwichtig zu sein, auf gewisse Perioden

der erwachenden und fortschreitenden Vernunft aufmerksam zu machen, gewisse Wahrheiten und Irrthümer zu berichtigen, welche sich an die Moralität anschließen und eine Quelle von Glückseligkeit und Elend sein können, oder wenigstens die verborgenen Klippen zu zeigen, an denen die stolze Vernunft schon gescheitert sei.

Gewiß eine höchst würdige Aufgabe, zumal da die ganze innere Entwickelung des Menschen von dieser intellektuellen Bildung ausgeht und mit ihr immer gleichen Schritt hält. Aber die gesetzmäßigen Fortschritte der Vernunft recht anschaulich zu machen, ist auch außerordentlich schwierig. Das Trockene und ganz Allgemeine muß hier belebt, das Fundament der Seele muß an den Tag gehoben werden. Die stillen Arbeiten der Vernunft in den Abgründen der menschlichen Seele sind dem gemeinen Verstand am verborgensten und auch am gleichgültigsten.

Schiller erleichterte sich sein Geschäft dadurch, daß er aus seinem eigenen Leben schöpfte. Ich habe schon früher den Zusammenhang dieser Briefe mit seinem eigenen Bildungsgang nachgewiesen [1]. Er stattete sich hier nur Rechenschaft über das ab, was er selbst in sich erfahren hatte, und das Selbsterlebte kann ein poetisches Talent auch lebendig darstellen. Auch scheinen diese Philosophischen Briefe der Freundschaft Körner's manches schuldig zu sein: freundschaftliche Unterhaltungen über Gegenstände dieses Inhaltes waren unserem Schiller Bedürfniß; und könnte nicht Körner selbst vielleicht einigen Antheil an der Abfassung dieser Schrift genommen haben? Darauf scheinen mir die Worte der Vorerinnerung zu deuten: „Einige Freunde, von gleicher Wärme für die Wahrheit und sittliche Schönheit beseelt, welche sich auf ganz verschiedenen Wegen in derselben Ueberzeugung vereinigt haben, und nun mit ruhigerem Blicke die zurückgelegte Bahn überschauen, haben sich zu dem Entwurfe verbunden, einige Revolutionen und Epochen des Denkens, einige Ausschweifungen der grübelnden Vernunft in dem Gemälde zweier Jünglinge von ungleichen Charakteren zu entwickeln und in

[1] Siehe Theil 1, S. 45.

Form eines Briefwechsels vorzulegen.“ Es kommt dazu, daß in der Thalia der letzte Brief des Raphael mit dem Buchstaben „K.“ (Körner?) unterzeichnet ist.

So arbeitete also die Freundschaft an dieser Schrift mit, wenn nicht helfend, doch anregend. Die Briefe leben und athmen auch ganz in der Freundschaft, deren Werk die philosophische Ausbildung des Julius ist. Wir interessiren uns für diese Ausbildung wie für Alles, wofür edle Freunde arbeiten, wornach sie ringen und um was sie dulden. Philosophische Fragen werden uns hier dadurch angenähert, daß sie in die Leiden und Freuden, in die Wünsche, Bedürfnisse und Bestrebungen von Individuen verwebt sind; und die Sache wird uns durch die Personen lieb. Immer gibt Schiller dem Menschen, welchen er uns auf dem Wege der Veredlung oder Verirrung darstellt, einen größern, vollendeten Geist als Freund oder Verführer zur Seite: der Prinz im Geisterseher wird vom Armenier geleitet, Don Karlos im Drama von Posa, und Julius in den Philosophischen Briefen von Raphael belehrt und begeistert. Die Stellung dieser beiden Paare von Freunden zu einander ist ein und dieselbe. Don Karlos und Julius sind gleich unselbstständig, und beide noch im Werden begriffen, — weßwegen sie sich als Haupthelden auch besser für die Dichtkunst eignen, als die ausgebildeten Charaktere des Posa und des Raphael. Denn uns interessirt immer das, was wir werden sehen, mehr, als das, was sich uns als ein Gewordenes darstellt, und die Poesie hat es wesentlich mit dem zu thun, was entsteht, was geschieht, was sich vervollkommnet oder verschlechtert, aber nicht mit dem nur Daseienden und Verharrenden. Der sich vollendende Charakter ist für den Dichter immer brauchbarer, als der vollendete. Wie sich Don Karlos und Julius gleichen, so ist Posa als politischer Held dieselbe Person, welche Raphael als philosophischer Forscher ist. Handelnd will jener dieselbe hohe Freiheit des Geistes verwirklichen, welche dieser denkend in sich ausgebildet hat [1]. Man sieht, das Freiheitsideal Schiller's hatte sich von der äußern Welt,

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 770 f.

in welcher es nicht realisirt werden konnte, in den Busen seines Urhebers zurückgezogen.

Die „Revolutionen und Epochen des Denkens, die Ausschweifungen der grübelnden Vernunft," durch welche Julius hindurchging, könnten wir nun schon im voraus aus dem Geisterseher und aus dem geistigen Lebensgange Schiller's errathen, auch wenn wir diese Philosophischen Briefe noch nicht gelesen hätten. Doch von welchem meiner Leser dürfte ich es voraussetzen, daß er diese Briefe nicht kenne, die ja auch der Gebildetste immer mit neuer Freude und nie ohne Belehrung wieder lies't? Was gäbe es in unserer Sprache, welches hinsichtlich der Tiefe und Wahrheit der Ideen, der Besonnenheit des Urtheils, der Innigkeit der Gefühle und der Musterhaftigkeit des Ausdruckes mit diesen einzig schönen Briefen verglichen werden könnte? Wahrlich, wenn man doch einmal von einem deutschen Platon reden wollte, so sollte man Schiller auf dieser Entwickelungsstufe, auf welcher jenen Griechen der Kulturstand seiner Zeit fortwährend festhielt, den deutschen Platon nennen. Uns aber bekommen diese Briefe, so wie die meisten Werke Schiller's, dadurch noch einen ganz besondern Reiz, daß wir sie mit den innern und äußern Schicksalen ihres Verfassers in ihr naturgemäßes Verhältniß setzen.

Die erste Periode des Julius, wie unseres Schiller selbst [1], war „die selige, paradiesische Zeit, in welcher er noch mit verbundenen Augen, wie ein Trunkener, durch das Leben taumelte," in welcher er, statt zu denken, empfand und glaubte. Es ist die Zeit, in welcher der Mensch ein Gefangener der Meinung ist, ohne daß er es weiß, weil noch kein Lichtstrahl der Vernunft seinen Kerker erleuchtet hat, der Meinung theils in religiösem Felde, theils in Dingen des gesellschaftlichen Lebens. Die erstere Art dieser Meinung schildert Julius in seinem ersten, die zweite Art in seinem zweiten Briefe an Raphael. Dieser Zustand der Unmündigkeit konnte bei Julius um so länger dauern, je weniger er (ganz anders als bei dem Geisterseher) das Drückende davon

[1] Siehe Theil 1, S. 42 ff.

fühlte; der Mensch von edlem Herzen ist am meisten der Gefahr ausgesetzt, eine konventionelle Regel der Meinung für ein ewiges Gesetz der Natur zu halten. Dessen ungeachtet war auch Julius im Genusse seines blühendsten Lebens und in der Aeußerung seiner edelsten Kräfte durch ängstliche Rücksichten gehemmt.

Eine solche Lage war eines Julius nicht werth. „Ich beschloß, spricht Raphael, jene stümperhaften Bemühungen zu vereiteln, wodurch man einen Geist, wie den deinigen, in die Form alltäglicher Köpfe zu zwingen gesucht hatte. Alles kam darauf an, dich auf den Werth des Selbstdenkens aufmerksam zu machen und dir Zutrauen zu deinen eigenen Kräften einzuflößen." Raphael riß die Binde von seinen Augen, indem er ihn über das Unhaltbare seiner ererbten religiösen und sittlich-politischen Meinungen aufklärte. Mehr that er nicht. Jetzt aber zeigte sich die kräftige und geniale Natur unseres Jünglings. Während der verdüsterte und verknöcherte Geist jenes schon bejahrten Prinzen in einer ähnlichen Lage nur niederreißen konnte, so daß er der Zweifelsucht und dem Unglauben anheim fiel, hatte unser Julius so viel Energie und Fülle des Geistes, sich ein den Bedürfnissen seines Herzens entsprechendes neues Gebäude seiner Ueberzeugungen aufzuführen. So entstand die „Theosophie des Julius," welches begeisternde System ihm den ersten Genuß in diesem neuen Felde der Thätigkeit gab.

Daß diese pantheistischen Phantasien aus Schiller's eigenem Leben genommen, und großentheils noch in der Karlsschule geschrieben wurden, so daß sie später nur überarbeitet zu werden brauchten, möchte nach unserer früheren Nachweisung [1] nicht bezweifelt werden können. Wie lieb unserem Schiller diese „Erstlinge seines frühen Nachdenkens" blieben, geht daraus hervor, daß er auch dann, als er schon von ihnen zurückgekommen war, sie noch in seinen Dichtungen verarbeitete [2]; auch scheint er selbst in den Philosophischen Briefen auf diese Anhänglichkeit hinzudeuten in einer Stelle,

[1] Siehe Theil I. S. 45 ff. und S. 67 f.
[2] Ebendas. S. 110.

die man nur richtig verstehen muß. „Kein anderes System," läßt er den Raphael dem Julius schreiben [1], „ich wette darauf, wird je wieder so tiefe Wurzeln bei dir schlagen, und vielleicht dürftest du nur ganz dir selbst überlassen sein, um früher oder später mit deinen Lieblingsideen wieder ausgesöhnt zu werden." Endlich bekennt Schiller auch ausdrücklich seine Vorliebe für die theosophischen Ideen des Julius in einem Briefe, in welchem er über Moritz folgende Worte schreibt: „Ueber ein Lieblingsthema von mir, davon auch im Julius Spuren vorkommen, über das Leben in der Gattung, das Auflösen seiner selbst im großen Ganzen und die daraus unmittelbar folgenden Resultate, über Freude und Schmerz, über Tugend und Liebe, über den Tod hat Moritz außerordentlich klare und erwärmende Begriffe" [2]. Dieses kühne, das ganze Weltall umspannende System war ganz nach unserm Schiller gebildet. Aber sein großer Verstand und seine Ehrlichkeit ließen ihn schon in Jünglingsjahren dasselbe aufgeben.

Bei Julius tritt daher jetzt die Periode des Zweifels und des Materialismus ein, wie der Dichter denselben in dem Charakter und in den Grundsätzen seines Franz Moor niedergelegt hat. Wenn nun Schiller offenbar hauptsächlich durch seine medizinischen Studien von diesem pantheistischen System zurückgerufen wurde [3], wie läßt er seinen Helden an demselben irre werden? Es wird angenommen, ein fremdes System habe bei ihm das seinige verdrängt. Nach einer andern Stelle führt Raphael auch diese Krisis herbei, in welcher wir den Unglücklichen sogleich im Anfang der Briefe finden. Denn alles, was wir hier vorausgeschickt, ist auf eine kunstvolle Weise später eingefügt. So sehen wir sogleich im Anfang den Leidenden, Schmerzerfüllten in die rührendsten Klagen ausbrechen. Die Philosophie wird hier lebendige Geschichte. Julius fühlt sich doppelt verlassen: seine höchsten Ueberzeugungen, seine überkommenen sowohl, als jetzt auch

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 770 u.
[2] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 344.
[3] Siehe Theil 1, S. 61 und 79 f.

seine selbsterworbenen, sind von ihm gewichen, und sein großer Freund ist von ihm in einem Zustande abgereis't, wo er seiner am meisten zu bedürfen schien. In dem trostlosen Gefühl der gänzlichen Verlassenheit und bei dem unabweisbaren Drang, sich jeden aufkeimenden Gedanken in Zweifel zu verflüchtigen, sehnt er sich, ach! umsonst nach dem wohlthätigen Schlafe seiner Kinderjahre zurück, ist er auf dem Wege, seine Erschaffung zu beweinen.

Aber Raphael hatte deßwegen diese unausbleibliche Krisis beschleunigt, weil er seinen Freund zu einer Zeit in den Kampf mit der klügelnden Vernunft führen wollte, wo dessen Seele noch frei vom Sturme der Leidenschaft war. Denn der Irrthum lös't sich immer am reinsten und leichtesten von uns ab, wenn unsere persönlichen Bedürfnisse nicht für ihn interessirt sind und ihn in Schutz nehmen. Bei Julius sind die Zweifel rein spekulativer Art und beflecken die sittliche Grazie seines Herzens nicht; sein veredeltes moralisches Gefühl nimmt an den Verirrungen des Verstandes keinen Antheil und kann diesen immer zur Wahrheit wieder zurückleiten. Gerade das Gegentheil eines solchen Skepticismus hat uns der Dichter in der Freigeisterei aus Leidenschaft geschildert [1]; und auch der ungläubig gewordene Prinz im Roman geht nur dadurch zu Grunde, daß seine Verderber ihn zugleich in sittliche Verwirrungen hineinziehen. Indem Raphael sich auf das Herz seines jungen Freundes fest verläßt, ist er von ihm gegangen, weil er will, daß Julius alle Heilkräfte für diese Krankheit in sich selbst aufbiete. Die Rückkehr unter die Vormundschaft der Kindheit sei auf immer versperrt, aber auch bei dem Erstlingsversuche seines Nachdenkens oder bei ähnlichen wenig begründeten Lehrgebäuden könne er nicht stehen bleiben. Raphael denke seinen Julius zu einer höhern Freiheit des Geistes zu führen, zu welcher nur emporzuklimmen schon mehr werth sei, als alles andere, was er eingebüßt habe, und von welcher allein die erhabene Ruhe einer tief befestigten Ueberzeugung der Preis sein könne.

[1] Siehe Theil 1, S. 281 ff.

Aber worin soll nun diese Ueberzeugung bestehen? Das wird zuletzt nur im Allgemeinen von Raphael ausgesprochen. Denn die philosophischen Briefe sind leider ebenfalls unvollendet geblieben; ihre in der Thalia versprochene Fortsetzung ist nicht erfolgt. Jene Angaben des Raphael aber sind höchst wichtig, weil sie die Resultate enthalten, bei denen Schiller's Denken im Jahr 1789 angelangt war. Alle ähnliche (dogmatische) Versuche, wie das System des Julius, lehrt Raphael, hielten eine strenge, unpartheiliche Prüfung nicht aus, denn die menschliche Vernunft sei zu keinem derselben berechtigt. Dieß lasse sich durch eine, freilich etwas trockene Untersuchung über die Natur der menschlichen Erkenntniß beweisen. Das Maaß von Größe, wozu der Mensch bestimmt sei, könne er nur erreichen, wenn er sich innerhalb der ihm von der Natur gezogenen Gränzen halte, während er im Streben nach einem unerreichbaren Ziele seine Kräfte verschwende. Oder mit andern Worten, die von geistigen Thatsachen des unmittelbaren Bewußtseins ausgehende, vom Bekannten zum Unbekannten stufenmäßig fortschreitende und sich der Schranken der menschlichen Erkenntniß deutlich bewußte Philosophie, also die anthropologisch-kritische, sei die wahre, dem Menschen einzig und allein zukommende Weisheit.

So bekannte sich also Schiller zur Kant'schen Philosophie, deren Hauptwerke, außer der Kritik der Urtheilskraft, damals (1789) schon erschienen waren. Seine eigene Natur und bisherige Entwickelung — seine hohe Besonnenheit, sein sittliches Selbstgefühl, seine medizinischen Studien, seine poetischen Arbeiten, und überhaupt seine ausschließliche Beschäftigung mit dem Menschlichen — führten ihn mit Kant in Einem Ziele zusammen, so daß die kritische Philosophie nur seine Grundansicht bestätigte und ihm nur einzelne neue Wahrheiten zuführte. So z. B. hatte Schiller schon als Jüngling Kant's Apologie der Sinnlichkeit antizipirt [1]. Jetzt aber mußte es ihn stärken und befestigen, daß er sich auf der letzten Station seines Weges mit dem größten Denker des Jahrhunderts zusammenfand.

[1] Siehe Theil 1, S. 61.

Wie es das Gedicht: die Resignation, so tief ergreifend ausdrückt, hatte Schiller seine leidenschaftlichen Ansprüche an das Glück und an das äußere Leben mäßigen lernen[1]; „er war abgehärtet in der strengen Schule der Resignation“ [2]. Jetzt hatte er es auch zu der noch selteneren und höheren Resignation im spekulativen Felde gebracht, nachdem er seine ausschweifende Vernunft zu ihrem rechtmäßigen Gebrauch zurückgerufen. Wie das sittliche Leben nur bei jener Entsagung, so kann das intellektuelle nur in dieser Anerkenntniß unserer Beschränkung gedeihen, und die Ueberhebung unserer Vernunft ist auch für unsern Charakter verderblich, indem sie ihm Uebermuth, Anmaßung, Vermessenheit und andere Laster einimpft. Daher sagt Raphael, sein Zweck sei, in seinem Julius den Keim jeder höhern Begeisterung, das Bewußtsein des Adels seiner Seele, zu beleben, aber Julius könne diese Begeisterung nur innerhalb der Naturgränze des Menschen erfolgreich und edel gebrauchen. „Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, die Größe des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, womit er sich beschäftigt, und nicht nach der Art, wie er ihn verarbeitet. Aber ein höheres Wesen ehrt gewiß das Gepräge der Vollendung auch in der kleinsten Sphäre, wenn es dagegen auf die eiteln Versuche, mit Insektenblicken das Weltall zu überschauen, mitleidig herabsieht“ [3].

Die philosophische Entwickelungsgeschichte eines Individuums aber ist die der Gattung. Wie wir es schon früher bei Schiller's Tragödien sahen, so hat er auch bei dieser Geschichte das Ganze, das Allgemeine im Auge. Daher sagt Raphael dem Julius, „seine philosophische Laufbahn habe bei ihm im Einzelnen eben so begonnen, wie bei dem Menschengeschlechte im Allgemeinen. Welches sind also die Phasen, welche der philosophisch sich entwickelnde Geist überhaupt zu durchlaufen hat? Zuerst die Periode der Unmündigkeit, hierauf folgt die des Dogmatismus, dann die des

[1] Siehe Theil 1, S. 285.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 765. 1. o.

[3] Schiller's Werke in E. B., S. 771. 2. o., womit man eine Stelle in der Antrittsrede: Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte? vergleiche, S. 1030. 2. m.

Skepticismus und Materialismus, und endlich die des anthropologischen Kriticismus, mit welchem die wahre philosophische Bildung auf eine selbstbewußte Weise erst beginnt. Denn alle wahre Philosophie fängt mit einer wissenschaftlichen Kenntniß des menschlichen Geistes an, und alle dogmatische Systeme (welche von allgemeinen Begriffen statt von besondern Beobachtungen ausgehen) verhalten sich zu dieser, wie etwa die Astrologie zur Astronomie, oder wie die Mythe zur Geschichte. Wie der menschliche Geist immer neue Systeme aus den alten erbaue, hat der treffliche Denker in einigen großen Zügen in dem letzten Briefe des Raphael herrlich gezeigt, wobei er auch einige „der Taschenspielerkünste" namhaft machte, durch welche die eitle Vernunft der Beschämung zu entgehen suche, in Erweiterung ihrer Kenntnisse die Gränzen der menschlichen Natur nicht überschritten zu haben. Das Register dieser Taschenspielerkünste könnte freilich aus den Tagesphilosophien unserer jüngsten Zeit noch sehr vermehrt werden, in welcher der Scharfsinn im gläubigen oder heuchlerischen Dienste eines seit Kant veralteten Wahnes wirklich seinen höchsten Gipfel erstiegen hat.

Die Philosophischen Briefe sind also ihrem idealen Wesen nach eine individuell gehaltene Geschichte der Philosophie nach den Hauptmomenten ihrer Entwickelung.

Und hier möchte es an der passenden Stelle sein, den Inhalt jenes später von Schiller unterdrückten philosophischen Gespräches im Geisterseher, von welchem wir oben schon gesprochen haben und welches mit dem letzten Briefe des Raphael an Julius in demselben Jahre (1789) geschrieben worden ist, kürzlich mitzutheilen.

Ich mache vor allem auf die hier zuerst ausgesprochene tief empfundene Idee aufmerksam, daß des Menschen Glück auf den Augenblick beschränkt sei, welchen er allein sein nennen könne. Diese Ueberzeugung verzweigt sich in jene Klage in der Resignation, daß der Mensch das Glück nicht in seiner Gewalt habe, und daß der höher Strebende ihm sogar entsagen müsse, und ist die Quelle jener elegischen Empfindung, die sich durch viele spätern Gedichte Schiller's zieht, während in seinen Jugendgedichten ein heroischer

Seine vom Menschen ausgehende Philosophie mochte aber beinahe ausschließlich das Sittliche und das Aesthetische verfolgen. Denn in dieser Sphäre bewegten sich ja die heiligsten Interessen seines Herzens, sein Talent, seine Beschäftigung. Eigentlich theoretische Fragen lagen außerhalb des Gesichtskreises dieses Geistes, dem ja selbst die Poesie ursprünglich nur ein Organ für seine sittlichen Ideen war; oder dergleichen Untersuchungen hatten für ihn nur den Werth eines Mittels. Er kultivirte allein die praktische Philosophie — wenn man mir das Recht einräumen will, auch die Aesthetik einen Theil der praktischen Philosophie zu nennen.

Wie läßt nun Schiller den Prinzen seine Sittenlehre weiter begründen? Dieß interessirt uns zu wissen, weil des Prinzen Ansichten damals auch beinahe die seinigen waren [1].

Die Menge der Wirkungen, behauptet der Prinz, entscheidet den Werth eines Menschen, wobei jedoch zu bemerken, daß nur die nächsten, unmittelbaren Wirkungen ihrer Ursache angehören, nicht deren ganze Kette; nur die unmittelbare Wirkung meiner That ist meine Wirkung. Die Moralität besteht blos in den innern Handlungen oder Thätigkeiten des denkenden Wesens, sie ruht auf ihrer eigenen Axe. Dem Menschen gehört nichts, als seine Seele, innerhalb welcher das ursprüngliche Gebiet seiner Wirksamkeit ist, so daß sich diese mit den ersten, unmittelbaren äußern Wirkungen nur abgrenzt. Es kommt also auf die Menge der innern Wirkungen an: nur innerhalb der menschlichen Seele ist eine Handlung gut oder schlimm, außerhalb derselben ist sie moralisch gleichgültig. Diese nur in dem Bezirk der Seele vorhandenen Handlungen gehören also zu einem Ganzen, welches seinen Mittelpunkt, sein Prinzip in sich selbst hat. Welches ist dieses Prinzip? Kein anderes, als alle unsere Kräfte zum Wirken zu bringen. In diesem vollständig thätigen Zustand liegt die Vollkommenheit des moralischen Wesens, und das Verhältniß, in welchem die Thätigkeiten desselben zu diesem Prinzip stehen, bezeichnen wir mit dem Namen Moralität. Moralisch böse sind Handlungen, wenn sie jenem

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 369 f.

Prinzip widerstreiten, moralisch gut, wenn sie mit demselben übereinstimmen. Da dieses Prinzip kein anderes ist, als die vollständigste Thätigkeit aller Kräfte im Menschen, so ist eine Handlung in dem Grade gut, als dabei viele Kräfte thätig sind, und eine schlechte Handlung ist nur durch die Kräfte, welche ihr mangeln, schlecht. Alles, was im Menschen thätig ist, ist Tugend, und Laster ist nur eine Abwesenheit der Tugend. Daher können wir die Herzhaftigkeit, die List eines Räubers bewundern, nennen ihn aber lasterhaft, weil ihm die ungleich schönere Eigenschaft der Gerechtigkeit fehlt. Nicht ihrer Motive wegen ist also eine Handlung schlecht, sondern weil ihr gewisse Motive mangeln. — Die Glückseligkeit aber geht mit der moralischen Vortrefflichkeit ganz auf; beide sind in und mit einander. „Es wäre eben so denkbar, daß der Glanz der Sonne in den heutigen Mittag und die Wärme in den folgenden fiele, als daß die Vortrefflichkeit des Menschen in diese Welt und seine Glückseligkeit in eine andere fallen könnte.“ Das moralische Wesen ist also in sich selbst vollendet und beschlossen, wie das, was wir zum Unterschied davon das organische nennen, beschlossen durch seine Moralität, wie dieses durch seinen Bau; und diese Moralität ist eine Beziehung, die von dem, was außer dem moralischen Wesen vorgeht, unabhängig ist. Meine Moralität und Glückseligkeit bedürfen also nicht des Glaubens an ein vernünftig geordnetes Ganze, an eine unendliche Gerechtigkeit und Güte, an eine persönliche Fortdauer — also keiner Religion. Wie die Rose dadurch, daß sie blüht, schön ist, so ist der Mensch dadurch glücklich, daß er moralisch handelt. In der äußern Welt scheint eine Nothwendigkeit zu herrschen, und alle Kräfte des Menschen scheinen auf die Zeitlichkeit beschränkt zu sein. „Worauf Andere ihre Hoffnungen gründen,“ endigt der Prinz seine Unterredung mit dem Baron F***, „eben das hat die meinigen umgestürzt — eben diese geahnete Vollkommenheit der Dinge. Wäre nicht alles so in sich beschlossen, sähe ich auch nur einen einzigen verunstaltenden Splitter aus diesem schönen Kreise herausragen, so würde mir das die Unsterblichkeit beweisen. Aber alles, alles, was ich sehe und bemerke, fällt zu diesem s i c h t b a r e n Mittelpunkt zurück, und unsere

edelste Geistigkeit ist eine so ganz unentbehrliche Maschine, dieses Rad der Vergänglichkeit zu treiben!"

Ohne mich auf eine Beurtheilung dieses Moralsystems einzulassen, welches Schiller mit einer außerordentlichen Frische und bewunderungswürdigen Genialität entwickelt und darstellt, werde ich nur auf einige Bezüge desselben zu seinem innern Leben aufmerksam machen. Der thatkräftige Geist Schiller's scheint sich dadurch trefflich ausgesprochen zu haben, daß er die Tugend mit der Thätigkeit identificirt, und das Laster nur als einen Mangel des Handelns bezeichnet — eine Ansicht, welche übrigens alle diejenigen stillschweigend voraussetzen, welche, wie z. B. viele Pädagogen, sagen, der Zweck des Menschen liege in einer harmonischen Entwickelung aller seiner Kräfte. Ferner finden wir die stolze Jugendüberzeugung hier in das System aufgenommen, welche die Glückseligkeit zu einer persönlichen Eigenschaft machte [1], von welchem Glauben Schiller also auch nicht durch seine bittersten Gefühle und Erfahrungen war abgebracht worden [2]. Endlich sehen wir, daß er, wie sein Königsberger Geistesverwandter, die Sittlichkeit als eine selbstständige, nicht auf die Religion gegründete Welt auffaßte. Denn wie hätte er das durch sich selbst Klare und ewig Verständliche, das Sittliche, auf den bloßen Glauben zurückführen können? Wenn in der alten Welt das sittliche Bewußtsein sich aus dem religiösen entwickelte, so kann man in der neuern Zeit sich über die religiösen Wahrheiten nur auf sittlichem Standpunkte orientiren. Bei Schiller waltete außerdem das Sittliche im Vordergrunde seiner Seele, während, wie wir wissen, das eigentlich Religiöse seinem Fühlen, Denken und Dichten ferner stand.

[1] Siehe Theil 1, S. 54 f.
[2] Vergleiche Theil 1, S. 283 f.

Viertes Kapitel.

Leidenschaftliche Liebe in Dresden und Aufbruch nach Weimar. Theilnahme an Wieland's Deutschem Merkur.

Ich habe in den vorhergehenden Kapiteln über Schiller's erste historische und philosophische Arbeiten, nachdem er seine poetische Laufbahn verlassen, eine nähere Auskunft gegeben, und versuchte es zugleich von diesem Standpunkt aus, dem Gange seines Geistes zu folgen.

In der That war er nach einem zweijährigen Aufenthalt in Leipzig und Dresden dem Anschein nach ein beinahe anderer Mensch geworden; so sehr hatten seine Ansichten an Umfang, Bestimmtheit und Sicherheit gewonnen, so sehr hatten sich seine Erfahrungen und Kenntnisse vermehrt! Aber es war nur dem Anscheine nach. Denn die Keime jener Ansichten lagen ja in ihm; und Kenntnisse und Erfahrungen konnten für sein selbstständiges inneres Leben nur den Werth von Nahrungsmitteln haben. Wer sich gewöhnt hat, seine Tugend und sein Glück in seiner eigenen Seele zu suchen, der wird auch der Gattung von Kenntnissen den höchsten Werth beilegen, welche ihm aus seinem eigenen Geiste zufließen. Selbstständigkeit des Charakters und Selbstthätigkeit des Geistes stehen zu einander im Wechselverhältniß.

Ueberdenken wir die mannigfachen und werthvollen, in Leipzig und Dresden verfertigten, poetischen und prosaischen Schriften, so können wir die Nachricht nicht ganz glaubhaft finden, daß er in Dresden die Tage größtentheils den Freuden der Natur gewidmet habe, welche die schönen Gegenden an der Elbe reichlich darbieten, — wie es denn eine seiner liebsten Vergnügungen gewesen sei, auf einem Kahne, und zwar gerade bei einem Gewitter, wenn der Strom sich schäumend erhob und die ganze Natur im Kampfe schien, die Elbe hinabzufahren. Die übrige Zeit habe er der Gesellschaft gelebt, und erst wenn die Nacht angebrochen sei, habe er sich an sein Pult niedergesetzt und geschrieben. Schwerlich hätte er bei einer solchen zerstreuten und vergnügungssüchtigen Lebensweise so Vieles geleistet.

In dieser vielfachen Thätigkeit und in den weitern und engeren Verbindungen, die er in Dresden angeknüpft, störte und verwirrte ihn eine neue Leidenschaft, welche ihm eine glänzende Schönheit, ein Fräulein von A., einflößte. Er sah sie zuerst auf einer Redoute, im Winter von 1786 auf 1787, näherte sich ihr und ward gefällig von ihr aufgenommen. Aber die ganze Geschichte ist dunkel, und es fehlen uns wahrscheinlich zu dem interessantesten Roman von Schiller's Leben bestimmte nnd ausführliche Thatsachen. Alles, was wir davon wissen, verdanken wir dem liebenden Griffel einer zarten Frauenhand, der Frau von Wolzogen [1]. Schiller hatte mit seiner Geliebten Zusammenkünfte bei der Schauspielerin Sophie Albrecht, welche wir schon früher als eine Freundin des Dichters kennen gelernt haben [2]; sie war jetzt eine der ersten Zierden der Dresdner Bühne und die Vertraute seines Glückes und seiner Leiden. Auch in dem Hause des Fräuleins von A. hatte er Zutritt; doch hatte sie ihm die Weisung gegeben, wenn er Licht in gewissen Fenstern des Hauses sehe, solle er nicht kommen, weil sie dann in Familiengesellschaft sei. Aber Schiller's Freunde behaupteten, dann empfange die Mutter nur mehr begünstigte Anbeter ihrer schönen Tochter; denn

[1] Schiller's Leben, Theil 1, S. 220.

[2] Ebendaselbst S. 231.

diese intriguante Frau mißbrauche seine bethörte Leidenschaft zur Befriedigung ihrer Eitelkeit und zur Erreichung ihrer eigennützigen Zwecke. Die laut gewordene, Aufsehen machende Liebe eines berühmten Dichters zu ihrer Tochter schmeichle ihr, und sie lege es darauf an, deren Reize und Schönheit hierdurch in noch mehr Ruf und einen größern Kredit zu bringen. Deßwegen ziehe sie ihn an, halte sie ihn fest und mache ihm immer Hoffnung, ohne ihm je sichere Aussichten zu gewähren.

Wie dem auch sei, die Tochter selbst scheint nicht mit der Rolle einverstanden gewesen zu sein, welche sie ihre Mutter spielen lassen wollte. Sie war wenigstens auch nach dem spätern Urtheil Schiller's nicht in den Betrug ihrer Mutter verstrickt, sondern sie schien ihm seine Liebe durch einen lautern Antheil zu erwiedern. Denn sie büßte seine Achtung nicht ein, und er freute sich später stets, daß sie sich glücklich vermählt hatte.

Es ist wohl mehr als wahrscheinlich, daß dieses Fräulein das Original der schönen Griechin im Geisterseher ist [1], und daß Schiller in der heißen Liebesgluth des Prinzen die seinige schilderte. Sogar auf den Plan des Geistersehers mag dieses Herzensverhältniß eingewirkt haben. Wenigstens ist auch jene angebliche Griechin ein blindes Werkzeug des Betruges, wie das Fräulein von A. Das trügerische Netz, dem Schiller selbst entronnen war, warf er im Geisterseher, vergrößert, in das Land der Dichtung.

Wir können daher von jenem glühenden Gemälde der heftigsten Leidenschaft im Roman auf Schiller's damalige Liebe zurückschließen. Er hätte sie schwerlich so hinreißend wahr und überzeugend darstellen können, wenn er sie nicht erlebt hätte. Er hat wohl nie so geliebt wie damals! In Stuttgart war seine Liebe ein rohes Phantom, in Bauerbach ein unzeitiges Spiel, in Mannheim nur der Anfang einer wahren Neigung, und seine spätere Liebe war mehr besonnen und geistig; hier aber ergriff eine ausgezeichnet schöne Jungfrau sein ganzes Wesen mit allmächtigem Zauber und göttlicher

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., S. 222.

Gewalt. Das hat er uns selbst dargestellt. „Sonderbar," ruft der Prinz im Roman aus, nachdem er dem Baron von F*** erzählt, wie er jene Griechin in einer Kirche zuerst gesehen habe[1], „sonderbar! Kann man etwas nie gekannt, nie vermißt haben, und einige Augenblicke später nur in diesem Einzigen leben? Kann ein einziger Moment den Menschen in zwei so ungleichartige Wesen zertrennen? Es wäre mir eben so unmöglich, zu den Freuden und Wünschen des gestrigen Morgens, als zu den Spielen meiner Kindheit zurückzukehren, seit ich das sah, seitdem dieses Bild hier wohnet, dieses lebendige, mächtige Gefühl in mir: Du kannst nichts mehr lieben, als das, und in dieser Welt wird nichts anderes mehr auf dich wirken!" Und als dem Prinzen von dem Baron geantwortet wird, daß dieses Gefühl die Liebe sei, erwiedert er: „Muß denn nothwendig ein Name sein, unter dem ich glücklich bin? Liebe! — Erniedrigen Sie meine Empfindung nicht mit einem Namen, den tausend schwache Seelen mißbrauchen! Welcher andere hat gefühlt, was ich fühle? Ein solches Wesen war noch nie vorhanden; wie kann der Name früher da sein, als die Empfindung? Es ist ein neues, einziges Gefühl, neu entstanden mit diesem einzigen Wesen, und für dieses einzige Wesen nur möglich! — Liebe? Vor der Liebe bin ich sicher!"

Wie originell! Und könnten diese Worte so originell sein, wenn sie nicht so tief empfunden wären? — Die meisten Wörter sind, bis sich ihre Bedeutung wirksam in uns erweis't, nichtssagende Klänge; dann aber möchten wir sie von uns abstreifen, wie abgenutzte Kleider; und möchten für das neue Gefühl, den neuen Gedanken auch gerne ein neues Sprachgebilde haben. Aber darin fühlen wir uns beschränkt, daß sich für unsere eigenste, augenblickliche Geistesthätigkeit immer nur eine fremde, alte Form darbietet, ein nur allgemeines Verständigungsmittel, durch welches wir Andern unsere besondern innern Zustände nie vollkommen deutlich machen können. Unser eigenthümliches Selbst vermögen wir nie auszusprechen. Auch alle Zusammensetzungen der immer allgemeinen

[1] Geisterseher in Schiller's Werken in E. Bd., S. 754 ff.

Sprachzeichen können das Einzelne, was jetzt in uns vorgeht, nicht erreichen.

Ganz um jene ursprüngliche, selbstständige Bedeutsamkeit der Liebe zu charakterisiren, schrieb Schiller zur Zeit, als er mit der Darstellung der Leidenschaft des Prinzen beschäftigt war (1798), in Bezug auf dieselbe, folgende Worte an eine Freundin [1]: „Es lassen sich Fälle genug denken, daß Liebe, mit einem ungewöhnlichen Feuer behandelt, durch sich selbst — als ein inneres Ganze, auch ohne Moralität imponiren kann. Ein Mensch, der liebt, tritt, so zu sagen, aus allen übrigen Gerichtsbarkeiten heraus, und steht blos unter den Gesetzen der Liebe. Es ist ein erhöhtes Dasein, in welchem viele andere Pflichten, viele andere moralische Maßstäbe nicht mehr auf ihn anzuwenden sind."

Von einer solchen Liebe war ohne Zweifel Schiller selbst in der letzten Zeit seines Aufenthaltes in Dresden erfüllt, von einer Liebe, welche jedes Opfer fordert, und mit keinem zufrieden ist, gegen welche der Mensch vergebens ankämpft und welcher alle seine Vorzüge nur dazu dienen, ihren Triumph zu vermehren und ihre Herrschaft zu vergrößern. Unglücklich ist der Jüngling, welcher sich im Kampfe mit einer solchen Leidenschaft aufzehrt, denn kaum der Genuß könnte sie löschen. Aber nur der reichbegabte, tiefe Geist und das starke Gemüth ist ihrer fähig. Schiller's Vernunft erlag seiner Leidenschaft. Umsonst boten seine Freunde alle ihre Macht auf, ihn diesen Fesseln zu entreißen. Endlich schien nur eine Ortsveränderung ihn heilen, ihn retten zu können. Die Freunde drangen nun selbst, so schmerzlich sie seinen Umgang entbehrten, auf seine schleunige Entfernung. Schon längst hatte ihn seine Freundin, die Frau von Kalb [2], welche unterdessen Mannheim verlassen und ihren Aufenthalt in Weimar genommen hatte, eingeladen, nach ihrem jetzigen Wohnort zu kommen. Welcher Ort konnte ihn mehr anziehen, als Weimar, wo ihm auch schon die Anträge Wieland's, Mitarbeiter am Deutschen Merkur zu werden, eine liebevolle Aufnahme und ein freundschaftliches Verhältniß mit den größten Geistern Deutschlands versprachen?

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 382.

[2] Siehe Theil 1, S. 259 f.

Die Trennung von seiner Geliebten kostete ihn einen schweren Kampf, und dem schönen Fräulein selbst verursachte der Abschied von dem gefeierten Dichter, von welchem sie sich in einem so reichen Maße geliebt wußte, viele Thränen. Wir besitzen in einem Gedichte Schiller's noch ein Denkmal dieser Liebe, welchem wir um so eher in unserer Biographie eine Stelle einräumen, als wir über dieses ganze, höchst interessante Verhältniß nur ungenügende Nachricht zu geben im Stande sind [1].

„Am 2. Mai 1787.

Ein treffend Bild von diesem Leben,
Ein Maskenball hat dich zur Freundin mir gegeben.
Mein erster Anblick war — Betrug.
Doch unsern Bund, geschlossen unter Scherzen,
Bestätigte die Sympathie der Herzen.

Ein Blick war uns genug;
Und durch die Larve, die ich trug,
Las dieser Blick in meinem Herzen,
Das warm in meinem Busen schlug!
Der Anfang unsrer Freundschaft war nur — Schein!
Die Fortsetzung soll Wahrheit sein.

In dieses Lebens buntem Lottospiele
Sind es so oft nur Nieten, die wir ziehn.
Der Freundschaft stolzes Siegel tragen viele,
Die in der Prüfungsstunde treulos fliehn.
Oft sehen wir das Bild, das unsre Träume malen,
Aus Menschenaugen uns entgegenstrahlen.
Der, rufen wir, der muß es sein!
Wir hoffen es — und es ist — Stein!
Den edeln Trieb, der weichgeschaff'ne Seelen
Magnetisch an einander hängt,
Der uns bei fremden Leiden, uns zu quälen,
Bei fremdem Glück zu jauchzen drängt —

[1] Dieß Gedicht ist abgedruckt in Döring's Nachlese S. 351. — Das Gedicht Schiller's: Freigeisterei aus Leidenschaft oder der Kampf, (siehe Theil 1, S. 281 f.) kann nicht auf dieses Fräulein von A., nachherige Gräfin von K., bezogen werden; denn dieses Gedicht ist schon früher, wahrscheinlich noch in Leipzig, geschrieben (es steht mit dem Liede an die Freude und der Resignation zusammen schon im zweiten Hefte der Thalia); die Bekanntschaft mit dem Fräulein von A. aber wurde erst im Winter 1786 auf 1787 in Dresden gemacht.

Der uns des Lebens schwere Lasten tragen,
Des Todes Schrecken selbst besiegen lehrt,
Durch den wir uns der Gottheit näher wagen,
Und leichter selbst das Paradies entbehrt —
Den edeln Trieb, du hast ihn ganz empfunden;
Der Freundschaft seltnes, schönes Loos ist dein.
Den höchsten Schatz, der Tausenden verschwunden,
Hast du gesucht — hast du gefunden,
Die Freundin eines Freunds zu sein.

Auch mir bewahre diesen stolzen Namen;
Ein Platz in deinem Herzen bleibe mein;
Spät führte das Verhängniß uns zusammen,
Doch ewig soll das Bündniß sein.
Ich kann dir nichts, als treue Freundschaft geben,
Mein Herz allein ist mein Verdienst.
Dich zu verdienen, will ich streben —
Dein Herz bleibt mir — wenn du das meine kennst."

Schiller begab sich im Juli [1] des Jahres 1787 nach Weimar. Er nahm das trübe Gefühl fremden Betruges, halberhörter Liebe, unmöglicher Hoffnungen mit sich, aber auch den theuer bezahlten Gewinn neuer Erfahrungen. Ein kräftiger Mensch geht aus den Stürmen der Leidenschaft nur geläuterter und aus den Verworrenheiten des Lebens nur besonnener hervor.

Wie unendlich schwer wird es doch manchem jungen Manne, seine Persönlichkeit gegen das äußere Leben auszugleichen! Ein Mensch, der nach den inwohnenden Forderungen seines Geistes genießen, leben, wirken will, hat in unserer Zeit Zweifel, Irrungen, Kämpfe und Leiden zu bestehen, von denen der flache Sinn, dem seine innere Menschheit nie zum Bewußtsein kam, kaum eine Ahnung hat. Gar sonderbar klingt es, wenn einer von dieser großen Menge der leicht Zufriedenen dem originellen Geiste vorwirft, daß er mit den bestehenden Verhältnissen des Lebens nicht versöhnt sei. Der

[1] In einem Briefe vom 2. Mai 1788 an Schwan (s. Leben Schiller's von Döring S. 122) sagt Schiller, er sei nun bald drei Vierteljahre in Weimar. Er muß also im Juli 1787 Dresden verlassen haben, vorausgesetzt, daß er unmittelbar von hier nach Weimar ging. Frau von Wolzogen gibt wohl unrichtig den Frühling als die Zeit der Abreise an.

Tadelnde ist es ja selbst nicht! Er ist nicht versöhnt, weil er sich mit seinen Verhältnissen nie überworfen hatte. Versöhnung ist nur eine beigelegte Feindschaft.

Auf eine verhängnißvolle Weise hatte der treffliche, hohe Mensch, den wir durch seine Lebenslaufbahn begleiten, sich in seinen bisherigen Aufenthaltsorten, in Stuttgart, in Bauerbach, in Mannheim und in Dresden, freilich in sehr verschiedener Art, so sehr mit seiner äußern Lage veruneinigt und verwirrt, daß er sich selbst immer gleichsam nur durch eine schleunige Flucht retten konnte. Je reiner er seine innere Welt ausbildete, desto größer wurde die Kluft zwischen ihm und dem Leben. Dazu kam, daß seine Ansprüche und Wünsche noch durch keine sichere Stellung, durch keinen bestimmten Wirkungskreis und durch kein Familienleben befriedigt und begrenzt waren. Ohne solche äußere Haltpunkte konnte er auch nicht zur innern Ruhe gelangen, und dieselbe Geisteshoheit, welche man in seinen Werken als Originalität bewundert, mochte im Leben dem kurzsichtigen Auge oft als phantastische Ueberspanntheit erscheinen.

Welche Schicksale, welche neue Erfahrungen, welche Leiden und Genüsse erwarteten ihn nun in Weimar? Welche geistigen Anregungen und Güter sollten ihm hier zu Theil werden? Er betrat das Weimar'sche Land mit großen und nicht ungerechten Erwartungen.

Weimar galt längst als der klassische Boden Deutschlands. Die verwittwete Herzogin Amalia hatte, zuerst als Vormünderin ihres Sohnes, und seit 1774, wo dieser die Regierung übernahm, durch ihren mütterlichen Einfluß Weimar zum Mittelpunkt einer edlern, freiern Bildung gemacht, welche von hier aus sich über das ganze Vaterland verbreitete. Mehr Gelehrte, Dichter, Künstler fanden sich in dem kleinen Orte zusammen, als in irgend einer andern Stadt Deutschlands, und unter ihnen die berühmtesten Schriftsteller, wie Goethe, Herder, Wieland. Die Seele und der Centralpunkt aller dieser verschiedenartigen Persönlichkeiten und Talente blieb fortwährend die geistreiche, vielseitig gebildete, gewandte Herzogin Amalia, welche in ihrer Muße in künstlerischen und wissenschaftlichen Beschäftigungen jeglicher Art die edelste

Thätigkeit und den schönsten Genuß für ihren regen Geist fand. Ihr Schloß in Weimar, ihr Landhaus in Tieffurth waren der Versammlungsort aller schönen Geister und ausgezeichneten Talente. Jeder Fremde von Geist und Ruf wurde in ihrem ausgewählten Kreise mit Huld und Anerkennung aufgenommen. Wieland aber war der tägliche Gesellschafter und gefeierte Hausgenosse der Herzogin.

In diese Stadt und in die Nähe solcher Personen und Verhältnisse trat nun der achtundzwanzigjährige Schiller, als einer der letzten großen Geister, welche sich hier zusammenfanden. Er kam nicht als ein unbekannter, und eigentlich auch nicht als ein fremder Mensch. Sein Dichterruf mußte ihm eine gute Aufnahme verschaffen, und durch den Titel, mit welchem ihn der regierende Herzog Karl August, der Freund Goethe's, beehrt hatte, war er Weimar'scher Unterthan.

An der Frau von Kalb fand er die wohlbewährte Freundin, wie er sie erwartet hatte, in deren Umgang er seines Geistes froh werden konnte. In den Briefen, welche wir aus dieser Zeit von Schiller besitzen, erwähnt er öfters in rühmender Weise des Umgangs mit dieser Dame. „Frau von Kalb," schreibt er einmal [1], „habe ich heute besucht und eine recht geistvolle Unterhaltung bei ihr gefunden. Wie sehr wünschte ich ihrem Geiste die Welt, für die er geschaffen ist. Es liegt unendlich viel Eigenes in ihrer Vorstellungskraft, und ihre Blicke sind eben so scharf als tief."

Goethe war damals in Italien, und auch die Herzogin Amalia bereitete sich zu einer Reise jenseit der Alpen vor, um durch Bewegung und ein milderes Klima ihre wankende Gesundheit zu befestigen, und in jenem schönen und merkwürdigen Lande ihre Weltbetrachtung zu erweitern. Mit Studien und Zurüstungen zu dieser Reise beschäftigt, nahm gerade jetzt die Herzogin weniger Interesse an Schiller, als sie sonst in ihrem Hause dieser merkwürdigen neuen Erscheinung Aufmerksamkeit zugewandt hätte. Der Herzog war viel abwesend und scheint damals keinen besondern Antheil an ihm bezeigt zu haben. Von Herder und Wieland dagegen wurde

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 333.

er mit Wohlwollen aufgenommen, aber der liebenswürdige Greis Wieland trug bei ihm den Preis davon. In seinem Umgang, in seinem Familienkreise wurde ihm frei und wohl. „Wir werden schöne Stunden haben," schrieb er damals; „Wieland ist jung, wenn er liebt." Und nach einer Bekanntschaft von drei Vierteljahren äußerte er sich über dieses Verhältniß [1]: „Mit Wieland bin ich ziemlich genau verbunden, und ihm gebührt ein großer Theil an meiner jetzigen Behaglichkeit, weil ich ihn liebe und Ursache habe zu glauben, daß er mich wieder liebt. Weniger Umgang," fügt er bei, „habe ich mit Herder, ob ich ihn gleich als Mensch, wie als Schriftsteller, hoch verehre. Der Eigensinn des Zufalls trägt eigentlich die Schuld, denn wir haben unsere Bekanntschaft ziemlich glücklich eröffnet. Auch fehlt es mir an Zeit, immer nach meiner Neigung zu handeln."

Den wiederholten Antrag Wieland's, ein Mitarbeiter an seiner Zeitschrift, dem Deutschen Merkur, zu werden, konnte Schiller nicht zurückweisen. Die Einladung war ehrenvoll und vielleicht auch vortheilhaft; Schiller suchte sich den väterlichen Freund zu verpflichten und gewogen zu erhalten. Er versprach, dem Journale seine ganze Kraft zu widmen, und Wieland hoffte, daß dasselbe durch sein Eingreifen wieder eine frischere und jugendlichere Gestalt erhalten werde. Welchen außerordentlichen Werth er auf Schiller's Theilnahme legte, das geht aus den Worten hervor, mit welchen er sie am Schlusse des Jahres 1787 in der Zeitschrift dem Publikum ankündigte [2]. Schiller werde, sagt Wieland, mit dem bevorstehenden Jahrgange vielleicht jedes Monatsstück mit einem Aufsatze von seiner Hand zieren, die schon in ihren ersten Versuchen den künftigen Meister verrathen, und nun, da sein Geist den Punkt der Reife erreicht habe, die Erwartungen rechtfertige, die sich das Publikum von dem Verfasser des Fiesko von Genua und des Don Karlos zu machen Ursache gehabt. „Da ich selbst," fährt er fort, „vom Mittagspunkte des Lebens schon einige Jahre herabsteige und täglich mehr

[1] In einem Briefe an Schwan; siehe Schiller's auserlesene Briefe von Döring, S. 86.

[2] Wieland's Leben von Gruber, Th. 4, S. 222.

Gelegenheit habe, an mir selbst zu erfahren, wie wahr das Virgilische **Facilis descensus Averni** in mehr als Einem Sinne ist, so gereicht es mir zu nicht geringer Ermunterung, diesen vortrefflichen jungen Mann an meiner Seite zu sehen, und mit solcher Unterstützung darf ich sicher hoffen, den Deutschen Merkur seinem ersten gemeinnützigen Zwecke in Kurzem auf eine sehr merkliche Weise näher zu bringen."

Schiller ließ es an Kraft nicht fehlen, sein Versprechen und diese Erwartungen zu erfüllen und die Jahrgänge 1788 und 1789 des Merkurs sind durch treffliche Beiträge von seiner Meisterhand ausgezeichnet, mit welchen wir unsere Leser nach und nach bekannt machen werden; und da in diesen Jahren auch Goethe, Herder und Reinhold Beiträge lieferten, so gehören diese beiden Jahrgänge zu den glänzendsten, welche der Merkur erlebt hat [1]. Schiller ließ in dieser Zeit seine eigene Zeitschrift zurücktreten; im Jahr 1787 erschien von der Thalia gar nichts, und in dem folgenden Jahre nur das fünfte Heft, welches von seinem Herausgeber nur eine Fortsetzung des Geistersehers enthält. Als aber später die Thalia wieder gewichtiger hervortrat, mußten Schiller's Arbeiten für den Merkur in eben dem Grade anfangen, seltener oder kürzer zu werden. Wenn es seine ursprüngliche Absicht war, für beide Zeitschriften zu gleicher Zeit etwas Tüchtiges zu leisten, so muthete er offenbar seiner Kraft und Zeit zu viel zu. Denn er arbeitete, wie wir wissen [2], langsam, und mit eben so großer Anstrengung als Sammlung; seine Reflexion und sein waches Bewußtsein, die sich jetzt eben noch mehr hervorbildeten, erschwerten und verzögerten ihm das Geschäft, indem sie den begeisterten Fluß seiner Gedanken und Worte immer hemmend unterbrachen. Auch war in diesen Jahren seine Hauptarbeit, die er schon von Dresden mit herübergebracht, die Geschichte des Abfalls der Niederlande. Einem weniger thätigen und beharrlichen Geist hätte diese Arbeit für sich allein jede andere unmöglich gemacht! Welche weitläufigen Studien mußten für dieses große Werk, durch welches er sich das Glück seines Lebens zu gründen gedachte, gemacht werden! —

[1] Der Deutsche Merkur erschien von den Jahren 1773 bis 1810.

[2] Vergl. oben Th. 1, S. 265.

Studien, die seinen bisherigen Beschäftigungen zum Theil fremd und seinem selbsterzeugenden Geiste eigentlich widerstreitend waren. In einem Briefe an Frau von Wolzogen in Bauerbach klagt er, daß er unter Folianten und staubigen Schriftstellern wie begraben sitze [1]. Er hat uns dieselben in seiner Vorrede zu seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande namhaft gemacht, und wir sehen auch aus der unter dem Texte dieses Werkes angeführten großen Menge der Verweisungen auf diese Quellen, mit welcher gewissenhaften Gründlichkeit er begann, die Geschichte zu schreiben. Von dem Jahre 1790 an hörte seine Theilnahme am Merkur gänzlich auf. Wieland schrieb hierüber an Göschen in Leipzig, der gute Schiller sei mit Arbeiten überladen, er hange sehr von seinen eigenen Lebensgeistern sowohl, als von äußerlichen Umständen ab, und es könne ihm leicht begegnen, sich zu mehr anheischig zu machen, als er zu leisten im Stande sei. „Ich meines Orts," fährt dann der redselige Briefsteller fort, „bin zwar durch glückliche Zufälle in den Stand gesetzt worden, ihn von allem Antheil, den er an dem Merkur zu nehmen mir so oft und positiv versprochen hatte, gänzlich frei zu sprechen; indessen kann ich mir doch nicht verbergen, in was für einer üblen Lage ich mich befunden hätte, wenn ich, im Vertrauen auf seine Mitwirkung, versäumt hätte, mir auf den Fall, wo er mit allem seinem guten Willen nicht Wort halten konnte, zu prospiciren [2]."

Doch störte die nicht ganz in Erfüllung gegangene Erwartung das gute Vernehmen beider Freunde in keiner Weise. Wer hätte auch mit Wieland, dem humansten, nachsichtigsten Menschen nicht gut auskommen können? Der edle Greis war fortwährend von aufrichtiger Achtung und Liebe zu dem genialen, trefflichen jungen Manne erfüllt. „Sobald Schiller nur eine feste Richtung hat," prophezeihte er, „und in sich selbst zu einer gewissen Ruhe gekommen sein wird, wird er unfehlbar einer der ersten Männer der Zeit sein, so wie er einer der besten Menschen ist, die ich kenne."

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 240.
[2] Wieland's Leben von Gruber a. a. O., S. 225.

Fünftes Kapitel.

Lebensverhältnisse zu Weimar. Die von Lengefeld'sche Familie. Aufenthalt bei Rudolstadt. Neigung zu Charlotte von Lengefeld. Bekanntschaft mit den Griechen.

Die vielfachen, zum Theil mühseligen und zeitraubenden Arbeiten, die Schiller übernommen, machten eine eingezogene Lebensweise nothwendig. Hatte er in Dresden mehr unter Freunden gelebt und sich der Gesellschaft und den Menschen hingegeben, so schloß er sich hier gegen solche gesellschaftliche Vergnügungen ab, die ihm ja meist nur Unruhe und Verwirrung eingebracht hatten, und die dem Hange seines Herzens und dem stillen Ernste seines Geistes wenig gemäß waren. Er ging selten aus, und wenn er einmal sein Zimmer verließ, suchte er am liebsten ein weises Gespräch bei einem geistreichen Freunde, oder die stille Einsamkeit in dem weitläufigen, reizenden Park, wo man ihn bisweilen Abends lustwandeln und sich nach den am wenigsten besuchten Orten hinwenden sah. — Sein frugales Mittagsessen ließ er sich wieder, wie in Mannheim, auf sein Zimmer bringen, zuerst aus einem Privat-, dann aus einem Gasthaus; Abends genoß er selten etwas Anderes, als Butterbrod, wozu er Bier trank. Diesem Getränk hatte er auch schon früher den Vorzug

gegeben. „Ich muß gestehen," schrieb er von Mannheim aus an Frau von Wolzogen, „daß ich mir äußerst wenig aus dem Wein mache, so wohlfeil und gut er hier zu haben ist[1]." In spätern Jahren zog er den Wein vor, so wie er sich auch durch eins der vielgesungensten Punschlieder, die Vermählung der vier Elemente, zu einem erklärten Punschliebhaber bekannte. Das Biertrinken vermied er in dieser Zeit, weil, wie er sagte, es schwer und fett mache, und drückte einst scherzhaft seine Freude darüber aus, als er von einem Arzte vernahm, Erasmus schreibe in seinen Briefen den zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts so verderblichen englischen Schweiß dem gierigen Biertrinken der Engländer zu[2].

Uebrigens gebot ihm ja auch schon der geringe und unsichere Ertrag seiner Feder, in welchem sein alleiniges Einkommen bestand, Sparsamkeit und Einschränkung. Sein Erwerb mochte oft kaum zur Bestreitung seiner nothwendigsten Bedürfnisse hinreichen, und bei manchen unabweisbaren Ehrenausgaben und bei seinem Ungeschick, seine kleine Wirthschaft ordentlich führen zu können — denn durchgängig ökonomisch zu leben, war gewiß die letzte Tugend, die er lernte — war er wohl nicht selten in großer Verlegenheit. Bei dem Mangel anderer Zeugnisse hierüber muß uns Ein Beweis für viele gelten. In einem Briefe vom Jahr 1795 an Goethe schreibt er: „Ich erinnere mich, wie ich einmal vor sieben Jahren in Weimar saß und mir alles Geld, bis etwa auf zwei Groschen Porto ausgegangen war, ohne daß ich wußte, woher neues zu bekommen. In dieser Extremität denken Sie sich meine angenehme Bestürzung, als mir eine längst vergessene Schuld der Literaturzeitung an demselben Tage übersendet wurde[3]."

So war unser Schriftsteller, während ganz Deutschland seine Werke bewunderte und er überall Verehrer und Freunde seiner Muse hatte, ganz auf sich gestellt, ganz verlassen, und seine Existenz grenzte bisweilen an Mangel und Noth. Wie

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 172.

[2] Minerva, Taschenbuch für 1816, S. LII. (Diese Abhandlungen zur „Gallerie zu Schiller's Gedichten" in der Minerva, sind bekanntlich von Böttiger).

[3] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Theil 1, S. 199.

fröhlich hätte sich sein Genius entfalten können, wenn er eine jährliche Rente von nur einigen hundert Thalern gehabt hätte! — Wahrlich! nicht hoch genug können die Männer geehrt werden, welche die Freude ihres Lebens und endlich auch ihre Gesundheit einer Idee und einem Werke zum Opfer brachten, wodurch sie ihr Volk auf eine höhere Stufe des Daseins emporhoben! Sie sind die sichtbaren Götter unter den Menschen, denn sie handeln, wie die Unsterblichen selbst an ihrer Stelle handeln würden.

Aber ungeachtet seiner äußern Beschränkung fühlte sich der Genügsame, im freien Genuß seines Geistes und seiner Thätigkeit glücklich; und auf dem Boden der Resignation erblühte ja nur um so schöner ihm sein „zugewogenes Glück." In diesem Sinne äußert er sich, in der ersten Zeit seiner Anwesenheit in Weimar, gegen seinen Freund Moser in Ludwigsburg[1]: „Ich bin jetzt, wornach ich mich so oft gesehnt habe, in Weimar, und wähne in Griechenlands Ebenen zu wandeln. Der Herzog ist ein wahrer Vater der Künste und Wissenschaften, von denen ich hier auch nicht eine einzige verwais't getroffen habe, — Du müßtest denn das steife Ceremoniel der Höfe in die ernste Reihe der Künste und Wissenschaften aufnehmen wollen (?). — Ich denke hier, wenigstens im Weimarischen, mein Leben zu beschließen, und endlich einmal ein Vaterland wieder zu erhalten." Und auf ähnliche Weise spricht sich Schiller auch noch später in einem Briefe an Schwan aus: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so kann ich nicht anders sagen, als daß es mir hier ungemein gefällt, und der Grund davon ist leicht einzusehen. Die möglichste bürgerliche Unangefochtenheit und Freiheit, eine leidliche Menschenart, wenig Zwang im Umgang, ein ausgesuchter Zirkel interessanter Menschen und denkender Köpfe, die Achtung, die auf die literarische Thätigkeit gelegt wird; rechnen Sie dazu noch den wenigen Aufwand, den ich an einem Orte, wie Weimar, zu machen habe — warum sollt ich nicht zufrieden sein?"

Auch noch mit manchen andern Männern, außer mit Wieland und Herder, kam er in ein Verhältniß und hatte

[1] Deutscher Ehrentempel von Hennings. Gotha 1821. Bd. 1, S. 50.

er einigen Umgang. Mit Ridel, dem Erzieher des Erbprinzen, und mit Friedrich Schulz, dem Verfasser einiger prosaischen Schriften, genoß er zuweilen einen heitern Abend. Ein wöchentlich zusammenkommender Klub, in den er Zutritt hatte, und wo er bisweilen eine Partie Whist spielte, zog ihn von seinen angestrengten Arbeiten ab, und brachte einige Unterbrechung und Zerstreuung in sein einsames Schriftstellerleben. Bode, Bertuch, Corona Schröter fanden sich mit andern gebildeten Personen hier zusammen. Aber mit Bode, meinte er doch, könne man nicht genau Freund sein.

Aber aller dieser Umgang konnte ihn doch nicht ganz befriedigen. Es fehlte in allen diesen Verhältnissen hauptsächlich an einer gemüthlichen Anregung. Schiller war einmal einer von den Menschen, welche im geselligen Leben sich nur dann glücklich fühlen, wenn den Anforderungen ihres Herzens Genüge geschieht. Er mußte in dieser Hinsicht den Abstand Weimars von Dresden, wo ihn die innigste Freundschaft erquickt hatte, tief und schmerzlich empfinden. Licht fand er allenthalben, aber was half ihm das Licht, wenn es nicht wärmte? Vielleicht nur mit dem einzigen Wieland mochte ein herzlicher Umgang möglich sein, aber von ihm war er doch eigentlich noch mehr durch den Abstand seiner Empfindungsweise und Lebensansicht getrennt, als durch sein Alter. Ueberhaupt wollte ihm der ganze Ton der Gesellschaft nicht zusprechen. Urtheilte er, daß „die Chursachsen nicht die liebenswürdigsten unter den Sachsen seien," so konnte er im eben angeführten Briefe an Schwan, in welchem er doch alles mögliche Gute hervorhebt, von den Weimaranern nicht mehr rühmen, als daß sie „eine leidliche Menschenart" seien; und er fügte wehmüthig bei: „Die Schwaben sind doch ein liebes Volk, das erfahr ich je mehr und mehr, seitdem ich andere Provinzen Deutschlands kennen lernte." Bei allem Interesse an der Literatur, welches man in besseren Zirkeln in Weimar zur Schau trug, und bei aller Bildung, welche von den vorzüglichsten Geistern ausgegangen war, die hier schon so lange gewirkt hatten, war der gesellschaftliche Ton mehr kritisirend und absprechend als belebend und anerkennend. Es lag aber in dem Wesen des damaligen Bildungszustandes

Schiller's und er selbst sagt es von sich [1], „daß er sich durch Spitzfindigkeit, Künstlichkeit und Witzelei sehr von der wahren Simplicität entfernt hatte." Er war mehr als je von einer unbefriedigenden Reflexion und Kritik befangen — und dieselbe Reflexion und Kritik, deren er sich selbst kaum erwehren konnte, und von welchen er sich gelähmt fühlte, begegneten ihm nun überall im geselligen Leben. Wie sehnte er sich nach der unmittelbaren, unverfälschten Natur, nach den lautern, reinen Aussprüchen schöner Menschheit!

Seine Sehnsucht sollte erfüllt werden. Im November 1787 machte er eine kleine Reise nach Meiningen, um seine, an Reinwald verheirathete Schwester, und um zugleich seine mütterliche Freundin, bei welcher er ein so gastfreundliches Asyl gefunden, die Frau von Wolzogen, zu besuchen. Er hatte von der theuern Frau eine freundliche Einladung erhalten, welcher er um so lieber folgte, da sich damals auch Wilhelm von Wolzogen in Bauerbach aufhielt. Dieser bereitete sich nämlich nach seinem Austritte aus der Karlsakademie im Hause seiner Mutter zu einer Reise nach Paris vor, wo er sich ganz dem Studium der Architektur zu widmen gedachte.

Auf der Rückreise nach Weimar gab dieser Jugendfreund unserm Schiller das Geleite. Zu Pferd machten sie den Weg über Rudolstadt, und hier führte Wolzogen seinen Freund bei der ihm verwandten Familie von Lengefeld ein, bei welcher Schiller endlich finden sollte, was er bisher überall vergebens gesucht hatte.

Frau von Lengefeld wohnte mit ihren beiden Töchtern außerhalb Rudolstadt wie auf dem Lande, in einem am Fuße eines Hügels gelegenen Hause, in dem durch seine nahen waldbekränzten Anhöhen, durch die sanfte Krümmung des Flusses und durch seine Fruchtbarkeit und seinen Anbau so reizenden Thal der Saale. Der Vater, welcher sich als Forstmann ausgezeichnet hatte, war längst gestorben. Die Mutter, eine gütige, empfängliche Natur, nur mit allzugroßer Aengstlichkeit an kirchliche und sociale Observanz gebunden.

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 271.

Ihren beiden Töchtern dagegen war frühe das Bedürfniß und die Anregung einer freiern, edlern Geistesbildung zu Theil geworden. Der treffliche Vater wollte seine Mädchen besser unterrichtet sehen, als es damals in der fürstlichen Kleinstadt gebräuchlich war und von dem noch ungebildeten geselligen Leben (der gewöhnlichen Richtschnur für weibliche Bildung) gefordert wurde. Er sorgte daher für die Entwickelung des Verstandes, welche der phantasiereichen Beweglichkeit seiner Kinder das Gleichgewicht halten sollte, und ließ sich auch ihre körperliche Ausbildung angelegen sein. Seine mannhafte, ehrenwerthe Persönlichkeit prägte sich ihren Seelen ein, und Friedrich der Große, dem der Vater eine hohe Verehrung zollte, wurde auch der Held seiner Töchter. Dazu kam eigene Lektüre meistens solcher Bücher, die das Herz und Gemüth ansprachen; und was der Geist auf diese Weise aufgenommen hatte, konnte er in fördernder Einsamkeit und ländlicher Stille in sein Eigenthum verwandeln und ungestört weiter ausbilden.

Die ältere Schwester Karoline sollte aber schon frühe aus diesem jugendlichen Phantasieleben herausgeführt werden und das Bittere des wirklichen zu kosten bekommen. Schon in ihrem sechszehnten Jahre folgte sie dem Heirathsantrage eines Herrn von Beulwitz, lebte aber in einer nicht glücklichen, kinderlosen Ehe, im Hause ihrer Mutter. Für die, drei Jahre jüngere Schwester, Charlotte, suchte Frau von Lengefeld eine Hofdamenstelle, welche ihr von der Herzogin Luise von Weimar, für den Fall, daß eine Veränderung an ihrem Hof einträte, versprochen worden war. Damit sich ihre Tochter für diese Bestimmung Fertigkeit in der französischen Sprache und Weltton aneigene, beschloß Frau von Lengefeld, eine Zeitlang in der französischen Schweiz zu leben. Hier, an den reizenden Ufern des Genfersees, in dem freundlichen Vevay, brachte die Familie glückliche, auch durch liebe Freunde und durch den Umgang mit geistreichen Männern, verschönerte Tage zu. Welchen Eindruck mußten die Wunder dieses Landes auf die ideal gestimmten Schwestern machen, in denen sich frühe ein so feines und inniges Gefühl für die Schönheiten der Natur entwickelt hatte! Wir glauben es daher der ältern Schwester,

aus deren Darstellung [1] wir diese Nachrichten entlehnen, gerne, daß die Familie in trüber Stimmung und mit Wehmuth aus der Schweiz nach Hause zurückkehrte, besonders da einer nähern Berührung mit der geist- und geschmacklosen Förmlichkeit des kleinstädtischen Hofes nun nicht mehr ganz auszuweichen war, und auch das sonstige gesellschaftliche Leben in Rudolstadt viel zu langweilig schien, als daß es einigen Ersatz hätte bieten und Bedürfnisse hätte befriedigen können, welche vorgerückte Jahre und ein weiterer Blick in das Leben erweckt hatten. Durch Rudolstadt führte damals noch keine Landstraße, der Ort war in wenigem Verkehr mit der übrigen Welt und stand an Bildung und hinsichtlich aller Annehmlichkeiten des geselligen Lebens hinter den benachbarten Städten weit zurück.

Auf der Rückreise aus der Schweiz kam die Lengefeld'sche Familie mit Frau von Wolzogen in Stuttgart zusammen und machte in Begleitung dieser Dame bei Schiller's Eltern einen Besuch auf der Solitude. Frau von Wolzogen veranlaßte die weiterreisenden Frauen auch, da ihr Weg sie über Mannheim führte, wo damals unser Schiller lebte, dessen Bekanntschaft an diesem Orte zu machen. Er war gerade nicht zu Hause, und als er Visitenkarten von Herrn von Beulwitz und Frau von Lengefeld erhielt, begab er sich in ihren Gasthof und traf die Familie noch, als sie eben im Begriff war, abzureisen. Unter diesen Umständen war die Unterhaltung kurz; es fiel kein Wort, welches lebhafteren Antheil erregt hätte [2].

Und jetzt sah Schiller, nach drei Jahren dieselbe Lengefeld'sche Familie in ihrem Wohnsitze wieder. Es war an einem trüben Novemberabend, als er mit Wilhelm von Wolzogen, beide in ihre Mäntel gehüllt, vorgeritten kam, und an diesen Abend knüpfte sich die Zukunft seines Lebens. In dem Kreise dieser Familie fühlte er sich wohl; hier fand er natürliche, empfängliche Menschen, in deren Umgang sich sein Herz und Genius (beides war bei ihm unzertrennlich) frei

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, S. 227 ff.

[2] Ebendas. Theil 1, S. 192 f.

und voll aussprechen konnten. Keine Vorurtheile, kein Vorwitz, keine Kälte lähmten hier die Zunge; hier fand er Bildung mit Entwickelungsfähigkeit und Bestimmbarkeit vereinigt, und was zugleich mit Verstand und mit Gemüth von ihm gesprochen wurde, das traf auch wieder den ganzen Menschen. Man sprach von den Briefen des Julius an Raphael und von den sich auf diese beziehenden Gedichten der Anthologie. Ohne alle schriftstellerische Eitelkeit stellte es sich in seinem Gespräche hervor, daß es ihm am Herzen liege, daß die Familie seinen Don Karlos kennen lerne. So sehr hatte man sich einander in wenigen Stunden genähert, daß Schiller schon bei seinem Abschiede den Plan aussprach, den nächsten Sommer in dem Rudolstädter Thale zu verleben, was mit Freude aufgenommen wurde.

Sein Freund begleitete ihn noch nach Weimar, welches ihm nun in einem noch trübern Lichte erschien als bisher. „Mir wurde so schwer," schreibt er an Frau von Wolzogen, „mich von dieser hochachtungswerthen und liebenswürdigen Familie zu trennen, daß nur die dringendste Nothwendigkeit mich nach Weimar ziehen konnte."

Dem Leser braucht es kaum gesagt zu werden, daß eigentlich Charlotte von Lengefeld der anziehende Magnet war. Und in der That war seine Wahl nach den vollgültigsten Zeugnissen, z. B. eines Goethe und Wieland, auf ein höchst liebenswürdiges Wesen gefallen. Ihre Schwester gibt folgende Schilderung von ihr: „Sie hatte eine sehr anmuthige Gestalt und Gesichtsbildung. Der Ausdruck reinster Herzensgüte belebte ihre Züge, und ihr Auge blitzte nur Wahrheit und Unschuld. Sinnig und empfänglich für alles Gute und Schöne im Leben und in der Kunst, hatte ihr ganzes Wesen eine schöne Harmonie. Mäßig aber treu und anhaltend in ihren Neigungen, schien sie geschaffen, das reinste Glück zu genießen. Sie hatte Talent zum Landschaftzeichnen, einen feinen und tiefen Sinn für die Natur, und Reinheit und Zartheit in der Darstellung. Unter günstigen Umgebungen hätte sie in dieser Kunst etwas leisten können. Auch sprach sich jedes erhöhtere Gefühl in ihr oft in Gedichten aus, unter denen einige, von der Erinnerung an lebhaftere zärtliche Herzens-

verhältnisse eingegeben, voll Grazie und sanfter Empfindung sind." Als Schiller sie kennen lernte, war sie einundzwanzig Jahre alt, denn sie war im November 1766 in Rudolstadt geboren.

Sie hatte er sich zur Lebensgefährtin erkoren. Er fühlte sich als einen isolirten, fremden, heimathlosen Menschen, der in der Welt ohne Besitz und Bestimmung herumirre, und sehnte sich stärker als früher nach einer bürgerlichen und häuslichen Existenz. Nur die ununterbrochenen, mäßigenden und heilenden Einwirkungen der eigenen Familie, war er fest überzeugt, könnten ihn in einer gedeihlichen Stimmung für das Edle und in der rechten Richtung erhalten, und nur sie könnten ihn dauernd beglücken. „Ich habe seit Jahren," schreibt er in dieser Beziehung an seinen Körner, „kein ganzes Glück gefühlt, und nicht sowohl, weil mir die Gegenstände dazu fehlten, sondern darum, weil ich die Freuden mehr naschte als genoß, weil es mir an immer gleicher und sanfter Empfänglichkeit mangelte, die nur die Ruhe des Familienlebens gibt."

Fräulein von Lengefeld war damals in ihrem Gemüthe verwundet und durch eine Herzensneigung schmerzlich ergriffen, welcher sie, durch äußere Umstände gezwungen, hatte entsagen müssen. Den Mann, dem ihre Liebe zugewandt war, führten seine Verhältnisse im Militärdienste über das Meer nach einem andern Welttheile. Um sie zu erheitern und zugleich um durch ihre Gegenwart ihr Andenken bei der Herzogin Luise zu erneuern, wurde in der Familie beschlossen, daß Charlotte die Frau von Stein, eine Freundin des Hauses, auf einige Zeit in Weimar besuchen sollte, dieselbe Dame, welche sich bei der Herzogin für sie um eine Hofdamenstelle verwendet hatte und sich fortwährend für diese Angelegenheit interessirte.

So führte denn ein freundliches Geschick unserm Schiller die Freundin seines Herzens in die Nähe, noch in demselben Winter, in welchem er sich ihr in Rudolstadt zuerst genähert hatte. Nur wenige Wochen nach dem Entstehen seiner Neigung erhielt dieselbe neue Nahrung, neues Leben.

Schiller sah das Fräulein von Lengefeld bei Frau von Stein und in einigen andern Kreisen, aber nur selten und auf kurze Zeit. Er näherte sich ihr so, wie es ihm sein Zartgefühl und die Rücksicht auf seine äußere Lage geboten. Er verschaffte ihr zur Lektüre ein und das andere Buch; sie nahm den Auftrag an, ihm nach ihrer Rückkehr in ihre Vaterstadt ein Logis für seinen dortigen Sommeraufenthalt zu miethen, und empfieng auch Briefe und Billets von ihm, von denen uns ihre Schwester in der Lebensbeschreibung Schiller's mehrere aufbewahrt hat. Wir können dieselben nicht ohne Freude lesen. Der Verfasser spricht in ihnen ausdrücklich nur seine Hochachtung, seine Freundschaft aus; aber jeder Satz, jede Zeile verkündigt außerdem noch sein liebendes Herz. Ohne von seiner Liebe ein Wort zu sprechen, sagt er, gleichsam unwillkührlich und verhüllt, alles, was er denkt und fühlt. In diesen Briefen athmet eine edle, milde, besonnene Neigung, ganz ohne eine Spur von Leidenschaft. Unsere Liebe ist gewöhnlich das Ebenbild unserer Geliebten. In Schiller entwickelte die Neigung zu einem reinen, edlen Wesen nur das Löbliche und Ebenmäßige. Seine jetzige Liebe war das reine Gold von der sinnlichgeistigen Leidenschaft, welche ihn in Dresden beherrscht hatte.

Fräulein von Lengefeld scheint damals schon seine Neigung nicht ganz unerwiedert gelassen zu haben. Er würde nicht so zuversichtlich, so beruhigt an sie haben schreiben können, wenn er seines Glückes nicht so gewiß gewesen wäre. Hier begegnete ein von unglücklicher Liebe verwundetes Herz einem gleichen; denn die Leidenschaft, die unseres Dichters Gemüth in Dresden durchtobt hatte, konnte kaum vernarbt sein. Man weiß, daß die vereitelte oder verschmähte Liebe schnell wieder erwacht und leicht bereit ist, einen neuen Bund zu schließen.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß die Absicht des Fräuleins von Lengefeld, an den Hof zu gehen, dem Sinne und der Stimmung ihres Verehrers geradezu widersprach. Das Hofleben, und alles, was daran grenzte, war seiner Naturliebe, seinem Freiheitsgefühl, dem Stolze seiner Armuth von Grund aus zuwider. Er ließ es sich daher

angelegen sein, seine Freundin in diesem Punkte, der ihn allein für sein künftiges Glück besorgt machte, auf seine Seite zu bringen. Daher spricht er von dem Glücke, welches der Mensch, ferne von der Gesellschaft und in der schönen Natur, in einem freien Spiele seiner Seele finde, und kann es nie glauben, daß das Fräulein in der Hof- und Assembleeluft sich gefallen möge [1] — ein Gedanke, der beinahe in jedem der noch erhaltenen Billets in irgend einer Weise wiederkehrt. Er gab ihr bei ihrer Rückreise nach Rudolstadt dieselbe Idee in ihrem Stammbuche mit; denn daß das Gedicht: Einer Freundin in's Stammbuch [2], an Lotte von Lengefeld gerichtet war, ist gewiß.

So verwirklichte Schiller jetzt wieder jenen Einsiedlertraum, welcher ihn in Bauerbach getröstet und beglückt hatte. Eine schöne Natur, Unabhängigkeit, freies Gedankenspiel, Liebe und Freundschaft sind so hohe Güter, daß sie schon vereinzelt den Menschen erfreuen können: in ihrer Zusammenfassung liegt aber für ein edles Gemüth, in welchem zugleich eine poetische Stimmung und ein Hang zur Betrachtung überwiegend sind, der ganze Inhalt irdischer Glückseligkeit. So wenigstens für Schiller, der sich fortwährend von der zerstreuenden Menschenwelt zu isoliren suchte, um sich in der Ideenwelt ganz sammeln zu können. „So viele treffliche Menschen," schreibt er, „reißt der Strom der Gesellschaften und Zerstreuungen mit sich dahin, daß sie erst dann zu sich selbst kommen, wenn sich die Seele aus dem Schwall der Nichtigkeiten nicht mehr emporarbeiten kann. Es sieht vielleicht misanthropisch aus, aber ich kann mir hier nicht helfen, ich bin Kleist's Meinung: Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen."

In der Mitte Mai's 1788 reis'te er nach dem Rudolstädter Thal, wo die Lengefeld'sche Familie eine halbe Stunde von der Stadt, in dem Dorfe Volkstädt, eine Wohnung für ihn gemiethet hatte. Er war mit dieser Wahl äußerst zufrieden. „Der Ort, die Lage, die Einrichtung im Hause," —

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 247.
[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 27.

glaubt hier," schreibt er ein andermal, „Sie amüsirten sich gut in Ihrer Retraite, und legt einen Theil des Verdienstes, Ihnen diesen Secessum angenehm gemacht zu haben, auf eine schöne Rudolstädterin." — Zur beinahe täglichen Gesellschaft der Lengefeld'schen Familie gehört der Baron von Gleichen, einer der edelsten und liebenswürdigsten Menschen, dessen Seelenfriede aber damals in philosophische Zweifel aufgegangen war. Daher leitete Gleichen das Gespräch meistens auf Gegenstände der Metaphysik, was aber in seiner damaligen Gemüthsanregung und in Gegenwart seiner Lotte unserm Freunde nicht immer zusagen mochte. Auch Goethen, der von seiner Reise nach Italien gerade zurückkam, lernte Schiller damals zuerst in dem Lengefeld'schen Hause kennen. Bei seiner Durchreise besuchte Goethe diese Familie, mit welcher er durch deren Hausfreundin, Frau von Stein in Weimar, befreundet worden war. Zwischen ihm und Schiller fand aber eine Annäherung, welche das Schwesterpaar so sehr gewünscht hätte, nicht statt. Goethe, welcher den bisherigen Dichtungen Schiller's keinen Geschmack hatte abgewinnen können, war kalt und verschlossen, und Schiller mochte sich von einer solchen Persönlichkeit gerade damals am allerwenigsten angezogen fühlen. Auch war er viel zu stolz, um dem sich Zurückhaltenden entgegen zu kommen. Wozu hätten wir das Bewußtsein unseres Werthes, wenn wir ihn nicht gegen die geltend machten, die sich über uns stellen oder uns ignoriren? Sehr treffend und richtig beurtheilt er nach dieser Zusammenkunft seine geistige Stellung zu Goethe in einem Briefe an seinen Freund Körner. „Im Ganzen genommen," sagt er, „ist meine in der That große Idee von Goethe, nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt. Sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt als das meinige; seine Welt ist nicht die meinige; unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sich aus einer solchen Zusammenkunft nicht gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren."

Auch Wilhelm von Wolzogen besuchte seine Freunde in Rudolstadt. Er lebte damals noch der Hoffnung, daß seine kränkelnde Mutter wieder vollkommen genesen werde. Aber bald nachher langte die Nachricht ihres Todes an. Schiller beklagte diesen Verlust seiner theuern Freundin, wie ein Sohn um seine Mutter weint. Der noch erhaltene Brief an Wilhelm von Wolzogen ist voll Dankbarkeit, voll Pietät, voll Gefühl. „Alle Liebe," äußert er sich, „die mein Herz der Verschiedenen gewidmet hatte, will ich ihr in ihrem Sohne aufbewahren, und es als eine Schuld ansehen, die ich ihr noch im Grabe abzutragen habe. Wir wollen einander wie Brüder angehören." So knüpft der trennende Tod edle Herzen nur fester aneinander, zum Merkmal, daß es für die Liebe keine Trennung gibt. Jede Zerstörung streut neuen Samen des sittlichen Lebens aus. — Schiller ladete seinen Freund ein, zu seiner Erheiterung nach Rudolstadt zu kommen, und wollte ihm zu diesem Ende nach Ilmenau entgegen reiten; dieser war aber verhindert dem Wunsche zu entsprechen.

Freundschaft und Liebe sind schon unter gewöhnlichen Menschen, besonders in jüngern Jahren, eine unversiegbare Quelle der Unterhaltung. An dem Kleinsten und Geringfügigsten, was der Zufall und die Stunde bringen, spricht sich das Interesse und die Erregung des Herzens aus, und der Augenblick der Gegenwart wird durch die Erinnerung rückwärts und vorwärts durch die Hoffnung zu einer Welt erweitert. Das Gespräch geht nie aus. Aber welchen reichen Gehalt, welches hohe Interesse konnte erst ein so tiefer, gebildeter Mann, wie Schiller, in diese Unterhaltung legen! Die Bekanntschaft war geistig eingeleitet worden, und geistig wurde sie fortgesetzt. Nur auf dem Felde des Schönen und Guten wollte er das Herz seiner Geliebten gewinnen und festhalten. Was ihm in der Dichtkunst am meisten gelungen schien und ihm von seinen Arbeiten am liebsten war, theilte er seinen Freundinnen mit, und war entzückt, seinem eigenen Wesen, sich selbst in ihrer Seele zu begegnen. Die Theilnahme, die sie seinen Erzeugnissen zollten, galt ihm mit Recht für eine Bürgschaft ihrer Liebe zu ihm selbst. So verpflanzte er sein innerstes Selbst in sie hinüber — und erndtete

auch seinerseits einen reichlichen Gewinn. „Wie ein Blumen- und Fruchtgewinde,“ sagt die Verfasserin seiner Lebensbeschreibung, „war das Leben dieses Sommers mit seinen genußreichen und bildenden Stunden für uns alle.“

Mit Plutarch, Rousseau und Goethe war das Schwesternpaar aufgewachsen; sie waren die Hausgötter der Familie. Welche neue Bande der geistigen Gemeinschaft! Denn wir wissen, mit welcher Wärme Schiller in seiner Jugend an Plutarch und Rousseau hing und wie begeistert er von Goethe war. In der Begeisterung der Schwestern kehrte ihm die innigste Liebe seiner frühen Jugendjahre noch einmal zurück, und trat in fester, verklärter Gestalt, vor das ruhige Auge seines ernst forschenden Geistes.

Von den Griechen hatte er bis vor Kurzem wenig Notiz genommen. Seine Jugendbildung hatte ihn nicht in dieselben eingeführt; sein späterer wechselvoller Lebenslauf hatte ihm keine Muße gestattet und keinen Anreiz gegeben, das Versäumte nachzuholen [1]. Der Glückliche wird blos von dem Glücklichen verstanden, für den Heitern hat nur der Heitere ein offenes Ohr — und ist nicht bei den Hellenen auch der Schmerz und Gram nur eine leichte Wolke unter dem Himmel ihres glücklichen Lebens? Weil sie nicht wußten, was der Mensch vom Menschen zu leiden hat, oder weil sie tapfer genug in der Abwehr menschlicher Mißhandlungen waren, stellt ihre Dichtung nur die Leiden dar, die über den Menschen vom Himmel verhängt sind. Alles Irdische lächelte ihnen freundlich zu, und ihnen drohte das Unglück nur aus der Nacht des Verhängnisses. Sie warfen einen ruhigen Blick in die Welt, und grollten Niemanden, weil es gottlos gewesen wäre, dem alleinigen allgemeinen und nothwendigen Feind, den sie kannten, zu zürnen. Wie hätte Schiller sich bis vor Kurzem mit seinem Herzen der Hellenenwelt nahen können? Wenn ihr Licht auch in ihn eindrang, so beleuchtete es ihm nur die Zerrissenheit seiner Seele. Auch konnte sich der Riesengang seines von philosophischen und ethischen Ideen fortgerissenen Genius lange Zeit unmöglich mit den gemäßigten

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1236. 2. u.

und reinen Werken der alten Griechen zusammenfinden. Sein Weg mußte vom Shakspeare anheben und durch die Franzosen gehen, ehe er bei den Griechen anlangte. Das Gute hat die Affektation einer Tugend immer, daß sie uns auf die Tugend selbst aufmerksam macht.

So vorbereitet kam er nach Weimar, und erst hier fing er an, die Alten fleißiger zu lesen, und das entscheidende Verdienst hat sich Wieland um die Bildung Schiller's erworben, daß er ihn auf die Griechen nachdrücklich hinwies und an ihrem Studium so sehr festhielt, als es seine anderweitigen Arbeiten damals erlaubten. Denn Wieland war überzeugt, daß sein ideensprudelnder, phantasievoller Freund das Einzige, was ihm nach seinem Urtheil noch fehlte, das Maß, hauptsächlich nur von den Griechen lernen könne. In der That war er durch seine mannigfache Bildung und durch seine bisherigen Arbeiten unvermerkt an der Schwelle des Gymnasiums angekommen, in welchem er jetzt ein würdiger Zögling der Hellenen werden konnte. Von dieser Zeit an zeugen beinahe alle seine Schriften mehr oder weniger von seinem Studium der Alten, und die ersten Früchte desselben waren metrische Uebertragungen und die Götter Griechenlands.

Jetzt, in Rudolstadt, ward die Lektüre der Griechen, in Uebersetzungen, versteht sich, fortgesetzt, in Gemeinschaft mit den beiden Schwestern, welche von Homer und den Tragikern bisher ebenfalls nur Bruchstücke kennen gelernt hatten. Aus Voß'ens Uebersetzung las er ihnen Abends nach und nach die ganze Odyssee vor — „und es war uns," sagt seine Biographin, „als rieselte ein neuer Lebensquell um uns her." — „Ich lese jetzt nichts, als Homer," schrieb Schiller an seinen Körner, „die Alten geben mir wahre Genüsse; zugleich bedarf ich ihrer im höchsten Grade, um meinen eigenen Geschmack zu reinigen." Unter dem erwärmenden Lichte der Freundschaft, in der Abgeschiedenheit von dem Geräusche der Welt, war Schiller jetzt des ruhigen Gleichgewichtes der geistigen Kräfte theilhaftig, in deren Spiegel allein uns die alte Welt in ihrer wahren Gestalt vor das entzückte Bewußtsein tritt; und er wurde jetzt nicht im Sittlichen, sondern nur im Aesthetischen durch seinen Homer beschämt, in dessen edler

Simplicität er die von der Schönheit abgeirrte Künstelei seines Geschmackes erst recht klar erkannte.

Es war ein höchst glücklicher Griff, daß Schiller die Alten in seine Rudolstädter Einsamkeit mitnahm und in die Mitte der geistigen Gemeinschaft mit seinen Freundinnen legte. Ein Wendepunkt seines äußern Lebens und die beginnende Beruhigung seines Gemüthes fielen auf diese Weise mit einem Wendepunkt seiner poetischen Ausbildung zusammen; eine neue Freundschaft erhöhte die andere. Wie herrlich an der Hand der Geliebten zuerst in eine neue Welt einzutreten — in eine Welt, welche eben so harmonisch, eben so anmuthig ist als das geistige Leben, welches den Liebenden von Herz zu Herzen fließt! Wie herrlich, in einem tausendjährigen Zeugnisse die Beglaubigung für ein Gefühl des Augenblickes zu finden, das ferne Alterthum im eigenen Geiste zu erneuern und auf den Bund der Seelen das Siegel der schönsten Menschheit zu drücken! — „Der Euripides," schreibt Schiller in der damaligen Zeit, „macht mir viel Vergnügen und ein großer Theil kommt auf sein Alterthum. Den Menschen sich so ewig gleich zu finden, dieselben Leidenschaften, dieselben Kollisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften!"

Den Meisten bleibt die Hellenwelt immer todt und begraben, weil sie das Organ und die Bildung nicht mitbringen, womit sie erfaßt sein will. Weil wir schon als Knaben mit den Alten bekannt gemacht werden, wird unser geistiger Sinn durch die Gewohnheit für sie abgestumpft; und unsere Lust an ihnen ist gesättigt, wenn wir die Reife haben, sie zu verstehen und zu genießen. Auch die mangelhaften und kindischen Eindrücke nnserer Schulzeit erschweren eine spätere richtige Erkenntniß und großartige Ansicht. Wir können uns von unserer ersten Auffassung selten ganz losmachen. Wir beginnen unsere Bildung da, wo wir sie vollenden sollten! Wer in seinen spätern Jahren mit gereiftem Geiste den Homer, den Sophokles zuerst kennen lernt, dessen Herz muß von eben der Bewunderung und demselben Staunen erfüllt werden, wie die Seele dessen, welcher im blühenden Mannesalter zum erstenmal Erde und Himmel und alle Wunder der Welt erblickete.

Sechstes Kapitel.

„Die Götter Griechenlands“ und „die Künstler.“ Die Briefe über Don Karlos. Uebersetzungen aus dem Euripides.

Wir gehen nicht weiter, ehe wir einen Blick auf Schiller's damalige Thätigkeit geworfen haben, und legen in die Erzählung seiner Liebe einige kleinere Arbeiten mitten hinein, welchen sie ihre Seele einhauchte. Wenn der gewöhnliche Mensch das Glück nur leidend auf sich einwirken läßt, verwandelt der höhere Geist dasselbe dadurch gleichsam in sein Eigenthum, daß er es als beflügelnde Kraft in seine Thätigkeit aufnimmt. Schiller verherrlichte zwar seine Liebe nicht mehr, wie in Stuttgart, durch seine Dichtkunst, denn individuelle Ereignisse schienen ihm für die Würde der Poesie nicht wichtig genug zu sein; aber der Geist seiner Liebe spricht sich jedesmal in seinen gleichzeitigen Werken aus.

Die Götter Griechenlands zwar entbehren noch der freundlichen Harmonie, welche aus einem glücklich liebenden Herzen kommt, denn dieses, schon im Märzhefte des Merkur vom Jahr 1788 zuerst erschienene Gedicht wurde schon vor dem Aufenthalt bei Rudolstadt geschrieben.

Simplicität er die von der Schönheit abgeirrte Künstelei seines Geschmackes erst recht klar erkannte.

Es war ein höchst glücklicher Griff, daß Schiller die Alten in seine Rudolstädter Einsamkeit mitnahm und in die Mitte der geistigen Gemeinschaft mit seinen Freundinnen legte. Ein Wendepunkt seines äußern Lebens und die beginnende Beruhigung seines Gemüthes fielen auf diese Weise mit einem Wendepunkt seiner poetischen Ausbildung zusammen; eine neue Freundschaft erhöhte die andere. Wie herrlich an der Hand der Geliebten zuerst in eine neue Welt einzutreten — in eine Welt, welche eben so harmonisch, eben so anmuthig ist als das geistige Leben, welches den Liebenden von Herz zu Herzen fließt! Wie herrlich, in einem tausendjährigen Zeugnisse die Beglaubigung für ein Gefühl des Augenblickes zu finden, das ferne Alterthum im eigenen Geiste zu erneuern und auf den Bund der Seelen das Siegel der schönsten Menschheit zu drücken! — „Der Euripides," schreibt Schiller in der damaligen Zeit, „macht mir viel Vergnügen und ein großer Theil kommt auf sein Alterthum. Den Menschen sich so ewig gleich zu finden, dieselben Leidenschaften, dieselben Kollisionen der Leidenschaften, dieselbe Sprache der Leidenschaften!"

Den Meisten bleibt die Hellenwelt immer todt und begraben, weil sie das Organ und die Bildung nicht mitbringen, womit sie erfaßt sein will. Weil wir schon als Knaben mit den Alten bekannt gemacht werden, wird unser geistiger Sinn durch die Gewohnheit für sie abgestumpft; und unsere Lust an ihnen ist gesättigt, wenn wir die Reife haben, sie zu verstehen und zu genießen. Auch die mangelhaften und kindischen Eindrücke unserer Schulzeit erschweren eine spätere richtige Erkenntniß und großartige Ansicht. Wir können uns von unserer ersten Auffassung selten ganz losmachen. Wir beginnen unsere Bildung da, wo wir sie vollenden sollten! Wer in seinen spätern Jahren mit gereiftem Geiste den Homer, den Sophokles zuerst kennen lernt, dessen Herz muß von eben der Bewunderung und demselben Staunen erfüllt werden, wie die Seele dessen, welcher im blühenden Mannesalter zum erstenmal Erde und Himmel und alle Wunder der Welt erblickete.

Sechstes Kapitel.

„Die Götter Griechenlands“ und „die Künstler.“ Die Briefe über Don Karlos. Uebersetzungen aus dem Euripides.

Wir gehen nicht weiter, ehe wir einen Blick auf Schiller's damalige Thätigkeit geworfen haben, und legen in die Erzählung seiner Liebe einige kleinere Arbeiten mitten hinein, welchen sie ihre Seele einhauchte. Wenn der gewöhnliche Mensch das Glück nur leidend auf sich einwirken läßt, verwandelt der höhere Geist dasselbe dadurch gleichsam in sein Eigenthum, daß er es als beflügelnde Kraft in seine Thätigkeit aufnimmt. Schiller verherrlichte zwar seine Liebe nicht mehr, wie in Stuttgart, durch seine Dichtkunst, denn individuelle Ereignisse schienen ihm für die Würde der Poesie nicht wichtig genug zu sein; aber der Geist seiner Liebe spricht sich jedesmal in seinen gleichzeitigen Werken aus.

Die Götter Griechenlands zwar entbehren noch der freundlichen Harmonie, welche aus einem glücklich liebenden Herzen kommt, denn dieses, schon im Märzhefte des Merkur vom Jahr 1788 zuerst erschienene Gedicht wurde schon vor dem Aufenthalt bei Rudolstadt geschrieben.

Ich möchte die Götter Griechenlands keineswegs mit Frau von Wolzogen [1] für das Erzeugniß einer nur „poetischen Ansicht und momentanen Dichterlaune" halten. Denn jedes seiner Gedichte war mit seinem innern Leben verzweigt, zumal ein Stück von einem so reichen Gehalte und einer solchen Tiefe, wie die Götter Griechenlands sind. Aufs Bestimmteste erklärt sich Schiller in der berühmten Recension über Bürger, ein Gedicht dürfe nicht das Gemälde einer eigenthümlichen Seelenlage, geschweige denn deren Geburt sein, und die Göttinnen des Reizes und der Schönheit belohneten nur die Leidenschaft, die sie selbst eingeflößt [2]. Wie hätte er diese aus seiner innersten Ansicht geholte Norm durch sein eigenes Beispiel widerlegen können? Wir werden den richtigen Gesichtspunkt angeben, von welchem dieses Gedicht aufgefaßt werden muß, indem wir seine Quelle in der Seele Schiller's aufdecken. Es scheint uns unter der Würde der Geschichte zu sein, hier etwas umhüllen oder nach andern Vorstellungen modeln zu wollen; und was in Schiller's reiner, universell gestalteter Seele lebendig sich hervorthat, wird wohl auch einigen Rückhalt in dem Menschengeist überhaupt haben. Diesen aber lernen wir am besten aus seinen edelsten Exemplaren kennen.

Die Götter Griechenlands liegen mit den letzten Akten des Don Karlos in der Thalia, der Freigeisterei aus Leidenschaft, der Resignation, dem Verbrecher aus verlorener Ehre, den Philosophischen Briefen und dem Geisterseher in Einer Reihe, und schließen die durch diese verschiedenartigen Schriften hindurchgeführte Ideenbewegung ab. Alle diese Darstellungen behandeln, mit einer polemischen Tendenz gegen positive, überlieferte Religionsdogmen und kirchliche Lebenseinrichtungen, sittlich-religiöse Gegenstände. Der Dichter hatte, wie wir wissen, schon im Don Karlos die vollkommenste Denkfreiheit für sich und jeden Menschen in Anspruch genommen, und ihm konnten daher nur diejenigen Religionssätze von Werth sein, von deren Wahrheit er sich denkend überzeugt

[1] Schiller's Leben, Theil 1, S. 281.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1277. 1. m. Vergl. Theil 1, S. 266.

hatte, oder welche wenigstens in seiner rein menschlichen Natur einen Anklang fanden. Im Verfolg seiner freien Forschungen hatte er sich mit Kant überzeugt, daß die menschliche Vernunft ganz und gar nicht fähig sei, Gott, den Endzweck der Welt, das Verhältniß Gottes zur Welt und die Art der Fortdauer unserer Seele nach dem Tode zu begreifen; aber einen Ersatz für diese dem Menschen unvermeidliche Unwissenheit hatte er in den sittlichen Kräften gefunden, in deren begeistertem, edlem Gebrauche der Mensch leicht jenes theoretische Unvermögen seines Geistes verschmerze. Denn aus dieser eigenthümlichen Organisation der menschlichen Natur gehe es sichtbar hervor, daß die irdische Bestimmung des Menschen nicht im Erkennen, sondern in der Thätigkeit liege, durch welche er auch in der kleinsten Sphäre ein Schöpfer des Schönen und Guten sein könne [1].

In dieser Ansicht war eigentlich Schiller's tiefste Lebensüberzeugung ausgesprochen, und in so weit war er mit Kant im Wesentlichen einverstanden. Aber ganz beruhigen konnte er sich hierbei nicht. In seinem poetischen Geiste, in seiner, einer vollen allseitigen Entwickelung auch unbewußt entgegenstrebenden und harmonisch organisirten Seele mußte sich das Bedürfniß einer lebendigen und innigen Betrachtungsweise der Natur, des Lebens, der Welt geltend machen. Denn wenn auch die Vernunft das Ueberirdische nicht enträthseln und der Verstand die ewige Bestimmung der Dinge nicht begriffsmäßig angeben kann, sind denn die Geisteskräfte auf Vernunft und Verstand beschränkt? Können wir uns dem Ewigen nicht durch unser Gefühl nähern, können wir das Göttliche in der Welt nicht ahnend durch unser Herz auffassen, und können diese Gefühle und Ahnungen durch die Phantasie nicht zu einer eigenen Weltbetrachtung ausgebildet werden, in denen der Mensch wenigstens Sinnbilder besitzt für die seiner Vernunft versagte höhere Wahrheit? Diese Weltbetrachtung ist offenbar poetischer, ästhetischer Natur, und weil sie im Dienst des Uebersinnlichen und der Religion

[1] Siehe, außer unsern frühern Erörterungen dieses Gegenstandes, besonders das Ende der Philosophischen Briefe.

steht, kommt ihr in ihrer vollständigen Ausbildung mit Recht der Name einer ästhetisch-religiösen Weltbetrachtung zu.

Diese poetische Weltanschauung nun an die Stelle jener begriffsmäßigen, einseitig rationalistischen und kalten Religionsbetrachtung einer anmaßlichen Vernunft zu setzen, dazu fühlte sich unser Dichter gedrungen und durch die herrlichsten Kräfte seiner Natur berechtigt. Wenn er also früher der Wahrheit mit Kant das sittlich Gute ergänzend zur Seite stellte, so verband er jetzt mit beiden noch das Schöne.

Aber dieser freien, im Geiste der Schönheit lebenden Betrachtung der Dinge stand eine einseitig rationelle Religionslehre entgegen, welche dennoch auch der Wissenschaftlichkeit in dem Grade entbehrte, als sie Anspruch auf sie machte; und die Dürre, die Geschmacklosigkeit oder die Abgestorbenheit des enggebundenen kirchlichen Kultus konnte ebenfalls keine Versöhnung dieser freien und heitern poetischen Weltansicht mit der Gestalt des Christenthums der Zeit zulassen. Wenn daher Schiller früher im Namen der Geistesfreiheit und der wahren Wissenschaft Opposition gegen kirchliche Formen und Lehren machte, welche den Geist niederzudrücken und gefangen zu nehmen oder ihn durch eine erträumte höhere Einsicht in das, was dem Menschen ewig ein Geheimniß ist, einzuschläfern schienen, so mußte er jetzt manchen religiösen Dogmen und kirchlichen Gebräuchen im Namen der Schönheit entgegentreten. Denn in unserer Religion schienen ihm die ewigen Rechte der Schönheit gar nicht oder nur kümmerlich berücksichtigt, als deren Anwalt er nun in den Göttern Griechenlands auftrat.

In diesem Gedichte spricht er seine heißeste Sehnsucht nach einer poetischen Betrachtung der Dinge aus, welche aus der Religion seiner Zeit verschwunden sei, die sich aber bei den Hellenen auf eine herrliche Weise in's Leben gebildet habe. Das Gedicht ist eigentlich nicht gegen jeden Monotheismus gerichtet, sondern es tadelt nur den abstrakten Verstandesmonotheismus, welcher im einseitigen Interesse der Wahrheit und einer übel verstandenen höhern Einsicht allen Anforderungen des Gefühls und der Einbildungskraft Hohn spricht, die sich immer nur an einer lebendigen Mannigfaltigkeit

einzelner, naher, anschaulicher göttlicher Gestalten erquicken können. Denn wie die Vernunft nur Einen Gott fordert, so verlangen Gefühl und Phantasie und ein den ganzen Menschen ergreifender Kultus mehrere Götter, in welche sich jener bricht und der sinnlichen Fassungskraft des Menschen nahe tritt, wie sich denn auch noch nie bei einem gebildeten Volke ein ganz reiner Monotheismus vorfand, so wenig als ein ganz reiner Polytheismus. Außerdem und in noch höherm Grade rügt der Dichter die finstern, öden und Entsagung auflegenden Religionsgebräuche seiner Zeit, die ganz verstandesmäßige, gemüthlose und mechanische Auffassung der Natur, die trübe Ansicht des Lebens, die grausenhafte Vorstellung vom Tode und die unerquickliche Vorstellung von unserm künftigen Dasein — alles in der Absicht, um durch den Gegensatz seine heitere, rein menschliche ästhetische Weltanschauung in ein helleres Licht zu stellen.

In unserer jetzigen Ausgabe ist das Polemische des Gedichtes gemildert; da aber die ausgelassenen Strophen und Stellen uns den damaligen Sinn des Dichters am besten aufdecken, so wollen wir einige derselben hier mittheilen. In der spätern Ueberarbeitung seiner Gedichte hat er überhaupt meistens nur solche Strophen und Stellen ausgelassen, welche Andern anstößig oder ihm etwas nur Individuelles oder Temporelles zu enthalten schienen; aber gerade diese sind für unsere Entwickelungsgeschichte am merkwürdigsten.

Eine der ausgefallenen Strophen hieß:

„Höher war der Gabe Werth gestiegen,
Die der Geber freundlich mit genoß,
Näher war der Schöpfer dem Vergnügen,
Das im Busen des Geschöpfes floß.
Nennt der meinige sich dem Verstande?
Birgt ihn etwa der Gewölke Zelt?
Mühsam späh' ich im Ideenlande,
Fruchtlos in der Sinnenwelt."

Während sich, sagt der Dichter, im Alterthum der Mensch seinem Schöpfer nahe fühlte, erkennt der Neuere die Gottheit nicht in der äußern Natur, welche „knechtisch nur dem Gesetz der Schwere dient," noch gibt ihm der Verstand von derselben

Kunde, welcher nur eine Nothwendigkeit annehmen darf; es bleibt ihm also allein die dürftige Beglaubigung übrig, die ihm die Vernunft oder das Ideenvermögen von dem Göttlichen gibt.

Folgender Absatz des Gedichtes stellt die heitere Gottesverehrung der alten Welt mit unserer jetzigen in Kontrast:

„Seiner Güter schenkte man das Beste,
Seiner Lämmer liebstes gab der Hirt,
Und der Freudetaumel seiner Gäste
Lohnte dem erhab'nen Wirth.
Wohin tret' ich? Diese traur'ge Stille
Kündiget sie meinen Schöpfer an?
Finster, wie er selbst, ist seine Hülle,
Mein Entsagen — was ihn feiern kann."

Mit diesem letzten Gedanken, welchen Schiller in einer später hinzugedichteten Strophe weitläufiger ausgedrückt hat:

„Finst'rer Ernst und trauriges Entsagen
War aus eurem heitern Dienst verbannt" u. s. w.,

mit diesem Gedanken, sage ich, verzweigt sich unser Gedicht offenbar in die Grundideen der Freigeisterei aus Leidenschaft und der Resignation. Die oben mitgetheilten herzzerreißenden Klagen jener Verse[1] ergießen sich alle in unsere Götter Griechenlands: der Dichter will keinen Gott, den man nur „mit blutendem Entsagen" ehrt. Und wenn er in der Resignation den Gedanken aussprach, daß durch die Naturordnung selbst Glück und Tugend, Genuß und Glaube im irdischen Leben getrennt seien, so verlangt er hier, daß erheiternde und erhebende religiöse Feste, eine hohe, heilige Kunst und eine die Natur und das Leben weihende Ansicht der Dinge uns das harte Erdenloos aus den Augen rücken oder uns in die rechte Stimmung versetzen, es muthig zu ertragen.

Wie wenig der Dichter mit den christlichen Glaubensmeinungen über das jenseitige Leben übereinstimmt, erklärt er mit Hinblick auf die antiken Ansichten sehr stark durch folgende Zeilen:

[1] Siehe Theil 1, S. 283 ff.

„Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
Richtete kein heiliger Barbar,
Dessen Auge Thränen nie benetzen,
Zarte Wesen, die ein Weib gebar,“

worauf die beibehaltenen Worte folgen:

„Selbst des Orkus strenge Richterwage
Hielt der Enkel einer Sterblichen“ u. s. w.

Diese Verse werden in der folgenden Strophe weiter durch den Gedanken ausgeführt, daß der frohe Schatten des Gestorbenen im Elysium seine Freuden wieder angetroffen habe, wornach der Dichter sich wieder zur modernen Zeit wendet:

„Aber ohne Wiederkehr verloren
Bleibt, was ich auf dieser Welt verließ,
Jede Wonne hab' ich abgeschworen,
Alle Bande, die ich selig pries.
Fremde, nie verstandene Entzücken
Schaudern mich aus jenen Welten an,
Und für Freuden, die mich jetzt beglücken,
Tausch' ich neue, die ich missen kann.“

Statt des letzten Absatzes unserer jetzigen Ausgabe, welcher mit den Versen beginnt:

„Ja, sie kehrten heim und alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,“

hat die Thalia folgende drei Strophen, mit welchen das Gedicht zwar herber, aber mit dem Frühern übereinstimmender schließt:

„Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein And'rer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus umgestürztem Thron.
Selig, eh' sich Wesen um ihn freuten,
Selig im entvölkerten Gefild[1],
Sieht er in dem langen Strom der Zeiten
Ewig nur — sein eignes Bild.

[1] Diese Worte finden in den Philosophischen Briefen, in Schiller's Werken S. 768. 2. u., ihre Erklärung, in dem Absatze: „Erschaffung“ u. s. w.

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen;
Jenem Gotte, den sein Marmor preis't,
Konnte einst der hohe Bildner gleichen;
Was ist neben Dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche geboren?
Nur der Würmer Erster, Edelster.
Da die Götter menschlicher noch waren,
Waren Menschen göttlicher.

Dessen Strahlen mich darniederschlagen,
Werk und Schöpfer des Verstandes! Dir
Nach zu ringen, gib mir Flügel Wagen,
Dich zu wägen — oder nimm von mir,
Nimm die ernste, strenge Göttin wieder,
Die den Spiegel blendend vor mir hält;
Ihre sanft're Schwester sende nieder,
Spare jene für die and're Welt."

Das heißt: Laß mich der Schönheit froh werden, da die volle Wahrheit dem Menschen doch einmal im irdischen Leben versagt ist — weßwegen Gott zugleich „das Werk und der Schöpfer des Verstandes" genannt wird, weil Gott den Verstand des Menschen wohl geschaffen, aber der menschliche Verstand sich Gott doch nur nach seinen eigenen Denkgesetzen, nur nach sich selbst vorstellen kann. Die Vorstellung Gottes, oder Gott, wie wir uns ihn denken müssen, ist also unser Werk. Diese Idee, daß der Schönheit vor der Wahrheit in überirdischen Dingen der Preis gebühre, ist der Grundgedanke des ganzen Gedichts. Dagegen entläßt die veränderte letzte Strophe in unserer jetzigen Ausgabe den Leser mit dem Troste, daß die hellenische Mythenwelt habe untergehen müssen, um unsterblich im Gesang fortzuleben. Dieser Ausgang, welcher an das Ende des Liedes an die Freunde erinnert, paßt aber nicht recht zu der schmerzensvollen Klage des Ganzen, welcher er gleichsam widerstreitet, ohne sie durch einen klaren, verständlichen Gedanken aufzuwiegen. Denn der neue Schluß deutet nur dunkel auf jene selbstständige Welt des „ästhetischen Scheines" hin, wie sie sich Schiller später in seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen konstruirte. Auch in manchem andern Betracht hat das Gedicht

durch die Veränderungen und Abkürzungen der neuen Ausgabe eher verloren, als gewonnen. Mit dem Anstößigen und Heftigen ist aus ihm auch das Charakteristische verschwunden.

Den positiven Theil, den eigentlichen Inhalt des Gedichtes, hat Schiller mit den Mythen, Religionsgebräuchen und Ansichten der alten Griechen aufgebaut, deren Studium ohne Zweifel diese seine Ideen über den hohen, selbstständigen Werth des Schönen erst an den Tag hob. Aber zu läugnen ist nicht, daß durch diese Einkleidung das Gedicht einen zu gelehrten Anstrich erhalten hat; es belehrt uns durch das, was uns allzu fern liegt und zum Theil ganz unbekannt ist. Es kann nur mit dem mythologischen Lexikon in der Hand verstanden werden, so wie es wahrscheinlich nur mit Hülfe eines solchen gedichtet ist. Aber diese Hindernisse des Verständnisses sind doch wieder neue Reize, in den Sinn des scheinbar gottlosen Gedichtes einzudringen. Was den Dichter gewaltsam bewegt, bemächtigt sich auch des Lesers, welcher wenigstens des Verfassers Stimmung theilt, wenn er auch entgegengesetzter Ansicht bleibt. Ein Dichter gewinnt uns oft Ueberzeugungen ab, welche mit dem angewöhnten Gang unserer Vorstellungen in geradem Widerspruch stehen, und wir streiten gegen die neue Betrachtungsweise bisweilen deßwegen mit großer Heftigkeit, um die sich in unserm Herzen für sie regende Stimme zu übertäuben. Die Darstellung einer Zeit, wo die äußere Natur in ihren mannigfaltigen Formen zu dem Menschen göttlich und doch menschlich redet und ihm dadurch theurer ist und herrlicher erscheint; wo die schönen Künste nicht, wie bei uns, der schnöden Kurzweil dienen, sondern der Belebung und Veranschaulichung unserer besten Gefühle und ewigen Ueberzeugungen, nnd nicht etwa theilweise und kümmerlich nur die Gottesverehrung verherrlichen, sondern alle menschliche Beziehungen und Zustände so viel, als möglich, weihen und heiligen; wo der Mensch durch Aug' und Ohr überall an das Ewige erinnert wird und sich allenthalben vom Göttlichen umgeben sieht; wo die Phantasie endlich selbst um die harte Nothwendigkeit einen reizenden Schleier wirft und das glückliche Leben über den Tod hinüberspielt zu einer schönern Fortsetzung, in welche sie menschliche Sorgen und

Freuden und menschliche Liebe hineinträgt — die Darstellung einer solchen Zeit wird wohl immer jeden empfänglichen und unverdorbenen Menschen rühren, da sie die Herzenssehnsucht eines jeden ausspricht. Und eben weil eine solche ästhetische Betrachtungsweise nur unser eigenes Erzeugniß ist, durch welches wir spielend uns die ideale Welt näher rücken und sie unsern Bedürfnissen gemäß einrichten, und durch welches wir den Glauben an das höchste Wesen und an die Unsterblichkeit unserer Seele auch unserm Gefühle und Herzen verständlich machen, deßwegen beeinträchtigen wir durch sie die Religionswahrheiten in keiner Weise. Der Wahrheit, dem Verstande und der Vernunft wird nichts entzogen, wenn der Schönheit, der Einbildungskraft und dem Gefühl ihr Recht zu Theil wird. Das schönste Gedicht im Interesse unserer höchsten Ueberzeugungen hört darum nicht auf, ein Gedicht zu sein. Alle polytheistische Gebilde der Einbildungskraft können für unsere jetzige Bildungsstufe keine andere Bedeutung haben, als uns das auch lebendig und anschaulich zu machen, was unsere Vernunft deutlich erkannt hat, oder die Ahnungen unseres Gefühls an den Tag heben zu helfen, welche keine menschliche Einsicht begriffsmäßig aufzufassen im Stande ist.

Nach dieser Erörterung wenden wir uns zu dem verwandten Gedichte: die Künstler, welches in Rudolstadt im Herbste 1788 begonnen und in Weimar im Februar 1789 vollendet wurde. Der Verfasser äußerte damals selbst, daß die in diesem Gedichte niedergelegten Empfindungen und Ideen aus seinem Innersten gegriffen seien, und daß er noch nichts so Vollendetes gedichtet, sich aber auch noch zu nichts so viel Zeit genommen habe. Einen bedeutenden Einfluß auf dieses Werk hatte Moritzens Schrift: Ueber die bildende Nachahmung des Schönen, und die mit Moritz, der sich damals in Weimar aufhielt, und mit Wieland durch dieses Buch veranlaßten Gespräche [1].

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Thl. 1, S. 304, S. 373 und S. 383 ff.

Wir wissen, daß Schiller von Anfang an sein Kunstgeschäft mit wachem Bewußtsein trieb; und jener Meisterspruch in der Glocke:

„Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt," —

war ganz aus seiner eigenen Praxis geholt. Seinen zwei vorzüglichsten Dramen der ersten Periode, den Räubern und dem Don Karlos, ließ er daher Beurtheilungen nachfolgen, und über die Mißgriffe und die Würde der Schaubühne und der dramatischen Kunst suchte er sich mit dem Publikum durch besondere Aufsätze zu verständigen [1]. Nachdem der denkende Dichter sich über das spezielle Feld des Dramas aufgeklärt hatte, erhob er sich, nun hinlänglich vorbereitet, eine Stufe höher, und stellte in den Künstlern die Bedeutung der Dichtkunst, ja der Kunst und des Schönen überhaupt dar. So erweiterte er seine ästhetischen Ansichten. Aber war nicht, wie wir eben bei den Göttern Griechenlands gesehen haben, auch seine ethisch-religiöse und philosophische Ideenrichtung zu derselben Zeit bei demselben Ziele angelangt, daß außer einer edeln Thätigkeit dem Menschen allein in der Schönheit und in der Kunst ein Ersatz für die ihm größtentheils versagte höhere Wahrheit gegeben sei? Es liefen also jetzt seine Ueberzeugungen von verschiedenen Seiten in Einen großen, vollen Strom zusammen, und das Aesthetische (mit dem Moralischen) wurde von nun an der Hauptgegenstand seines philosophischen Nachdenkens.

Die Götter Griechenlands und die Künstler sind daher auf's Innigste verbunden. Man kann sagen, durch jenes Gedicht bahnte sich Schiller den Weg zu diesem. Das Resultat der Götter Griechenlands führte der Dichter in den Künstlern über alle Polemik erhaben [2] mit friedlichem, heiterm Geiste herrlich weiter aus. Wie im Don Karlos aus

[1] Siehe Theil 1, S. 127 und S. 234 ff.

[2] Nur in den Versen: „Als in den weichen Armen dieser Amme" u. s. w. spricht sich noch eine feindliche Stimmung gegen monotheistische Religionen wegen ihrer Religionskriege aus.

Schiller's politischem Unmuth eine reine Idee emporstieg, so konnte erst in den Künstlern die ungetrübte Begeisterung der Liebe glühen, nachdem sich Schiller seines durch so viele Darstellungen hindurch getragenen ethisch-religiösen Mißbehagens zuletzt in seinen Göttern Griechenlands vollends entledigt hatte. Wenn daher dieses letztere Gedicht noch rückwärts schaut, indem es eine polemische Ideenrichtung abschließt, so haben die Künstler das Gesicht vorwärts gewandt, indem sie die Keime beinahe aller Grundansichten über das Schöne und die Kunst enthalten, welche Schiller später in seinen ästhetischen Abhandlungen auseinandersetzte. Poetisch prägte er hier seine Gefühle und Ideen zuerst aus, dann begründete und erweiterte er sie wissenschaftlich, und zuletzt, in seiner dritten Lebensperiode, setzte er wohl von dem, was ihm die Forschung Neues gebracht hatte, Manches wieder in Poesie um. Von diesen spätern aus philosophischen Aufsätzen hervorgegangenen Gedichten ist aber unsere Komposition ihrer Form nach sehr abweichend. Sie ist schwerer verständlich, weil ihr Urheber sich seine Ideen noch nicht alle wissenschaftlich ganz klar gemacht hatte; sie ist aber auch lebendiger, kühner und poetischer, als viele jener spätern Gedichte, deren an das Begriffsmäßige streifender Klarheit man es allzu sehr ansieht, daß sie die Erzeugnisse theoretischer Untersuchungen sind.

Noch eine andere Bemerkung scheint nicht unwichtig zu sein. Von allen bisherigen kleinern Gedichten, in denen uns Schiller eigene Ideen vorträgt, spielen die Götter Griechenlands zuerst in die Geschichte ein; die Künstler aber haben ganz und gar einen kulturhistorischen Charakter. Hier sind alle Ideen in die Weltgeschichte eingetragen, welche der Historiker für den philosophischen Dichter auseinander rollt. Der Werth des Schönen wird uns dadurch veranschaulicht, daß der Dichter uns die Erziehung des Menschengeschlechtes durch die Kunst vor Augen führt.

Mit einer prägnanten Zeichnung der hohen wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kultur der Zeit wird das Lehrgedicht eröffnet — wie, wenn wir uns vorgreifen dürfen, in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen

umgekehrt von einer Darstellung der Schattenseite des Jahrhunderts der Weg zu demselben Ziele genommen wird. Doch möge diese vorgeschrittene neuere Zeit nicht vergessen, daß sie nur durch die Kunst ihre humane Bildung erreicht habe und vollenden könne. Nach diesem Eingange wird erstens die Bedeutung des Schönen und der Kunst im Allgemeinen dargestellt; dann wird eine Schilderung gegeben, wie sich durch die Kunst die griechische Menschheit (denn die asiatischen Völker werden hier, wie in dem Gedichte, die vier Weltalter, von der kulturhistorischen Betrachtung ausgeschlossen) in drei Bildungsstufen entwickelt habe, und wie später durch die Wiederherstellung der Kunst im Abendlande und die Eroberung Konstantinopels das neue Zeitalter herbeigeführt worden sei. Endlich wird im dritten Theil, welcher zum Anfang des Gedichts zurückkehrt, gezeigt, auf welche Weise die Kunst die Kultur der jetzigen Menschheit vollenden müsse. Das Gedicht ist aber durchaus nicht streng verstandesmäßig angelegt, und die eben angegebenen Stadien sind in ihren Uebergängen zum Theil so verwischt, daß sie auch von dem aufmerksamen Leser wohl verkannt werden können. Aber ein leicht fühlbarer Gedankengang läuft stetig durch die vielen und mannigfaltigen Anschauungen und Ideen dieser großen Produktion hindurch und das Werk bildet ein vollkommen befriedigendes Ganze.

Dieser Eindruck wird auch durch den Inhalt des Gedichts hervorgebracht, und zwar nicht sowohl durch die bewundernswürdige, unübersehbare Fülle der Ideen und Gefühle, sondern hauptsächlich durch die erhabene Stellung, welche dem Schönen und der Kunst und namentlich der Dichtung im Leben des menschlichen Geistes und seiner Entwickelung angewiesen wird. Man sah damals, als die Künstler gedichtet wurden, die Kunst gemeinhin nur als etwas der Unterhaltung Dienendes, als den beliebigen Schmuck einiger feinern Zirkel an; und auch die meisten Dichter und Kunstrichter erhoben sich nicht über die Prosa ihres Jahrhunderts, geschweige denn daß die Philosophie die Kunst in ihre wahre Würde einsetzte; denn Kant's Kritik der Urtheilskraft erschien erst im Jahre 1790. Da trat der junge Schiller auf und verkündete das neue Evangelium der Schönheit und der Kunst, wie seine

göttliche Seele es ihm offenbarte. Er lehrte, daß alle intellektuelle, moralische, politische und religiöse Kultur von dem Schönen von jeher ausgegangen sei; er wies es in der Kulturgeschichte nach, daß alle Humanität immer sich mit der Kunst gehoben habe und ohne sie gesunken oder verschwunden sei, und schloß damit, daß die menschliche Kultur erst in der Rückkehr zu eben dieser schönen Kunst ihr Ende finde. So ist also Schönheit und Kunst zu einem mächtigen Hebel in der Erziehungsgeschichte des Menschen, ja zum Ziele seiner Ausbildung erhoben. Sie ist als des Menschen wesentliches, ja alleiniges Eigenthum[1] hingestellt, und ihr organischer Zusammenhang mit dessen höchsten und theuersten Interessen, mit Wahrheit, Tugend und Religion, so wie ihr unersetzlicher Dienst für eine seelenvolle Auffassung der Welt und Natur, für einen heitern Blick auf das Schicksal und in unsere Zukunft und für einen reinen Genuß des Lebens — alles dieses ist einleuchtend festgesetzt und gewürdigt. Die Dichtkunst erscheint hiernach als ein inneres, selbstständiges, allgemeines und nothwendiges Gut, welches mit allen andern höchsten Gütern des Menschen in lebendiger Wechselwirkung steht. Sie macht einen Bestandtheil unseres Wesens aus.

Die kritisch-anthropologische Behandlung dieser Wahrheiten, in welcher Schiller mit Kant zusammentraf[2], ist auch aus diesem Gedichte recht einleuchtend. Aus den tiefsten Abgründen des menschlichen Geistes ist Alles hervorgeholt, und dem Menschen erscheint dieser Ansicht zu Folge die Natur und das Spiel des Lebens nur dann schön und harmonisch, wenn er selbst in sich schön und harmonisch ist. Der Mensch selbst ist, wie schon jener Weise des Alterthums sagte, das Maß aller Dinge.

Wie in den Künstlern, so spricht sich auch in den gleichzeitig verfaßten **Briefen über Don Karlos** ein friedlich gestimmtes, durch Liebe verklärtes Gemüth aus. Schiller hatte

[1] „Im Fleiß kann dich die Biene meistern,
In der Geschicklichkeit ein Wurm dein Lehrer sein.
Dein Wissen theilest du mit vorgezog'nen Geistern,
Die Kunst, o Mensch, hast du allein."

[2] Vergl. Theil 1, S. 285 und Theil 2, S. 13.

von nun an für immer alle direkte Polemik gegen Staat und Kirche hinter sich, und ungeachtet der Zwiespalt zwischen diesen gegebenen Formen der Gesellschaft und zwischen der Welt seines Geistes nie ausgeglichen werden konnte, wie wir später darthun werden, so bereicherte und befestigte sich diese innere Welt nun so sehr, daß er in ihr ein sicheres Asyl fand. Sein weitgreifender ungestümer Thatendrang, dessen er sich in der ersten Lebensperiode bei fehlendem äußern Wirkungskreise dichtend zu entledigen gesucht hatte, kehrte sich, von den Zaubergesängen des Don Karlos und der Künstler angelockt und zugleich von der rohen Außenwelt zurückgeschlagen, nun ganz zu den entdeckten Fundgruben des eigenen Geistes und zur friedlichen Ausübung der eigenen Talente. Da ihn aber das inwohnende praktische Interesse das wirkliche, seinem Ideal widerstreitende Leben nie aus den Augen verlieren ließ, wie mußte sich von nun an seine Dichtung gegen dasselbe verhalten? Nachdem sie aufgehört hatte, gegen bestimmte unvernünftige oder barbarische Zustände der Gesellschaft anzustürmen, blieb dieser ernsten Poesie nichts mehr übrig, als über diese ganze reale Welt der idealen gegenüber im Allgemeinen zu klagen. Ich sage, im Allgemeinen: denn während die Polemik ihrer Natur nach nur auf das, was von Menschen ausgeht und nur auf besondere mißfällige Formen oder Personen gerichtet ist, ergießt die trauernde Seele ihre Klagen über jeden bestimmten Gegenstand hinaus in das weiteste Feld, und weilt bei ursprünglichen Mißständen der Natur noch länger, als bei den Verkehrtheiten der Menschen. Schiller's polemischer Dichtung folgte daher die elegische unmittelbar nach; die Stelle seiner heroischen strafenden Satyre der ersten Periode nahm nach dem Don Karlos und den Künstlern für immer die sanftere elegische Empfindung ein[1]. Die elegische Dichtung ist kontemplativ, die polemische strebt zur That; und wie diese einen feindlichen Gemüthszustand voraussetzt, so steigt jene aus einer friedlich gestimmten Seele auf.

Diese Worte führen uns wieder zu den Briefen über Don Karlos zurück, denen man es recht ansieht, wie sie

[1] Siehe Theil 2, S. 45.

aus dem schönsten Seelenfrieden hervorgewachsen sind, so harmonisch, so ebenmäßig und schön ist alles an ihnen. Kein harter, eckiger Ausdruck, geschweige denn ein roher, heftiger Gedanke ist in ihnen zu finden. Kein Satz, kein Wort ist, welches man verändern oder wegnehmen möchte. Eine Prosa, welche reiner, klarer, schöner, als diese wäre, ist noch nie geschrieben worden. Um so zu schreiben, muß man ein solcher Mensch sein; keine Abglättung, keine Redekünstelei, keine Anstrengung kann einen solchen Stil erreichen. Von selbst, frei, wie auf einen göttlichen Ruf, tritt die stillbeglückte, edelgebildete Seele in die Rede hinaus und verdoppelt sich in einem zweiten Körper, in der Sprache. Aber die Briefe über Don Karlos sind ja auch, wenigstens bis zum Ende des vierten Briefes, in Volkstädt bei Rudolstadt geschrieben [1], wo der unheimliche Geist, der bisher Schillern verfolgt hatte, für immer von ihm wich. „Ich habe dieses Stück," schreibt Wieland an den Verfasser auf die Zusendung jener vier ersten Briefe, „welches man eine kritische Geschichte Ihres Don Karlos nennen könnte, mit unbeschreiblichem Vergnügen und neuer Bewunderung Ihres Geistes gelesen. Sie ist zugleich ein Muster einer Apologie und Kritik, jene ohne irgend einen geheimen Einfluß der Partheilichkeit gegen sich selbst, diese so scharfsinnig und tiefgedacht, daß wenige Leser des Don Karlos sie lesen werden, ohne sich zugleich belehrt und beschämt zu finden [2]."

Die Schrift verbreitet sich zuerst sehr ausführlich über den Charakter und das Verhältniß des Posa zu Don Karlos; dann, vom achten Briefe an, erhebt sie sich zu ihrem Glanzpunkte, der Entwickelung des kosmopolitischen Zweckes der Tragödie; und spricht endlich, gleichsam eine weitere Anwendung von dem ersten Theile machend, in den zwei letzten Briefen von „dem räthselhaften Benehmen des Posa gegen den Prinzen" nach seiner Bekanntschaft mit dem Könige, und über seinen Tod.

[1] Die ersten vier Briefe erschienen zuerst im dritten Vierteljahr des deutschen Merkur von 1788, die folgenden im vierten Vierteljahre.

[2] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 289.

Ich habe mich schon früher[1] über die Hauptpunkte dieser Schutzschrift (so wie über die Veranlassung ihrer Abfassung) erklärt, und kann mich deßwegen hier kürzer fassen. Zuerst widerlegt der scharfsinnige Verfasser (im zweiten Briefe) den Einwurf, daß der Charakter des Marquis Posa „zu idealisch gehalten sei," dadurch, daß er auf sehr menschliche Triebe und auf einige Blößen an ihm hinweis't und darauf aufmerksam macht, wie in dem gährenden Zeitalter Philipps des Zweiten gerade am Besten ein solcher außerordentlicher Mensch sich habe bilden können. Aber unter dem Vorwurf einer zu idealen Haltung des Marquis Posa kann nur der Mangel einer individuellen und objektiven Zeichnung dieses Charakters verstanden werden; und die republikanischen Lieblingsideen des Maltheserritters, die Ideen der Freiheit und des Menschenadels, gehören offenbar nicht dem Zeitalter und der Denkweise der Reformation, sondern ganz eigentlich der neuern Philosophie und der neuesten Geschichte an — was übrigens dem Drama selbst keinen sonderlichen Abbruch thut. Ferner sucht Schiller nachzuweisen, daß Posa's Anhänglichkeit an Don Karlos sich nicht auf persönliche Uebereinstimmung gegründet, sondern daß er in dem Prinzen nur sein in ihm niedergelegtes Ideal geliebt, und ihn deßwegen als ein Werkzeug seines Zweckes betrachtet habe. Diesen Satz braucht der Schriftsteller eigentlich nicht, wie er es uns (im achten Brief) glauben machen möchte, dazu, um uns darzuthun, daß der Endzweck der Tragödie nicht Freundschaft, sondern die Gründung einer neuen Ordnung der Menschheit sei — denn hierfür können sich ja auch persönliche Freunde vereinigen und zwar gerade *sie* am Besten — sondern er will durch jenen Satz eigentlich des Marquis auffallende Zurückhaltung gegen Karlos erklären. Eine sittliche Schönheit wird geläugnet, um einen Kunstfehler wegzubringen. Aber jener Beweisgrund ist unrichtig und somit auch seine Anwendung. Wenn zwei Freunde sich zu einem edlen Zweck vereinigen, so ist der, von welchem die Idee dieses Zweckes zuerst ausging, immer der höher Stehende, aber es wäre irrig, wegen *dieser* Ungleichheit

[1] Siehe Theil 1, S. 304 ff.

die Freundschaft beider nicht zugeben zu wollen. Der Andere hat die Idee des Freundes in seine Grundsätze, in seine Interessen, in seine Handlungsweise aufgenommen, und wenn er für die gemeinschaftliche Idee begeistert ist, wird er auch, wenn sonst kein Widerstreit der Charaktere statt findet, Jenen innig lieben, in welchem die Idee sich zuerst verwirklichte. Person und Sache gehen für das Herz in eins auf; und wo sich beide Freunde immer für die gemeinsame Idee zu opfern bereit sind, wird keiner den andern als „Werkzeug" betrachten. Das ganze, von Schiller als Gleichgültigkeit beurtheilte Benehmen des Posa gegen Karlos bis zu seiner unnatürlichen Verschlossenheit, welche die Katastrophe herbeiführen mußte, stimmt mit der sich einem edlen Zweck unterordnenden Freundschaft vollkommen überein. Aber der Verfasser mochte gewahr werden, wie großes Unrecht er durch seine feindselige Zergliederung seinem Helden thue, und wie viel er dadurch dem Drama selbst schade; deßwegen versichert er im vierten Briefe, „Posa würde Don Karlos immer, hätte ihn auch das Schicksal auf keinen Thron gerufen, durch eine besondere zärtliche Bekümmerniß vor allen Uebrigen unterscheiden haben, im Herzen seines Herzens würde er ihn getragen haben" — wodurch eigentlich die in den vorhergehenden Briefen scheinbar begründete entgegengesetzte Behauptung wieder aufgehoben ist. Wenn ferner unser Verfasser in den beiden letzten Briefen die räthselhafte Intrigue des Marquis, da wo er offen und ehrlich gegen den Prinzen hätte handeln sollen, dadurch noch weiter zu rechtfertigen sucht, daß er sagt, der aus enthusiastischer Anhänglichkeit an eine Idee handelnde Mensch schalte oft eben so willkührlich mit den Individuen, wie nur immer der selbstsüchtige Despot, und des Marquis Schwärmerei sei gewesen, geräuschlos, ohne Gehülfen, in stiller Größe zu wirken; so kann man dagegen einwendrn, daß eine solche Willkühr gegen Individuen doch nur dann eintreten möchte, wenn diese dem Handelnden fremd sind und ihm im Wege stehen, und daß die Sucht, geheim zu thun, in dem vorliegenden Fall durch die Freude, am Könige selbst unvermuthet einen Gehülfen gefunden zu haben, überwogen werden mußte. Doch wenn Don Karlos dem Posa überhaupt

nur ein Werkzeug war, und wenn dieser durch Mittheilung seines philanthropischen Planes an den König sogar eine „Untreue" an seinem Freunde beging, dann verstand es sich ja von selbst, daß der Marquis im Bewußtsein seiner Schuld schweigen mußte und mit dem Don Karlos rücksichtslos verfuhr. Wozu also noch diese besonderen Erklärungsgründe? — Ohne Zweifel, weil der Schriftsteller kein rechtes Zutrauen zu dem allgemeinen Erklärungsgrunde hatte. Daß endlich Posa in der drangvollsten Lage den übereilten Entschluß faßte, zu sterben, indem Schrecken, Zweifel, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung zugleich seine Seele bestürmten" — ist schwerlich zu glauben. Denn so lange der „Zweifel," ob die Prinzessin das Geheimniß des Don Karlos wisse oder nicht, noch nicht gelös't war, waren die übrigen Affekte, „Schrecken, Unwille über sich selbst, Schmerz und Verzweiflung," ja noch gebunden. Aber jenen Zweifel zur Entscheidung zu bringen, verhinderten den Marquis Posa nach der falschen Anlage des Dramas eben diese Gemüthsbewegungen, deren erste Anwandlung gerade einzig und allein auf diese Entscheidung hindrängen mußte, und deren Besonnenheit raubende Heftigkeit erst nach dieser Entscheidung eintreten konnte.

Hiernach möchte das, was zur Vertheidigung des Dramas in diesen Briefen gesagt ist, in der Hauptsache nicht zu retten sein, und nur der rein belehrende Theil derselben, die meisterhafte Exposition der Grundidee der Tragödie, wird ihrem wesentlichen Inhalt nach auch vor der strengsten Kritik bestehen. Wenn aber diese Briefe über Don Karlos so viel Unrichtiges enthalten, wie konnte ihnen oben von mir ein so ausgezeichnetes Lob zugetheilt werden?

In der That, mich wenigstens erfüllen diese Briefe in dem Grade mit steigender Bewunderung, je klarer ich die Unrichtigkeit des größten Theils ihres Inhalts erkenne! Wo findet sich leicht der Schriftsteller, welcher eine ausgemachte Wahrheit so überzeugend auseinander zu setzen vermöchte, als Schiller hier einen Irrthum dargestellt hat? Es gäbe vielleicht kein angenehmeres und belehrenderes Geschäft, als diese Briefe mit einem philosophisch gebildeten jungen Manne,

welchem das Schauspiel Don Karlos genau bekannt wäre, gründlich zu lesen. Ich würde ihm überall nachweisen, wie das Falsche mit den verschiedenartigsten Wahrheiten vermischt ist, so daß wir es hierdurch ebenfalls für wahr halten; und diesen Scheidungsprozeß würde ich durch die ganze Schrift bis ins Einzelnste durchführen, indem ich zeigte, wie bald die Voraussetzung richtig ist, aber die Folgerung falsch, oder die Folgerung richtig, aber die Voraussetzung falsch, wie aus manchen wahren Sätzen und Ausführungen gar keine Folgerung gezogen ist, noch gezogen werden konnte, wie Manches als widerstreitend dargestellt wird, was ganz einstimmig ist, wie der Sinn mancher Stellen des Schauspiels sich nach der Apologie des Schauspiels richten mußte. Indem hierdurch mein Schüler gegen den wesentlichen apologetischen Inhalt dieser Briefe gleichgültig würde, hätte er Muße, seine ungetheilte Aufmerksamkeit auf die unübertreffliche Behandlung des Inhalts zu richten, durch die ein Schein der Wahrheit hervorgebracht wurde, welcher, als Kunstgebilde betrachtet, beinahe bezaubernder ist, als die Wahrheit selbst es zu sein pflegt. Besonders wäre auch das hervorzuheben, wie viel der Schriftsteller in den Augen des Lesers durch die Klarheit gewinnt, mit welcher er seine Sache vorträgt, und durch die göttliche Ruhe und Sicherheit, mit denen er seinen Gegnern gegenüber steht. Wer so ungemein klar spricht und keine Spur von Empfindlichkeit im Streite mit Andern verräth, der, meinen wir, müsse das Recht auf seiner Seite haben. So würde der Meister des Stils gerade in den unhaltbaren Parthien der Schrift am glänzendsten hervortreten, und er könnte bei denjenigen Gegenständen, wo wir fortwährend entgegengesetzter Meinung bleiben, unser bester Lehrer werden, nicht über die Gegenstände selbst, sondern über die Behandlung derselben. Je weniger die Sache dem Schriftsteller gibt, desto mehr muß der Schriftsteller der Sache geben.

Wir würden aber unserm Kritiker Unrecht thun, wenn wir behaupten wollten, er habe einige Theile seines Dramas, um dasselbe von Fehlern zu reinigen, absichtlich unter einen falschen Gesichtspunkt gestellt. Vielmehr veranlaßte ihn sein damaliger Gemüthszustand, jene

Theile anders zu betrachten, und sein Scharfsinn führte nur den Ton weiter aus, den sein Herz angab. Dieß gibt uns einen nicht uninteressanten Aufschluß über diese dramatischen Briefe. Alles Verfehlte läuft nämlich darauf hinaus, daß Schiller das Verhältniß des Posa zu Don Karlos falsch darstellte — denn darüber zu reden, wie der König Philipp seine Ehre einem politischen Enthusiasten anvertrauen konnte[1], behält sich der Verfasser weislich „auf eine andere Gelegenheit“ vor, wie er sich im Anfang des sechsten Briefes ausdrückt. Sein Herz war damals in Volkstädt so einzig voll von Liebe, daß ihm auch die ihr verwandte Freundschaft ganz in Liebe aufging. Indem er nun von diesem Standpunkt aus die Freundschaft des Marquis Posa und des Don Karlos beurtheilte, konnte er in Versuchung gerathen, diese, eben weil sie sich einem andern Zwecke unterordnete, für gar keine ächte Freundschaft zu halten. Denn die Liebe weiß allerdings von nichts Höherm, als der Geliebte ist, und sie ist sich selbst Zweck. Weil Schiller an die Freundschaft der beiden Helden des Dramas den Maßstab einer Alles ausschließenden, ganz in dem Gegenstande lebenden Neigung anlegte, in welcher sich damals seine Seele wog, konnte ihn jene Freundschaft unmöglich befriedigen, und so verführte die Sentimentalität seines Herzens seinen Kopf zur Sophistik. Oder will Schiller nicht, daß Posa seinen Freund eben so liebe, wie er gerade damals, als er in Volkstädt in den drei ersten Briefen diese Forderungen aufstellte, seine Lotte lieben und wünschen mußte, von ihr wieder geliebt zu werden? Solche Freunde hätten jene Jünglinge des Dramas sein sollen, wie er selbst und seine Geliebte, dann wäre er mit ihnen zufrieden gewesen! Ich will, um dieß zu bekräftigen, aus den Briefen über Don Karlos nur einige Züge zusammenstellen, welche meist ganz sichtlich aus Schiller's Verhältniß zu seiner Lotte geholt sind. Nach dem hier zu Grunde gelegten Freundschaftsideal darf keiner „der kältere, der spätere Freund“ sein, und nicht einmal bei äußerer Ungleichheit, z. B. des Standes, kann sich eine Freundschaft erzeugen,

[1] Siehe Theil 1, S. 304 ff.

„deren wesentliche Bedingung ja Gleichheit (!) ist,“ so daß also die Liebe in dieser Beziehung sogar einen weitern Spielraum hätte. Für seine höhern Gefühle, Ideen, Entwürfe, darf der eine Freund den andern nicht zu gewinnen, zu bethätigen suchen, denn sonst macht er ihn zu seinem „Werkzeug.“ Die mancherlei „kleinen Angelegenheiten“ des Geliebten müssen dem Freunde „wichtiger“ sein, als der heilige Zweck des Bundes, selbst wenn sich diesen Beide auf eine entzwei gebrochene Hostie gelobten. Ferner wird es als eine Verletzung der Freundschaft angesehen, wenn wir den Freund mit „wagender Kühnheit“ von einer unwürdigen, die Basis der Freundschaft selbst untergrabenden Leidenschaft befreien und ihn auf die bessere Bahn zurückführen: das könnte ja „seinen guten Namen, sein Glück, sein Leben“ gefährden! Denn „der eigenthümliche Charakter dieser Freundschaft besteht allein in einer ängstlichen Pflege eines isolirten Geschöpfes, einer Alles ausschließenden, Alles für Einen Gegenstand hingebenden, Alles in Einem Gegenstande genießenden Neigung.“ Woraus denn folgt, wie im elften Briefe auch ausdrücklich gesagt wird, daß ein großer Mensch unser Busenfreund nicht sein könne.

Aber wie kann Schiller einen Helden, welcher in seinem Busen die Welt trägt „mit allen kommenden Geschlechtern,“ vor das Forum einer solchen schwächlichen und kleinen Neigung rufen? Er nennt diese selbst eine „leidenschaftliche, schwärmerische“ Freundschaft, und begeht nur darin an seinem Helden ein großes Unrecht, daß er ihm mit dieser zugleich jede andere Freundschaft abspricht. Aber Schiller lebte so ganz in der Seligkeit seines Herzens, daß er sich damals auch die Freundschaft unter dem Bilde der Liebe dachte, und ihre ächte Gestalt augenblicklich verkannte.

Wie also auch diese Briefe, welche durch ihre Fehler eben so merkwürdig sind, als sie durch ihre Schönheit und Ideentiefe uns entzücken, in Schiller's idyllischer Liebesschwärmerei in Volkstädt wurzeln, möchte hierdurch außer Zweifel gesetzt sein. Die sich in ihm hervordrängende Humanität[1] zeigt sich aber

[1] Siehe Theil 1, S. 50.

auch in der trefflichen Durchführung des Satzes, daß der Mensch mehr bestimmt sei, sich in seinem Handeln durch Gefühle, als durch Vernunftideen leiten zu lassen — wobei aber die sittlichen Ideale ebenfalls beeinträchtigt werden, indem sie nur gekünstelte Geburten unserer theoretischen „Vernunft“ sein sollen[1]. Sittliche Ideale entstehen vielmehr aus den Gefühlen unserer praktischen Vernunft dadurch, daß wir diese Gefühle uns selbstthätig klar machen und weiter ausbilden. Wie Schiller früher seinem Freiheitstrieb bisweilen allzu viel einräumte, so beschränkte er jetzt, wo möglich, Alles auf sein Herz, auf sein zweites sittliches Lebenselement, welches jetzt, während seines friedlichen und genußreichen Aufenthaltes in Volkstädt und Rudolstadt unter dem milden Lichte einer glücklichen Liebe und bei dem Genusse der unsterblichen Werke der Griechen alle seine Blüthen und seinen ganzen Reichthum entfaltete.

Und so mögen denn die Uebertragungen in's Deutsche hier noch kurz erwähnt werden, durch welche Schiller den antiken Geist sich damals anzueignen oder mit dem seinigen zu verschmelzen suchte, während er sich hierdurch zugleich Masse für seine Thalia schuf.

In das sechste und siebente Heft dieser Zeitschrift (vom Jahr 1789) ließ er seine Uebersetzung der Iphigenia in Aulis von Euripides einrücken. In Rudolstadt hatten er und seine Freundinnen in der französischen Uebersetzung von Brumoy[2] unter andern griechischen Schauspielen auch Stücke von Euripides gelesen, von welchen sie sich ganz besonders angezogen fühlten. „Gestern lasen wir in Euripides,“ schreibt Schiller, „und eine Scene aus den Phönizierinnen hätte uns bald Thränen gekostet.“ Die beiden Schwestern waren, wie die ältere derselben bezeugt[3], „von diesen großen Darstellungen der Menschheit in ihrer Allgemeinheit und ewigen

[1] Schiller's Werke in Einem Bande, S. 783. 2.

[2] Théater des Grecs par Brumoy. Ed. nouv. avec des observations et des remarques par M. de Rochefort et du Theil. Paris 1785 — 1798. 13 Vol.

[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 270.

Naturwahrheit so sehr im tiefsten Innern ergriffen und entzückt, daß sie selbst aus dem Französischen viele Stellen übersetzten, um nur diese Reden, Gefühle und Bilder vermittelst ihrer Sprache inniger in Herz und Seele aufzunehmen." Sie baten auch ihren trefflichen Freund, ihnen ihre Lieblingsstücke zu übersetzen: in seiner edeln und klaren Sprache würden sie dieselben erst recht genießen können. Wie hätte Schiller den Geliebten das verweigern mögen, wozu schon das eigene Herz ihn drängen mochte? Den Euripides stellt er selbst auf die Scheidelinie zwischen die alten und neuern Dichter[1], und er hatte damals gewiß vielleicht mit keinem einzigen Schriftsteller des Alterthums eine so innige Verwandtschaft, als mit diesem sententiösen und empfindungsvollen Tragiker. Homer, Sophokles und Andere entzogen sich, so lange sein Geschmack noch nicht ganz geläutert war, in ihrer ruhigen Vollendung seinem geistigen Organ; aber Euripides schmeichelte sich in sein ganzes Wesen ein. Hier waren Rhetorik, Reflexion eine oft sentimentale Empfindung, und selbst seine Mängel und Fehler gewährten einen anziehenden Stoff zum Nachdenken. Das rein ästhetische Anschauen und Wohlgefallen konnte damals vor dem vorherrschenden Denken und Fühlen nicht recht aufkommen. In wie vielen Stellen mochte Euripides Schiller's liebendes Herz rühren und entzücken.

So war es also ganz natürlich, daß, wenn einmal ein tragisches Stück übersetzt werden sollte, Euripides den Vorzug vor den Andern erhielt. Daß aber gerade Iphigenia in Aulis beliebt wurde, mochte durch Goethe's Iphigenia in Tauris veranlaßt sein, welche vor Kurzem erst erschienen war. Das deutsche Schauspiel schien einer Bearbeitung der griechischen Tragödie eine gute Aufnahme zu versprechen.

Da Schiller zunächst für seine Freundinnen arbeitete, so versteht es sich von selbst, daß er seine Uebertragung der modernen Auffassung und Empfindungsweise möglichst annäherte. Hierzu bewog ihn aber auch schon die Beschaffenheit seines Geistes, dessen Eigenthümlichkeit jeder Gegenstand annehmen

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1236. 1. u.

mußte, welcher in seine Nähe trat. Er drückte überall den Dingen mehr den Stempel seines Geistes auf, als er, sich selbst vergessend, in ihr Wesen einzugehen vermochte. Verstand und Phantasie rissen Alles in ihre eigene Bewegung hinein und erschwerten die reine Anschauung. Nur sein Herz konnte sich ganz hingeben.

Bei dieser überwiegenden Selbstthätigkeit waren ihm wortgetreue Uebersetzungen, die uns einzig und allein die Eigenthümlichkeit des Originals ausprägen, nicht wohl möglich. Er stellte das zu übersetzende Werk mitten in die moderne, in seine eigene Weltanschauung hinein und ließ es hier zu einem neuen Erzeugniß emporsprossen. Diese Bearbeitung der Iphigenia in Aulis wirkt ganz verschieden von dem Original auf den Leser; sie bringt durch eine veränderte Anschauung eine andere Stimmung der Phantasie und des Gefühls hervor; bleibt auch im Wesentlichen der Ideengehalt, so haucht uns doch ein anderer Geist an. Der antike Geist blickt nach dem Ausspruche des Wilhelm von Humboldt[1], wie ein Schatten durch das ihm geliehene Gewand; aber dennoch finden sich überall Züge des Originals so bedeutsam herausgehoben und so rein hingestellt, daß man vom Anfang bis zum Ende beim Antiken festgehalten wird. Man begegnet alten Bekannten, welche auch in der neuen Welt, wo sie sich angesiedelt, die Grundzüge ihrer Heimath beibehalten haben und auf ihre Nachkommen vererben. Auch diese Art von Uebersetzungen hat ihre Vorzüge: sie macht uns mit dem Alterthum bekannt, ohne daß sie uns nöthigt, aus uns selbst herauszugehen, wozu nur Wenige geschickt und auch diese nicht immer aufgelegt sind. Sie bildet ein Mittelglied zwischen unserer vaterländischen Literatur und den strengen Uebersetzungen, so wie diese vermittelnd zum Original hinüberführen. Sie eignet sich aber doch mehr für solche alte Dichter, welche schon durch sich selbst unserer jetzigen Welt näher liegen.

Die Iphigenia des Euripides hat Schiller aus einer wörtlichen lateinischen Uebersetzung übertragen, wobei er sich

[1] Briefwechsel mit Schiller S. 19.

noch der französischen Uebersetzungen von Brumoy und von Prevot bediente. Denn er verstand nicht so viel Griechisch, daß er den Tragiker in der Ursprache hätte lesen können. Doch verglich er, wie man aus den Anmerkungen sieht, das Original mit seinen Vorgängern, und er scheute hierbei so wenig, als bei einer andern Arbeit, irgend eine Mühe. Das Schauspiel ist schon im Aeußern dadurch modernisirt, daß es in fünf Akte und in Scenen eingetheilt ist. Die Uebersetzung endigt mit der Abführung der Iphigenia zum Opfer, weil hiermit die dramatische Handlung geschlossen sei; die Erzählung der wunderbaren Errettung der Jungfrau beim Opfer ist, wohl mit Unrecht, von der Bearbeitung ausgeschlossen. Das Stück ist hierdurch verstümmelt. Denn diese Errettung ist das Ziel der Tragödie, welches um so weniger wegfallen kann, weil Iphigenia's Entschluß zu sterben, mit dem sie die Bühne verläßt, einen ganz andern Erfolg erwarten läßt, im Fall man die Geschichte nicht kennt; kennt man sie aber, so wird man ohne den Ausgang nicht befriedigt sein. Die Chöre hat Schiller, um, wie er sagt, die unnachahmliche Harmonie der griechischen Verse im Deutschen doch durch etwas zu ersetzen, in Reimen wiedergegeben, wodurch sie freilich ihren antiken Charakter beinahe ganz eingebüßt und ein zwitterartiges Ansehen erhalten haben. Fast durchweg ist der Urtext einfacher und natürlicher, und auch ruhiger und gehaltener. Die neue Bearbeitung ist dagegen meist inniger und weicher. Der Verfasser hat nicht allein mit Verstand und Phantasie, sondern auch mit Empfindung übersetzt, und dem Dichter an vielen Stellen mehr Schwung und Lebendigkeit gegeben, als er wirklich hat. Die Kürze ist der Verständlichkeit aufgeopfert nach der modernen, sentimentalen Art, welche gerne alles in's Breite zieht. Ein Wort ist oft durch einen Vers übersetzt und Ein Trimeter ist gewöhnlich in mehrere fünffüßige Jamben auseinander gedehnt. Besonders konnten die vielen einzeiligen Verse im raschen Wortwechsel oder bei sich häufenden Fragen und Antworten in der Uebersetzung nicht beibehalten werden. Alles dieses stört den Leser, welcher das Original kennt oder auch nur mit der hellenischen Denkweise und dem Stil ihrer Dramatiker bekannt

ist, im Genuß. Man stößt auf viele Stellen, bei denen man es sich zum voraus sagt, daß Euripides unmöglich so gedacht oder sich ausgedrückt haben kann, und wenn man sie dann mit dem Original vergleicht, so findet man seine Meinung bestätigt. Wir könnten auch eine Anzahl von schief oder falsch verstandenen Stellen aufführen, wenn eine solche Nachzählung dem Zwecke unserer Schrift nicht widerspräche. Wir müßten hierbei unsern psychologischen Standpunkt ganz verlassen, und die deutsche Arbeit nicht mit Schiller's Geist, sondern mit dem griechischen Texte vergleichen. Diese philologische Untersuchung würde uns aber über die Uebersetzung zu keinen neuen allgemeinen Schlüssen führen und uns, in Bezug auf Schiller selbst, nur den bekannten Satz wiederholen, daß ihm eine gründliche Kenntniß der griechischen Sprache fehlte. Man sieht dieß auch schon aus den beigefügten Anmerkungen, von denen die meisten, welche sich auf Sprachliches beziehen, unrichtig sind. Bei dieser Entfernung des Uebersetzers vom Original darf man nicht einzelne verfehlte Stellen tadeln, sondern man muß ihn vielmehr bewundern, daß er das Meiste so richtig aufgegriffen und so würdig deutsch ausgesprochen hat. Er mußte wahrlich eine große Verwandtschaft zu den Griechen haben, daß er ihren Geist auch noch in einer schlechten lateinischen Version vernahm. Wie viel Lust und Kraft gehörte dazu, sich durch alle diese Hindernisse nicht ermüden zu lassen! Wie viel Geist und poetisches Talent wurde erfordert, um bei so mangelhaften Kenntnissen ein solches tüchtiges Werk zu Stande zu bringen! Immer wird diese freie Bearbeitung von Lesern, welche ihre heimische Denkweise zur griechischen Welt hinüberleiten wollen, mit Vergnügen und Nutzen gelesen werden. Die angehängte kurze Charakteristik des Euripideischen Dramas ist in jeder Beziehung vortrefflich.

Im achten Hefte der Thalia erschienen auch noch: „Die Phönizierinnen, aus dem Euripides übersetzt. Einige Scenen." Die äußern Verhältnisse Schiller's ließen ihn damals (gegen den Ausgang des Jahres 1789) an keine Fortsetzung dieser neuen Uebersetzung denken, daher dieser Zusatz schon in der Ueberschrift: „Einige Scenen." Alles ist in Jamben übertragen,

welche allerdings verständlicher zu unserm Herzen sprechen, als die nachgekünstelten antiken Versmaße, die gewiß dem Leser wenigstens keine Thränen zu entlocken vermögen. Der Chorgesang, nach dem Weggehn des Erziehers und der Antigone von der Bühne, ist ausgelassen. Man sieht, daß Schiller Fortschritte in der Uebersetzungskunst gemacht hat. Er hält sich hier mehr am Wort und ist weniger gedehnt, ohne dem Inhalt etwas zu vergeben und seine ideale Methode zu verlassen. Denn so könnte man seine Uebertragungskunst nennen, im Gegensatz gegen die reale Uebersetzungsweise welche wohl das Wort und das Metrum wiederholt, aber häufig wenigstens den geistigen Eindruck in dem Leser nicht hervorzubringen im Stande ist. — Wie leicht wir doch ein Gedicht auf unsere subjektive Lage beziehen! Schiller sagt, daß ihn die schöne Scene, worin Jokaste sich die Uebel der Verbannung von Polynices erzählen läßt, vorzüglich zu dieser Uebersetzung bestochen habe[1]. Schiller war ja selbst ein Verbannter; und wer kannte diese Uebel besser, als er!

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 332.

Siebentes Kapitel.

Gemüthsbildung durch Liebe und Freundschaft. Rückkehr nach Weimar. Ruf als Professor nach Jena.

Zelter läßt sich im Briefwechsel mit Goethe also vernehmen: „Wer Schiller in seiner besten Zeit gekannt hat, mag sich wundern, wie aus dem Tändelschürzenleben (!) so mancher schöner Jugendjahre ein so fruchtbarer Baum erwachsen können. Betrachtet man die Frauen in seinen Tragödien gegen das Geschlecht, unter dem er sich behelfen müssen (!), so sollte man denken, daß Erziehung und Bildung auch oft Entgegengesetztes wirken. Den zweiten Theil des Lebens Schiller's von Frau von Wolzogen hoffe ich interessanter zu finden; denn außer dem geliebten Namen des edeln Dichters ist das gegenseitige Liebkosen (!) in so langen Phrasen (!) eine etwas magere Kost."

Man sieht es aber diesem Urtheil an, daß Zelter diese Lebensbeschreibung Schiller's nur „überflogen" hatte. Unsere Darstellung wird die beste Widerlegung solcher und ähnlicher Aussprüche sein.

Der Gemüths- und Gefühlsentwickelung eines ausgezeichneten Menschen nachzugehen, ist wohl eben so wichtig, aber schwieriger, als seine intellektuelle Ausbildung zu verfolgen. Denn die Gefühlsregungen sind das Feinste und Tiefste in uns; alles Andere geht nur auf der Oberfläche

unseres Geistes vor. In Schiller's Seele bemerkten wir schon von Anbeginn an, neben einer energischen und erhabenen Gemüthsstimmung für die Freiheit und die andern höchsten Güter des Lebens, eine sanfte und schöne Herzensneigung für Liebe und Freundschaft und alles Andere, was das Leben schmückt und veredelt. Jenen heroischen Charakterzug hatte er bisher im Kampfe mit den ungünstigsten Verhältnissen vorzüglich ausgebildet und in seinen bisherigen Schriften dargestellt. Dieser humane Trieb, aus dem alle Liebenswürdigkeit im Leben und alle Harmonie in der Dichtung fließt, hatte sich bisher in ihm nicht ebenmäßig entwickeln können. Nur günstige Verhältnisse rufen diese schön menschliche Neigung an das Tageslicht, nicht im Widerstreben kann diese Uebereinstimmung der Seele mit sich selbst gedeihen. Von der Dichtung des Don Karlos an hatte diese harmonische Gemüthsbildung begonnen; aber sie hatte bisher ihren vollen Blüthenschmuck noch nicht entfaltet. Mißmuth, Ungestüm und Leidenschaft hatten nur allzuschnell die Verhältnisse, in welchen Schiller in Leipzig und in Dresden lebte, getrübt, und es fehlte noch immer an der rechten Wärme, deren er bedurfte, daß seine ganze Menschheit in ihm zur Reife kam. Noch schwebte der Fluch des Ungemachs über seinem Haupte und der Unfriede wohnte in seinem Herzen. Erst in der Lengefeld'schen Familie, erst während seines Aufenthalts in Rudolstadt begrüßte ihn der versöhnende Genius, und es ging an ihm in Erfüllung, was er an seine Freundinnen schreibt: „Rudolstadt, und diese Gegend überhaupt soll, wie ich hoffe, der Hain der Diana für mich werden; denn seit geraumer Zeit geht mir's, wie dem Orestes in Goethe's Iphigenia, den die Eumeniden umhertreiben. Den Muttermord freilich abgerechnet, und statt der Eumeniden etwas anderes gesetzt, was am Ende nicht viel besser ist. Sie werden die Stelle der wohlthätigen Göttin an mir vertreten, und mich vor den bösen Unterirdischen beschützen."

Freilich kennen nicht Alle das Bedürfniß einer solchen Gefühlsbildung, und so bleiben sie denn natürlich auch vor jeder Kränklichkeit des Herzens verwahrt. Denn wie der Verstand auf manche Abwege geräth, so gibt es auch für

unser Gemüth Verirrungen. Wir möchten Schiller in dieser Periode von einer gewissen Sentimentalität des Gefühls nicht ganz frei sprechen, welche sich seinem elegischen Hang verschwisterte und auch nicht ohne Einfluß auf die Form seiner Darstellung blieb.

Was ist es eigentlich, was einer edeln und reinen Liebe ein so hohes Interesse für ihren Besitzer gibt? Es ist im Grunde die eigene Gemüthsentfaltung, die ihn entzückt. Und eben darin liegt auch ihr hoher Werth. Die Liebe entwickelt einen Theil unseres Wesens, welcher ohne sie unentwickelt bliebe; und daher hat gerade derjenige das für eine solche Liebe empfänglichste Herz, welcher, wie unser Schiller, eine volle Ausbildung seiner selbst höher anschlägt, als alles Andere. Die Gefühlsentwickelung durch die Liebe entbindet die edelsten menschlichen Kräfte, sie reinigt, mäßigt und beflügelt unser Leben, sie befreit uns von Eigennutz und erweitert und bereichert uns, und gewährt durch alle diese Einflüsse der Seele den reinsten Genuß ihrer selbst.

Daß Schiller sich der Wohlthat einer solchen Liebe erfreute, davon gibt beinahe jeder Brief an seine Freundin ein Zeugniß. Die edelsten Bedürfnisse seines Herzens befriedigte er in ihrem Umgange. Er pflegte sich sonst von den Menschen zurückzuziehen, weil er sich bei ihnen zerstreute; aber bei ihr fand er sich wieder. In ihrem Umgang kamen ihm seine besten Ideen zur Anschauung, wurde er in allem Guten bestärkt und gefördert. Das, was er bei der Geliebten suchte und fand, schildert er z. B. in einem spätern Briefe vom 24. April 1789, in welchem er beklagt, daß der nächste Sommer ihn nicht mehr mit ihr zusammenführen werde, durch folgende Worte: „Ich bin gewiß, wie ich es von wenigen Dingen bin, daß wir einander das Leben recht schön und heiter machen könnten, daß nichts von allem Dem, was die gesellige Freude so oft stört, die unsrige stören würde. Wenn ich mir denke, wie schön sich jeder Tag für mich beschließen würde, wenn ich nach Beendigung des Tagewerks mich immer zu Ihnen flüchten, und in ihrem Kreise den bessern Theil meines eigenen Wesens aufschließen und genießen könnte — alle neue Ideen, die wir erwerben, alle

neue Anschauungen der Dinge und unseres eigenen Selbst würden uns doppelt wichtig, ja sie erhielten erst ihren wahren Werth, wenn wir die Aussicht vor uns hätten, sie unserer Freundschaft als neue Schätze, als neue Genüsse zuzuführen. Wir würden uns beeifern, unsern Geist mit neuen Begriffen, unser Herz mit neuen Gefühlen zu bereichern, eben so, wie sich ein jeder Mensch seines Vermögens freut, um es mit seinen Freunden zu genießen. Warum soll dieser Wunsch unausführbar sein?"

Das Gesagte wird hinreichen, um auf den entscheidend wohlthätigen Einfluß aufmerksam zu machen, welcher seiner geistigen Bildung durch die Liebe zu Lotte von Lengefeld zu Theil ward. Wie dieser Einfluß auf Form und Gehalt seiner Dichtung zurückwirkte, habe ich schon im vorhergehenden Kapitel nachzuweisen gesucht. In den Künstlern und in den Briefen über Don Karlos treten Schiller's Gemüthskräfte, welche schon früher einen bessern Takt gefunden hatten, zuerst in voller Harmonie hervor.

Schiller blieb in der Nähe seiner Freundinnen bis in die Mitte des Novembers 1788. In den letzten Wochen zog er von seinem Landsitze in Volkstädt nach Rudolstadt, da der Winter einen längern Landaufenthalt nicht mehr wünschenswerth machte. Literarische Arbeiten und eine zarte Rücksicht gegen Charlotte von Lengefeld, da das Publikum sich schon mit dem Gerücht einer Heirath trug, bewogen ihn, wieder nach Weimar zurückzukehren.

Dieselbe Zartheit beobachtete er auch darin, daß er dem Fräulein keinen bestimmten Antrag machte. Er konnte sich ja über das Mißliche und Unsichere seiner äußern Lage nicht täuschen und er war zu besonnen, als daß er dem Gedanken hätte Raum geben mögen, ohne eine gesicherte bürgerliche Existenz sich ein Familienleben gründen zu wollen. Er sprach gegen die Schwestern seinen Plan aus, sich als Professor der Geschichte eine feste Stellung im Leben zu verschaffen[1]. Dieser

[1] Die Frau von Wolzogen irrt wohl, wenn sie die Sache so darstellt, als habe Schiller damals noch zwischen der Geschichte und Medizin geschwankt; denn er hatte dieser schon in Dresden für immer entsagt, und sich jener seither faktisch gewidmet.

Plan wurde freudig aufgenommen und man konnte nun, bei dieser beglückenden Aussicht im Hintergrund der Seele, die Hoffnung und den Wunsch eines vereinten Lebens in der Zukunft schon muthiger aussprechen. Die Herzen verstanden sich auch ohne bestimmte Erklärung und ohne feste Verabredung.

Mit diesem beseligenden Vertrauen reis'te Schiller nach Weimar zurück. „Da der Grund fest und massiv ist, sprach er sich selbst Muth zu, so wird die wohlthätige Zeit noch alles zur Reife bringen." — „Wir haben einander nichts mehr anzuempfehlen," fügte er bei, „was nicht, wie ich gewiß hoffe, schon richtig und entschieden ist." An eben demselben Tage reis'te seine Freundin mit ihrem Oheim nach Erfurt, und er nach Weimar. Ohne jene, vielleicht absichtlich veranstaltete Reise würde er seinen eigenen Aufbruch wohl noch länger hinausgeschoben haben. Er nahm einen schriftlichen Abschied. Manches Andenken, das Bild seiner Lotte, geschenkte Blumenstöcke, empfangene Billets, nahm er mit sich, „denn alles Gute und Schöne hat, wie die Sakramente, eine unsichtbare Wirkung und ein sichtbares Zeichen."

Aber welche Lücke in seinem Leben fühlte nun Schiller in Weimar! Es schien ihm alles zu fehlen, da ihm der Umgang mit der Freundin mangelte, auf die er alles bezog. Er war jetzt wieder ganz auf sich zurückgewiesen, aber nicht mehr so glücklich, als damals, wo er alles aus sich schöpfte und so wenig vom Leben forderte. An sie war ihm alles gebunden, von ihr ihm alles abhängig. Alles war ihm fremd und gleichgültig geworden; er schien einen Verlust an seiner Seele erlitten zu haben. Er sonderte sich noch mehr, als ehedem, von den Menschen ab, und besuchte auch das Kränzchen nicht mehr, an welchem er früher Antheil genommen hatte. „Wenn die völligste Indifferenz gegen Klubs nnd Zirkel und Kaffegesellschaften," schreibt er, „den Menschenfeind ausmacht, so bin ich es wirklich in Rudolstadt geworden." Nur seltene, nur die nothwendigsten Besuche machte er, und lustwandelte oft träumend nach Belvedere hin, auf dem Weg, der zu dem Wohnsitze seiner Freundin führte. Die Einsamkeit war ihm nothwendiger und lieber, als

je[1]; in ihr allein fühlte er sich frei und glücklich, in ihr fühlte er sich seiner Freundin nahe. Die Freuden des Vergangenen in der Erinnerung, die Freuden der Zukunft in der Hoffnung, und der feste Glauben an die Fortdauer des schönen Verhältnisses — das war die Würze seiner Arbeiten. In stillen Augenblicken ließ er tausendmal die Ideen und Gefühle, die der schöne Rudolstädter Sommer in ihm getrieben und gereift hatte, an sich vorüberziehen, und ließ sie wohlthätig und rückhaltig auf sich wirken.

Wechselseitige Briefe ersetzten einigermaßen den fehlenden Umgang. Durch sie befestigte sich Schiller in dem Theuersten, was ihn jetzt bewegte, und sprach sich vielleicht deutlicher und bestimmter über sein Innerstes aus, als er es mündlich gewagt. Diese Briefe, welche uns die ältere Schwester aufbewahrt hat, sind ein schönes Dokument; sie führen uns Schiller als Menschen vor, wie ihn uns die später geschriebenen, an Goethe vornehmlich, als Denker und Kunstkenner zeigen. Sie geben uns ein Bild von der Gefühlsausbildung des trefflichsten Menschen, und decken uns die Quelle des sittlichen, humanen Geistes auf, der bezaubernd durch seine spätern Dichtungen fluthet. Regelmäßig wurden jede Woche Briefe geschrieben und beantwortet, an eine oder die andere Schwester, weil Schiller wußte, daß die jüngere Schwester doch der ältern alles mittheilte. Der Donnerstag war für den Liebenden der glückliche Tag, der periodisch einen Pulsschlag in seinem Leben machte — wo er durch die Botenfrau einen Brief erhielt. „Ihre Briefe vertreten jetzt bei mir die Stelle des ganzen Menschengeschlechtes,“ schreibt er am 4. Dezember, „von dem ich diese Woche über getrennt gewesen bin.“ Den Briefen wurde manches gute, erweckende Buch beigegeben; auch bisweilen eine eigene geistige Arbeit überschickt, z. B. von Lotte einmal ein von ihr übersetztes Lied des Ossian. Schiller freute sich, daß sie diesem Dichter getreu blieb, und

[1] Am 4. Dezember schreibt er, er sei diese Woche nicht unter Menschen gekommen; am 11. Dezember, er sei diese Woche nur einmal ausgegangen; und am 26. Januar, er habe beinahe vierzehn Tage auf seinem Zimmer zugebracht.

sich durch die beste Art, wie es möglich sei, durch Uebersetzungen, mit seinem Geiste familiarisire [1].

Zu gleicher Zeit stand er in fortwährendem, beinahe ununterbrochenem Briefwechsel mit seinem Körner, und ließ es sich angelegen sein, die neuen Freundinnen mit dem alten Freunde bekannt zu machen. Denn er konnte sich nicht versagen, die Geliebten seines Herzens auch unter einander, wenigstens geistig, zusammen zu bringen.

Auch seine vielfachen literarischen Beschäftigungen, welche ihm vornehmlich durch seine ökonomische Lage geboten waren, hielten ihn diesen Winter, von 1788 auf 1789, zu Haus zurück. Der erste Theil der niederländischen Geschichte war zwar zur Michaelismesse in der Crusius'schen Buchhandlung in Leipzig erschienen, aber zwei Zeitschriften, der Merkur und die Thalia, erforderten angestrengte Thätigkeit. Von der Thalia war im Jahr 1788 nur ein Heft erschienen, und es war das Eingehen dieses Blattes zu erwarten, wenn es nicht mit mehr Kraft hervortrat. Und doch war auf diese Zeitschrift und auf den Merkur seine Subsistenz- und die Hoffnung der Wiedervereinigung mit seinen Freundinnen gegründet. Denn eine feste Anstellung stand nach aller Wahrscheinlichkeit so bald nicht zu erwarten, und zog das Herz unseres Freundes täglich weniger an, je mehr er sich nach dem Glück sehnte, den nächsten Sommer wieder in Unabhängigkeit in Rudolstadt zuzubringen. Aber die schon oben genannten Gegenstände, welche er ausarbeitete, berührten ihn meist nur oberflächlich; nur die Vollendung der Künstler machte ihm Freude. Und das Schlimmste war, daß diese Arbeiten auch in dem Grade langsam fortrückten, als sie ihrem Verfasser wenig Genuß brachten. Auch seine Beschäftigung lockte seine Wünsche nach dem Sommer, wo er in Rudolstadt auf eine bessere, genußreichere Thätigkeit rechnen konnte.

Bei allen diesen angestrengten, mannigfachen Arbeiten nahm er sich doch noch Zeit, manches gute Buch zu lesen und fördernde Unterhaltungen mit gebildeten Männern zu pflegen. Er studirte einige historische Werke von Friedrich

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 366.

dem Großen, von Voltaire und Montesquieu und machte sich auch zum erstenmal, durch ein übersetztes Bruchstück, mit Gibbon bekannt. Besonders angenehm und sehr anregend war ihm die öftere Gesellschaft des genialen Moritz, den er schon von Leipzig her kannte, und welcher sich jetzt nach seiner italienischen Reise einige Zeit in Weimar aufhielt. Ein gleiches philosophisches Interesse, eine gleich ernste, freie, wahrheitsliebende Denkart, und manche gemeinschaftliche Ideen gaben beiden sonst unähnlich organisirten Geistern, wenigstens auf kürzere Zeit, manche angenehme Berührungspunkte. Nur wollte ihm das nicht an Moritz gefallen, daß er sich Muster gewählt hatte, nach denen er sich bildete, was immer nur zu einem niedern Grad der Vollkommenheit gelangen lasse, und daß er von Goethe so panegyrisch spreche. „Denn ich ärgere mich," sagt er, „über jeden Sektengeist und über jede Vergötterung Anderer." Auch schien ihm (mit Recht!) das eine übertriebene Behauptung von Moritz zu sein, daß ein jedes Produkt aus dem Reiche des Schönen ein durchaus vollendetes, abgeschlossenes Ganzes sein müsse, denn nach diesem Ausspruche gebe es noch kein vollkommenes Werk und sei sobald auch keins zu erwarten.

Inzwischen sollte Schiller's Hoffnung eines abermaligen schönen Sommeraufenthalts bei Rudolstadt nicht in Erfüllung gehen, wie denn im Leben selten das Schöne wiederkehrt. Er erhielt einen Ruf als Professor der Geschichte nach Jena.

Der Abgang Eichhorn's nach Göttingen machte damals die Wiederbesetzung dieser Stelle in Jena nothwendig. Schiller hatte durch seine eben erschienene Geschichte des Abfalls der Niederländer auf eine glänzende Weise seinen Beruf für die Geschichte beurkundet. Er war auch sonst den Regierungen der herzoglich sächsischen Länder, welche die akademischen Lehrstellen in Jena gemeinschaftlich besetzten, auf eine vortheilhafte Weise bekannt. Goethe, der bei dieser Gelegenheit viele Theilnahme an dem Glücke unseres Schiller an den Tag legte, und der Geheimerath von Voigt verwandten sich für ihn, und der Herzog von Weimar war, wie wir wissen, ihm persönlich gewogen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Lengefeld'sche Familie selbst in dieser Sache von Gewicht

war, indem ihre Freunde in ihrem Sinne handelten. Ohne das Verhältniß Schiller's zu Fräulein von Lengefeld hätte er die Stelle schwerlich erhalten. So aber hatte seine Erwählung keine Schwierigkeiten. Schon am 28. Dezember 1788 schreibt er, es sei beinahe schon richtig, daß er künftiges Frühjahr als Professor der Geschichte nach Jena gehe.

Er war über diese Aussicht weniger erfreut, als man hätte erwarten sollen. „So sehr es im Ganzen mit meinen Wünschen übereinstimmt," sagt er, „so wenig bin ich von der Geschwindigkeit erbaut, womit es betrieben wird. Ich selbst habe keinen Schritt in der Sache gethan; habe mich aber übertölpeln lassen, und jetzt, da es zu spät ist, möchte ich gern zurücktreten. — Also die schönen paar Jahre von Unabhängigkeit, die ich mir träumte, sind dahin; mein schöner künftiger Sommer ist auch fort, und dieß Alles soll mir ein heilloser Katheder ersetzen. — Ich lobe mir doch die goldne Freiheit. In dieser neuen Lage werde ich mir selbst lächerlich vorkommen. Mancher Student weiß vielleicht schon mehr Geschichte, als der Herr Professor. Indessen denke ich wie Sancho über die Statthalterschaft: wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand, und habe ich nur erst die Insel, so will ich sie regieren, wie ein Daus! Wie ich mit meinen Herren Kollegen, den Professoren, zurecht komme, ist eine andere Frage."

Auch die folgenden Briefe an seine Freundinnen lassen sich über die Schwierigkeiten und das Unvortheilhafte seiner künftigen Stellung weiter aus, deren gute Seite von der schlimmen bei weitem überwogen werde. „Um mich," sagt er, „des neuen Faches, in das ich mich jetzt einlasse, so zu bemächtigen, daß ich meine eigene Zufriedenheit verdiene und gründlich darin wirken kann, muß ich zwei, drei Jahre jeder andern Thätigkeit absterben, und in einem Schwall von mehr als tausend geist- und herzlosen alten Schriften herumwühlen. Das ist doch in der That traurig für mich! — Dazu kommt, daß mir in Jena keine Vortheile angeboten werden können, mich schadlos zu halten, und mir eine angenehme Unabhängigkeit zu verschaffen. Dieser Umstand kommt auch dabei sehr in Betrachtung, und könnte mich in der Folge zwingen,

Jena mit einem andern Platze zu vertauschen. — In der That ist es von meiner Seite nichts anderes, als eine heroische Resignation auf alle Freuden in den nächsten drei Jahren, um für meinen Geist allenfalls in der Folge eine leichte Zukunft dadurch zu gewinnen. Um glücklich zu sein, muß ich in einem gewissen sorgenfreien Wohlstand leben, und dieser muß nicht von den Produkten meines Geistes abhängig sein. Dazu konnte mich aber nur dieser Schritt führen, und darum habe ich ihn gethan." Und in einem folgenden Schreiben äußert er sich in gleicher Weise: „Ich sehe täglich ein, daß ich diesen Schritt nicht anders, als unter den entschiedensten ökonomischen Vortheilen hätte thun sollen; eine sehr ansehnliche und solide Verbesserung von dieser Seite wäre vielleicht diese Aufopferung von Zeit und Freiheit werth gewesen; aber so wie die Sachen stehen, habe ich blos Aussichten, und für den Augenblick positiven Verlust." — Es war nämlich mit dieser Professur kein Gehalt verbunden; ja er beklagt sich, daß Jena, weil es keine Besoldungen zu geben habe, immer ausgesetzt sei, seine besten Lehrer zu verlieren, die von andern Universitäten mit Geld aufgewogen würden. So fürchte er, den Professor Paulus nicht lange zu genießen, weil er schon Anträge von einer fremden Akademie erhalten habe.

Es that ihm wehe, daß er in den nächsten Jahren genöthigt sein sollte, der Dichtkunst ganz zu entsagen. „Der Abschied von den schönen, freundlichen Musen ist immer hart und schwer, und die Musen — ob sie schon Frauenzimmer sind — haben ein rachsüchtiges Gemüth. Sie wollen verlassen, aber nicht verlassen werden, und wenn man ihnen den Rücken gekehrt hat, so kommen sie nachher auf kein Rufen mehr zurück. Wenn dieß aber auch nicht wäre, so rächen sie sich schon durch ihre Abwesenheit genug." So empfand er denn auch, schon als er sich in den folgenden Monaten für seine Vorlesungen vorbereitete, das Drückende dieser Arbeit und das Widerstreben seines Genius gegen dieselbe. „Ich bin dazu verdammt," klagt er, „mich durch die geschmacklosesten Pedanten durchzuschlagen, um Dinge daraus zu lernen, die ich morgen wieder vergesse. Ich habe nie eine so große

Versuchung gefühlt, ein neues Schauspiel anzufangen, als diesen Winter — gerade, weil die Umstände es verbieten."

Das Schwesterpaar, dem er diese und ähnliche Mittheilungen machte, that, nach Frauenart, alles Mögliche, um ihn zu trösten und mit seiner Zukunft auszusöhnen. Einem Mädchen ist nichts willkommener, als eine feste Anstellung ihres Geliebten, und innere, in seinem Geiste wurzelnde Mißverhältnisse zu derselben kommen wenig in Anschlag. Wie Frauen sich leicht in alle Verhältnisse finden, wenn sie nur ihrer Liebe leben können, so erwarten sie ein Gleiches vom Manne. Doch von wem könnte dieser leichter aufgerichtet werden! So hoffte denn auch endlich Schiller, „der Himmel habe es am Ende doch gut mit ihm vor." Besonders tröstlich war es ihm, daß ihn seine Freundinnen in Jena zu besuchen versprachen, da er nicht Zeit haben würde in dem nächsten Jahre nach Rudolstadt zu kommen, und da es noch ungewiß war, ob er vor dem Antritte seiner Professur auch nur zu einem eintägigen Besuche dahin würde reisen können. Das war die Lichterscheinung, die er in dieser freudelosen Zeit im Prospekt hatte; und da er in Jena dem Wohnorte seiner Freundin nicht näher kam, so erheiterte er sich durch die Vorstellung, daß er dort wenigstens die Saale mit ihr gemein habe, die ihn immer erinnern werde, daß sie von Rudolstadt herkomme. Ja! er freute sich sogar auf die große Geistesleere, die in Jena durch die gesellschaftlichen Zirkel in ihm entstehen werde; denn durch dieselbe werde das Andenken an seine Lotte ihm nur noch mehr zum Bedürfniß werden. Sie werde ihm näher kommen, in dem Grade, als sie ihm nothwendiger sei. So läßt ein liebendes Herz alle Zufälle in seinen Dienst treten, und sogar der spitzfindige Scharfsinn wird ihm unterthänig, welcher sich auch das Unangenehmste zum Vortheil der Liebe zu deuten weiß.

Aus dem Angeführten sieht man, daß Schiller eben keinen hohen Begriff von der Geistesbildung der Herrn Professoren hatte. „Werden Sie mir nun auch noch gut bleiben," fragt er seine Lotte, „wenn ich ein so pedantischer Mensch werde, und am Joch des allgemeinen Besten ziehe?" Es gibt in der That einen freien Standpunkt der Betrachtung,

auf welchem uns die Gelehrten, wenn sie nicht mehr sind, nur als Handwerker erscheinen.

Heut zu Tage wenigstens ist häufig der edle Jüngling von dem Wunsche beseelt, in seinem künftigen Leben „für das allgemeine Beste" gedeihlich wirken zu können; und mancher Mann fühlt sich nur in einem bedeutenden Wirkungskreise glücklich. Das Wirken für Andere ist bei den Wohlgesinnten unserer Zeitgenossen beinahe ein Gemeinwunsch, und ein Wort der Mode geworden, so daß man oft fragen möchte, wo denn der Zweck des Lebens zu suchen sei, wenn Jeder nur der Andern wegen, und kein einziger um seiner selbst willen da ist? Auch Schiller forderte dazu auf, „das von der Vorwelt überkommene reiche Vermächtniß von Wahrheit, Sittlichkeit und Freiheit aus eigenen Mitteln durch einen, wenn auch kleinen Beitrag zu vermehren[1]." Aber der Wirkungskreis eines akademischen Docenten schien ihm zu unbedeutend, und er erkannte in seinem Innersten eine ganz andere Bestimmung, als daß es ihm bei Uebernahme seines Lehramtes hätte wohl zu Muthe sein können. Daher die Worte: „Nun muß ich mich über Hals und Kopf beeilen, daß ich mich für meinen Beruf (Gott verzeih' mir's!) auch tüchtig mache."

Die paar Monate, die Schiller noch in Weimar zuzubringen hatte, flossen einförmig dahin. Er unterhielt sich mit von Knebel bisweilen über metaphysische Gegenstände, und machte in dieser Zeit auch die Bekanntschaft Bürger's, der in Weimar zum Besuche war. Er miethete sich unterdessen ein Logis in Jena, und verschaffte sich das Diplom als **Doctor philosophiae** für fünfzig Thaler. Ein theurer Spaß! wie er schreibt[2]. Sein „verwünschter" Geisterseher machte ihm so viel zu schaffen, daß er vor der Mitte des Aprils 1789 nicht an die Vorarbeitung für seine ersten Kollegien kommen, und daher nicht mehr nach Rudolstadt reisen konnte. Durch zu

[1] Siehe das Ende der Vorlesung: Was heißt Universalgeschichte? in Schiller's Werken in E. Bd., S. 1035, 1. (Oktavausg. B. 10, S. 441).

[2] „Der arme Schiller! Auch den abgetragenen Doktorhut muß er wie einen neuen bezahlen." Zelter im Briefwechsel mit Goethe.

vieles Sitzen und allzuangestrengtes Arbeiten hatte der geplagte, getriebene Mann in diesem Winter auch seine bisher ziemlich gute Gesundheit geschwächt, so daß er sich häufig über Uebelbefinden, namentlich über ein drückendes Kopfweh beklagte. Anfangs Mai reis'te er zu seiner neuen Bestimmung nach Jena ab.

Achtes Kapitel.

„Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande“ nebst einigen Beilagen.

Ehe wir unsern Freund in den Ort seiner neuen Bestimmung begleiten, betrachten wir sein historisches Werk noch, welches ihm den Weg zu derselben bahnte.

Die Geschichte des Abfalls der Niederlande von Spanien, für welche Schiller so fern liegende Vorbereitungen getroffen und so gründliche Studien gemacht, konnte endlich zur Michaelismesse 1788 erscheinen, nachdem schon einige Proben davon in dem Deutschen Merkur[1] das Publikum nach dem ganzen Werke begierig gemacht hatten. Schiller's Leben hatte einen neuen üppigen Sprößling getrieben, nach welcher Richtung jetzt eine geraume Zeit seine besten Kräfte hinflossen.

Wenn uns erzählt wird, daß der Verfasser diese Darstellung zum Theil in Volkstädt in der beglückenden Nähe seiner Freundinnen ausgearbeitet habe, und daß diesen die einzelnen Abschnitte frisch, wie sie vollendet waren, vorgelesen

[1] In dem ersten Vierteljahrband des Deutschen Merkurs erschien die Einleitung und der Anfang der eigentlichen Geschichte bis zu Karls V. Abdankung.

wurden [1], so können wir uns schon hieraus die Innigkeit und Wärme erklären, welche uns aus manchen Partien anhaucht. Unser Herz wird beim Lesen milde und menschenfreundlich angeregt, wie sein Gemüth durch den wohlthätigen Einfluß der Liebe beim Schreiben gestimmt war. Eine mit Rücksicht auf die Geliebte verfaßte Schrift, muß sie nicht ganz anders sein, als jede andere? Auch den spröden Stoff wird der Liebende gefällig und anmuthig behandeln, überall wird er die Freundin seine liebsten Gefühle errathen und sie gleichsam in die Heimath seiner Seele blicken lassen, oder wo dieß nicht möglich ist, werden wenigstens die Pulse der beglückten Empfindung durch den Rhythmus der bewegteren Rede schlagen. Wie viel Gemüthserguß in dieser Geschichte der niederländischen Revolution liegt, wird man recht inne, wenn man unmittelbar nach ihr einige Abschnitte des prosaischer gehaltenen Dreißigjährigen Krieges lies't. Ein poetischer und lebhafter Geist, welcher, wenn er liebt, seinem Gefühl nicht durch besondere Liebeslieder Ausdruck gibt, wird durch dasselbe, so viel als möglich, alles beleben, was er zu dieser Zeit schreibt.

Doch darf das Begleitende nicht mit dem Hauptbestimmungsgrund verwechselt werden. Eine große Staatsumwälzung ist ein viel zu heroischer und gewaltiger Gegenstand, als daß ihren Verfasser eine kleine Liebe durch dieselbe hindurchführen könnte. Durch viel stärkere Gefühle, durch viel höhere Ideen ward Schiller bewegt und geleitet, zu denen jene zarteren Gemüthsstimmungen nur zufällig mildernd hinzutraten. Die Humanität kann sich nur zaghaft zeigen zwischen dem Kampfe der Freiheit mit dem Despotismus, denn die Humanität gedeiht nur da, wo die Freiheit den Sieg errungen hat. Dieses historische Werk zog seine Hauptnahrung aus Schiller's Freiheitsprinzip, nicht aus der Liebenswürdigkeit seines Herzens. Den hochgeschwollenen Strom seiner politischen Ideen leitete er nun aus dem Drama in die Geschichte — aus der Tragödie der Bühne in die Tragödie des Lebens. Dem Riesenkampf des Menschengeistes für seine

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Bd. 1, S. 269.

Würde, welchen Kampf er bisher dichtend aus seiner eigenen Seele gesponnen, spürte er jetzt in der Geschichte nach, welche uns überhaupt nur denselben Gehalt im Großen darstellt, der auch, wenigstens unentwickelt, im Leben des Einzelnen liegt. Die hohe Gestalt der Freiheit ist es, welche überall im Hintergrund dieses historischen Gemäldes steht.

Der Verfasser erklärt sich selbst in der Einleitung über den Gesichtspunkt, aus dem er diese merkwürdige Begebenheit der Gründung der niederländischen Freiheit bearbeitet hat und betrachtet wissen will, mit folgenden Worten: „Wenn die schimmernden Thaten der Ruhmsucht und einer verderblichen Herrschbegierde auf unsere Bewunderung Anspruch machen, wie viel mehr eine Begebenheit, wo die bedrängte Menschheit um ihre edelsten Rechte ringt, wo mit der guten Sache ungewöhnliche Kräfte sich paaren, und die Hülfsmittel entschlossener Verzweiflung über die furchtbaren Künste der Tyrannei in ungleichem Wettkampfe siegen. Groß und beruhigend ist der Gedanke, daß gegen die trotzigen Anmaßungen der Fürstengewalt endlich noch eine Hülfe vorhanden ist, daß ihre berechnetsten Plane an der menschlichen Freiheit zu Schanden werden, daß ein herzhafter Widerstand auch den gestreckten Arm des Despoten beugen, heldenmüthige Beharrung seine schrecklichen Hülfsquellen endlich erschöpfen kann. Nirgends durchdrang mich diese Wahrheit so lebhaft, als bei der Geschichte jenes denkwürdigen Aufruhrs, der die vereinigten Niederlande auf immer von der spanischen Krone trennte; und darum achtete ich es des Versuches nicht unwerth, dieses schöne Denkmal bürgerlicher Stärke vor der Welt aufzustellen, in der Brust meines Lesers ein fröhliches Gefühl seiner selbst zu erwecken und ein neues unverwerfliches Beispiel zu geben, was Menschen wagen dürfen für die gute Sache und ausrichten mögen durch Vereinigung."

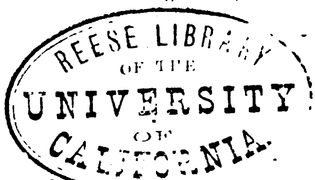
In ähnlicher Weise spricht sich der Geschichtschreiber in der Vorrede über den Zweck seines Werkes aus: „Als ich vor einigen Jahren die Geschichte der niederländischen Revolution unter Philipp dem Zweiten in Watson's vortrefflicher Beschreibung las, fühlte ich mich dadurch in eine Begeisterung gesetzt, zu welcher Staatsaktionen nur selten erheben.

Bei genauer Prüfung glaubte ich zu finden, daß das, was mich in diese Begeisterung gesetzt hatte, nicht sowohl aus dem Buche in mich übergegangen, als vielmehr eine schnelle Wirkung meiner eigenen Vorstellungskraft gewesen, die dem empfangenen Stoffe gerade die Gestalt gegeben, worin er mich so vorzüglich reizte. Diese erhebenden Empfindungen wünschte ich weiter zu verbreiten, und auch Andere Antheil daran nehmen zu lassen. Dieß gab den ersten Anlaß zu dieser Geschichte und ist auch mein ganzer Beruf, sie zu schreiben." Und in einer später unterdrückten Stelle im Deutschen Merkur[1] heißt es sogar: „Die Kraft also, womit es (das niederländische Volk) handelte, ist unter uns nicht verschwunden; der glückliche Erfolg, der sein Wagestück krönte, ist auch uns nicht versagt, wenn die Zeitläufe wiederkehren und ähnliche Anlässe uns zu ähnlichen Thaten rufen."

Diese Bekenntnisse sind so unumwunden und bestimmt, daß sie keiner weitern Erklärung bedürfen. Die Grundidee und den Endzweck, welche uns andere, besonders die alten Historiographen häufig nur errathen lassen oder doch nur beiläufig angeben, stellt unser Verfasser ausführlich sogleich an die Pforte seines Werkes; und er zeigt die Eigenthümlichkeit seines sich über Alles verständigenden Geistes darin, daß er nicht eher an die Darstellung selbst schreitet, ehe er die Beweggründe zu derselben und die bei seinen Lesern zu erzielende Wirkung sich vollkommen klar gemacht und deutlich ausgesprochen hat. Sein philosophischer Scharfblick unterscheidet sogar das, was in den geschichtlichen Thatsachen selbst liegt, von dem, was das Gemüth aus eigenem Ideenvermögen zu diesen Thatsachen hinzuthut, eine Distinktion, welche sich nicht leicht bei einem andern Historiker finden möchte.

Wir sehen also, daß dieselben politischen Ideen und dieselbe Begeisterung für bürgerliche Freiheit, welche das Lebensprinzip seiner frühern Dramen ist, Schillern bei der Wahl dieses historischen Stoffes bestimmten und ihm bei dessen Bearbeitung leuchteten. Ein Marquis Posa würde diese Geschichte so geschrieben haben, wie sie aus dem Griffel Schiller's

[1] Erstes Vierteljahr von 1788, S. 6.



hervorging. Ein Jahr vor dem Ausbruche der französischen Revolution schrieb der deutsche Schriftsteller nach denselben Ideen, welche bei jener in Frage kamen, seine Geschichte des niederländischen Abfalls.

Das ganze Gemälde ist daher unter den Gesichtspunkt der Freiheit im Kampfe mit der Tyrannei gestellt. Die Charakterschilderungen, die Erzählung der Begebenheiten, die Wahl und die Behandlung des Stoffes, die vielen eingestreuten Bemerkungen — Alles blickt nach diesem Einen Ziele hin. Ueberall kommt er auf diese Grundidee seines Werkes zurück, und was er nicht mit derselben in Verbindung setzen kann, scheint nicht so sehr, wie das Uebrige, gelungen zu sein, wie z. B. die Beschreibung des Handels, der Industrie und des Reichthums der Niederländer im ersten Kapitel nur eine trockene Kompilation ist. Die Erklärungsgründe der Thatsachen sind so viel als möglich aus demselben Prinzip geholt. Auf die Frage z. B.: Warum fand die Reformation bei den Niederländern einen so schnellen Eingang? antwortet er: „Weil sie politisch frei waren, denn nichts ist natürlicher, als der Uebergang der bürgerlichen Freiheit zur Gewissensfreiheit.“ An hundert Stellen macht er Opposition gegen das Priesterthum, gegen die Inquisition, gegen das Mönchswesen, gegen den politischen Despotismus, gegen jegliche Willkühr, und nimmt überall in Schutz die Heiligkeit der Gesetze, die unantastbaren Rechte des Menschen, die heiligen Gefühle der Natur, die freiste Beweglichkeit der Individuen im Gegensatz gegen die abstrakte Einförmigkeit des Staatsmechanismus[1]. Was er in dem Drama Don Karlos hatte zurücklassen müssen oder nur kurz hatte andeuten können, das vorzutragen und auszuführen, nahm er sich hier eine Gelegenheit. Das fürchterliche Gemälde der Inquisition z. B., lag schon längst in Schiller's Seele[2].

Aber der vorgesetzte Zweck und die beabsichtigte Wirkung werden nicht erreicht, weil diese Revolutionsgeschichte leider ein Fragment geblieben ist. Während die „Einleitung“ sich

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 802. 1. (Oktavausgabe B. 8, S. 81. f.).

[2] Siehe Theil 1, S. 296. „Das Inquisitionsgericht“ in Schiller's Werken in E. B., S. 802 ff. (Oktavausgabe B. 8, S. 84. ff.).

andeutend über das Ganze verbreitet, beschränkt sich die darauf folgende Erzählung selbst, auf die vorbereitende Epoche der eigentlichen Geschichte. Das Fragment endigt nämlich mit der Abdankung Wilhelms von Oranien, mit dem Verfall des Geusenbundes und mit der Gründung von Alba's blutiger Herrschaft; und zwei Beilagen sind zugegeben, von denen uns die eine die Vertheidiger der Freiheit, die Grafen Egmont und Hoorn, auf dem Schaffot zeigt, während wir in der andern die Stadt Antwerpen, trotz ihrer Anstrengung, der Uebergewalt des Prinzen von Parma unterliegen sehen. Schiller führt also seine Darstellung gerade bis zur Niederlage und zum scheinbaren Untergang der guten Sache; und weit entfernt, von einem fröhlichen Gefühl und einem höhern Vertrauen gehoben zu sein, scheiden wir von dem durchlesenen Buche in unbefriedigter Stimmung und, wenn wir den Ausgang der Insurrektion nicht anderswoher kennen, mit dem schmerzlichen Glauben, daß oft auch die löblichsten Unternehmungen für Religion und Freiheit der Gewalt und dem Schicksal erliegen. Das Beil des Henkers über dem Haupte eines Menschen, der gewagt hatte, einige Augenblicke von religiöser und bürgerlicher Freiheit zu träumen — das ist das Bild der niederländischen Nation, mit dem uns hier Schiller entläßt. Dazu kommt, daß wir zur Sache selbst nicht einmal ein rechtes Herz fassen können, wenn wir die Wuth, den Unbestand und Kleinmuth des Volkes, wenn wir das unzusammenhängende, planlose und uneinige Verfahren der Mitglieder des Geusenbundes, dieser „Vortänzer" der Freiheit, mit dem nüchternen Blicke betrachten, wie Schiller uns diese Dinge darstellt. Denn dieser ist eben so weit entfernt, die Güte einer Sache wegen des ungeschickten Benehmens ihrer Anhänger zu verkennen, als ihn seine Uebereinstimmung in einem Grundsatze mit Andern zum partheiischen Urtheile über dieselben verführt. So kann ihn denn von allen Personen seiner Geschichte beinahe nur Wilhelm von Oranien befriedigen, welcher aber in der hier erzählten Periode noch zu sehr im Hintergrund steht und sich endlich sogar ganz von der Bühne entfernt, auf der wir zuletzt nur noch Alba und seine Henker spielen sehen.

Auf diese Weise widerspricht das fragmentarische Werk dem Endzwecke seines Urhebers, und bleibt hinter der verheißenen Wirkung zurück. Beinahe nur des Verfassers eigener erhabener Freiheitssinn, welcher die ganze Darstellung durchglüht und organisirt, begeistert uns; die dargestellten Begebenheiten selbst, die Personen und das Ende dieser einleitenden Periode entmuthigen uns mehr, als sie uns erheben. Nur die auserzählte Geschichte könnte unser Vertrauen zum Siege des Guten wiederherstellen und uns mit dem schlecht begonnenen Unternehmen versöhnen.

Schiller will die Begeisterung, in welcher er selbst durch diese außerordentliche Begebenheit versetzt wurde, auch im Leser entzünden. Wenn also andere Historiographen möglichst objektiv zu sein sich bemühen, so erfüllt der unsrige seine Darstellung mit seiner eigenen Seele. Er pflanzt das Geschichtliche in die Sphäre seiner eigenen Weltanschauung und läßt es hier ein neues Leben gewinnen. Die Begebenheiten werden hierdurch im Ganzen nicht verfälscht, aber sie erscheinen doch eigen beleuchtet, veredelt, anders gestellt. Es gibt nicht leicht einen Historiker, der in seine Darstellung so viele Begriffe, Ansichten, Empfindungen hineinarbeitete. Für Eine Thatsache, wie viele Erklärungsgründe weiß er herbeizuziehen, und sind nicht die meisten derselben geistiger Art, also aus der eigenen Vernunft und Ueberzeugung geschöpft?

Wie genial ist sogleich die „Einleitung!" Was ließe sich in irgend einem Geschichtswerke ihr an die Seite stellen? Diese Einleitung ist ein eigenthümliches, in seiner Art einziges Gewächs seines Geistes. Hier, wo er am freisten schalten konnte, vermochte er sich auch am glänzendsten zu zeigen. Nachdem er sich darüber erklärt, worin sein Zweck liege, und welchen Zweck er *nicht* verfolge, gibt eine prachtvolle allgemeine Schilderung, worin Schiller ein Meister ist, ein großartiges Gemälde des ganzen Aufstandes und Krieges. Der Grundgedanke ist, daß nichts *Wunderbares* in dem Erfolge dieser Unternehmung sei, sondern daß nur natürliche Kräfte in der ganzen Begebenheit spielten. Um dieß zu beweisen, verbreitet sich die erörternde Schilderung über Philipps des Zweiten getheilte Kriegsmacht, über seine

Geldverlegenheit, über den trägen Gang des Krieges, über den Mangel an Einheit, mit dem er geführt wurde, über den Haß Philipps bei andern Mächten — und in allem diesem werden mit dem spanischen Despoten die Niederländer in einen herrlichen Kontrast gestellt; und am Schlusse endlich wird eine Vergleichung dieser Empörung mit dem Aufstande des Claudius Civilis gegen die Römer gegeben. Hier ist alles charakteristisch bis ins Geringfügige hinein, besonders aber auch die antithetische Behandlung des Ganzen, und jenes Bestreben, sogleich von vorn herein jeden unmittelbaren göttlichen Einfluß in diese Weltbegebenheit als unstatthaft zurückzuweisen. Der Geschichtschreiber will uns den reinen Kampf der menschlichen Freiheit mit dem Despotismus nur unter dem begreiflichen Gesetze der Naturnothwendigkeit und unter dem Spiele des Zufalls darstellen. Eine höhere Vorsicht in menschlichen Dingen nimmt er, wenigstens als Historiker, nicht an, so wenig, als der Prinz im „Geisterseher[1]."

Auch in der Erzählung selbst zeigt sich überall Schiller's über den Stoff gebietender Geist. Die Auswahl und die Anordnung des Materials sind vortrefflich. Nie kann sich Schiller in eine unendlich verschiedenartige Mannigfaltigkeit des Details verlieren; alles folgt bei ihm großartigen Ansichten, und seinem Totalblick entziehen sich bisweilen untergeordnete Einzelnheiten. Eine Reihe in einander greifender Gemälde wird an uns vorübergeführt, und von jedem ist alles Fremdartige, was uns im Genuß desselben stören und unsere Aufmerksamkeit zerstreuen könnte, mit großer Kunst ausgeschieden. Nur was ein allgemein menschliches Interesse hat, ist in das Werk aufgenommen oder ist wenigstens allein ausführlich behandelt; alles übrige, wenn es nicht ganz zu beseitigen war, ist möglichst kurz abgefertigt.

Auch bei andern Geschichtschreibern treffen die Thatsachen mit ihren geläufigen Ideen und Lieblingsneigungen zusammen, und sie erzählen uns die Begebenheiten nur, wie sie dieselben auffassen und empfinden. Es kann uns eigentlich jede

[1] Siehe Theil 2, S. 46.

Geschichtsdarstellung nur ihres Verfassers Ansicht der Geschichte vorführen. Dieser gibt uns nie unmittelbar die Sache, sondern nur das Bild der Sache. Dieses Bild aber ist tausendfach abhängig von der besondern Beschaffenheit der Seele, welche es aufnahm, und ist darnach eigenthümlich gestaltet. Aber geht unser Schiller nicht noch weiter? Er will seinen ausdrücklichen Worten nach die erhebenden Empfindungen, in welche er selbst durch die niederländische Geschichte versetzt wurde, weiter verbreiten, auch Andere will er an denselben Antheil nehmen lassen, ja er nennt diese Aufgabe nicht nur den Anlaß zu seinem Werke, sondern sogar seinen ganzen Beruf, dasselbe zu schreiben. Hierdurch mußte sich der ursprüngliche Charakter der Geschichte selbst noch mehr verändern. Jetzt hat der Geschichtschreiber nicht allein mehr die Sache, sondern er hat fortwährend hauptsächlich den Leser im Auge. Und wird die Sache selbst nicht eigentlich als ein Mittel gebraucht für eine zu erzielende Wirkung? Die Thatsachen selbst verlieren hierdurch von ihrem heiligen Ansehen, und werden willkührlicher behandelt. Diejenigen, welche dem Zwecke am besten dienen, werden in den Vordergrund gestellt, die andern müssen sich fügen, oder wenn sie dazu zu spröde sind, geschieht ihrer nur kurze Erwähnung oder sie werden ganz verschwiegen. Freilich entstehen hierdurch vielleicht bisweilen Lücken im Zusammenhang der Erzählung — aber kann ein Geist, welchem so unendlich viele innere Hülfsmittel zu Gebote stehen, wie unserm Schiller, diese Geschichtslücken nicht leicht ausfüllen, so daß nichts zu mangeln scheint?

Es kann nicht fehlen, daß durch dieses Streben, für gewisse Ideen zu begeistern, eine geschichtliche Darstellung ein rhetorisches Gepräge erhält, wie dieses besonders in der Einleitung und etwa im ersten Drittheile des vorliegenden Werkes stark hervortritt. Im Verfolg der Erzählung überläßt sich Schiller dem Strome der Begebenheiten, und wie seine Person und Ansichten sich mehr unserm Blicke entziehen, so merken wir auch weniger die Absicht des Geschichtschreibers, unsere Meinungen und unser Empfindungsvermögen zu bestimmen. Dieser rednerischen Kraft und Wärme verbindet sich dann, und ihr dient zum Theil die poetische und künstlerische

Gestaltung. Wenn er sich nicht enthalten konnte, das sittlich-politische Interesse, von welchem er bewegt war, einfließen zu lassen, wie hätte er die Ansprüche, welche Einbildungskraft und Schönheit an jede seiner Arbeiten machten, zurückweisen können? Er selbst setzt den eigenthümlichen Vorzug seines Werkes in dessen geschmackvolle Form. „Meine Absicht bei diesem Versuche ist mehr als erreicht,“ sagt er am Ende der Vorrede, „wenn er einen Theil des lesenden Publikums von der Möglichkeit überführt, daß eine Geschichte historisch treu geschrieben sein kann, ohne darum eine Geduldprobe für den Leser zu sein, und wenn er einem andern das Geständniß abgewinnt, daß die Geschichte von einer verwandten Kunst etwas borgen kann, ohne deßwegen zum Roman zu werden.“ So sollte das größere Publikum angezogen, und auch der Gelehrte noch befriedigt werden. Es war damals, wo auch Johannes von Müller zu wirken anfing, eine schönere Zeit für die Geschichte angebrochen, welche aus der Nacht gelehrter Barbarei hervorzutreten und vor dem Volke zu leuchten begann.

Wenn sich auf diese Weise Schiller's sittliche Kräfte und poetisches Talent in seinen historischen Darstellungen ins Spiel setzten, so betheiligte sich auch durch eine weitgreifende pragmatische Behandlung des Stoffes sein durchdringender Verstand. Nicht leicht möchte ein anderer Historiker überall so sehr darauf ausgehen, dem ursächlichen Faden, welcher durch das Herz der Dinge geht und sie aneinander bindet, auf die Spur zu kommen; keiner sucht so durch die trügerischen Erscheinungen in das dauernde Wesen der Begebenheiten einzudringen. Alle Lebenselemente Schiller's — seine sittlichen, poetischen und intellektuellen Anlagen — ergossen sich also beinahe ebenmäßig in dieses Werk und gestalteten es in einträchtigem Zusammenwirken. Es werden uns nicht allein Begebenheiten erzählt, sondern sie werden uns auch erklärt, und zugleich werden wir für Ideen begeistert und durch herrliche Schilderungen und die klare, reine Form des Ganzen erfreut und gefesselt. Zu läugnen ist aber nicht, daß die Fülle des Gehalts, welche Schiller durch alle Kanäle seines Geistes in sein Werk leitet, das Thatsächliche oft

überragt und beinahe erdrückt; daß die Einbildungskraft mit den Gegenständen ein zu freies Spiel treibt und sie aus eigenem Fond zu sehr bereichert, und daß endlich viele Erklärungsgründe nicht aus den speziellen Begebenheiten, sondern aus allgemeinen Ansichten des Verfassers hergenommen sind. Ein verführerischer Zauber ist durch alle diese Künste über die Schrift gegossen. Wir werden in eine poetische Begeisterung versetzt, in welcher uns die geschichtliche Wahrheit als etwas Geringfügiges erscheint und ziemlich gleichgültig ist, und welche uns zur genauen und strengen Betrachtung der Begebenheiten ungeschickt oder unaufgelegt macht. Der Schriftsteller reißt unsere ganze Theilnahme an sich, und wir interessiren uns für die Thatsachen nur wegen ihrer ausgezeichneten Behandlungsweise. Die historische Wahrheit verbleicht am Feuerglanze der philosophischen. Bei Schiller aber ist diese Gefahr um so größer, weil seine poetisch-rhetorische Methode nicht eine von Andern angenommene Manier, sondern ganz originell und mit Nothwendigkeit aus seiner eigenthümlichen Natur hervorgeht. Daher der frische, belebende, spannende, überwältigende Geist und der unwiderstehliche Zauber dieses damals in seiner Art ganz neuen und auch jetzt noch unübertroffenen historischen Kunstwerkes, welches hierdurch Eigenschaften besitzt, die sich auch durch die berechnetste Künstelei nie erreichen lassen. Denn wer wieder so schreiben will, muß wieder ein solches Individuum sein.

Die Gefahr einer Entzückung, welche mit dem gehaltenen Charakter einer Staats- und Weltgeschichte unverträglich ist, wird bei unserm Historiographen aber durch seine gründliche Forschung, seine Unpartheilichkeit und durch die große Besonnenheit seiner pragmatischen Behandlung ins Gleichgewicht gebracht. Er hat hierdurch so viel Verstand in sein Werk gebracht, als in demselben Ideen und Poesie leben. Kann uns etwas für diese Gattung der Geschichtskunst gewinnen, so ist es ohne Zweifel eine solche gleichmäßige Vertheilung der geistigen Kräfte in Ein Werk und eine solche vielseitige Appellation an die Seele des Lesers. Durch Verbindung der verschiedenen Schreibweisen, welche, einseitig

befolgt, fehlerhaft sind, hat er die Nachtheile aller wenigstens möglichst verringert.

Aus dieser Erörterung möchte es entnommen werden können, daß Schiller sein erstes historisches Werk nicht anders schreiben konnte, als er es wirklich schrieb. Wie er in seinen ersten Dramen übersprudelte, so legte er in sein erstes Geschichtswerk eine Ueberfülle des Gehalts aus sich selbst. Die Geschichte war ihm noch nichts anderes, als ein Werkzeug, an dem er die Wahrheit seiner bisher bloß poetisch gestalteten Ideen nun in der Wirklichkeit prüfte; und wie sich durch seine historischen Vorstudien philosophische Gedanken ziehen, so leitete er diese jetzt auch durch sein Geschichtswerk. Die Rechte der Geschichte konnten noch nicht überall geschont werden, weil er sich gedrungen fühlte, vor allem die jenen bisweilen widerstreitenden Rechte seiner eigenen Natur geltend zu machen. In dieser Darstellung sind alle Tugenden, die den historischen Stil Schiller's charakterisiren, enthalten, aber es fehlt noch das schöne Maß der Vollendung. Wie aber die Dramen der ersten Periode an Feuer alle spätere übertreffen, so kommen die folgenden historischen Schriften dieser ersten an Lebendigkeit nicht gleich.

Von den beiden Beilagen zu dem Abfall der vereinigten Niederlande erschien die erste im Jahr 1789 im achten Hefte der Thalia unter dem Titel: „Des Grafen Lamoral von Egmont Leben und Tod.“ Den Abschnitt, welcher über Egmont's Leben handelt, ließ der Verfasser später, um sich nicht zum Theil zu wiederholen, wegfallen [1], und veränderte darnach die Ueberschrift. Wir können diese Verstümmelung einer selbstständigen Darstellung zu einem sekundären Bruchstück nur bedauern. Der Aufsatz müßte wieder als Ganzes hergestellt werden. Es ist ein höchst gelungenes und anziehendes biographisches Gemälde, eben so anspruchslos und natürlich geschrieben, wie der Verbrecher aus verlorener Ehre. Die zweite Beilage: „Die Belagerung von Antwerpen durch den Prinzen von Parma in den Jahren 1584 und 1585,“ ist erst im Jahre 1795 geschrieben, und aus dem vierten und fünften

[1] Döring's Nachlese, S. 211 ff.

Stücke der Horen genommen. Als Herausgeber dieser Zeitschrift kam er oft wegen Mangels an Manuskripten in Verlegenheit, und so verfaßte er denn damals diesen Aufsatz, um, wie er an Goethe schreibt[1], in der Geschwindigkeit etwas für das vierte Stück der Horen zu schaffen. Diese Arbeit kam ihm nach seinen damaligen philosophischen Beschäftigungen sehr leicht vor. „Erst an dieser Arbeit," sagt er, „sehe ich, wie anstrengend meine vorige gewesen; denn ohne mich gerade zu vernachlässigen, kommt sie mir wie ein Spiel vor, und nur die Menge elenden Zeugs, die ich nachlesen muß, und die mein Gedächtniß anstrengt, erinnert mich, daß ich arbeite. Freilich gibt sie mir auch nur einen magern Genuß; ich hoffe aber, es geht mir, wie den Köchen, die selbst wenig Appetit haben, aber ihn bei andern erregen." Auch diese kleine abgerundete und spannende Schilderung ist nach Schiller'scher Weise unter einen allgemeinen Gesichtspunkt gestellt, aber nicht mehr unter einen kosmopolitischen, denn seine Weltbetrachtung war weiter und freier geworden. Die Grundidee ist aus dem speziellen Ereigniß selbst geschöpft. Die Darstellung zeigt (in der Person des Prinzen von Parma), wie der menschliche Erfindungsgeist durch Klugheit, Entschlossenheit und standhaften Willen über ein mächtiges Element obsiegt, und wie im Gegentheil der Mangel dieser Eigenschaften (bei den Belagerten in Antwerpen) alle Anstrengungen des Genies (eines Gianibelli) vereitelt, alle Gunst des Zufalls fruchtlos macht und einen schon entschiedenen Erfolg vernichtet. In mehr spezieller Fassung tritt uns als das Belehrende aus der Geschichte allenthalben der Satz entgegen, daß eine Regierung ungeheure Fehlgriffe machen muß und das Vaterland seinem Untergang zuführt, „welche ohne alles Ansehen und ohne alle Selbstständigkeit Rath bei der Menge holt, über welche sie herrschen sollte[2]." Es wird vortheilhaft sein, sich bei dem Durchlesen dieser Belagerungsgeschichte jenen Gesichtspunkt und diese Idee gegenwärtig zu erhalten. Das kleine Gemälde gewährt hierdurch auch ein rationelles

[1] Briefwechsel, Theil 1, S. 182 f.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 895. 1. o. (Oktavausg. B. 8, S. 512).

Interesse, welches wirklich aus dem Gegenstand selbst fließt, und manche Züge desselben sind jenem Ziele zugewandt. Man empfiehlt häufig, und mit Recht, jungen Leuten diese „Belagerung Antwerpens“ als eine unterhaltende und bildende Lektüre. Wenn aber die Biographie Egmont's aus der Thalia wieder zu einem Ganzen vervollständigt wäre, so würde sich dieselbe zu diesem Zwecke ungleich mehr eignen.

Wir fügen diesen beiden Beilagen noch eine Erzählung bei, welche Schiller zuerst in den Deutschen Merkur [1] einrücken ließ. Sie führt den Titel: „Herzog von Alba, bei einem Frühstück auf dem Schlosse zu Rudolstadt, im Jahr 1547 [2].“ Die Anekdote erzählt, wie die verwittwete Gräfin Katharina von Schwarzburg, welche den Beinamen der Heldenmüthigen führt, den furchtbaren Alba auf ihrem Schlosse in Rudolstadt erblassen machte und ihn den Befehl auszustellen zwang, daß das Vieh, welches seine Soldaten ihren Bauern wortbrüchig weggetrieben hatten, denselben wieder zurückerstattet werde. Ohne Zweifel ward Schiller durch seinen Aufenthalt in Rudolstadt und durch seine Bekanntschaft mit der fürstlichen Familie [3] zur Bekanntmachung dieses Vorfalls veranlaßt. Er wollte vielleicht jenen fürstlichen Personen, welche ihn hochschätzten, etwas Freundliches und Angenehmes sagen. Daher erinnert er auch gleich im Anfang an den Heldenmuth dieses Hauses, welches dem deutschen Reiche einen Kaiser gegeben habe [4]. Doch konnte er auch ohne eine solche Nebenabsicht die nachfolgende Erzählung nicht passender, als durch diese Erinnerung einleiten.

[1] Oktoberheft von 1788, S. 79 ff.

[2] Jetzt in Schiller's Werken in E. B., S. 1110. (Oktavausg. B. 11, S. 236).

[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 269.

[4] Nämlich Günther von Schwarzburg, welcher am 2. Februar 1349 zum römischen Kaiser erwählt wurde, aber schon am 1. August desselben Jahres starb, 44 Jahr alt.

Neuntes Kapitel.

Professur und Lebensverhältnisse in Jena. Liebe und Verlobung. Besuch in Rudolstadt. Leiden der Liebe. Der Koadjutor von Dalberg. Wilhelm von Humboldt. Verheirathung.

Schiller war noch nicht dreißig Jahre alt, als er nach einem zweijährigen Aufenthalt in Weimar und Rudolstadt Anfangs Mai 1789 sein akademisches Lehramt in Jena antrat.

Seit Jahrhunderten gehörte Jena zu den besuchtesten und berühmtesten Universitäten Deutschlands. Aus allen deutschen Ländern hatten sich Professoren mit ihren Frauen hier eingefunden, und diese Zusammensetzung bei der größten Freiheit zeigte eine große Mannigfaltigkeit von Sitten und Persönlichkeiten in dem geselligen Leben. Man konnte beinahe nirgends eine größere Verschiedenheit in Manier, Kleidung, wissenschaftlicher und sittlicher Kultur antreffen, als in Jena. Die grellsten Kontraste bestanden neben einander, und es war einem Jeden freigestellt, zu erscheinen und zu handeln, wie er es für gut fand, so lange er nur nicht alle Gesetze der Gesellschaft muthwillig mit Füßen trat. Von den gemeinsten und rohsten Manieren bis zur großstädtischen Ueberfeinerung in Sitte und Kleidung; von der beschränktesten Betrachtung

der Wissenschaft eines Privatdocenten bis zum freisten Ueberblick und zur heitersten Lebensansicht des Weltmannes — für diese ganze Reihe von Lebensformen konnte man in Jena Repräsentanten finden. Rechtlichkeit und Pedanterie, Armuth und Luxus, Einseitigkeit und Anmaßung wohnten in der kleinen Stadt beisammen, und die hohe Geistesbildung, Anspruchslosigkeit, Unbefangenheit und edle Denkweise einiger Lehrer fand in den Eigenheiten vieler andern nur ein allzustarkes Gegengewicht. Aber gerade damals hatten sich manche tüchtige und strebsame, meist junge Professoren hier zusammengefunden, die es an nichts fehlen ließen, den Ruf der alten ernestinischen Hochschule zu erhalten und zu erhöhen. An einem solchen Orte, wo kontrastirende Charaktere und Sitten alle Ansichten und Meinungen in Schutz nahmen, mußten besonders auch philosophische Studien gedeihen, die überall nur da fortkommen, wo das Leben einen weiten Spielraum hat und keine Vorurtheile und Rücksichten die freie Gedankenentwickelung hemmen. So war noch vor Kurzem der Schwiegersohn Wieland's, der junge Reinhold, hier aufgetreten, um in dem Geiste des Königsberger Weisen Philosophie zu lehren, und Kant selbst hatte der Universität Jena in dem Deutschen Merkur zu diesem Lehrer Glück gewünscht.

Bei Reinhold, Paulus, Griesbach, Schütz und andern Männern konnte Schiller auf einen freundlichen Empfang rechnen. Bei der akademischen Jugend aber mochte er beinahe so viele Verehrer und Bewunderer zu finden hoffen, als die Universität lebenskräftige Jünglinge zählte. Er, der jetzt noch der Liebling der gesammten Jugend ist, war damals ihr Abgott! Alle Verhältnisse schienen sich ihm günstig zu stellen — wenn er nur selbst ein besseres Herz zu seinem Berufe hätte fassen können.

Die ersten Wochen gingen mit Besuchen und Einrichtungen hin, die ihn so zerstreuten, daß ihn, wie er schreibt, der Anfang seiner Vorlesungen beinahe unvorbereitet überraschte. Er eröffnete dieselben erst gegen Ende Mais. Ein so rauschender Beifall, wie vielleicht keinem zweiten akademischen Lehrer seiner Zeit, ward ihm zu Theil: gegen vierhundert Studirende strömten in das Griesbach'sche Auditorium,

wo er in dem ersten Semester, wöchentlich zweimal, Dienstags und Mittwochs, Abends von sechs bis sieben Uhr, über die alte Geschichte las. Er kam bis zu Alexander dem Großen, mit welchem er schloß. Später hielt er auch Vorlesungen über die Geschichte der europäischen Staaten und der Kreuzzüge [1]. Durch jene Einrichtung im ersten Sommer gewann er fünf freie Tage, die er zur Vorbereitung und zu schriftstellerischen Arbeiten unentbehrlich erachtete.

Wie wohlthätig seine edle Natur auf die Studirenden wirkte, zeigte sich sogleich bei dieser Vorlesung. Es war damals die rohe Gewohnheit, daß der Professor beim Anfang des Kursus in den ersten Lektionen, die er gab, mit allgemeinem Stampfen empfangen und auch wieder entlassen wurde, was für ein Zeichen des Beifalls galt. Je heftiger das Stampfen und Getümmel bei seinem Eintritt und am Schlusse der Vorlesung war, desto größer die Ehre. Hatte er dagegen mißfallen oder mißfiel während des Kursus irgend einmal, so wurde mit den Füßen gescharrt. Aber für Schiller's hohen Werth war das Gefühl der Achtung so tief, daß er von dem überfüllten Auditorium ohne jenes pöbelhafte Zeichen des Beifalls mit der größten Stille empfangen und entlassen wurde. Eine Auszeichnung, welche in späterer Zeit auch andern hochgeachteten Professoren widerfuhr, welche sich hierdurch sehr geschmeichelt fühlten [2]. Ewig unversiegbare Kraft des Guten und Schönen in jugendlichen Gemüthern, wo die bloße Gegenwart einer hohen Persönlichkeit schon hinreicht, das Gemeine zu verbannen! und unersetzlicher Werth des Lehrers, dessen stille Erscheinung schon dem Schüler den Adel der menschlichen Natur ins Bewußtsein ruft!

Ueber seine ersten Vorlesungen schreibt Schiller, die Fassung habe ihn während derselben keinen Augenblick verlassen, auch habe sich seine Stimme gut gehalten und den ganzen großen Lehrsaal ausgefüllt, ohne ihn sehr anzustrengen. Doch erlangte er die Gabe des Vortrages auf dem Katheder, aus Ungeübtheit und später auch aus Schwächlichkeit, wenigstens

[1] Schiller's Album (Cotta 1837), S. 42,

[2] „Jena zur Zeit Schiller's" im Morgenblatt von 1837, Nr. 86.

nie in dem Grade, als er das Talent des freien wissenschaftlichen Gesprächs mit Freunden besaß. „Schiller's historische Vorlesungen, wird uns weiter berichtet[1], hätten sich durch Kraft, Feuer und lichtvolle Ideen ausgezeichnet, aber sie seien zu pathetisch und rhetorisch gewesen, wodurch die lückenhaften Kenntnisse des Redners nicht hätten verhüllt werden können. Man habe überall gesehen, daß selbst das Beste, was er vorzutragen gehabt habe, vielleicht erst seit gestern erworben worden war. Alles sei noch zu frisch gewesen, und es habe überall die Sicherheit eines festen positiven Wissens gefehlt." Doch junge Leute fühlen sich schon befriedigt, wenn sie nur angeregt nnd ergriffen werden, wobei ihnen auf eine ängstliche Genauigkeit des Wissens nicht so viel ankömmt. Am anregendsten aber unterrichtet häufig der Lehrer, dem die Sache selbst noch neu und frisch, und nicht ganz geläufig ist. Sein Ringen mit dem Gegenstande entzündet ein ähnliches Ringen in den Schülern. Besonders aber war damals die Richtung der Geister, vornehmlich unter der Jugend, durch die große Aufregung, welche die kritische Philosophie und bald auch die unerhörten Zeitereignisse zu äußern begannen, überwiegend philosophisch und reflektirend geworden. Die nackte historische Wahrheit galt wenig mehr im Gedankensystem der Menschen. Wie mußten bei einem solchen Zeitgeschmack Schiller's historische Vorlesungen entzücken! Mochten auch Ungewohntheit im öffentlichen zusammenhängenden Sprechen, eine etwas unangenehme Stimme und ein schwäbischer Dialekt einige Hindernisse in den Weg legen, so mußten doch seine belebten, ideenreichen Vorträge in hohem Grade anziehend sein, und waren vielleicht damals in ihrer Gattung etwas ganz Neues. Wir müssen wenigstens von diesen Vorlesungen eine hohe Meinung haben, wenn wir von den noch erhaltenen Bruchstücken derselben auf den Eindruck schließen dürfen, den das Ganze hervorbrachte.

Würdiger, als mit seiner noch erhaltenen Antrittsrede: „Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?" konnte er seine Vorlesungen nicht beginnen. Die

[1] Dichtercharaktere von Franz Horn, S. 15 f.

Geschichte ist ihm nicht ein todtes Erbstück, welches man so weiter gibt, wie man es übernommen hat, sondern er stellt sie seinen Zuhörern in der eigenthümlichen neuen Gestalt vor, welche sie in seiner Seele erhalten hat. Er macht ihren Besitz und Werth von einer philosophischen Wahrheitsliebe abhängig, und knüpft sie selbst an die höchsten Interessen und Bestrebungen des Menschengeschlechtes. In geweihtem Ernst bietet sich hier ein Denker und ein Mensch einer Schaar ächter Wahrheitsfreunde als Führer an, welche kleine Elite er ausdrücklich aus dem großen Haufen als seine eigentlichen Zuhörer aussondert. Auf die Bedürfnisse und jugendliche Bildung dieser scheint er eine weise Rücksicht genommen zu haben. Denn die drei Abhandlungen, welche Schiller aus diesen Vorlesungen drucken ließ, sind viel einfacher und schmuckloser abgefaßt, als seine übrigen ursprünglich für den Druck geschriebenen geschichtlichen Schriften; und hiernach zu urtheilen möchten sich seine Zuhörer wahrlich wenig über Rhetorik zu beschweren das Recht gehabt haben. Wenn ferner Schiller aller Deutung geschichtlicher Thatsachen nach Gotteszwecken abgeneigt war[1], so stellt er es in dieser Antrittsrede doch nicht ganz in Abrede, daß der Historiker einen göttlichen Plan in der Weltgeschichte verfolgen könne[2]. Dieß war offenbar nur Akkommodation an die Vorstellungsweise, die er bei seinen Zuhörern voraussetzen mußte. An einer andern Stelle spricht er mit einem solchen Nachdruck von dem höchsten Wesen, daß man deutlich seine Absicht wahrnimmt, einer etwaigen bösen Meinung von ihm zu begegnen, da Stolberg ihn wegen seiner Götter Griechenlands öffentlich einen Gotteslängner genannt hatte[3].

Zu dem ungewöhnlichen Beifall, den er als Docent genoß, kamen angenehme gesellige Verhältnisse, die ihm seine Existenz verschönerten. „Mit dem Griesbach'schen Hause," schreibt er, „bin ich jetzt sehr in Verbindung; ich weiß nicht, wodurch ich mir den alten Kirchenrath gewogen gemacht habe;

[1] Siehe Theil 2, S. 46 und S. 129.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1034. (Oktavausg. B. 10, S. 437 f.).

[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 281 f.

aber er scheint es mit mir wohl zu meinen, und über wissenschaftliche Dinge spreche ich gerne mit ihm. Sonst habe ich mich hier noch ziemlich gut, und mit dem Schütz'schen und Reinhold'schen Hause lebe ich noch in den Flitterwochen und lasse mir schöne Dinge sagen. Einige unter den Professoren interessiren mich, und ich denke gut und leicht mit ihnen zu leben."

So fühlte er sich in Jena bald über Erwartung behaglich, glücklicher, als an irgend einem Ort, wo er bisher gelebt hatte. Dazu kam das bisher unbekannte beruhigende Gefühl, endlich eine bleibende Stätte und in einem größern Verein eine gedeihliche Wirksamkeit gefunden zu haben. „Ich schöpfe Vergnügen aus dem Gedanken," schreibt er in diesem Sinne, „daß ich hier zu Hause bin; und ich hänge auch mehr mit der Welt zusammen, die mich umgibt, weil ich hier zu einem Ganzen gehöre. Jeder Besuch von jungen Leuten oder Professoren, jede andere Gelegenheit, in die ich dadurch verwickelt werde, bringt diesen Gedanken zurück und erneuert dieses für mich neue Vergnügen."

Mit seinen Rudolstädter Freundinnen stand er unterdessen in einem fortwährenden Briefwechsel, und nur das schmerzte ihn in seiner neuen Lage, daß er verhindert war, so viele und lange Briefe zu schreiben, wie in Weimar, daß seine Gedanken nicht mehr so ungestört bei der Geliebten weilen konnten. Er fühlte das Einengende einer bestimmten Lebensthätigkeit, welchem Zwange sich sein Genius mit Widerstreben unterwarf, wie Pegasus dem Joche. Da erheiterte er sich denn an der Aussicht, seine Freundinnen bald wieder zu sehen. Die Schwestern wollten den Badeort Lauchstädt bei Halle besuchen; dahin sollte auch Schiller auf einige Tage kommen, und ihren Weg wollten sie über Jena selbst nehmen, um ihre Freundin Karolina von D. von dem Gute ihres Vaters zur Badekur abzuholen. Dieser Plan kam im Julius des ersten Sommers, den Schiller in Jena zubrachte, in Ausführung. Beide Schwestern brachten einen Tag bei ihrer Freundin, der Kirchenräthin Griesbach, in deren anmuthigem Garten nahe bei Jena zu. Hier verlebte Schiller einen Abend in ihrer Gesellschaft, aber die Umstände gestatteten ihm nicht, sein Herz

zu erleichtern, oder die Ruhe des Fräuleins, welche er oft für Kälte hielt und einem abgemessenen Betragen zuschrieb, das ihn zu entfernen angenommen wäre, scheuchte seine glühenden Geständnisse in seinen Busen zurück. Er fühlte sich nach ihrer Abreise doppelt gedrückt. „Ihr letzter Aufenthalt in Jena," schreibt er an sie nach Lauchstädt, „war für mich ein Traum — und kein fröhlicher Traum. Denn nie hatte ich Ihnen so viel zu sagen, als damals, und nie habe ich weniger gesagt. Was ich bei mir halten mußte, drückte mich nieder, ich wurde Ihres Anblicks nicht froh. So oft ist mir dieses schon begegnet, und nicht immer konnte ich äußere Hindernisse anklagen. Kaum sollte man es denken, daß auch oft die übereinstimmendsten Menschen — die einander so schnell auffassen und so lebendig in einander leben — wieder einen so weiten Weg zu einander haben. So nahe und doch so fern!"

Der Sache nach lag in diesen und ähnlichen früheren Aeußerungen schon eine hinreichende Erklärung, und die Fortsetzung eines so innigen Briefwechsels enthielt auch die Zustimmung von Seiten Lottens. Aber welche Kluft ist nicht zwischen dem stillen Einverständniß und dem ausdrücklichen Worte! Die Liebe ist nur noch in der jenseitigen Welt und hat das irdische Sonnenlicht noch nicht erblickt, so lange sie die Zunge noch nicht bekannte. Eine geistig gehaltene Liebe findet auch den Uebergang zu einer bestimmten Erklärung am allerschwersten. Da sie als die edelste Blume der Freundschaft in sich schon vollendet ist, so scheut sie sich, ein ihr fremdartiges Element in ihren reinen Kreis zu ziehen, und sich von ihrer ätherischen Höhe zu den übrigen Ansprüchen und Bedürfnissen unserer Natur herabzulassen.

Aber die Knospe drängt zum Aufbruch, und was ihr auch begegnen mag, ihre Bestimmung erreicht sie nur, wenn sie sich den irdischen Elementen nicht mehr verschließt. Auch die Liebe hat Stadien ihrer Entfaltung, und wie sie sich selbst entwickelt, erweitern sich auch ihre Ansprüche. „Sie glauben es nicht, liebste Freundin," schreibt Schiller, „wie viel Muth ich brauche, um dieses freudenlose Dasein hier fortzusetzen — und allein von den Gütern der Phantasie zu

leben. Hier ist auch gar kein Mensch, an den ich mich als Freund anschließen könnte. Ich bin, wie Einer, der an eine fremde Küste verschlagen worden ist und die Sprache des Landes nicht versteht. Meinem Herzen fehlt es ganz und gar an Nahrung, an einer beseelenden Berührung, und durch keinen Gegenstand um mich her geübt, der mir theuer wäre, verzehrt sich mein Gefühl an wesenlosen Idealen."

Endlich war die Zeit gekommen, wo er sich von seinem Geschäfte in Jena losmachen und nach Lauchstädt eilen konnte. Der Plan, mit seinem Freunde Körner in Leipzig zusammen zu kommen, mußte zum Vorwand dienen. Und hier war es, wo er in einer glücklichen Stunde sich den Muth nahm, seine Liebe zu bekennen. Die Schwester Karoline scheint die Erklärung herbeigeführt zu haben. Wenigstens schreibt Schiller: „Ein wohlthätiger Engel war mir Karoline, die meinem furchtsamen Geheimniß so schön entgegen kam." Er vernahm aus Charlottens Mund das ersehnte Wort, welches das Glück seiner Zukunft umfaßte. Charlotte hatte sich so sehr in Schiller eingelebt, er hatte so viel zu ihrer Bildung und ihrem Glücke beigetragen, daß es ihr unmöglich schien, ihr Loos von dem seinigen zu trennen. Einem andern Verhältnisse, welches sich ihr zu dieser Zeit angeboten hatte, war sie durchaus abgeneigt. Sie versprach Schillern ihre Hand.

Welche schöne Tage verlebte nun der Glückliche in Lauchstädt! Auch durch die Freundschaft sollte ihm seine Liebe verklärt werden. Er und seine Freundinnen kamen mit dem biedern Körner in Leipzig zusammen. Doppelt genoß er sein Glück in der Theilnahme des trefflichsten, treuesten Menschen. Die dunkele Wolke des Ungemachs, die bisher über seinem Haupte geschwebt, war verscheucht, und er wandelte seit Jahren zum erstenmal im reinen Lichte der Freude und der sichersten Hoffnung. Alles Edle und Schöne, was sein Herz umschloß, kam in dieser Zeit zur Reife; seine Gemüthsbildung erreichte jetzt ihr Ziel. In diesen Tagen in Lauchstädt erwarb er sich auch in Karoline von D. eine neue werthe Freundin. Sie machte ihn mit der großen Achtung und Neigung bekannt, die ihr Anverwandter, der Koadjutor zu Mainz, Karl von Dalberg, für seine Schriften gefaßt hatte, und

erregte hierdurch einen lebhaften Wunsch in Schiller, diesen ausgezeichneten Mann kennen zu lernen.

Diese Tage fielen in die Weltepoche des Ausbruches der französischen Revolution. Ein Bekannter las damals zuerst mit Enthusiasmus dem kleinen Verein der Freunde die Erstürmung der Bastille vor. „Wir erinnerten uns oft in späterer Zeit," sagt Frau von Wolzogen, der wir alle diese Nachrichten verdanken[1], „als dieser Begebenheit die Umwälzung und Erschütterung von ganz Europa folgte, und die Revolution in jedes einzelne Leben eingriff, wie diese Zertrümmerung eines Monuments finsterer Despotie unserm jugendlichen Sinne als ein Vorbote des Sieges der Freiheit über die Tyrannei erschien, und wie es uns erfreute, daß sie in das Beginnen schöner Lebensverhältnisse fiel."

Also in derselben Zeit, wo seines Herzens schöne Menschlichkeit die reinsten Blüthen trieb, und ihn der Liebe goldner Traum lebenswarm umfing, traten in einem fernen Lande auch seine politischen Lieblingsideen ins Dasein, und das Leben selbst schien jetzt das zu bestätigen, was er in seinen bisherigen Schriften der Zeitentwickelung voranschreitend prophetisch verkündigt hatte. Die Dichtung der Freiheit, wie die Träume des Herzens, wurden Wahrheit. Was fehlte ihm noch zu seiner irdischen Glückseligkeit?

Er kehrte wieder nach Jena zurück. Seine verklärte, gehobene Stimmung sprachen seine noch erhaltenen Briefe an Lotte aus. Sie sind so innig, edel und zart, und zugleich mit allem Reichthum und Schwung seines Geistes ausgestattet. „Wie so ganz anders ist jetzt alles um mich her," heißt es in einer Stelle, „seitdem mir auf jedem Schritt meines Lebens nur dein Bild begegnet. Wie eine Glorie schwebt deine Liebe um mich, wie ein schöner Duft hat sie mir die ganze Natur überkleidet. Ich komme von einem Spaziergange zurück. In dem großen freien Raume der Natur, wie in meinem einsamen Zimmer — es ist immer derselbe Aether, in dem ich mich bewege, und die schönste Landschaft ist ein schönerer Spiegel der immer bleibenden Gestalt. — Die Erinnerung an

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 23.

Dich führt mich auf alles zurück, weil alles wieder mich an Dich erinnert. Auch habe ich nie so frei und kühn die Gedankenwelt durchschwärmen können, als jetzt, da meine Seele ein Eigenthum hat, und nicht mehr Gefahr laufen kann, sich aus sich selbst zu verlieren. Ich weiß, wo ich mich wieder finde." — Ein solcher Mann, welcher eine Welt von Gedanken, Anschauungen und Gesinnungen mitbringt, muß er nicht auch bei einem kargen Lebensglück einer hochsinnigen Jungfrau unendlich willkommener sein, als ein Bewerber, der um ihre Gunst nur mit leerer Hochgeburt und feigem Reichthum buhlte? und würde sie nicht lieber mit ihm sein Unglück theilen wollen, als daß sie sich einem freudenleeren Scheine des Glücks zum Opfer brächte?

Doch auch die erwiederte Liebe bringt neue Unruhe, neue Wünsche. Sein Verlangen eilte der Zukunft zuvor, und er erschrack über den langen Zeitraum, der ihn noch von seiner Lotte trennen sollte, über die Jahre, in denen er vielleicht das noch nicht besitzen sollte, was er — jetzt schon sein nannte. Nur in einer Vereinigung mit ihr — ach! nur „in ungebornen Fernen" sah er seine Freuden blühen. Dieser Zukunft drängte sich ungestüm seine Seele zu; die Gegenwart lag traurig und leer um ihn. „Ungeduldig, ungenügsam," ruft er aus, „strebe ich alles zu vollenden, was noch nicht vollendet ist. Du siehst ruhig der Zukunft entgegen — das vermag ich nicht."

Endlich kamen ihm die erwünschten Ferien, in denen er nach Rudolstadt flog. Er nahm wieder dasselbe Zimmer in Volkstädt ein, welches er schon im vorigen glücklichen Sommer bewohnt hatte. Hier genoß er die goldne Blüthe der glücklichen Liebe, welches Glück, da man für nothwendig erachtet hatte, der Mutter das Verhältniß ihrer Tochter noch nicht zu entdecken, auch noch durch den Reiz des Geheimnisses gewürzt wurde. Zum Ideal des Liebesglückes gehört ja auch, wie man aus den Gedichten: Das Geheimniß und die Erwartung weiß[1], daß die Liebe vor der Welt verborgen sei. Schiller konnte daher auch nur die Morgen- und Nachmittagsstunden

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 47. 2. (Oktavausgabe B. 1, S. 234 ff.).

bei seiner Freundin zubringen, da an den Abenden die Gegenwart der Mutter störend und einengend gewesen wäre. Die Schwestern selbst mußten wohl diesen Mangel an Offenheit peinlich empfinden.

Schiller bereitete sich auf seine Vorlesungen vor und beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten. In den schönen Herbsttagen schweifte er oft allein, das Bild der Geliebten im Herzen, in der Gegend umher; bisweilen begleiteten ihn auf diesen Wanderungen auch seine Freundinnen. Auf einem dieser Ausflüge besuchte er das Stammschloß der Grafen von Schwarzburg und die Ruinen des Klosters Paulin Zelle[1]. In das Buch, welches in einem Gasthofe bei der Schwarzburg den Fremden zum Einschreiben ihrer Namen dargereicht wird, soll auch Schiller den seinigen mit diesen Versen eingezeichnet haben:

„Auf diesen Höhen sah auch ich
Dich freundliche Natur, — ja dich!"

Manche poetische Plane entsprangen auf diesen Spaziergängen, aber der Ernst der Arbeit ließ sie nicht zur Ausführung kommen.

Liebe, Natur, Einsamkeit und Freiheit vereinigten sich zu seinem Glücke. Doch die Zeit der Abreise nahte heran. Ihm graute vor der Rückkehr in sein trostloses Jenaer Leben. Zu einer baldigen Verbindung mit seiner Geliebten zeigte sich keine Aussicht. Er lebte noch, wie früher, von seinen schriftstellerischen Arbeiten, die jetzt aber durch Amtsgeschäfte sehr beschränkt wurden. Ein Gehalt bezog er nicht und auch seine Kollegien wurden ihm im ersten Semester nicht honorirt, sonst hätte er bei seinen mäßigen Bedürfnissen schon durch seine Vorlesungen vor drei- bis vierhundert Studenten ein reichliches Einkommen gehabt! Man sieht dieß daraus, daß er am zehnten November 1789, also im zweiten Halbjahr seines Aufenthalts in Jena, Folgendes schreibt: „Heute, an meinem Geburtstage, habe ich mein erstes Kollegiengeld eingenommen, von einem Bernburger Studenten, was mir

[1] Doch vielleicht geschah dieß nicht jetzt, sondern schon während seines ersten Aufenthalts in Rudolstadt.

doch lächerlich vorkam. Zum Glück war der Mensch noch neu, und noch verlegener,' als ich. Er retirirte sich auch gleich wieder." Wie herrlich und charakterisirend ist diese Verlegenheit unseres Professors! Der Schmutz mancher akademischen Docenten und Gelehrten bildet das Gegenstück davon.

Schiller's Existenz lag jetzt noch, wie früher in freiern Tagen, in seiner Feder; auf seine Vorlesungen konnte er sich nicht verlassen. Der Herzog von Weimar durfte noch um kein fixes Gehalt angegangen werden, oder er konnte die so frühzeitige Bitte ablehnen. Das alles erzeugte Sorge und Unruhe, und da das Glück der Liebenden ganz von dieser festen Anstellung abhing, so erbauten die drei Freunde, wenn sie beisammen waren, ein Luftschloß nach dem andern, ließen ihre Gedanken in alle Länder ausschweifen, und fragten bei allen wohlgesinnten Menschen in der Runde herum nach einer festen Stelle für den, um dessen gemeine Existenz sich Niemand zu bekümmern schien, während Alle für seine Geisteswerke glühten. Aber nach allen diesen Erkundigungen, welche die Phantasie der Liebenden anstellte, mußte Schiller nach fünf Wochen doch wieder nach seinem — verhaßten Jena zurückkehren. Er war so lange ausgeblieben, als nur immer möglich gewesen war.

Jetzt erst, nachdem er längere Zeit mit ihr zusammengelebt hatte, glaubte Schiller seine Lotte zu kennen, zu lieben. „Ach ich fühle," schrieb er ihr sogleich nach seiner Ankunft in Jena, „ich bin noch immer bei Dir. Dein Bild in meinem Herzen hat ein Leben und eine Wirklichkeit, wie keins von allen den Dingen, die mich so nahe umgeben. Ich bin nicht von Dir getrennt." Diese glückliche Stimmung theilte sich auch seinen Arbeiten mit. Er verfaßte damals als Einleitung zu der Sammlung von Memoiren, welche er herausgeben wollte, den vortrefflichen Aufsatz: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, von welchem er selbst in hohem Grade befriedigt war. Und auch dieses innige Geistesvergnügen, fährt er in seinem Briefe fort, habe sich wieder an sein Liebstes, sein Alles angeschlossen, und sei von dem Gedanken an seine Lotte nur schöner und süßer zu ihm zurückgekehrt. Seine höchste Begeisterung werde ihm zur Liebe

und selbst seine Geistesarbeiten wollten ihn ohne den Gedanken an seine Geliebte nicht erfreuen. Nur das entzücke ihn, so oft er sich bei etwas Großem begegne, so oft er sich seine eigene Achtung abgewinne — daß er der Liebe seiner Lotte würdiger werde, daß er ihrem hohen Bilde von ihm näher trete.

Wie unendlich wichtig ist es für die Bildung eines Menschen, eine solche edle Herzenserregung zu durchleben. Sie theilt demselben einen sittlichen Ernst, eine Milde, Innigkeit und Wahrheit des Gefühls mit, welche ihm durch nichts anderes gewonnen werden können. Sie ist unersetzlich. Wer sie nicht kennen lernte, der entbehrt einen Theil seiner Menschheit. Hätte Goethe je so tief und treu, wie Schiller, geliebt oder vielmehr lieben können — seine Dichtung wäre zwar nicht reiner und vollendeter, aber durchdränge sie nicht ein geweihterer Geist, eine wärmere Seele? Wohl ist die Liebe nur ein Spiel des Herzens, aber wer dieses Spiel nicht ernst nimmt, dem bringt es wenigstens keinen sittlichen Gewinn.

Von Tag zu Tag aber empfand er das Drückende der Trennung, die Pein seiner Verlassenheit und die Sehnsucht nach einer Vereinigung lebendiger. Er machte in dieser Mißstimmung sogar den Vorschlag zu einer Verbindung mit Fräulein von Lengefeld auch ohne feste Einnahme. Als die Schwestern hierauf erwiederten, daß es ihm mit einem solchen chimärischen Plan nicht Ernst sein könne, erwachte seine ganze Leidenschaft. „Was ich durch den Boten schrieb," versichert er, „ist mir sehr Ernst. Ich wünschte sehnlichst, daß wir überhoben sein könnten, bloß von Briefen zu leben, und ich würde es mir nicht und niemals verzeihen, wenn ich die Entdeckung machte, daß dieser Zwang, diese Resignation wirklich nicht nöthig gewesen wäre. Welcher böse Genius gab mir ein, hier in Jena mich zu binden! Ich habe nichts, gar nichts dadurch gewonnen, aber unendlich viel verloren. Wäre ich nicht hier, so könnte ich leben, wo ich wollte, so könnte ich weit besser als jetzt einen Plan zu meinem Etablissement verfolgen, weil meine ganze Zeit mein wäre. Im Aeußern habe ich mich ganz und gar nicht verbessert; im Gegentheil, ich habe Verlust erlitten, und mir heillose Bekanntschaften aufgebürdet; Verhältnisse, die mir zuwider sind." Diesen Worten fügt er

bei, er wolle im Preußischen etwas anzuspinnen suchen, auch könne er es durchsetzen, innerhalb eines Jahres in Wien ein Unterkommen zu finden, seine einzige (?) Hoffnung habe er aber auf den Koadjutor, den Freiherrn von Dalberg, gesetzt, welcher ihm ein Etablissement in der Pfalz, entweder in Mannheim bei der dortigen Akademie oder in Heidelberg verschaffen könne. Versichere ihn dieser bestimmt und nachdrücklich, daß er für ihn handeln wolle, so werde er bei dem nächsten Anlaß seine Jenaische Professur niederlegen. Alle Winkel der Erde durchsuche er, um den Platz zu finden, den das Schicksal seiner Liebe bereitet haben könnte. Jena bleibe ihm immer gewiß. Und doch könnte er an mehr, als an einem auserlesenen Orte von dem, was ihm seine Schriftstellerei einbringe, vortrefflich und frei und unabhängig leben, und sich zu einem Amte, wenn es doch einmal sein müßte (!), mit jedem Jahre fähiger machen.

So quälte die Liebe den Mann, welchem, so lange er allein stand, seine äußere Lage bisher selten Sorge verursacht hatte. Die Natur findet immer Mittel und Wege, uns in die Welt hineinzuziehen, welcher wir angehören, und der wir uns nicht entschlagen sollen. So hörte er denn auch einen Professor der Mathematik, welcher auf seiner Reise durch Jena ihn besuchte, nicht gleichgültig an. Dieser nämlich trug ihm den weitaussehenden Plan vor, in Frankfurt am Main durch Aktien eine Art von Akademie für das gebildete Publikum zu stiften, an welcher drei Professoren angestellt werden sollten — die philosophischen und schönen Wissenschaften sollte Schiller vortragen. Ungeachtet er zu diesem Plan kein Vertrauen fassen konnte, so versäumte er doch nicht, hiervon seiner Lotte Nachricht zu geben, um so mehr, da eine so freie und auf ein gebildetes gemischtes Publikum berechnete Beschäftigung seiner Neigung angemessener wäre, als der geschichtliche Lehrstuhl in Jena.

Dieser wurde ihm durch Verdrießlichkeiten noch mehr verleidet. Weil er sich auf dem Titel seiner gedruckten Vorlesung einen Professor der Geschichte genannt hatte, beklagte sich Professor H., daß er ihm zu nahe getreten, weil ihm die Professur der Geschichte namentlich übertragen sei, Schiller

sei nicht als Professor der Geschichte, sondern der Philosophie berufen. Die Sache wurde so weit getrieben, daß sich der Akademiediener erlaubte, den Titel dieser Vorlesung von dem Buchladen, wo er angeschlagen war, wegzureißen. Bei dieser Jämmerlichkeit verlor Schiller vollends alle Geduld. „O meine Lieben, Theuerste meiner Seele!“ wandte er sich an das Schwesternpaar, „prüfen Sie alle Möglichkeiten — untersuchen Sie alle Fälle — und denken Sie ein Mittel aus, wie wir die Zeit unserer Trennung abkürzen können. Von neuem bin ich schmerzlich daran erinnert worden, daß ich ohne allen Zweck und Nutzen hier bin.“

Die Freundinnen riethen zur Geduld und Ausdauer, und beruhigten einigermaßen seine leidenschaftliche Aufgeregtheit. Noch wohlthätiger wirkte ihre Reise nach Weimar, wo sie vom Dezember 1789 an einen Theil des Winters zubrachten. Schiller besuchte sie fast jede Woche.

Das schon so weit gediehene und so fest geknüpfte Verhältniß war der Frau von Lengefeld noch immer ein Geheimniß. Die Mutter sah Manches mit andern Augen an, als ihre Töchter. Sie hing an den Vorurtheilen ihres Standes, über welche sich zu erheben damals in Sachsen schwerer war, als in unsern Tagen am Rhein. Schiller war nicht allein arm und ohne eine mit Gehalt verbundene Anstellung, sondern auch von bürgerlicher Abkunft. Sie gefiel sich am Hofe, für den sie ganz gemacht war und sich gebildet hatte. Sie nahm daher damals auch eine Stelle als Erzieherin der Töchter des Fürsten von Rudolstadt an, weßwegen sie sich von ihrer kleinen Familie trennte und in das Schloß auf den Berg zog. Schiller machte sich über diesen Herkulischen Muth, über diese sauerste Arbeit der chère mère recht lustig. Er meinte aber doch, es sei sehr gut, daß die Töchter ihre Mutter nun oben auf dem Schloß suchen müßten, wohin sie bisher immer so schwer zu bringen gewesen wären; „denn am Ende hätten sie ihm noch alle Toleranz für das gute alltägliche Volk der Menschen verlernt[1].“ — Sie selbst war nicht so vermögend, daß sie aus eigenen Mitteln die

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 390.

Existenz ihrer verheiratheten Tochter hätte sichern können. Wegen all dieser Gründe mußte ihr, um ihr unnöthige Sorgen zu ersparen, das Verhältniß Charlottens zu Schiller noch verborgen bleiben, und daß sie es nicht selbst durchschaute, legt kein gutes Zeugniß von ihrem Scharfblick ab.

Um sich aus dieser unglücklichen und qualvollen Lage zu reißen, wandte sich Schiller endlich an den Herzog von Weimar. Er erhielt von ihm die Zusicherung eines Gehalts von zweihundert Thalern als außerordentlicher Professor — denn ordentlicher Professor wurde er erst im März 1789, aber ohne Erhöhung seiner Besoldung[1]. Jetzt schrieb er im Dezember 1789 einen noch erhaltenen Brief an die Mutter seiner Lotte, in welchem er sie um die Hand ihrer Tochter bat. Nur das wollen wir ihm in diesem Schreiben nicht glauben, daß er gesucht habe, diese „Leidenschaft" zu bekämpfen, und daß ihm dieser Zwang, den er sich aufgelegt, viele Leiden gekostet. Er nährte und pflegte vielmehr diese Liebe von Anfang an als die beste und köstlichste Blüthe seines innern Lebens.

Die Familienfreundin in Weimar, Frau von Stein, deren Achtung Schiller durch seinen Charakter und durch sein Talent längst gewonnen hatte, half die Mutter zu seinen Gunsten stimmen. Ein entscheidendes Gewicht aber legte der Koadjutor, Freiherr von Dalberg, in die Wagschale der mütterlichen Bedenklichkeiten. Er ließ ihr sagen, sobald er Kurfürst sein würde, was bei dem hohen Alter des damaligen geistlichen Kurfürsten zu Mainz in Kurzem zu erwarten stand, werde er Schillern ganz nach seinem Wunsch und Sinne anstellen. Gegen Bekannte äußerte er sich näher dahin, er habe ihm ein Gehalt von viertausend Thalern zugedacht, und wolle ihm dabei den freien Gebrauch seiner Zeit lassen. Welche glänzende und, wie es schien, beinahe ganz sichere Aussichten! Frau von Lengefeld beglückte die Liebenden mit ihrer Zustimmung.

Karl Theodor, Freiherr von Dalberg, welcher unserm Freunde eine so sorgenfreie Zukunft eröffnete, war der ältere Bruder des Wolfgang Heribert von Dalberg, den wir schon

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Theil 4, S. 135 und 140.

in Mannheim als einen unzuverlässigen Gönner Schiller's kennen gelernt haben, und des Johann Friedrich von Dalberg, welcher sich als Kenner der Tonkunst berühmt gemacht hat. Karl Theodor von Dalberg war seit 1772 Geheimerath und Statthalter zu Erfurt und verwaltete diese Stelle so musterhaft, daß er durch die vereinte Verwendung Kaiser Josephs und Friedrichs des Großen im Juni 1787 zum Koadjutor und Nachfolger des Kurfürsten von Mainz erwählt worden war. Auch als solcher bekleidete er die Statthalterschaft in Erfurt fortwährend. Sowohl hier, als in seiner spätern glanzvollen, aber wechselreichen und unglücklichen Laufbahn, zeigte er sich überall als einen Beförderer der Wissenschaften und Bildung, als einen wohlthätigen Menschenfreund und einen gewandten Staatsmann. Er wurde ihm Jahr 1800 der letzte Kurfürst von Mainz und Kurerzkanzler, mußte aber seinen Sitz in Regensburg aufschlagen, weil seine Hauptstadt Mainz mit dem ganzen, auf dem linken Rheinufer gelegenen Bezirke des Kurstaates an Frankreich abgetreten wurde. Nur noch im Besitze einiger Theile des Landes war der Fürst in jener unglücklichen Zeit nicht im Stande, sein Schillern gegebenes Versprechen zu erfüllen.

An diese Umgestaltung der Dinge und an die Zertrümmerung der deutschen Reichsverfassung dachten damals die Liebenden nicht, als sie in Weimar und Erfurt, wo sie einen Besuch machten, sich ihr herrliches Leben in der Gegend von Mainz auf das reizvollste ausmalten.

Der Kreis dieser glücklichen Menschen hatte sich mittlerweile vergrößert. Schiller machte damals, während seines häufigen Aufenthalts in Weimar, eine Bekanntschaft, die bald zu der edelsten lebenslänglichen Freundschaft erblühen sollte. Er lernte Wilhelm von Humboldt kennen, zu derselben Zeit, wo dieser sich in Weimar mit der schon oben genannten Freundin der beiden Schwestern, Karolina von D. verlobte. Welche schöne Tage verlebten diese mit einander ganz harmonirenden Menschen! In einem kleinen Kreise edler, geistvoller Freunde schien alles Schöne und alles Glück eine bleibende Stätte gefunden zu haben. Das Beste wurde von Seele zu Seele getauscht, das Besondere und Geringfügige zum

Allgemeinen und Idealen gesteigert, und an den Augenblick der glücklichen Gegenwart knüpfte sich die Aussicht in eine lange in gleicher herzinniger Vereinigung fortgesetzte Zukunft. Denn auch Wilhelm von Humboldt wollte mit seiner künftigen Gattin seinen Wohnsitz in Mainz aufschlagen, und die Frau von Beulwitz dachte ihre Freunde am Rhein oft und auf längere Zeit zu besuchen. So schafft sich Liebe und Freundschaft eine unabhängige Welt, und spricht symbolisch ihre ewige Selbstständigkeit in ihren zeitlichen Gebilden aus.

Von den übrigen Menschen nahm dieser sich selbst genügende Zirkel wenig Notiz, und machte in seinem einmüthigen, originellen Geiste einen eigenen Kontrast mit der übrigen gesellschaftlichen Welt, über deren Beschränktheit man lachte, deren Leerheit man von sich abhielt, um deren Formen man sich wenig kümmerte. Nur in einem solchen Kreis konnte es einem Schiller wohl werden!

Die damaligen Pariser Ereignisse waren ein Gegenstand der häufigen Unterhaltung und einer ernsten Theilnahme. Der Koadjutor ahnte den Umsturz der vaterländischen Verhältnisse schon jetzt, welchen er später im Jahr 1797 auf dem Reichstage zu Regensburg auf das Bestimmteste vorhersagte, wenn die Deutschen nicht in Masse und mit Energie gegen Frankreich aufstünden. Zu dieser Zeit kam auch der liebenswürdige Dichter Salis von Paris zu den Freunden nach Weimar mit einem Empfehlungsschreiben des Wilhelm von Wolzogen, der sich noch dort aufhielt. Die Gräuelscenen hatten in Paris schon begonnen, und Salis' Erzählungen nebst Wolzogen's Briefe schlugen die Freude über die Erstürmuug der Bastille schrecklich nieder, und bestärkten Schiller in seiner besonnenen Ansicht, welcher die Franzosen für kein Volk hielt, dem ächt republikanische Gesinnungen zu eigen werden könnten [1]. Man war wegen des Freundes und Vetters in Unruhe, da er in Paris wie auf einem Vulkan aller Leidenschaften zu leben schien. Doch das Schicksal vergönnte ihm, wohlbehalten nach der Heimath zurückzukehren, um mit unsern Freunden in ein noch innigeres Verhältniß zu treten. Er heirathete

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 65.

nach einigen Jahren Schiller's Schwägerin, Karolina von Beulwitz, nachdem diese sich von ihrem bisherigen Gemahl hatte scheiden lassen. So vollendete sich diese Gruppe gleichgesinnter Menschen. Schiller hatte schon früher von Wilhelm von Wolzogen geurtheilt: „Wolzogen's Anhänglichkeit ist so innig, und nichts Fremdes hat sich in sein Wesen gemischt. Er ist ein gar guter Mensch, ich wünschte, daß er um uns leben könnte.“

Nur noch einen hätten die Freunde gerne in ihrem Bunde gesehen: Goethe. Aber es entstand zu ihrem Verdrusse noch immer keine Annäherung an Schiller, obgleich er sich, wie auch früher, fortwährend freundschaftlich benahm, und in realen Dingen Schillern immer gute Dienste leistete. Goethe selbst erzählt[1], daß er Annäherungsversuche von Personen, die ihnen beide gleich nahe standen, abgelehnt habe. „An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos; ja meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei Geistesantipoden mehr als Ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deßwegen in eins nicht zusammenfallen können.“

Was ihm das Schicksal von dieser Seite noch versagte, ersetzte ihm die hohe Gunst des Himmels vielfach in einer andern Weise. Am 20. Februar 1790 wurde er mit Charlotte von Lengefeld in Wenigenjena durch den Pfarrer Schmidt getraut. Die Mutter der Braut war von Rudolstadt gekommen, und freute sich des Glückes ihrer Kinder von ganzer Seele.

[1] Goethe's Werke in zwei Bänden, B. 2, S. 537. 2.

Zehntes Kapitel.

Historische Arbeiten in Jena. Antrittsrede. Abhandlungen über die erste Menschengesellschaft, über die Sendung Moses' und über die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon.

Auch nachdem Schiller's Professur ein kleines Gehalt beigelegt war, trug ihm sein Amt nicht so viel ein, als er auch bei sehr mäßigen Ansprüchen brauchte. Seine Feder mußte ihn also auch fortan größtentheils erhalten. In seiner Amtsthätigkeit und Geistesrichtung lag es, daß auch sein literarisches Wirken der Geschichte gewidmet war, bis die historischen Arbeiten allmählig immer mehr von philosophischen Beschäftigungen verdrängt wurden.

Hier scheint der passendste Ort zu sein, Schiller's in Jena geschriebene historische Aufsätze und Werke der Reihe nach näher zu beleuchten, und diese einzelnen Schilderungen mit einer allgemeinen Charakteristik des Geschichtschreibers zu schließen. Wenn wir an seinen historischen Bemühungen gleichsam Theil genommen und uns eine würdige Uebersicht in diesem Felde erworben haben, werden wir später frei seinem fernern Lebenslaufe bis zu dem Ziele folgen können, wo die Spekulation neue herrliche Früchte treibt. Alle Last

der Arbeit nehmen wir hiermit von dieser Zeit zum voraus hinweg, so daß es uns später vergönnt sein wird ihn in seinem neuen Verhältnisse nur von rein menschlicher Seite zu zeigen.

Doch sind einige dieser historischen Schriften auch schon vor seiner Verheirathung geschrieben, wie sogleich die Vorlesung, mit welcher er sein Lehramt in Jena eröffnete. Sie erschien zuerst im November 1789 in Wieland's Deutschem Merkur, unter dem Titel: Was heißt und zu welchem Ende studirt man Universalgeschichte?

Diese Vorlesung gehört ohne Zweifel zu dem Ausgezeichnetsten, was vom Standpunkte einer einleitenden allgemeinen Betrachtung je über Geschichte und über Universalgeschichte insbesondere geschrieben worden ist. Der Verfasser fordert von dem Jünger der Geschichte vor allem Wahrheitsliebe und beginnt daher mit einer vortrefflichen vergleichenden Schilderung des bloßen Brodgelehrten und des philosophischen Kopfes oder des Wahrheitsfreundes, für welchen er seine Zuhörer zu begeistern sucht. Dann stellt er, um den Begriff der Universalgeschichte klar zu machen, den primitiven Zustand des Menschengeschlechtes mit der jetzigen Kultur in zwei kontrastirenden Gemälden einander gegenüber, und scheidet aus der ganzen Masse der Begebenheiten die geschichtlichen und aus diesen die universalhistorischen aus. Dieß gibt Gelegenheit, auf das merkwürdige Mißverhältniß zwischen dem Gange der Welt (der Menschheit) und dem Gange der Menschen- oder der Weltgeschichte aufmerksam zu machen. „Jenen möchte man mit einem ununterbrochen fortfließenden Strome vergleichen, wovon aber in der Weltgeschichte nur hier und da eine Welle beleuchtet wird." Hierauf wird der Antheil des philosophischen Verstandes und der zweckdeutenden Vernunft an den historischen Thatsachen eben so tiefsinnig als richtig, kurz auseinander gesetzt; und endlich der hohe intellektuelle und praktische Werth der Geschichte meisterhaft und begeisternd in großen Umrissen angedeutet. Doch wie vermöchte eine dürre Inhaltsanzeige die Gedankenfülle dieser Vorlesung, das Treffende und Umsichtige ihrer Behauptungen, die großartige Gesinnung ihres Verfassers zur Ahnung zu

bringen? Wer vermöchte den prachtvollen Strom der schönsten Prosa zu schildern, in welcher die erhabensten Gedanken ihren würdigen Leib erhalten? — In Aufsätzen, wie dieser, tritt Schiller in seiner vollen Persönlichkeit an den Tag. So kann nur ein Mann schreiben, den die Dichtkunst ernährt hat und beseelt, dessen philosophischer Geist sich sogleich in den Mittelpunkt einer Sache zu versetzen und alle höchste Beziehungen derselben herauszufinden weiß, ein Mann, den die Wahrheit frei gemacht hat von gemeinen und kleinlichen religiösen, moralischen und politischen Ansichten, und welcher endlich mit einem großen poetischen und philosophischen Talente das noch seltnere Genie des sittlichen Charakters verschwistert. Schiller's auf das Allgemeine und Ideale gerichteter Geist war für die Welt- und Kulturhistorie, für eine Philosophie der Geschichte der Menschheit wie geschaffen, und so mußten ihm denn solche universalgeschichtliche Schilderungen vorzugsweise gelingen. Sich in das Einzelne behaglich und weitläufig zu verbreiten, auch bei dem Kleinlichen und Unbedeutenden liebevoll zu verweilen, ist seiner Natur weniger angemessen. Das Kleine nimmt entweder unter seiner schöpferischen Hand einen größern Charakter an, oder es vermag ihn nicht zu fesseln. Daher können auch die allgemeinen Schilderungen ganzer Zeiträume in der Geschichte des Abfalls der Niederlande und in der Darstellung des dreißigjährigen Krieges meisterhaft genannt werden.

Warum hat wohl Schiller seine Geschichte des Abfalls der Niederlande nicht vollendet? Vielleicht deßwegen, weil sie sich vom Beginne des Krieges mit den Spaniern an in unzählige Einzelnheiten zersplittert. Alle diese zerstreuten, sich ähnlichen kleinen Unternehmungen und Vorfälle, aus denen fast allein der Krieg bis zu seinem Ende besteht, zu beschreiben, dazu konnte sich sein universeller Geist nicht herablassen, und dieselben in's Große zusammenzuziehen, war unmöglich, ohne der Geschichte ihr Eigenthümliches und Interessantes zu nehmen. Dagegen fühlte sich Schiller durch den entgegengesetzten großartigen Charakter der römischen Geschichte so angezogen, daß er noch im Jahr 1802 mit leidenschaftlicher Wärme davon sprach, wie er dieselbe sich für höhere Jahre aufspare,

in welchen ihn vielleicht das Feuer der Dichtkunst verlassen haben würde[1].

Beinahe alle andere kleinere historische Aufsätze Schiller's schließen sich entweder ebenfalls an seine Vorlesungen an und wurden zuerst in der Rheinischen Thalia abgedruckt, oder sie erschienen in den historischen Memoiren, welche er damals herausgab.

Die Rheinische Thalia wurde, ohne Zweifel nothgedrungen, so fleißig fortgesetzt, daß in den Jahren 1789 und 1790 je vier Hefte erschienen. Dieser letzte Jahrgang enthielt, außer einigen dramatischen Arbeiten, von denen wir schon früher gesprochen[2], drei historische Aufsätze von der Hand Schiller's.

Wir betrachten zuerst die kleinern Schriften, welche aus seinen universalhistorischen Vorträgen entsprangen und sich der eben dargelegten Antrittsrede anschließen. Dann werden wir im nächsten Kapitel zu den Darstellungen übergehen, welche zum Behuf der Memoiren geschrieben wurden.

Eine der ersten Abhandlungen, welche nicht lange nach der Antrittsrede vorgetragen worden sein kann, ist den Lesern unter dem Titel bekannt: Etwas über die erste Menschengesellschaft nach dem Leitfaden der Mosaischen Urkunde. Dieser Aufsatz erschien zuerst im Jahr 1790, im eilften Hefte der Thalia. Sein Verfasser fügte demselben hier in einer Anmerkung die Worte bei: „Es ist wohl bei den wenigsten Lesern nöthig zu erinnern, daß diese Ideen auf Veranlassung eines Kantischen Aufsatzes in der Berliner Monatschrift entstanden sind.“ — Es ist hiermit der Aufsatz: „Muthmaßlicher Anfang der Menschengeschichte“ gemeint, welcher sich im dritten Bande der vermischten Schriften Kant's (Halle 1799) wieder abgedruckt findet.

Der Mensch folgte ursprünglich bloß seinem Instinkt, und vollendete sich so als Pflanze und Thier. Die erwachende Vernunft entrückte ihn diesem behaglichen Zustand, dem Paradies, und riß ihn auf eine neue Bahn, auf welcher er jetzt noch seiner Vollkommenheit entgegenschreitet. Dieser Abfall von seinem

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Wilh. v. Humboldt, S. 59.

[2] Siehe Theil 1, S. 285 und Theil 2, S. 103 ff.

Instinkte wird von der Schrift als der Fall des ersten Menschen dargestellt; gleichwohl ist er der Anfang seines ächt menschlichen Daseins und ein Riesenschritt der Menschheit [1]. Dann sucht der Schriftsteller die ersten Saamen der Gesittung, die elterliche, die eheliche und die Geschwister-Liebe, im häuslichen Leben auf; zeigt hierauf, wie beim ersten Feldbauern und Hirten jener lasterhafte, aber doch die Vernunft und Sittlichkeit förderende, noch nicht beendigte Kampf des Menschen mit dem Menschen entstehen konnte; und gibt uns ein Bild von der sanften patriarchalischen Herrschaft, welche aber bald bei eingetretener Ungleichheit unter den Menschen an Besitz, an Genuß und an Recht der Tyrannei und einem allgemeinen Sittenverderbniß weichen mußten, bis eine fürchterliche Naturbegebenheit diese regellosen Anfänge der beginnenden Kultur wieder vertilgte. Zuletzt wird nachgewiesen, wie aus dem tapfern Anführer der Jagden gegen wilde Thiere ein Befehlshaber und Richter und zuletzt ein König wurde, denn „der erste König sei ein Usurpator gewesen, den nicht ein freiwilliger einstimmiger Ruf der Nation (denn damals war noch keine Nation), sondern Gewalt und Glück, und eine schlagfertige Miliz auf den Thron gesetzt habe [2]."

Es ist höchst interessant und lehrreich, den Schiller'schen Aufsatz mit dem Kant'schen zu vergleichen, ja jener kann nur dann recht gewürdigt werden, wenn man ihn mit dieser Abhandlung zusammenhält. Bei aller Anhänglichkeit Schiller's an die Ideen seines großen Vorgängers weiß er dessen ungeachtet seine Eigenthümlichkeit und Selbstständigkeit zu behaupten. Beide stellen Muthmaßungen auf nach Analogien der jetzigen Erfahrung über die menschliche Natur. Kant sagt: er wage eine bloße Lustreise, zu welcher er sich der heiligen Schrift als einer Charte bediene. Die biblischen Vorstellungen, des Falles der ersten Menschen, der Stimme Gottes im Paradies, des Aufenthaltes im Garten Eden, und andere deuten sich beide nach ihren Zwecken, oder vielmehr sie nähern

[1] Kant sagt: „Ein kleiner Anfang, der aber Epoche macht, indem er der Denkungsart eine ganz neue Richtung gibt, ist wichtiger, als die ganze unabsehliche Reihe von darauf folgenden Erweiterungen der Kultur."

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1040. 2. (Oktavausg. B. 10, S. 467).

dieselben der Einsicht unseres Jahrhunderts. Alles, was sie buchstäblich nehmen sollen, müssen sie zu verstehen, zu erklären im Stande sein. So weiß Schiller die Angabe der Schrift, daß die frühsten Tyrannen Kinder der Freude gewesen seien, trefflich zu rechtfertigen [1]. Mit Kant meint Schiller, daß es das letzte Ziel der sittlichen Bestimmung des Menschen sei, daß die vollkommene Kunst wieder Natur werde (was Schiller das Paradies der Erkenntniß und Freiheit nennt, wo der Mensch dem moralischen Gesetze in seiner Brust eben so unwandelbar gehorchen werde, als in dem frühern Paradies der Unwissenheit und Knechtschaft [2]), daß, ehe die Menschheit bei diesem fernen Ziel angelangt wäre, der Krieg ein unentbehrliches Mittel der Kultur sei [3], — und viele andere Ideen finden sich zugleich bei beiden Denkern. Wenn aber Schiller manche Gedanken Kant's zur Seite liegen läßt oder nur an ihnen vorbeistreift, so entschädigt er uns durch neue eigenthümliche Ansichten oder er führt Einiges, was Kant bloß andeutet, nach Dichterart anschaulich und lebendig, näher aus. Seine Phantasie stellt uns diesen ältesten Zustand der vorgeschichtlichen Zeit anschaulich vor, als ob er zur Geschichte gehörte, so daß wir es gern vergessen, daß das Ganze auf einem bloßen Philosopheme beruht. Die Darstellung ist so einschmeichelnd, daß uns diese Mythe der Vernunft leicht an die Stelle der überlieferten Mythe tritt. Während wir uns nicht ohne Mühe durch die langen, parenthesenvollen Perioden und die vielen Anmerkungen des Königsberger Philosophen hindurchwinden, durchläuft unser Blick vergnügt und leicht die reichen Gemälde des häuslichen Lebens, der verschiedenen Lebensarten der ersten Menschen, ihrer Verirrungen und Leiden, die der dichtende Denker nacheinander vor uns entfaltet. Wenn Kant's Aufsatz Bewunderung seines Verfassers und (besonders wegen der Schlußanmerkung) in unserer Vernunft einen tiefen Eindruck zurückläßt, so belebt

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1039. 1. (Oktavausg. B. 10, S. 461).

[2] Ebendaselbst S. 1035. 2. (Oktavausgabe B. 10, S., 445).

[3] „Kriegsgefahr," sagt Kant (Vermischte Schriften B. 3., S. 54), „ist auch noch jetzt das einzige, was den Despotismus mäßigt."

Schiller's Darstellung, bei weniger Ideenreichthum und weniger Tiefe, gleichmäßiger die verschiedenen Kräfte unseres Geistes und Herzens.

Die zweite hier zu nennende Abhandlung, die Sendung Moses, eröffnet das zehnte Heft der Thalia und ist nach einer Schrift ähnlichen Inhalts von Br. Decius[1] ausgearbeitet. Der rohe Mensch wird durch die Uebermacht seiner religiösen Gefühle verleitet, alle ihm wichtige Begebenheiten und Naturerscheinungen in's Wunderbare umzugestalten; ihm kommen alle Dinge nur mit den Ahnungen seines überirdischen Glaubens durchwoben zum Bewußtsein. Der ausgebildete Verstand erkennt die nothwendige Gültigkeit der Naturgesetze an und erfaßt die natürlichen Dinge, ohne subjektive Färbung, so wie sie an und für sich sind, denn um seinen ewigen Glauben zu retten, hat er nicht mehr nöthig, die sinnliche Weltordnung umzustürzen. Ob das eherne Schicksal auch Alles zu beherrschen scheint; er kennt die Grenzen dieses Schicksals, und weiß und fühlt sich frei von diesem Schicksal. Im Interesse der Wahrheit und Wissenschaft unternimmt er es nun, mit mehr oder weniger Erfolg und Beruf, Ueberlieferungen, in denen sich die natürliche Wahrheit auf die genannte Weise vermischt findet, vom Wundervollen zu reinigen und auf den ihnen zu Grunde liegenden Thatbestand zurückzuführen, die Natur gleichsam wieder in ihre ursprüngliche Rechte zu restituiren.

So Schiller in der „Sendung des Moses.“ Er nimmt an, daß die Vorsicht diesen zum Erretter seines Volkes bestimmt habe — „aber nicht diejenige Vorsicht, welche sich auf dem gewaltsamen Wege der Wunder in die Oekonomie der Natur einmengt, sondern diejenige, welche der Natur selbst eine solche Oekonomie vorgeschrieben hat, außerordentliche Dinge auf dem ruhigsten Weg zu bewirken[2]“. Ein Hebräer

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1047. (Oktavausg. B. 10, S. 500). Warum hat der Herausgeber der sämmtlichen Werke Schiller's diese Anmerkung abdrucken lassen, aber die oben von uns mitgetheilte, sich auf Kant beziehende ähnliche Bemerkung unterdrückt? — Bei zwei gleichen Fällen ein entgegengesetztes Verfahren! —

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1042. 1. (Oktavausg. B. 10, S. 475).

wird daher, als wäre er ein Aegyptier, sorgfältig erzogen, wird in die Weisheit der ägyptischen Priester eingeweiht, wo er den einzigen Gott, Jhaho (Jehova), die Unsterblichkeitslehre und mancherlei Symbole und Ceremonien kennen lernt, flieht in die Wüste, und in der Verbannung brütet der Unglückliche den großen Plan aus, der Befreier seines unglücklichen Volkes zu werden. Er offenbart den Hebräern den wahren Gott, den er in den Mysterien kennen gelernt hat, aber „er verkündigt ihn auf eine fabelhafte Art," er „umhüllt ihn mit einem heidnischen Gewand, um ihn den schwachen Köpfen faßlich und empfehlungswerth zu machen, und muß zufrieden sein, wenn sie an seinem wahren Gotte gerade nur dieses Heidnische schätzen und auch das Wahre bloß auf eine heidnische Art aufnehmen[1]." Hierdurch hat er aber den unschätzbaren Gewinn, daß der Grund seiner Gesetzgebung wahr ist, und also ein künftiger Reformator die Grundverfassung nicht umzustürzen braucht, wenn er die religiösen Begriffe verbessern will.

Hiernach bestimmt Schiller auch den Werth des Volkes der Hebräer. Er nennt es ein wichtiges universalhistorisches Volk, weil sich das Christenthum und der Islamismus auf die Religion der Hebräer stützen und ohne dasselbe „die sich selbst überlassene[2]" Vernunft erst nach einer langsamen Entwickelung die Wahrheit von dem einigen Gott gefunden haben würde. Einen andern Werth aber, als einen mittelbaren und temporären, erkennt er diesem Volke nicht zu. Er heißt es ein unreines und gemeines Gefäß, worin aber etwas sehr Kostbares aufbewahrt war; — einen Kanal, den, so unrein er auch war, die Vorsicht erwählte, um uns das edelste aller Güter, die Wahrheit, zuzuführen, den sie aber auch zerbrach, sobald er geleistet hatte, was er sollte.

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1047. 2. (Oktavausg. B. 10, S. 499).

[2] Dieser Ausdruck und der ganze Grund scheint mit Schiller's Grundansicht nicht übereinzustimmen. Die Einheit Gottes war ja eine Vernunftidee in dem Kopfe eines ägyptischen Priesters (S. 1042 2. u., Oktavausg. B. 10, S. 478), und Moses Religion ist eine klug angepaßte Vernunftreligion (S. 1046. 1. o., Oktavausg. B. 10, S. 492). „Die sich selbst überlassene Vernunft" hatte also diese Wahrheit längst entdeckt.

Im Einzelnen lassen solche Wunderauslegungen vieles Unerklärliche zurück und erregen oft neue Zweifel. Dessen ungeachtet hat der Versuch für die Vernunft immer etwas Anziehendes, das Entlegenste in Uebereinstimmung mit dem Bekannten zu bringen und das frühste Geschlecht unter den Einfluß derselben Naturgesetze und Leidenschaften zu stellen, dem wir das jetzige unterworfen sehen. Die Unterredungen des Moses mit Jehova in der arabischen Wüste z. B. sind uns eine Stimme aus einer fremden Welt, welche auf unser jetziges Leben gar keine Anwendung mehr hat. Unser moderner Bildungsstand steht von jenem Religionsglauben so weit ab, daß solche Wundererzählungen nicht einmal das religiöse Gefühl der Meisten mehr ansprechen. Solchen kommt eine rationelle Deutung dieser Nachrichten erwünscht, wie sie Schiller versucht. Wie auf ganz natürlichem Wege in Moses Seele die Idee erwacht, wie sie sich ausbildet, wie er an ihr verzweifelt und sie dann wieder aufgreift, und wie er sie endlich verwirklicht, die Idee: Ich will mein Volk erlösen! — hat Schiller psychologisch entwickelt. Moses ist jetzt unserer Gattung wiedergeschenkt, wir leiden und sinnen mit ihm in der Einsamkeit, wir erwägen mit ihm die Hindernisse und Beschränkungen, unter denen er allein seinen großen Plan verwirklichen kann. Er hat vor uns nicht die Gunst des Himmels, sondern nur die Größe des Charakters voraus; wir können ihm unsere lautere Achtung nicht versagen. Eben so tritt jene alte Zeit unserer Denkweise nahe, wenn Schiller nachweis't, wie in einem zertretenen Sklavenvolke allein das blinde Vertrauen zu dem wunderthätigen Jehova und seinem Vertrauten die gänzlich mangelnde Begeisterung und den eignen Muth habe vertreten können.

Dieß wird wohl zur Empfehlung dieses Versuches genügen, wenn auch neuere Untersuchungen es bewiesen haben, daß dergleichen rationalistische Interpretationen unvermögend sind, das reine Gold der Wahrheit an den Tag zu heben[1].

[1] Beiläufig noch eine kritische Bemerkung. In der Ausgabe in Einem Bande S. 1046. 2. unten heißt es: „Daß er diese Thaten wirklich verrichtet habe, und wie man sie überhaupt zu verstehen habe, überläßt man dem Nachdenken eines Jeden.“ Diese beinahe sinnlosen Worte sind offenbar aus

Der dritte Aufsatz, welcher aus Schiller's universalhistorischen Vorlesungen in Jena hervorging und zuerst im elften Hefte der Thalia erschien, ist das Seitenstück des vorhergehenden. Es ist: Die Gesetzgebung des Lykurgus und Solon. Dort hatte er nur den Ursprung der Mosaischen Gesetzgebung zu ermitteln gesucht und deren Grundidee näher charakterisirt; hier setzt er die Verfassungen der zwei Hauptstaaten Griechenlands selbst in einer ziemlich ausführlichen Darstellung auseinander und läßt seine eigene Beurtheilung nachfolgen. Denn allein den Berichterstatter zu machen, war einem Schiller unmöglich: wie er in der Sendung des Moses untersuchend, so tritt er hier hauptsächlich beurtheilend hervor. Er scheint sich in diesem Aufsatze vornehmlich den Plutarch und unter den neuern Bearbeitern französische Alterthumsforscher, namentlich den Verfasser der Reise des jungen Anacharsis, zu Führern erwählt zu haben — weßwegen auch die Insel Salamis bei ihm Salamine heißt[1]. Derjenige, welcher mit den neuern Forschungen über Sparta's und Athen's Verfassungen bekannt ist, wird gewiß in dem Schiller'schen Aufsatze Manches vermissen, Manches verfehlt finden. Nichtsdestoweniger aber wird auch der Kenner diese schöne und lichtvolle Darstellung mit Vergnügen und nicht ohne Belehrung lesen. Denn es ist erstaunlich, welchen Vorzug vor dem bloßen Stubengelehrten, vor dem Kompilator und dem Wortkrämer, der ideenreiche, denkende Geist hat! Er läßt überall in seiner Darstellung das wahrhaft Bedeutende hervortreten, er erzählt nur, was er durchdacht hat, er fügt den Thatsachen die richtigen Gründe bei, er befriedigt durch seine Anordnung, er überrascht durch seine Zusammenstellungen, seine Urtheile sind schlagend, und was er durch seine bloße Intelligenz nicht vermag, das bewirkt er durch die schöne Harmonie seiner sittlichen Kräfte.

folgenden verdorben, die Seite 33 im zehnten Hefte der Thalia stehen: „Daß er diese Thaten wirklich verrichtet habe, ist wohl kein Zweifel. Wie er sie verrichtet habe und wie man sie überhaupt zu verstehen habe“ u. s. w. In der Oktavausgabe ist, wie wir uns eben überzeugen, dieser Fehler berichtigt.

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1054. 1. o. (Oktavausg. B. 10, S. 529. ff.).

Erzählung und Beurtheilung, Stoff und Form durchdringen sich gewöhnlich bei dem guten Historiographen zu Einem inhaltsreichen, seelenvollen Ganzen, und es fällt der ästhetischen Kritik schwer und ist ihr häufig unmöglich, diese verschiedenartigen Elemente in der künstlerischen Darstellung von einander zu scheiden. Denn oft ist der nackte, trockene Vortrag gerade am meisten der Träger eines großen Verstandes, der Zeuge der Eigenthümlichkeit eines Schriftstellers. Dieser urtheilt durch die Art und Weise, wie er erzählt, und offenbart sein Innerstes durch das, — was er verschweigt.

In der vorliegenden Abhandlung aber hat Schiller seine Beurtheilung eigens abgesondert der Erzählung nachfolgen lassen, so daß wir dieselbe zu referiren im Stande sind.

Lykurg's Verfassung ist, die Mosaische Gesetzgebung ausgenommen, die vollendetste des Alterthums. Für seinen Zweck wählte Lykurg die besten Mittel: er leitete alle Interessen, alle Thätigkeit seiner Mitbürger in den Staat ab. Das Vaterland ist der einzige Beziehungspunkt, der einzige Impuls, und Vaterlandsliebe die einzige Tugend der Spartaner. Aber so zweckmäßig und durchdacht die Mittel waren, so verwerflich ist dieser Zweck selbst, so daß bei dieser bewundrungswürdigen Zweckmäßigkeit der spartanische Staat dennoch nur ein schülerhafter, unvollkommener Versuch ist, das als ein Kunstwerk zu behandeln, was bisher dem Zufall und der Leidenschaft überlassen war. Lykurg hemmte das Fortschreiten des Geistes zur Vollkommenheit, worin der einzige Zweck des Staates und aller politischen Anstalten liegt. Alle andere Tugenden, alle Bildung, alle schöne Humanität wurde in Sparta Einer Tugend zum Opfer gebracht. In den Heloten endlich wurde durch die abscheuliche Weise, wie man sie mißhandelte, der Menschheit Hohn gesprochen.

Ganz anders urtheilt Schiller über die Solonische Verfassung. Schon der milde, menschenfreundliche Gesetzgeber selbst besitzt seine volle Zuneigung, und seine Gesetze erndten seinen beinahe ungetheilten Beifall. Er rühmt Solon's Achtung vor der menschlichen Natur, daß er den Staat nicht zum Zweck machte, sondern ihn der Idee des Menschen dienen ließ; und daß er den zufälligen Kulturstand seiner Zeit nicht,

wie Lykurg, durch seine Gesetze verewigen wollte. Er preis't dann alle geistige Blüthen, welche eine solche humane Gesetzgebung trug, und lobt, mit einigen Einschränkungen, den athenienſischen Volkscharakter dem lakedämonischen gegenüber.

Aber es ist offenbar, daß er über Lykurg und seine Spartaner unvollkommen berichtet ist. Schiller hat die gültigsten Zeugen, Thukydides, Platon und Xenophon gegen sich, und selbst der abgeneigte Herodot sagt ihnen nicht so viel Schlimmes nach, als unser deutscher Geschichtschreiber[1]. Die Vaterlandsliebe, welche in das innerste Leben aller Lakedämonier verwachsen war, hatte nothwendig mannigfaltige andere Tugenden im Gefolge; und zum Glück ist die menschliche Natur auch unendlich reicher, als eine einseitige Gesetzgebung. Auch wurden die Lykurgischen Gesetze nicht lange unverändert beibehalten.

Uebrigens zeichnen sich die drei besprochenen Aufsätze durch Klarheit und Einfachheit aus. Es findet sich in ihnen keine Spur von Künstelei oder Ueberladung. Man sieht es ihnen an, daß sie Vorträge vor jüngern Leuten sind, oder daß ihnen solche zu Grunde liegen. Die ursprüngliche Abfassung wirkt auch auf eine spätere Ueberarbeitung nach; und dasjenige, worüber wir uns einmal vor Andern ausgesprochen haben, können wir nachher verständlicher und leichter zu Papier bringen. Was wir uns dagegen im Augenblicke des Niederschreibens erst recht klar machen, fällt uns schwerer und man sieht dem Ausdruck das Ringen und oft die saure Mühe an. Kein Wunder! Die Erzeugung und die Geburt fallen in Einen Moment zusammen.

[1] Besonders S. 1057 1. unten in der Ausgabe in E. Bd. (Oktavausgabe B. 10. S. 545).

Elftes Kapitel.

Memoiren. Charakteristik der ursprünglich für die Memoiren geschriebenen historischen Darstellungen. „Vorrede zur Geschichte des Maltheserordens nach Vertot.“

Bewundernswürdig erschien uns Schiller's Kraft, Fleiß, Thätigkeit und Unternehmungsgeist schon früher. Jetzt, in Jena, konnten ihn seine Vorlesungen und die fortgesetzte Herausgabe seiner Thalia nicht abhalten, noch einen andern großartigen literarischen Plan zu entwerfen und auszuführen. Ich meine die allgemeine Sammlung historischer Memoiren.

Veranlaßt durch eine damals in London erscheinende Sammlung sich auf die französische Geschichte beziehender Memoiren, unternahm er ein ähnliches Werk auch im Deutschen, welches sich aber auf alle Schriften dieser Gattung ausdehnen sollte. Dadurch und daß er die einzelnen Memoiren mit universalhistorischen Zeitgemälden begleitete und wo die Memoiren-Schriftsteller schweigen, die leere Strecke durch eine fortgeführte Erzählung ausfüllte, wollte er diese Sammlung zu einem historischen Ganzen erheben und sie vorzüglich brauchbar machen. Sie zerfiel in zwei Abtheilungen, von denen die erste sich auf die mittlere, die zweite auf die neuere Zeit bezog. In jedem Jahre sollten wenigstens sechs Bände erscheinen; drei von jeder Abtheilung, so lange die ältere, ärmere Epoche noch Memoiren lieferte.

Ueber das Verdienstliche dieses großartigen Unternehmens, welches letztere der Herausgeber in dem Vorbericht zu dieser Sammlung[1] auseinandersetzt, braucht nichts gesagt zu werden. Der größte Theil dieser Schriften war damals entweder noch gar nicht, oder er war schlecht übersetzt, und es war für den Liebhaber oder Gelehrten oft schwer, das zerstreut Vorhandene zusammen zu bringen. In dem eben genannten Vorberichte wird auch auf eine höchst klare Weise über die mittlere Stellung der Memoiren zwischen dem Roman und der eigentlichen Geschichte und über ihren Werth gesprochen und der Umfang derselben treffend bestimmt. Sogar das Wort: Memoiren, hat Schiller in den deutschen Sprachgebrauch eingeführt[2].

Von diesen Memoiren sind in Jena vom Jahre 1790 bis 1806 drei und dreißig Bände erschienen; neun und zwanzig von der neuern Zeit von dem Könige Heinrich dem Vierten von Frankreich an, die übrigen vier Bände aus der frühern Geschichte. Anfangs war Schiller allein, später, vom vierten Bande der ersten und dem dritten der zweiten Abtheilung an, verband er sich mit Woltmann, Paulus und andern, bis er sich bald ganz zurückzog. Auch nach seinem Rücktritt figurirte sein Name noch auf dem Titel[3]. „Diese Sammlung," schreibt er am 12. Februar 1796, „läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgesagt. Dieß gehört auch zu den Germanismen!"

Wir werfen jetzt einen Blick auf die von ihm verfaßten Zeitgemälde, durch welche er die einzelnen Memoiren, deren Herausgabe er besorgte, verständlicher und beziehungsreicher machte, und welche später als eigene geschichtliche Darstellungen in seine Schriften aufgenommen worden sind.

Die erste Abhandlung dieser Art ist die: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. Ihr

[1] Dieser (unter dem 25. Oktober 1789 verfaßte) Vorbericht steht jetzt in Döring's Nachlese S. 228.

[2] Er gebraucht die Sprachform Memoires und bezeichnet diese durch die nähere Bestimmung: historische. Da jetzt die Form Memoiren ohne Beiwort üblich ist, so bin ich dem heutigen Sprachgebrauch gefolgt.

[3] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, B. 2, S. 29.

Verfasser will sie nicht bloß als Einleitung zu der „Alexias" der Prinzessin Anna Komnena (mit welchem Stücke die erste Abtheilung der Sammlung beginnt), sondern zu mehreren folgenden Memoiren, die sich auf das Mittelalter beziehen, betrachtet wissen. Denn am Anfange des ganzen Werkes schien es ihm nöthig zu sein, eine allgemeine Uebersicht über die große Veränderung in dem politischen und sittlichen Zustand von Europa, welche durch das Lehrsystem und die Hierarchie bewirkt worden ist, kürzlich vorauszuschicken, weil ein großer Theil der nachfolgenden Memoiren diese Kenntnisse voraussetze, und auch schon darum, weil sie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entstehung sowohl, als über die Folgen der Kreuzzüge verbreite [1].

Hiermit ist der Ursprung und Zweck dieses Gemäldes, welches im Oktober des Jahres 1789 geschrieben und später nur mit Weglassung einiger einleitenden Worte unverändert in Schiller's Werke aufgenommen wurde, im Allgemeinen hinlänglich bezeichnet. Dasselbe entwickelt uns folgende Hauptideen. Wir Neuern haben vor den Griechen und Römern, welche nur die Nationalfreiheit kannten und außer sich nur Barbaren und Sklaven sahen, die Menschenfreiheit voraus. Wie sind wir zu diesem unschätzbaren Gute gelangt? — Unsere Vorfahren verloren sich nicht in den römischen Ländern, die sie eroberten, wie die Griechen des Alexander unter den Völkern Asiens verschwanden. Sie blieben auf dem neuen Boden der stärkere Theil, und, indem sie die alten Formen schonungslos zerschlugen, behaupteten die Sieger auch ihre geistige Selbstständigkeit. Nun beginnt der rohe germanische Geist eine eigenthümliche Entwickelungsperiode auf einem neuen Schauplatze, unter einem neuen Himmel, in neuen Verhältnissen, im Kampfe mit dem Nachlasse des umgestürzten Rom. Jahrhunderte dauert der Kampf, und die ewige Ordnung der Dinge stärkt die erliegenden Herzen mit dem Glauben der Ergebung und flüchtet die Sitten unter den Schutz des katholischen Christenthums. Durch die Kreuzzüge

[1] Schiller's Vorbericht zu der allgemeinen Sammlung historischer Memoiren, in Döring's Nachlese S. 230.

Ueber das Verdienstliche dieses großartigen Unternehmens, welches letztere der Herausgeber in dem Vorbericht zu dieser Sammlung[1] auseinandersetzt, braucht nichts gesagt zu werden. Der größte Theil dieser Schriften war damals entweder noch gar nicht, oder er war schlecht übersetzt, und es war für den Liebhaber oder Gelehrten oft schwer, das zerstreut Vorhandene zusammen zu bringen. In dem eben genannten Vorberichte wird auch auf eine höchst klare Weise über die mittlere Stellung der Memoiren zwischen dem Roman und der eigentlichen Geschichte und über ihren Werth gesprochen und der Umfang derselben treffend bestimmt. Sogar das Wort: Memoiren, hat Schiller in den deutschen Sprachgebrauch eingeführt[2].

Von diesen Memoiren sind in Jena vom Jahre 1790 bis 1806 drei und dreißig Bände erschienen; neun und zwanzig von der neuern Zeit von dem Könige Heinrich dem Vierten von Frankreich an, die übrigen vier Bände aus der frühern Geschichte. Anfangs war Schiller allein, später, vom vierten Bande der ersten und dem dritten der zweiten Abtheilung an, verband er sich mit Woltmann, Paulus und andern, bis er sich bald ganz zurückzog. Auch nach seinem Rücktritt figurirte sein Name noch auf dem Titel[3]. „Diese Sammlung," schreibt er am 12. Februar 1796, „läuft noch immer unter meinem Namen, obgleich ich mich öffentlich davon losgesagt. Dieß gehört auch zu den Germanismen!"

Wir werfen jetzt einen Blick auf die von ihm verfaßten Zeitgemälde, durch welche er die einzelnen Memoiren, deren Herausgabe er besorgte, verständlicher und beziehungsreicher machte, und welche später als eigene geschichtliche Darstellungen in seine Schriften aufgenommen worden sind.

Die erste Abhandlung dieser Art ist die: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter. Ihr

[1] Dieser (unter dem 25. Oktober 1789 verfaßte) Vorbericht steht jetzt in Döring's Nachlese S. 228.

[2] Er gebraucht die Sprachform Memoires und bezeichnet diese durch die nähere Bestimmung: historische. Da jetzt die Form Memoiren ohne Beiwort üblich ist, so bin ich dem heutigen Sprachgebrauch gefolgt.

[3] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, B. 2, S. 29.

Verfasser will sie nicht bloß als Einleitung zu der „Alexias“ der Prinzessin Anna Komnena (mit welchem Stücke die erste Abtheilung der Sammlung beginnt), sondern zu mehreren folgenden Memoiren, die sich auf das Mittelalter beziehen, betrachtet wissen. Denn am Anfange des ganzen Werkes schien es ihm nöthig zu sein, eine allgemeine Uebersicht über die große Veränderung in dem politischen und sittlichen Zustand von Europa, welche durch das Lehrsystem und die Hierarchie bewirkt worden ist, kürzlich vorauszuschicken, weil ein großer Theil der nachfolgenden Memoiren diese Kenntnisse voraussetze, und auch schon darum, weil sie ein großes und unentbehrliches Licht über die Entstehung sowohl, als über die Folgen der Kreuzzüge verbreite [1].

Hiermit ist der Ursprung und Zweck dieses Gemäldes, welches im Oktober des Jahres 1789 geschrieben und später nur mit Weglassung einiger einleitenden Worte unverändert in Schiller's Werke aufgenommen wurde, im Allgemeinen hinlänglich bezeichnet. Dasselbe entwickelt uns folgende Hauptideen. Wir Neuern haben vor den Griechen und Römern, welche nur die Nationalfreiheit kannten und außer sich nur Barbaren und Sklaven sahen, die Menschenfreiheit voraus. Wie sind wir zu diesem unschätzbaren Gute gelangt? — Unsere Vorfahren verloren sich nicht in den römischen Ländern, die sie eroberten, wie die Griechen des Alexander unter den Völkern Asiens verschwanden. Sie blieben auf dem neuen Boden der stärkere Theil, und, indem sie die alten Formen schonungslos zerschlugen, behaupteten die Sieger auch ihre geistige Selbstständigkeit. Nun beginnt der rohe germanische Geist eine eigenthümliche Entwickelungsperiode auf einem neuen Schauplatze, unter einem neuen Himmel, in neuen Verhältnissen, im Kampfe mit dem Nachlasse des umgestürzten Rom. Jahrhunderte dauert der Kampf, und die ewige Ordnung der Dinge stärkt die erliegenden Herzen mit dem Glauben der Ergebung und flüchtet die Sitten unter den Schutz des katholischen Christenthums. Durch die Kreuzzüge

[1] Schiller's Vorbericht zu der allgemeinen Sammlung historischer Memoiren, in Döring's Nachlese S. 230.

stürzt sie die Hierarchie und die Macht des Adels, und erhöht und gründet zugleich die Herrschaft der Könige und das Bürgerthum. So kommt das mittlere Geschlecht mit ungebrochener Kraft und ungeschwächtem Freiheitssinn an der Schwelle der neuern Zeit, am sechszehnten Jahrhundert an, wo die Vernunft ihr Panier entfaltet und die Wahrheit („oder was man dafür hielt") den Arm der Tapfern bewaffnet. Hier trafen zum erstenmal die Energie des Willens mit dem Lichte der Einsicht, die Freiheit mit der Kultur zusammen, und man erlebte die Wundererscheinung, daß Vernunftschlüsse des ruhigen Forschers das Feldgeschrei wurden in mörderischen Schlachten, und daß der Mensch endlich sein Theuerstes an das Edelste setzte.

Wenn an diesen tiefgreifenden Gedanken etwas vermißt würde, so bestünde es darin, daß darnach das Mittelalter nur als Instrument zu dem modernen „Glücksstand" der allgemeinen Menschenfreiheit, also nur nach seinem äußern, untergeordneten Werthe, aber keineswegs in seiner innern, absoluten Bedeutsamkeit erkannt und gewürdigt wird. Die mittlern Jahrhunderte dienten nicht allein der Folgezeit, sondern sie tragen, auch abgesehen hiervon, einen Werth und Zweck in sich selbst. Die Abhandlung, nach ihrem gewichtigen Gehalt und ihrer meisterhaften Darstellung, ist ganz aus der tiefen Seele ihres Verfassers geschöpft; sie trägt den Stempel seines unsterblichen Genius. Schiller selbst war sehr befriedigt von ihr. „Ich habe," schreibt er darüber am 3. November 1789 an seine Braut in erhöhtem Selbstgefühl[1], „zwei oder drei glückliche Tage erlebt, und ich habe mein Herz dabei beobachtet. Eine Arbeit, die mir anfangs nichts versprach, hat sich plötzlich unter meiner Feder, in einer glücklichen Stimmung des Geistes veredelt, und eine Vortrefflichkeit gewonnen, die mich selbst überrascht. Ich habe noch nichts von diesem Werthe gemacht, wenn mich anders die noch zu große Wärme meines Kopfes, die leicht auf mein Urtheil übergehen könnte, nicht irrt. Nie habe ich so viel Gehalt des Gedankens in einer so glücklichen Form vereinigt und nie dem Verstande so schön

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Bd. 2, S. 39 f.

durch die Einbildungskraft geholfen. Du wirst mich über mein Selbstlob auslachen; aber ich spreche, wie ein fremder Mensch von mir, denn wirklich bin ich mir in dieser Arbeit selbst eine fremde und neue Erscheinung geworden. Es thut mir nur leid, daß Du die ganze Schönheit nicht wohl genießen kannst, weil sie einige genaue historische und politische Kenntnisse voraussetzt, die Dir fehlen und recht gut fehlen dürfen. Es war mir aber nie so lebhaft, daß jetzt Niemand in der deutschen Welt ist, der gerade das hätte schreiben können, als ich. Noch einmal! Du wirst mich auslachen; aber möchtest Du es immer — wenn ich Dir nur so nahe wäre, es zu sehen."

Mit dieser Darstellung steht die nächste Skizze: Uebersicht des Zustandes von Europa zur Zeit des ersten Kreuzzuges, welche ebenfalls in dem ersten Bande der Memoiren zuerst erschien, aber nur ein Fragment geblieben ist[1], in Verbindung. Dieser kurze Aufsatz sollte in seiner jetzigen, unvollendet gebliebenen Gestalt die Ueberschrift haben: Ueber die Entstehung und frühste Ausbildung des Lehrwesens. Denn dieß ist sein alleiniger Inhalt. Man kann über manche Begebenheiten und Verhältnisse der Geschichte auch ohne in einzelne Thatsachen einzugehen, ja ohne sie selbst genau zu kennen, dennoch im Allgemeinen etwas Verständiges und Genügendes sagen. Dieß gelang unserm Schriftsteller auch hier. Wenige historische Fakta weiß er so geschickt zu gebrauchen, daß wir das Feudalwesen des Mittelalters mit einer Art Nothwendigkeit sich bilden sehen; er konstruirt gleichsam dieses große Ereigniß aus seiner Vernunft und entwickelt dessen Fortgang denkend und begriffsmäßig aus der allgemeinen Menschennatur. Befriedigt diese Behandlungsweise auch weniger die Phantasie, so gewährt sie doch unserm Verstande eine klare Einsicht. Lernen wir dann später die mannigfaltigen Einzelnheiten näher kennen, so werden sich dieselben ohne Mühe den allgemeinen Gesichtspunkten unterordnen, die uns der philosophische Historiker aufgestellt hat.

[1] Der Herausgeber der neuen Ausgabe von Schiller's Werken sagt in einer Anmerkung: „wegen der damaligen Krankheit ihres Verfassers." Aber war Schiller im Jahre 1789 wirklich krank? —

Die letzte Darstellung, welche Schiller in die erste Abtheilung seiner Memoiren, und zwar in den dritten Band dieser Abtheilung, einrücken ließ, ist die: Universalhistorische Uebersicht der merkwürdigsten Staatsbegebenheiten zu den Zeiten Kaiser Friedrichs I. Den zweiten Band schickte Schiller ohne eine solche Uebersicht in die Welt, weil ihn „unvorhergesehene gehäufte Geschäfte verhinderten, eine solche abzufassen [1].“ Und auch jetzt vollendete er diese Uebersicht nicht, ungeachtet dieselbe zu dem zweiten und dritten Bande gehörte, ja er überließ später (1795) die Fortsetzung derselben dem Professor Woltmann, welcher sie im vierten Bande fortführte und erst im fünften mit dem Kreuzzuge unter Philipp August und Richard Löwenherz abschloß. Sie war eigentlich bestimmt, Bohadin's Denkwürdigkeiten des Sultans Saladin und Otto von Freisingen's Lebensbeschreibung des Friedrich Barbarossa zum Leitstern zu dienen; die Fortsetzung der Abhandlung wurde aber durch Woltmann so eingerichtet, daß sie zu diesen, unterdessen nun schon erschienenen Denkwürdigkeiten als ein Supplement betrachtet werden konnte [2]. Wir beschränken unsern Bericht auf das uns von Schiller hinterlassene, im Jahr 1790 geschriebene Bruchstück [3].

Der Titel desselben ist wieder ganz unpassend, denn dieses Gemälde erstreckt sich nur von der Thronbesteigung Lothar's des Sachsen bis zur Kaiserwahl Konrad's des Hohenstaufen und zu dessen Unternehmung eines Zuges nach Jerusalem. Die Darstellung endigt also noch nicht einmal da,

[1] Dieß sagt Schiller selbst am Ende der (jetzt von Döring in seiner Nachlese S. 233 aufgenommenen) Vorerinnerung zum dritten Bande seiner Memoiren. Diese Vorerinnerung verbreitet sich übrigens nur über den Kadi Bohadin, den Verfasser der nachfolgenden Lebensbeschreibung des Sultans Saladin. Ein allgemeines Interesse hat sie nicht.

[2] Allgemeine Sammlung historischer Memoiren, Abthl. 1, B. 4, S. IV.

[3] Der Herausgeber der sämmtlichen Werke Schiller's sagt in einer Anmerkung: „Die Fortsetzung unterblieb wegen der damaligen Krankheit des Verfassers.“ Also wäre Schiller sowohl im Jahr 1789, als im Jahr 1790 nicht nur kränklich (das glauben wir gern!), sondern wirklich krank gewesen? — Dieß ist jedenfalls für das Jahr 1790 nicht anzunehmen, welches Frau von Wolzogen (B. 2, S. 71) eines der glücklichsten in Schiller's Leben nennt.

wo sie ihrer Ueberschrift nach zu beginnen verspricht. Wie die erste der hier aufgezählten kleinen historischen Darstellungen sich durch Originalität auszeichnet, die zweite sich durch einen gesunden Verstand empfiehlt, so fesselt uns diese durch ihren blühenden Stil und durch den prachtvollen Fluß der Rede. Man braucht nur in der nachgebildeten Fortsetzung dieser Uebersicht von Woltmann einige Seiten weiter zu lesen, um sich plötzlich in einer andern, niedrigern Sphäre zu fühlen, und um durch den Kontrast an den freien, kühnen und hohen Flug der historischen Muse Schiller's recht lebhaft erinnert zu werden. Besonders ausführlich sind die Züge und die Niederlassung der Normannen in Sicilien und Neapel, bei Gelegenheit des zweiten Römerzuges Lothar's — nicht eigentlich erzählt, sondern charakterisirt. Das Gewaltige, das Heroische in den Unternehmungen und Thaten dieser verwegenen und glücklichen Eroberer hat der Geschichtschreiber schon im Rhythmus seiner Sprache abzuspiegeln gewußt. Rasch, kräftig, siegend, wie der Lauf jener Heldensöhne, ist der Gang seiner Worte. Uebrigens darf man bei Beurtheilung aller dieser drei allgemeinen Charakteristiken ihren ursprünglichen Zweck nicht vergessen, den sie gewiß trefflich erfüllten. Sie sollten den Leser über das leicht verwirrende, reiche Detail der nachfolgenden Memoiren orientiren helfen, ihn von vorn herein auf den rechten Standpunkt der Betrachtung versetzen.

Wie die bisherigen Stücke die erste Abtheilung der Memoiren — oder die Memoiren des Mittelalters — einführten, so diente die „Geschichte der Unruhen, welche der Regierung Heinrichs IV. vorangingen, bis zum Tode Karls IX." den acht ersten Bänden der zweiten Abtheilung, oder der Memoiren der neuern Zeit, welche ungefähr gleichzeitig mit jener erstern Reihenfolge erschienen, zur Einleitung und zur Ergänzung. Der Inhalt dieser historischen Darstellung ist ihrem Titel angemessen; sie führt uns von jenen acht Religions- und Bürgerkriegen unter den letzten Königen aus dem Hause Valois die vier ersten vor. Krankheit und Ueberdruß verhinderten den Verfasser an der Fortsetzung, die der Professor Paulus im neunten Bande gab,

welchen Schiller in gleicher Weise für diese zweite Abtheilung in seine Stelle eintreten ließ, wie den Professor Woltmann für die erste.

Es ist merkwürdig genug, daß Schiller's historische Arbeiten und Unternehmungen beinahe alle unvollendet blieben. Eine historische Darstellung beschäftigte auf längere Zeit seinen Geist nicht genug; sein Interesse ermattete, besonders wenn sich seinem Griffel keine großen Charaktere, keine weiteingreifende Begebenheiten anboten. Man sieht es ihm an, daß er sich über manche unerquickliche Perioden und Ereignisse nur mit Mühe und Widerwillen hinüberarbeitet. Dann bietet er einen allzugroßen oratorischen Apparat auf, der den geschichtlichen Thatbestand eher verdeckt, als erhellt, und sein Ausdruck wird häufig geziert und gekünstelt. So ist hier mit der Erzählung der Bartholomäusnacht sein letztes Interesse an diesen ermüdenden Kabalen und Greuelscenen erschöpft, und was auf einigen Seiten, besonders über den Zustand Karls IX. in seinen letzten Lebensjahren, noch weiter erzählt wird, müßte einfacher und natürlicher gesagt sein, wenn es uns gefallen sollte. Wir sind es wohl zufrieden, daß Schiller einen Stoff ganz aufgibt, welchem seine Persönlichkeit nichts mehr abgewinnen kann.

Die Erzählung dieser „Unruhen" muß mit dem Abfall der Niederlande und dem dreißigjährigen Krieg unseres Geschichtschreibers in Verbindung gebracht werden. In allen drei Werken ist die religiöse Freiheit, für die hier in Frankreich, dort in den Niederlanden und in Deutschland gekämpft wird, die große, den Schriftsteller begeisternde gemeinschaftliche Idee; und wie in den Niederlanden Wilhelm der Verschwiegene, in Deutschland Gustav Adolph, so ist in Frankreich der Admiral von Coligny der Held der Handlung, welcher mit besonderer Vorliebe gut gezeichnet ist. Eine solche Idee und einen bedeutenden Charakter mußte eine Geschichte haben, wenn ihre Darstellung unserm Schiller glücken sollte, eine Idee für seinen philosophischen Geist, einen bedeutenden Charakter für seinen poetischen Genius.

In dieser Verbindung nimmt dieses Geschichtswerk über die französischen Religionskriege eine ehrenwerthe Stelle ein,

für die ihm ursprünglich beigegebenen Memoiren ist es nicht eine Uebersicht (wie die drei bisher namhaft gemachten Abhandlungen), sondern vielmehr eine Einleitung und ein Supplement. Es hat eine davon unabhängige, innere Bedeutung. Das Ganze ist sachgemäß erzählt; manche zusammengefaßte Gemälde, welche zum Theil als philosophische Studien auf geschichtlichem Boden angesehen werden können, z. B. die Schilderung der Wuth der Bürgerkriege [1], sind besonders anziehend; scharfe Zergliederungen der menschlichen Leidenschaften und Zustände sind überall eingestreut. Zuweilen ist zu viel außergeschichtliches Interesse an kleine Jämmerlichkeiten verschwendet; und manches scheint zu würdig, zu ernst, zu tragisch, zu bedeutend genommen zu sein. So wird das mißglückte Unternehmen des Renaudie, die königliche Familie in Amboise im Jahr 1560 aufzuheben, „eine der blutigsten Verschwörungen genannt, welche die Geschichte kennt, eben so merkwürdig durch ihren Zweck und das große Schicksal, welches dabei auf dem Spiele stand, als durch ihre Verborgenheit und List, mit der sie geleitet wurde." Später im Jahr 1562 bemächtigten sich die Guisen des Königes auf eine gewaltsame Weise [2], wie es durch einen Abentheurer auch die Bourbonen thun wollten, um in seinem Namen regieren zu können. Wie wäre denn jenes Unternehmen blutiger und wichtiger, als dieses spätere zu nennen? — Von Coligny heißt es: nachdem ein Preis von fünfzig tausend Goldstücken auf seinen Kopf gesetzt worden sei, „habe ihn die Ruhe für immer verlassen [3]." Doch wohl nur so lange, bis er sich mit dem Hofe ausgesöhnt hatte, wo das wider ihn gesprochene Urtheil zurückgenommen wurde, und er sich der größten Sorglosigkeit überließ [4]. Dahin gehört auch, daß der Connetable von Montmorency in einer vorläufigen Schilderung als ein ganz untadeliger Mann

[1] Ausgabe in Einem Bande, S. 1088. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 138). Hierher gehört auch die Charakterisirung des Geistes des römischen Hofes, S. 1067. (Oktavausg. B. 11, S. 45).

[2] Ebendaselbst S. 1087. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 132).

[3] Ebendaselbst S. 1097. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 178).

[4] Ebendaselbst S. 1099. 2. und S. 1101. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 187 und 196) „Coligny fing an, in eine tiefe Sicherheit zu versinken."

dargestellt wird, über dessen feste Tugend keine Versuchung Macht gehabt habe; und doch heißt es nachher: „Religionseifer war die einzige Schwäche, und Habsucht das einzige Laster, welches die Tugenden des Montmorency beflecktе[1]. — Tacitus übertreibt bisweilen ebenfalls; aber unserm Schiller fehlt die Theilnahmlosigkeit dieses seines Geistesverwandten. Schiller war von der Würde des Menschen durchdrungen, welche er überall suchte und fand. Er interessirte sich daher für jede menschliche Erscheinung, während Tacitus die Römer, also seine Menschheit, aufgegeben hatte. Schiller glaubte und hoffte, und im hoffenden Glauben an die Emanzipation und Veredlung unseres Geschlechtes schrieb er Geschichte. Sein universalhistorisches Bewußtsein schaute in jeder Zeit, jedem Volke in der Tiefe einen edlen Gehalt, oder er faßte sie (wie in einem frühern Aufsatze das Mittelalter) als Uebergänge, als Mittel zum Bessern auf.

Uebrigens glauben wir aus einer Stelle[2] entnehmen zu können, daß Schiller vorhatte, Heinrich den Vierten zum Hauptholden seines Werkes zu machen, den er im vorhandenen Bruchstücke nur zuletzt als Jüngling einführt. Das Werk selbst hätte dann eine andere Ueberschrift bekommen. Ein so humaner, vorurtheilsfreier und ideenreicher König mußte dem Sinne Schiller's besonders zusprechen. Er hat ihm auch in seinem „Dreißigjährigen Kriege" seine Huldigung dargebracht.

Wenn wir in dem trefflichen Aufsatze: „Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter" vermißten, daß ihr Verfasser dem Mittelalter keine innere Bedeutsamkeit, sondern eigentlich nur einen relativen Werth zuschrieb, so werden wir für diesen Mangel durch einen andern Aufsatz schadlos gehalten. Wir meinen die „Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Vertot, von M. N. bearbeitet," welche im Jahre 1792 geschrieben ist. Hier findet sich alles rechtmäßige Lob, welches dem Mittelalter in der

[1] Schillers Werke in Einem Bande, S. 1075. 2. und S. 1083. 2. (Oktavausgabe B. 11, S. 81 u. 116.

[2] Ebendaselbst S. 1096. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 171 unten).

neuern Zeit oft zu reichlich gespendet worden ist, in wenigen Worten gleichsam anticipirt. Jedes wahre, gründliche Lob dieser Zeit scheint nur eine weitere Auseinandersetzung folgender Grundideen zu sein, die unser philosophischer Forscher der Menschengeschichte, auch in schöner, würdevoller Sprache, uns zur Ueberzeugung macht. Unsere Zeit hat vor der mittlern offenbar den Vorzug der größern Kultur, diese vor jener den der praktischen Tugend — der Begeisterung des Herzens, des Schwunges der Gesinnungen, der Stärke des Gemüthes, der Energie des Charakters voraus. Die bloße Verstandesaufklärung ohne sittliche Kraft können wir kaum für einen sittlichen Gewinn rechnen; dagegen gibt schon die bloße sittliche Kraft, der gute Wille, das Theuerste an das Edelste zu setzen, einem Menschen und Zeitalter einen hohen Werth. Huldigte die Menschheit im Mittelalter, z. B. während der Kreuzzüge, auch einem Aberglauben und Wahn, so huldigte sie ihm doch mit Hingabe, mit Ueberzeugungstreue, mit Aufopferung, und sie ließ sich im Grunde immer von überirdischen, wenn auch unrichtigen Beweggründen leiten, sie gehorchte bereitwillig einer übersinnlichen, wenn auch mißverstandenen Idee. Das Sittengesetz hüllte sich in materielle Gebote, z. B. unter der Fahne des Kreuzes zu streiten; in Kirchensatzungen, in sanktionirte Lehren der Apostel, damit sich an diesem gemäßern, gröbern Stoffe die sittliche Güte des Willens übte und entwickelte, dereinst auch dem reinen Vernunftgebote Folge zu leisten. Darin also übertrifft uns die mittlere Zeit: jene Menschen thaten für ihre Thorheit mehr, als wir für unsere Weisheit; ihre Thorheit selbst aber hatte einen idealen Ursprung, also einen überirdischen Hintergrund. Durch die Großartigkeit und Erhabenheit dieser Idee, und durch die Uneigennützigkeit und Treue, womit die Menschen ihr folgten, hatte das Mittelalter auch einen entschiedenen Vorzug vor dem Alterthum. Denn der Grieche und Römer lebte und kämpfte nur für seine Existenz, für sein beschränktes Vaterland, für zeitliche Güter, für das Phantom der Ehre und Weltherrschaft. Die Richtung der mittlern Zeit war eine viel höhere, allgemeinere, und regte die Menschheit in ihren Tiefen auf.

Zwar ist diese Ansicht unter dem Einfluß der Kant'schen Philosophie vorgetragen. Aber Schiller entwickelt seine Ideen so selbstständig, daß jenen Einfluß nur derjenige erkennt, welcher mit der Kant'schen Moral vertraut ist. Uebrigens war er hier auf dem besten Wege, auch über den Katholicismus zu einer gerechtern universalhistorischen Würdigung zu gelangen. Aber hierbei überwog die Abneigung das Urtheil.

Von jenem freien, ächt-humanen Standpunkt aus beurtheilt Schiller in dem Aufsatze, aus dem wir die obigen Ideen entlehnt haben, auch die Ritter des Maltheserordens — „die wir unter dem Panier des Kreuzes der Menschheit schwerste und heiligste Pflichten üben sehen." — Eine zweite Merkwürdigkeit dieses Ordens findet er dann darin, daß derselbe dem philosophischen Forscher eine ganz eigenthümliche Form der politischen Gemeinschaft darstellt, einen *mönchisch-ritterlichen* Staat.

Werfen wir einen Blick über diese mannigfaltigen kleinern historischen Schriften, die nach Bouterweck's Urtheil zu dem Vortrefflichsten gehören, was Schiller in Prosa geschrieben hat, so daß aus ihrem Studium selbst der eigentliche Geschichtsforscher Gewinn für seinen Verstand und seine historische Kunst schöpfen könne[1], so begegnen uns in ihnen überall die Ideen und Gefühle, welche Schiller's *sittliches* Leben begründeten und durchglühten. Ihm verstand es sich von selbst, daß die Sittengesetze, welchen sich der einzelne Mensch zu unterwerfen hat, auch für ein ganzes Volk und für die ganze Menschheit gelten; und Moral und Politik waren ihm unzertrennlich verbunden. — So gedenkt er in seiner Antrittsrede, wie in dem Gedichte: Die Künstler, rühmend seiner Zeit, weil sie „das *menschliche* Jahrhundert sei." Er fand hiermit die *eine* seiner Grundideen in seinem Zeitalter wieder. Sogleich im nächsten Aufsatz[2] nennt er ausdrücklich *Freiheit und Humanität* als den Inbegriff aller moralischen Güter und die Ziele der Entwickelung unseres Geschlechtes. In der „Sendung Moses" kann er dann dem

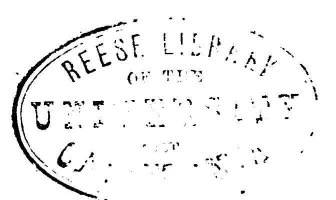
[1] Neue Leipziger Literaturzeitung 1805, Nr. 93, S. 1479.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1035. (Oktavausg. B. 10, S. 443).

hebräischen Volke nur eine vorübergehende, dienende Bedeutung in der Weltgeschichte zuschreiben, denn er findet bei ihm beides nicht, weder den Muth und das Selbstvertrauen der Freiheit, noch die holden Tugenden schöner Menschlichkeit. Dagegen lobt er aus gleichem Grunde in der folgenden Abhandlung die Gesetzgebung des Solon, welche die Humanität mit der Freiheit vereinigte, und tadelt die Einrichtung des Lykurgus, welche den Menschen in dem Staatsbürger ertödtete. In der Schrift: Ueber Völkerwanderung, Kreuzzüge und Mittelalter, erhebt er dann, sich ganz getreu, in Einer Hinsicht, die mittlere und neue Zeit über das Alterthum, weil dieses nur die Nationalfreiheit kannte, in jenen aber sich die Menschenfreiheit entwickelte; und er hebt hier, und in dem ergänzenden Aufsatze: Vorrede zu der Geschichte des Maltheserordens nach Vertot, den eigenthümlichen Werth eines energischen Willens, einer glühenden Begeisterung, eines thatkräftigen Gemüthes, eines entschiedenen Charakters und der andern praktischen Kräfte der menschlichen Natur im Gegensatz gegen die bloße theoretische Ausbildung auf eine vortreffliche Weise hervor. So legte er das Mittelalter richtig aus, indem er es nach sich selbst deutete, denn auch mit der Weltgeschichte steht der Genius „in ewigem Bunde.“ Und auf ähnliche Art offenbaren uns auch die übrigen, von uns beurtheilten Schriften überall das sittliche Lebenselement Schiller's und seine geläufigsten und liebsten Ansichten. Man sieht es manchen derselben an, daß sie sich Ideen anschließen, welche sich damals von Frankreich aus auch über Deutschland verbreiteten. Dieß scheinen sogar einzelne Ausdrücke zu bestätigen, wie „Nationalversammlung, Volkssouverainität, Repräsentanten des Volks,“ welche in der Thalia jedesmal mit gesperrter Schrift gedruckt sind. In folgender Stelle hat Schiller, bei Gelegenheit der Beurtheilung der Solonischen Staatsverfassung, auch sein politisches Grundprinzip ausgesprochen[1]. „Alle große Versammlungen,“ sagt er, „haben immer eine gewisse Gesetzlosigkeit in ihrem Gefolge, alle kleinere haben aber Mühe, sich von aristokratischem Despotismus ganz rein

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1057. 1. o. (Oktavausg. B. 10, S. 543).

zu erhalten. Zwischen beiden eine glückliche Mitte zu treffen, ist das schwerste Problem, das die kommenden Jahrhunderte erst auflösen sollen. Bewundernswerth bleibt mir immer der Geist, der den Solon bei seiner Gesetzgebung beseelte, der Geist der gesunden und ächten Staatskunst, die das Grundprinzipium, worauf alle Staaten beruhen müssen, nie aus den Augen verlor: sich selbst die Gesetze zu geben, denen man gehorchen soll, und die Pflichten des Bürgers aus Einsicht und aus Liebe zum Vaterland, nicht aus sklavischer Furcht vor der Strafe, nicht aus blinder und schlaffer Ergebung in den Willen eines Obern zu erfüllen." — Auch in diesem Grundprinzip begegnete „der große Abgeordnete von Marbach," wie ihn ein Freund der Bürgerfreiheit in der Ständeversammlung in Stuttgart nannte, dem großen Denker von Königsberg.



Zwölftes Kapitel.

Geschichte des dreißigjährigen Kriegs. Die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls Vieilleville.

Die letzte große Produktion, mit welcher Schiller ruhmvoll die historische Laufbahn verließ, wie er sie mit der Geschichte des niederländischen Abfalls begonnen hatte, war die Darstellung des dreißigjährigen Krieges. Wie in der frühern Periode das erste und das letzte Drama die hervorragendsten sind, während die mitten innen liegenden Schauspiele einen geringern Werth haben, so begann und beschloß er seinen historischen Weg mit den beiden ausgezeichnetsten Werken, zwischen die eine verschiedenartige Menge untergeordneter kleinerer Arbeiten fällt.

Es ist bekannt, daß Schiller die Darstellung des dreißigjährigen Kriegs für Göschen's „historischen Kalender für Damen" verfaßte, in dessen Jahrgängen für 1791—1793 sie bruchstückweise erschien. Aber ohne Zweifel ging die Wahl gerade dieses Gegenstandes nicht von Göschen, sondern von Schiller selbst aus. Wie hätte dieser sich auch vorschreiben lassen, was er liefern solle? Vielmehr lag diese Geschichte in der Richtung seines Geistes und grenzte an seine gründlichsten

historischen Studien und bisherigen Schriften. Nur die Glaubensfreiheit, für welche gekämpft ward, konnte ihm diesen Krieg interessant machen; und von dieser Idee geführt, beschrieb er den dreißigjährigen Krieg, mit welchem die heftigsten Bewegungen und blutigsten Kämpfe, welche die neue Religion überhaupt in Europa hervorgebracht hatte, von ihm dargestellt waren[1]. Ein gewisser historischer Cyklus war hiermit abgeschlossen.

Und diese Geschichte ist eigentlich — wer möchte es glauben? — für Damen geschrieben — gerade so, wie wir auch in der Geschichte des Abfalls der Niederlande eine solche zarte Beziehung gefunden haben. Er schrieb für den Menschen — und das rein Menschliche, wo werden wir es in der neuern Zeit eher suchen und reiner finden, bei Männern oder Frauen? Er übergab ein Gemeingut der Nation, der Menschheit den Händen der Frauen. Am Ende des ersten Theils[2] wendet er sich im Damenalmanach für 1791 mit folgenden, nachher ausgelassenen Worten an seine Leserinnen: „Aber ihn (den Gustav Adolph) auf diesem siegreichen Gang (nach Süddeutschland) zu begleiten, verbieten mir die engen Grenzen dieser Erzählung, die vielleicht schon jetzt überschritten sind. Ungern verlasse ich einen Schauplatz, der an schimmernden Thaten immer reicher wird, immer reicher an unsterblichen Männern, überraschenden Wechseln des Glücks, verworrenen Schicksalen und wundervollen Krisen. War die Voraussetzung nicht zu kühn, die Aufmerksamkeit meiner Mitbürgerinnen für eine Geschichte zu erregen, die keinen Reiz hat, als ihre Wichtigkeit, und keinen Schmuck duldet, als die Würde ihres Inhalts, so wird ihr Beifall auch ermuntern, den Faden dieser Geschichte im nächstfolgenden Jahre wieder aufzunehmen."

Aber in diesem Jahr 1791 befiel ihn jene lebensgefährliche Krankheit, von welcher unten die Rede sein wird, so daß er in den Damenkalender für 1792 nur ein kleines Stück

[1] Siehe Theil 2, S. 144.

[2] Nach den letzten Worten in Schiller's Werken in E. Bd., S. 959. 2. u. (Oktavausgabe B. 9, S. 270) „die Eroberung Böhmens."

einrücken lassen konnte, welches Wieland mit einer gedehnten Vorrede begleitete. Diese Geschichte, äußert sich Wieland, welche namentlich für Leserinnen bestimmt sei, habe, ohne Uebertreibung könne man das sagen, so viele Leser gehabt, als es in dem ganzen Umfang unserer Sprache Personen gebe, die auf einigen Grad der Kultur des Geistes Anspruch machen könnten. Sie habe selbst die Erwartungen übertroffen, zu welchen man sich durch Schiller's ersten Versuch in dem historischen Fache berechtigt gehalten; einen Versuch, der bereits alles, was unsere Literatur in dieser Art aufzuweisen hatte, hinter sich zurückgelassen, und natürlicher Weise in allen, denen der Ruhm der Nation nicht gleichgültig sei, den Wunsch habe erregen müssen, daß ein Schriftsteller, der bei seinen ersten Schritten in dieser Laufbahn ein so entschiedenes Talent, sich zu einem Platze neben Hume, Robertson und Gibbon empor zu arbeiten gezeigt habe, sich, wo nicht gänzlich, doch hauptsächlich der Geschichte unseres Vaterlandes widmen möchte. Dann verbreitet sich der gute Greis über die Glückseligkeit der deutschen Reichsverfassung, welche auf „jener berühmten Nationalversammlung zu Osnabrück“ gegründet worden, und welcher, um die vollkommenste aller „Konstitutionen“ zu sein, nur — der Gemeingeist fehle, der in dem achtzehnten Jahrhundert doch mehr ab- als zugenommen zu haben scheine. Diesen wieder anzufachen, gebe es kein trefflicheres Mittel, als solche Darstellungen aus der vaterländischen Geschichte, wie die des dreißigjährigen Krieges von Schiller. Um so mehr bedauert er die hartnäckige Krankheit des trefflichen Mannes, die ihm die Vollendung seines Werkes unmöglich gemacht. — Doch fügte Schiller diesem abermaligen Bruchstück noch drei kurze Biographien bei, welche in einer Nachlese der Schiller'schen Werke nicht vermißt werden sollten. Sie dienen im Almanach drei Bildnissen von Personen der damaligen Zeit zur Begleitung[1].

[1] Es folgt noch eine vierte Lebensskizze, nämlich von Axel Grafen von Oxenstierna, welcher man es aber schon am ersten Satz ansieht, daß sie nicht von Schiller verfaßt ist, was dieser auch indirekt dadurch bestätigt, daß er selbst ihrer im Damenkalender von 1793, S. 644 in einer Anmerkung als „einer vortrefflichen Schilderung“ erwähnt. Daß die andern drei Gemälde

Das Lebensgemälde der Landgräfin von Hessenkassel, Amalie Elisabeth, ist lebendig, anziehend und mit Neigung geschrieben; das Leben des Kurfürsten Maximilian von Baiern ist dann in's Allgemeine zusammengezogen und nur dem Verstande zugänglich. Die Lebensbeschreibung des Kardinals Richelieu endlich charakterisirt sich durch scharfe Hiebe gegen Priester und Höflinge — zum Zeichen, daß damals beide in der Gunst bei Schiller noch nicht gestiegen waren.

In dem Damenkalender für 1793 folgte endlich der Ueberrest dieser Geschichte, beinahe die Hälfte des ganzen Werkes[1]. Und hier wollen wir sogleich eine Eigenthümlichkeit desselben bemerken und erklären. Die drei Jahre, in welchen Gustav Adolph die Schlachten und Schicksale Deutschlands lenkt, nehmen in diesem dreißigjährigen Kriege beinahe ein Drittheil des ganzen Werkes ein. Aber von dem Tode dieses Königes und der Ermordung Wallensteins an ist plötzlich Schiller's Interesse und Geduld erschöpft. Die ganze übrige Kriegszeit wird im Fluge durcheilt, und während die Thaten des nordischen Helden allein beinahe zwei Bücher einnehmen, werden die letzten vierzehn, an Unterhandlungen, Zügen, Schlachten, Glücksfällen und Personen so reichen Kriegsjahre in ein einziges Buch, nämlich in das fünfte des zweiten Theils, in das letzte, zusammengepreßt. Des Verfassers Lust war mit dem Verschwinden der hervorragendsten Charaktere dahin, und auch der Almanach ließ keine größere Ausdehnung zu, wenn das Ganze dießmal beendigt werden sollte. Er selbst entschuldigte diesen Mißstand nach der Erzählung von Wallensteins Tod, am Ende des vierten Buches, mit folgenden Worten[2]:

„Gustav Adolph und Wallenstein, die Helden dieses kriegerischen Dramas, sind von der Bühne verschwunden, und

wirklich von Schiller sind, sieht man auch aus einer Stelle der Biographie Richelieu's, wo der Schreiber sich den Verfasser des dreißigjährigen Krieges nennt.

[1] Von den Worten: „Das allgemeine Geschrei des Unwillens" (Schiller's Werke in Einem Bande, S. 968. 1. u., (Oktavausgabe B. 9, S. 310) an.

[2] Kalender für Damen für 1793, S. 737 f.

mit ihnen verläßt uns die Einheit der Handlung, welche die Uebersicht der Begebenheiten bisher erleichterte. Von jetzt an vertheilt sich die Handlung unter mehrere Spieler, und die noch übrige Hälfte dieser Kriegsgeschichte, fruchtbarer an Schlachten und Negotiationen, an Staatsmännern und an Helden, dürfte an Interesse und Reiz für meine Leserinnen desto ärmer sein. Da die engen Grenzen dieser Schrift mir keine ausführliche Darstellung mehr erlauben, und ich es nicht wagen darf, die Gefälligkeit meiner Leserinnen durch eine dritte Fortsetzung zu mißbrauchen, so mache ich hier der umständlichen Erzählung ein Ende, und behalte die Vollendung derselben einem schicklichern Platz und einer freiern Muße vor. Abwechselung ist das Gesetz der Mode, und ein Kalender darf, wenn ihm diese Göttin ihren Schutz nicht entziehen soll, keine Ausnahme davon machen. Nur noch einen flüchtigen Blick erlaube man mir über die zweite noch übrige Hälfte dieses Krieges zu werfen, um wenigstens einen Umriß des Ganzen zu geben, und der Neugier zu halten, was ich der Wißbegierde schuldig bleiben muß."

So ist also diese Geschichte mehr zu Ende gedrängt, als geführt, und kann wegen dieses präcipiten Ausganges ihrem ganzen Umfang nach nicht auf den Namen eines in allen seinen Theilen gleichmäßig gehaltenen historischen Kunstwerkes Anspruch machen. Dieß ist aber auch der alleinige Mangel, weßwegen ihr dieser Ruhm nicht unbedingt zuzuschreiben ist. In diesem letzten Buche war für Malereien, Reflexionen, Charakterschilderungen wenig Raum mehr, und der Verfasser konnte hier nur die Eine große Geschicklichkeit bewähren, das mannigfaltige Detail auf ein unausgeführtes Bild des Interessantesten zu beschränken.

Auch diese Geschichte, wie die des niederländischen Abfalls, wird durch eine, das ganze Feld umspannende Einleitung, eröffnet, und man kann nicht sagen, daß Schiller sich hier wiederhole, wie man dem römischen Geschichtschreiber Sallust vorgeworfen hat, daß er in den Eingängen seiner beiden historischen Monographien ungefähr dieselben Ideen bearbeite. Eine Charakteristik des ganzen Zeitalters macht den Anfang. Wie sich in der Zeit des dreißigjährigen Kriegs alle

Weltbegebenheiten an die Reformation angeschlossen, wie diese eine Sympathie der europäischen Staaten hervorgerufen, und zwar wohl durch ihre innere Wahrheit, aber noch mehr durch das Privatinteresse der Fürsten gesiegt habe, welches damals zum Glück mit dem Enthusiasmus der Völker Hand in Hand ging; wie das Schicksal der neuen Religion dadurch bestimmt worden, daß das habsburgische Haus der Vorfechter der alten Lehre war und zugleich nach der Universalherrschaft trachtete; welche allgemeinen und besondern Gründen bei jener Anhänglichkeit obwalteten; wie die deutschen Fürsten und die Protestanten verschiedener Staaten sich gegen die Uebermacht und den Religionsdruck dieses Geschlechtes vereinigten, und wie hierdurch die engen politischen Schranken der einzelnen Länder zusammenstürzten und einem kosmopolitischen Sinn Platz machten — dieß alles ist eben so lichtvoll, als anziehend dargestellt. Mit kühnem und sicherm Schritt wandelt Schiller über diese Höhen, von denen er dann zum Augsburgischen Religionsfrieden herniedersteigt. Wie in den Bestimmungen dieses Friedens schon die Saamen eines neuen Krieges lagen, die Interessen und die Stimmung der Partheien ihm Nahrung brachten, welche Verhältnisse aber seinen Ausbruch verhinderten, ist hierauf besonders scharfsinnig entwickelt.

Dann führt er uns erzählend, schildernd, betrachtend durch die Regierungsjahre Ferdinands des Ersten und seiner Nachfolger und entwickelt uns die Ursachen in fernern und nähern Veranlassungen des Religionskrieges, bis er uns unvermerkt in die erste Scene seines Dramas versetzt hat. Aber kaum hat er uns den Ausgang des böhmischen Aufruhrs und das Schicksal des bethörten Friedrich des Fünften von der Pfalz vor die Augen gestellt, so erhebt er sich im zweiten Buche schon wieder zu einer allgemeinen Schilderung, indem er den damaligen Zustand der europäischen Staaten charakterisirt und uns dadurch das Terrain kennen lehrt, auf welchem dieser, bald europäische Krieg spielen, oder von woher er Brennstoff erhalten sollte. Unaufhaltsam eilt nun die Handlung dahin, so lange noch Männer vom zweiten Range, Ernst von Mansfeld, Christian von Braunschweig, Georg Friedrich von Baden und König Christian der Vierte von

Dänemark ihre Vollstrecker sind. Und erst mit Wallenstein und Gustav Adolph gewinnt die Erzählung einen langsameren Schritt, mehr Ausführlichkeit und ihr volles Interesse, und von diesen beiden beleuchtet treten jetzt auch Tilly und der Kaiser Ferdinand der Zweite in hellem Licht bestimmt hervor. Die acht Jahre von 1626, wo Albrecht von Wallenstein mit einem selbstgeworbenen kaiserlichen Heer auf dem Schauplatz erscheint, bis zum Jahre 1634, wo er, nach Schiller's Darstellung, als ein Opfer seiner Ehrsucht fällt, machen den gelungensten Theil des ganzen Werkes aus, und nehmen in demselben auch mehr Raum ein, als die ganze übrige Geschichte. Man sieht hieran schon, welchen Einfluß des Verfassers eigenes Urtheil und Neigung auf seine Arbeit ausübten. Die Geschichte nahm unter seinen Händen die Gestalt seines Geistes an.

Der dreißigjährige Krieg ist mit dem Abfall der Niederlande unter denselben kosmopolitischen Gesichtspunkt gestellt, nur daß Schiller's Freiheitsideen hier weniger treiben und blühen konnten, als in dem frühern Werk. Es galt nämlich hier nicht auch die Befreiung von einem Despoten und die Wiederherstellung oder Gründung einer Republik, wie bei der niederländischen Nation, sondern es war nur ein Kampf für religiöse Wahrheit oder für das, „was mit Wahrheit verwechselt wurde“ — für „Meinungen“, wie es anderswo heißt, darzustellen. Diese positiven Religionsdogmen waren es nicht, welche einen Schiller begeistern konnten, und er sagt ausdrücklich: das Augsburgische Bekenntniß habe dem protestantischen Glauben eine positive Grenze gesetzt, ehe noch der erwachte Forschungsgeist sich diese Grenze habe gefallen lassen, und die Protestanten hätten dadurch unwissend einen Theil des Gewinns, den ihnen der Abfall von dem Papstthum versicherte, verscherzt [1]. Schiller theilte die Lehrmeinungen der Protestanten nicht, und konnte in so weit ein theilnahmsloser Zuschauer ihrer „schwärmerischen Anhänglichkeit an ihren Glauben“ und ein unbestochener Beurtheiler ihrer Handlungen sein. Nur von seiner negativen Seite als Befreiungskrieg,

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 905. 1. (Oktavausg. B. 9, S. 27).

konnte ihn dieser Kampf ansprechen, aber er gewann ihm dadurch auch ein politisches Interesse ab, daß sich ihm die Unterdrücker der Gewissensfreiheit zugleich als Despoten darstellten. Die Kirchentrennung in Deutschland gewinnt ihm eine höhere Wichtigkeit, weil sie „gegen politische Unterdrückung einen bleibenden Damm aufthürmte“. Die Prinzen des spanisch-östreichischen Regentenhauses, „diese Säulen des Papstthums“, werden auch als die Unterdrücker der europäischen Freiheit bezeichnet. — Sie werden auf ihrem Wege zur Universalmonarchie nur dadurch aufgehalten, daß der Religionsfanatismus den Fürsten, die eigentlich nur für ihre Selbstständigkeit stritten, zahllose tapfere Streiter lieferte. Daher ist Ferdinand der Zweite ein „Despot, deren freilich die Geschichte noch weit schlimmere aufstellt“; und während er allenthalben als der Unterdrücker „der deutschen Freiheit“ geschildert wird, ist Gustav Adolph als deren Beschützer dargestellt. Hiernach wird beiden Partheien und deren Vertretern Lob und Tadel vertheilt: ein sehr bedingtes Lob den Protestanten, in deren Ansichten Schiller nicht befangen ist, und deren Motive er selten billigen kann; ein oft herb hervorbrechender Tadel, besonders der habsburgischen Fürsten, deren Streben ihm von Grund aus zuwider ist. Doch auch sein humaner Sinn spricht sich bisweilen lobend oder tadelnd aus. Gustav Adolph steht dem barbarischen Tilly und dem fürchterlichen Wallenstein gegenüber, „denen die sanftern Tugenden des Menschen fehlen, die den Helden zieren und dem Herrscher Liebe erwerben“ — Tugenden, die selbst an dem „kriechend frömmelnden und hochfahrenden“ Ferdinand dem Zweiten noch gerühmt werden. Doch blickt Schiller's Lob und Tadel nur selten durch, beinahe nur in einzelnen Wörtern, und liegt oft nur in der Fassung seiner Rede.

Aber auch bei dieser Weise, wie Schiller den Religionskrieg auffaßte, konnte dieser ganze Gegenstand ihn doch nicht recht begeistern. Mochte auch Gustav Adolph als ein Beschützer der deutschen Freiheit dargestellt werden können, so sind doch seine Nachfolger in Deutschland nur von Eroberungssucht getrieben, und selbst Gustav Adolph mußte bei Lützen frühzeitig sterben, um bei der Nachwelt in reinem

Andenken zu leben. Aber jene Freiheit selbst, auf welche Schiller so oft zurückkommt, ist es denn die bürgerliche, persönliche Menschenfreiheit, für welche er glüht? oder ist es nicht vielmehr die sogenannte Reichsfreiheit, die Eigenmacht der Stände, welche in Folge dieses Krieges bis zur Untergrabung der Macht des Staatsoberhauptes und zur Zersplitterung Deutschlands gesteigert wurde, so daß nun der Eigenwille der einzelnen Herrscher bald kein Gegengewicht und keine Begrenzung mehr hatte und mit dieser sogenannten Freiheit also die Willkühr erst recht beginnen konnte? — Diese entgegengesetzte Gedankenreihe mochte sich auch bei Schiller anmelden. Sein Gegenstand, Schiller mag ihn wenden wie er will, ist für seine Ideen nicht sehr ergiebig und läßt ihn im Ganzen ziemlich kalt. Es sind eigentlich nicht Ideen, sondern nur zwei hervorragende Charaktere, welche sein Interesse fesseln.

Hieraus erklärt sich die eigenthümliche Beschaffenheit dieses Werkes. Es hat eine geringere Temperatur, als die Geschichte des niederländischen Abfalls. Die Fülle des warmen Gefühls und die poetische Rhetorik mußten zurücktreten, sie waren mit der Sache nicht verträglich. Es blieb dagegen ein großes Feld für objektive reine Schilderungen übrig, und das zurückgedrängte Gemüth ließ dem Verstand freies Spiel. Der ideelle Pragmatismus, möchte man sagen, ging in den ächt-historischen (kausalen) Pragmatismus über, und an die Stelle der lebendigen poetisch-rhetorischen Methode trat mehr eine künstlerische Behandlung des Verstandes.

Beinahe alles, was wir noch über dieses historische Werk zu sagen haben, hängt mit dieser allgemeinen Bemerkung zusammen.

Schiller ist eigentlich seiner Natur nach ein Universalhistoriker. Von jeder besondern Geschichte aber möchte sich nicht leicht eine weniger für ihn eignen, als eine Kriegsgeschichte. Doch hat er auch für Kriegsscenen jeglicher Art ein Talent in Bereitschaft, nämlich sein beschreibendes. Die trefflichsten Gemälde von Schlachten, Erstürmungen, Märschen, beleben allenthalben diese Geschichte. Wo aber der Stoff nicht anschaulich, poetisch zu gestalten war, da läßt Schiller seinen großen Verstand operiren, und ein treues Gedächtniß

und eine unermüdlich geschäftige Einbildungskraft tragen demselben den Stoff zu. Diesem Scharfsinn behagt es, allen Spitzfindigkeiten der Arglist und Falschheit in allen Krümmungen bis zu ihren Quellen zu verfolgen; er gefällt sich, die feinsten Fäden des Eigennutzes bei Staatsnegotiationen aufzuspüren; ja er hat seine Freude daran, diese ganze neuere Staatskunst, deren Mutter die Unredlichkeit selbst ist, in ihren kalkulirtesten Anlagen durch die Kühnheit seiner Kombinationen noch zu überbieten. Wo Schiller an Handlungen, an Menschen irgend eine Blöße merkt — und welche entginge seinem Auge? — betrachtet er sie so lange und so scharf, bis sie ihm ihre ganze Schuld aufdecken. Gemeine Motive regieren daher beinahe durchweg das Leben, welches er uns darstellt, und selbst die Besten handeln nicht ohne sie. Rein sittliche Beweggründe sind beinahe unerhört.

Auch noch in anderer Weise zeigt sich hier Schiller's überwiegende rationelle Gestaltung des Stoffs. Durch Begriffe läßt er sich zum Geschichtlichen nieder, und faßt wieder das Mannigfaltige zu allgemeinen Ansichten zusammen. So z. B. hat er auch hier, wie wir Aehnliches schon in dem ersten Hauptwerke bemerkten [1], die Lebensereignisse und Thaten Gustav Adolph's seit seinem Siege bei Leipzig bis zu seinem Tode in eine Uebersicht zusammengezogen und der ausführlichen Erzählung selbst vorangeschickt [2] — eine Eigenthümlichkeit, welche man nicht leicht bei einem andern Geschichtschreiber finden wird. So geht auch nicht leicht ein anderer so sehr auf Gründe aus, als Schiller, besonders in diesem Werke, aber es sind sehr häufig Gründe, die nicht aus der konkreten Sache, sondern aus allgemeinen Begriffen genommen sind. Eben so sind die vortrefflichen, allerdings individuell angelegten Charakterschilderungen ins Allgemeine gehoben, und mit psychologischen Wahrheiten durchwebt, wie auch aus der übrigen Geschichte viele solche allgemeine Wahrheiten, besonders politische Gedanken, emporwachsen. Ich sage emporwachsen, weil Schiller hier mehr, als in der niederländischen

[1] Siehe Theil 2, S. 128 f.

[2] Schiller's Werke in E. B. S. 961 f. (Oktavausg. B. 9, S. 278 f.).

Geschichte, aus der Sache spricht, denn dort liegen Reflexionen und Geschichte mehr außer einander, ohne in Eins verschmolzen zu sein. Während andere Geschichtschreiber nie von dem, was nur sein konnte, sondern von vorliegenden Thatsachen ausgehen, wendet Schiller bisweilen eine eigenthümliche Methode an, uns mit einem besondern Zustande bekannt zu machen. Er zählt alle mögliche Fälle auf und zeigt, daß unter den obwaltenden Umständen alle andern Fälle nicht, und folglich nur der letzte noch übrige habe stattfinden können.

Bei Thukydides gründet sich jeder Satz, jedes Wort, welches er sagt, auf eine ganz individuelle Anschauung, und nichts wird erzählt, wovon er nicht ganz sicher weiß, daß es gerade so vorgefallen ist. Wie ganz anders bei Schiller! Man vergleiche z. B. das Gemälde der sittlichen Einflüsse der Pest in Athen während des peloponnesischen Krieges mit Schiller's Darstellung des Elends während des dreißigjährigen Kriegs in Deutschland [1]. Dort ist reine Geschichte, hier viel Schmuck der Poesie. Ebenso springt bei Thukydides jede Bemerkung aus einer geschichtlichen Thatsache. Dagegen kann sich der Leser manche Gründe Schiller's selbst sagen, und mit manchen Reflexionen hält uns der Geschichtschreiber nicht bei der Sache, sondern bei sich selbst fest.

Doch ist im Dreißigjährigen Krieg diese auswärtige Methode, die Geschichte zu behandeln, bei weitem am meisten verlassen. Die Rhetorik ist auf ihr rechtes Maß heruntergesetzt, und die Einbildungskraft macht nur noch bisweilen, der Verstand öfters überragende Ansprüche.

Beziehen sich diese Bemerkungen vornehmlich auf den Inhalt, so müssen wir der Form des Werkes unter der Einschränkung, daß die Oekonomie des Ganzen nicht gleichmäßig ist, das größte Lob ertheilen. Während in der Geschichte des Abfalls eine gedehnte Ausführung den Gang der Handlung oft verzögert, strebt dieselbe hier immer ungehemmt, oft rasch ihrem Ziele zu. In den Charakterschilderungen ist darin ein Fortschritt bemerklich, daß dieselben nicht sogleich im Anfang, ehe wir den Helden noch handeln gesehen, gegeben werden

[1] Schiller's Werke in E. B. S. 1011. (Oktavausg. B. 9, S. 504).

(wie es z. B. auch Bulwer in seinen Romanen thut), sondern daß sich die Charaktere im Lauf der Geschichte schon selbst entfalten, und uns das ergänzende Gemälde nicht früher vorgeführt wird, als wir uns für den Helden interessiren. Die klare, edle Rede bewegt sich in ruhiger Gleichmäßigkeit fort, und greift nur bisweilen zu kühnern Bildern oder erhebt sich zum vollern Ausdruck der bewegten Empfindung. Nirgends ist etwas Hartes, Unebnes, Anstößiges. Besonders aber ist als musterhaft zu nennen, daß die Darstellung, einem Flusse gleich, ein ununterbrochenes Ganzes ist, so daß man nirgends einen Sprung, einen Riß bemerken wird, sondern jeder Theil sich mit dem folgenden verbindet, wie die Begebenheiten selbst unter einander vermittelt sind. Welche große Kunst gehörte dazu, auch das Ungleichartige, wie in jenem Gemälde des Zustandes der Staaten Europas im Anfange des zweiten Buches, so zu ordnen und zu behandeln, daß es leicht und natürlich in einander übergreift!

Wir besitzen schwerlich ein historisches Werk, welches man hinsichtlich der Vollendung der Kunstform dieser Geschichte an die Seite stellen könnte. Schiller erstieg hier wohl den Gipfel der historischen Kunstdarstellung, welche ihm auf dieser Kulturstufe möglich war. Wie er daher mit Darstellung dieses Kriegs einen Kreis gleichzeitiger Begebenheiten abschloß, so lös'te er rücksichtlich der ganzen Behandlung die ihm als Historiker überhaupt gestellte Aufgabe. Nachdem er diese Bahn zurückgelegt, konnte er eine andere Richtung seiner beziehungsreichen Natur verfolgen.

Will man ein anschauliches Bild von dem Verhältniß dieses Werks zu der Geschichte des Abfalls der Niederlande haben, so kann man sagen, jenes verhalte sich zu dieser ganz, wie das Drama Wallenstein zum Schauspiel Don Karlos. Man hat die Bemerkung gemacht, daß sich diese dramatische Trilogie auf eine viel klarere Anschauung jener Zeit gründe, als unsere historische Komposition. Aber man hätte auch berücksichtigen sollen, daß dieses historische Werk eine Vorarbeit zu jenem dramatischen war, wie umgekehrt das Drama Don Karlos schon deßwegen in seiner Gattung unvollkommener, als die Geschichte des Abfalls der Niederlande sein mußte,

weil es dieser vorangïng. Aber zu läugnen ist nicht, daß dieses Werk der niederländischen Empörung auf einem viel gründlichern Quellenstudium beruht, als die Geschichte des dreißigjährigen Kriegs, welcher manche Beurtheiler eine stellenweise zu flüchtige Bearbeitung vorwarfen, obgleich Johannes von Müller das Zeugniß von ihr ablegt, daß er bis auf zwei Stellen selbst die kleinsten Züge mit den von ihm gelesenen besten Quellen übereinstimmend gefunden habe [1]. Schiller wurde, wie schon oben bemerkt, an dieser Arbeit durch Krankheitsumstände und andere Hindernisse häufig und lange Zeit unterbrochen. Er war gewohnt, was er den Tag zuvor oder auch wenige Stunden vor der Komposition aus seinen Folianten sich zurecht gelesen, sogleich zu verarbeiten [2].

Wir haben nicht versäumen wollen, diese Angaben über das erörterte Werk noch beizufügen, von welchem der eben namhaft gemachte große Geschichtschreiber sogleich bei dessen Erscheinung vorhersagte, „daß es eine Lieblingslektüre auch der fernsten Jahre sein werde."

Schiller's letztes historisches Monument, welches wir hier noch anzuzeigen haben, die Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Marschalls von Vieilleville, gehört einer spätern Zeit an, in welcher er der Geschichte längst entsagt hatte, und war ursprüuglich nur ein Lückenbüßer für die Horen, wie die Belagerung von Antwerpen.

„Ich bin noch nie so in Noth gewesen, die Horen flott zu machen, als jetzt," schreibt er im Januar 1797. Die so willkommene Goethe'sche Bearbeitung des Benvenuto Cellini, die er durch eine Reihe von Stücken dieser Zeitschrift vertheilt hatte, ging zu Ende, und hiermit versiegte ein herrlicher Stoff. Goethe konnte, trotz aller Aufforderungen, nicht dazu bewogen werden, etwas Neues zu liefern. Da griff Schiller zum Vieilleville, von dem er meinte, daß er zu einem Nachfolger und Gegenstück des Cellini sehr brauchbar sein würde, wenn man von dessen Biographie nicht sowohl eine

[1] Joh. v. Müller's Werke, Thl. 26, S. 173.

[2] Einiges über Schiller, von Conz, in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 5, S. 35.

Uebersetzung, als einen Auszug mache. Er bat sich zu diesem Zwecke das Original von seinem Freunde aus [1]. Die Bearbeitung war aber nur das Werk von Erholungsstunden, weil Schiller's beste Kraft damals viel größern und belohnendern Arbeiten gewidmet war. Sie erschien zuerst im sechsten bis elften Stücke des Jahrganges 1797. Die Lebensbeschreibung erfüllte also ihren nächsten Zweck: sie war ein „Massegebender“ Gegenstand!

Schiller war durch die Herausgabe seiner Memoiren-Sammlung auf diese Denkwürdigkeiten über das Leben des Marschalls von Vieilleville aufmerksam gemacht worden, welche dessen Sekretär Carloix zum Verfasser haben und 1797 zum erstenmal in fünf Bänden im Druck erschienen.

Franz von Vieilleville lebte unter den französischen Königen Franz I., Heinrich II., Franz II. und Karl IX. Er starb an Gift durch seine Feinde und Neider auf seinem Schlosse Durestal, als eben der König mit seiner Mutter zum Besuche bei ihm war, am letzten November des Jahres 1571.

Alle unzählige Einzelnheiten dieser Biographie zeigen uns Vieilleville als einen tapfern, klugen, uneigennützigen, großmüthigen, seinem Regentenhause treuergebenen, gottesfürchtigen Helden und Staatsmann, der aber nicht frei ist von einer brutalen Heftigkeit und rohen Grausamkeit. Der Mann erscheint uns mehr achtbar und oft furchtbar, als liebenswürdig; und die Lebensbeschreibung ist darin mangelhaft, daß sie uns beinahe nur über sein öffentliches Leben berichtet, aber von seinem Familienleben gänzlich schweigt. Schiller sagt [2]: „Vieilleville war ein Hofmann in der höchsten und würdigsten Bedeutung dieses Wortes, wo es eine der schwersten und rühmlichsten Rollen auf dieser Welt bezeichnet.“ Ich finde diese Worte, welche in frühern Lebensjahren auszusprechen, unserm Schiller unmöglich gewesen wäre, nicht in dieser Geschichte begründet. Vieilleville scheint mir überhaupt gar kein Hofmann gewesen zu sein. Er lebte viel zu wenig am Hofe —

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 269. Brief.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1111. 2. o. (Oktavausgabe B. 11, S. 242).

eigentlich nur als Edelknabe, wo er sich aber flüchten mußte, weil er einen Edelmann erstach, später aber abwechselnd immer nur auf kurze Zeit. Wir haben auch eine zu gute Meinung von ihm, als daß wir es uns als möglich denken können, er habe sich an einem Hofe heimisch gefühlt, der sich durch die Bartholomäusnacht brandmarkte, und von dem Perefix, Erzbischof von Paris, erklärt, daß es nie einen verdorbeneren gegeben habe; „denn Gottlosigkeit, Atheismus, Schwarzkunst, die schrecklichsten Befleckungen, Feigheit, Treulosigkeit, Giftmischerei und Meuchelmord herrschten da in einem außerordentlichen Grade [1].“ Dann beweisen aber auch viele Worte und Handlungen, daß Vieilleville gegen seinen Souverain sich nicht allein fein und gewandt zu benehmen, sondern ihm gegenüber auch seine Selbstständigkeit zu behaupten und seine Eigenthümlichkeiten in einem Grade geltend zu machen wußte, wie es sich mit dem Begriff eines Hofmanns nicht verträgt. So z. B. will er anfangs die Marschallswürde nicht annehmen, weil er den verstorbenen Marschall André über alles geliebt habe [2]; die Kompagnie seines verstorbenen Verwandten will er nicht annehmen, weil man sagen könnte, er habe sie als sein Verwandter erhalten [3]; fünfzig Lanzen des verurtheilten Marschall von Biez will er nicht annehmen, weil er nicht der Nachfolger eines solchen Verurtheilten sein will; denn es würde ihm sein, erklärte er sich, als wenn er die Wittwe eines verurtheilten Verbrechers geheirathet hätte [4]; und einen Orden will er nicht durch den dazu beauftragten Herzog von Nevers, sondern nur durch die eigene Hand des Königs umgehängt haben [5]. Aber er ist auch viel zu ehrlich für einen Hofmann; denn warum will er nicht Konnetable werden, — da doch dießmal der Vorgänger, der Herzog von Montmorency, weder sein Freund, noch sein Verwandter, noch

[1] Browning, Geschichte der Hugenotten, übersetzt von Herzog, B. 1, S. 257. f.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1137. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 361 f.).

[3] Ebendaselbst S. 1114. 1. (Oktavausgabe B. 11, S. 254).

[4] Ebendas. S. 1114. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 255).

[5] Ebendas. S. 1127. 2. o. (Oktavausg. B. 11, S. 315).

ein Verbrecher gewesen war, sondern nur sein Feind?[1] — Er sagte sich von einer Regierung los, deren blutiges Werkzeug gegen die Hugenotten er nicht sein konnte und zog sich auf sein Schloß zurück. Man trug ihm vielleicht diese Würde nur deßwegen an, damit er sie ausschlagen möchte, oder so, daß er sie nicht annehmen konnte. Nahm man ihm doch sogar das Gouvernement von Bretagne wieder ab, nachdem man ihm dasselbe schon übertragen hatte.

Der Verfasser dieser Memoiren sagt zwar, Heinrich II. und sein Sohn Karl IX. hätten ihn so geliebt, daß sie ihn gar nicht mehr hätten von sich lassen wollen[2]. Wenn diese Aussage von dem letzten Lebensjahre Heinrichs II. auch als wahr angenommen werden kann, so gilt sie doch gewiß nicht von dem ungestümen Karl IX., der keinen solchen starren Sonderling, wie unsern Vieilleville, auf die Dauer um sich leiden konnte. Er hätte sonst auch gewußt, ihn in seiner Nähe zu behalten, und hätte ihn nicht so schnöde zurückgese t. Der Besuch des Hofes war dafür eine schlechte Genugthuung. Ueberhaupt kann man dem Geheimschreiber Carloix nicht alles unbedingt glauben, was er über seinen Herrn und Wohlthäter sagt, was freilich Schiller nicht zugeben will[3]. Liebe und Dankbarkeit lassen ihn manches partheiisch erzählen und auch manches verschweigen. So z. B. glücken dem Vieilleville alle seine unzähligen Unternehmungen gegen die Feinde vollkommen — ein einziger Streich nur zur Hälfte, worüber er sich so grämt, daß er in eine dreimonatliche tödtliche Krankheit fällt[4]! Ist es wahrscheinlich, daß das Kriegsglück für einen kühnen, verwegenen Mann alles thue, ihn nie im Stiche lasse?

Ihrem Inhalte nach schließen sich diese Denkwürdigkeiten an die „Unruhen in Frankreich von Heinrich dem Vierten bis zum Tode Karls des Neunten“ an. Sie liegen in dieser Zeit. Aber wie unendlich weichen sie ihrer Form nach von

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1138. 1. u. (Oktavausg. B. 11, S. 365).

[2] Ebendaselbst S. 1135. 2. und S. 1138. 1. (Oktg. B. 11, S. 353 u. 365).

[3] Ebendas. S. 1112. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 244 f.).

[4] Ebendas. S. 1131. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 233).

diesem geschichtlichen Werke ab! In keiner einzigen seiner historischen Darstellungen tritt Schiller mit seiner Person so ganz zurück, als in dieser, in keiner läßt er so ganz die Sache reden, ohne sich selbst hineinzumischen. Der Umgang mit Goethe hatte ihn von seiner rhetorischen Manier ganz geheilt, und sowohl der Gegenstand selbst, als das zu bearbeitende Original ließen sie nicht wohl zu. Wie hätte sonst Vieilleville auch ein Nachfolger des Goethe'schen Cellini zu werden hoffen können, der keine Spur von der Denkweise seines Uebersetzers und der Zeit enthält, in welcher er neu bearbeitet wurde.

Nur in der Einleitung zu dieser Biographie hören wir Schiller selbst reden. Er gibt hier den allgemeinen Gesichtspunkt an, aus dem er das Ganze betrachtet wissen will. Aus dieser Einleitung mußten wir schon oben tadeln, daß Schiller den Vieilleville zu einem vollkommenen Hofmanne macht. Aber auch darin möchte er fehlgegriffen haben, daß er das Stillschweigen der Geschichtsbücher über unsern Helden aus dessen gemäßigtem Charakter herleitet[1]. Er sagt: „Vieilleville gehörte nicht zu den mächtigen Naturen, die durch die Gewalt ihres Genies oder ihrer Leidenschaft große Hindernisse brechen." — „Verdienste, wie die seinigen, bestehen eben darin, daß sie das Aufsehen vermeiden, das jene suchen, und sich mehr um den Frieden mit allen bewerben, als die Bewunderung und den Neid erwecken." Diesen Zügen scheint aber die Biographie selbst zu widersprechen. Vieilleville war darnach allerdings eine gewaltige Natur, ausgezeichnet durch eine große Macht des Verstandes und eine noch größere der Leidenschaft; Aufsehen zu machen vermied er nie, eben so wenig, als er es darauf anlegte, Jedermanns Freund zu sein. Er besaß nicht nur Klugheit, sondern auch eine heldenmäßige Tapferkeit, so daß er eben so gut dem Achilles, als, wie Schiller es thut, dem Ulysses zu vergleichen wäre; und wenn „sein ganzes Leben eine schöne ruhige Folge zeigt," so leuchten auch genug bewunderungswürdige entscheidende Handlungen aus ihm hervor. Zwar war Vieilleville weder

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1111. 2. (Oktavausg. B. 11, S. 243).

ein Kalvinist, noch ein enthusiastischer Katholik, aber durch seine treue Anhänglichkeit an den wankenden Thron gehörte er in jenen stürmischen Zeiten, sollte man sagen, auch einer Parthei an. Ein Mann, wie er, konnte sich hier einen überwiegenden Einfluß verschaffen, und die Geschichte zwingen, von ihm zu reden.

Wenn also Schiller's Urtheil über diese Sache nicht richtig ist, welches ist wohl der Grund, daß unser Vielleville keinen eigentlich historischen Namen hat? Ich gebe einen doppelten an, einen äußern und einen innern. Vielleville war kein Prinz von Geblüt, und mit der königlichen Familie auch nicht verschwägert, und verbrauchte also seine beste Kraft und größte Lebenszeit, um dahin zu gelangen, wo andere *beginnen*. Erst im letzten Lebensjahre des Königs Heinrich des Zweiten hatte er dieses Ziel erreicht. Nun aber zog er sich zurück, weil er kein blutiges Werkzeug einer Katharina von Medicis und eines Karl des Neunten sein wollte und konnte; seine Rechtlichkeit verhinderte ihn, sein Glück zu machen. Er konnte nicht Konnetable werden, nicht länger am Hofe sein, wenn er noch *Mensch* bleiben wollte. Dieß scheint der natürliche, einfache Zusammenhang der Sache, so überredend auch Schiller seine hiervon abweichende Ansicht vorzutragen weiß. Er hat hier wieder eine allgemeine Erklärung aus Begriffen, statt besonderer, historischer Gründe gegeben.

Dreizehntes Kapitel.

Schiller als Geschichtschreiber.

Nachdem wir alle historische Werke Schiller's dargelegt haben, bleibt uns in diesem Gebiete nichts mehr übrig, denn über ihn selbst als Geschichtschreiber im Allgemeinen zu sprechen.

Am schwersten mußte unserm Freunde die Aneignung des historischen Materials werden. Er ließ es an angestrengtem Fleiß gewiß nicht fehlen. Aber die Selbstthätigkeit überwog bei ihm die Empfänglichkeit bei weitem, und sein immer auf das Ganze gerichteter Geist mußte ihm das Eingehen in unzählige Einzelnheiten, worin die historische Untersuchung vorzüglich besteht, sehr erschweren. Unter staubigen Folianten, unter pedantischen, geist- und geschmacklosen Schriftstellern wie begraben zu sein, und seinen eigenen Bildungstrieb in sich zurückzudrängen, widerstrebte besonders im Anfang seiner historischen Studien seinem ganzen Wesen. Er selbst klagt bitter darüber. Freiheit des Geistes galt ihm als das höchste Gut, welchem er so viele andere Güter aufgeopfert hatte — und hier war er genöthigt, sich einen widernatürlichen Zwang gefallen zu lassen! Dieser Zwang konnte ihn in die höchste

Mißstimmung versetzen, ihm die Lust an allen andern Arbeiten rauben. Dessen ungeachtet unterwarf er sich der Nothwendigkeit mit einem Heroismus, welcher nur von dem recht gewürdigt werden kann, der sich selbst einmal in einer ähnlichen Lage befand. Mit der gewissenhaftesten Gründlichkeit ging er bei seinen meisten historischen Vorarbeiten zu Werk. Die Voltaire'sche Manier, „durch eine geistreiche Behandlung die Geschichte zu verfälschen und durch witzige Einfälle über erhebliche Details wegzueilen," war ihm zuwider[1]. Doch erkennt er dieses Mißverhältniß seiner genialen Natur zur Geschichtsforschung, welches nur durch lange Uebung gehoben werden konnte, und bekennt es offenherzig. „Ich werde immer," sagt er im Jahr 1788, „eine schlechte Quelle für einen künftigen Geschichtsforscher sein, der das Unglück hat, sich an mich zu wenden."

Wenn ihm aber der Kenner theilweise auch ein mangelhaftes und nur rhapsodisches Quellenstudium vorwerfen und ihm auch einzelne Versehen und Uebereilungen nachweisen kann, so wäre es doch sehr unbillig, wenn wir außer Acht lassen wollten, daß Schiller sich nur eine kurze Zeit seines Lebens, gleichsam im Vorübergehen und eigentlich, um sich selbst zu bilden und die ihm mangelnde unmittelbare Erfahrung durch eine mittelbare zu ersetzen, mit der Geschichte beschäftigte. Wenn wir das erwägen, werden wir ihn nicht kleinlich über Einzelnheiten, die er hätte besser machen können, tadeln, sondern wir werden ihn vielmehr bewundern, ja vielleicht über seine Leistungen erstaunen. Die Nothwendigkeit, die Thatsachen der Geschichte kritisch und aus den Quellen zu ermitteln, um sich von der Leidenschaft, dem Unverstand und selbst von dem Genie ihrer frühern Beschreiber frei zu machen, stellt er in ihrer ganzen Schärfe auf[2]; aber es fehlte ihm oft an Zeit, diesem Gesetze zu folgen. Seinem über alles reflektirenden Geiste mußte ein gründliches Quellenstudium auch ungleich mehr Zeit wegnehmen, als beinahe jedem anders organisirten und gewöhnten Kopfe. „Gerne," klagt

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 368.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1033. (Oktavausg. B. 10, S. 434).

er in der Vorrede des Abfalls der Niederlande, „hätte ich diese reichhaltige Geschichte ganz aus ihren Quellen und gleichzeitigen Dokumenten studirt; dann aber hätte aus einem Werk von etlichen Jahren das Werk eines Menschenalters werden müssen."

Hätte sich Schiller eine längere Zeit ungestört und ausschließend mit Geschichte beschäftigt, so würde er diesen Mangel seiner historischen Muse zu verbessern gewußt haben. Er hätte seinen weitgreifenden Geist zu derjenigen Genügsamkeit herabgestimmt, welche erforderlich ist, wenn man an einzelnen empirischen Dingen Freude haben will; und sein großer Wahrheitssinn würde mehr und mehr auch in der Erforschung der historischen Wahrheit Befriedigung gefunden haben. Fortgesetzte Beschäftigung mit der Geschichte hätte ihm ihr mühsames Quellenstudium geläufiger, leichter und lieber gemacht.

Aber seine wahre Größe als Geschichtschreiber würde er auch bei dem gründlichsten und längsten Studium nicht in einer materiellen Vergrößerung, sondern in einer eigenthümlichen Bearbeitung der historischen Data gesucht und gefunden haben. Durch Entdeckung unbekannter Materialien und neuer Details die Geschichte zu erweitern, konnte seine Aufgabe nicht sein. Die Erörterung, wie Schiller die geschichtlichen Thatsachen bearbeitete und gestaltete, wird uns näher mit dem eigenthümlichen Geist und der Kunstform seiner Historiographie bekannt machen.

Schiller war der Meinung, daß der Geschichtschreiber den aus den Quellen sorgfältig gesammelten und kritisch geläuterten historischen Stoff wieder aus sich heraus konstruiren oder „neu erschaffen" müsse[1]. Ein solches großes Recht schrieb er dem vernünftigen Menschengeist zu! Worauf gründete er diese erhabene Ansicht? Denn erhaben ist es, wenn wir uns den Geist durch eigene Kraft über eine Welt rohen Stoffes triumphirend vorstellen.

Eine Wahrheit, bei welcher seine Betrachtung gern verweilt, ist die Einheit des menschlichen Geistes zu allen Zeiten und in allen Orten. „Bei einer unendlichen Mannigfaltigkeit

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, S. 57.

der Menschen," ruft er bewundernd aus, „immer doch diese Aehnlichkeit, diese Einheit derselben Menschenform[1]!" Es findet also im Menschenleben zugleich Verschiedenheit und Einheit statt. Die Einheit sucht der pragmatische Historiker — um mit Schiller's eigenen Worten zu reden — in der unveränderten Struktur der menschlichen Seele, und die Verschiedenheit sucht er in den veränderlichen Bedingungen, welche die Seele von außen bestimmten, und in beiden findet er sie gewiß[2]. „Daher ist die Geschichte der Welt sich selbst gleich, wie die Geschichte der Natur, und einfach, wie die Seele des Menschen[3]."

Da nun der Geschichtschreiber auch in sich selbst diese Gleichförmigkeit und unabänderliche Einheit des Geistes trägt, wie sie ihm in jedem Exemplar der Menschheit entgegentritt, so darf sein philosophischer Verstand den geschichtlichen Erscheinungen aus sich selbst heraus ihre Ursachen wiedergeben und ihren ursprünglichen innern Zusammenhang, welcher durch unsere sinnliche Auffassung derselben nothwendig zerrissen wurde, herstellen; und er braucht bei diesem Verfahren nicht zu befürchten, sie zu verfälschen, wenn er nur die besondern Umstände, unter denen sie entstanden, mit berücksichtigt. Durch diese innere formale Beisteuer erst erhebt der Historiograph ein bloßes Aggregat zu einem vernunftmäßig zusammenhängenden, wahrhaft verständlichen Ganzen[4].

Hierdurch ist aber eigentlich nur die innere Verknüpfung der historischen Thatsachen oder die sogenannte pragmatische Methode gerechtfertigt, deren Wesen eben in einer ununterbrochenen ursachlichen Verbindung der Begebenheiten liegt; denn mancherlei Nutzanwendungen und Lehren, welche vielleicht noch hinzukommen, sind nur etwas Beiläufiges. Aber hierauf kann sich die Historiographie nicht beschränken. Die Thatsachen müssen nicht allein auf ihre Ursachen zurückgeführt und dadurch zu einem dichten Stoffe gleichsam ineinander

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., Theil 1, S. 337.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 715. (Oktavausg. B. 10, S. 98).

[3] Ebendas. S. 790. 2. (Oktavausg. B. 8, S. 25).

[4] Ebendas. S. 1034. 1. (Oktavausg. B. 10, S. 436).

verwebt werden, sondern sie müssen auch unter einem allgemeinen Gesichtspunkte stehen. Ein Grundgedanke muß sie tragen und umgrenzen. Sonst hat ein historisches Werk keine innere Einheit.

Die pragmatische Behandlung war unserm Schiller nothwendig. Sein philosophischer Verstand drang immer von den Wirkungen zu den Ursachen, vom Aeußern zum Innern, vom Nahen zum Fernen vor. Die Erscheinungen bis in ihre letzten Gründe zu verfolgen, verstand sich bei ihm von selbst, und ihm lag an der Erklärung meist mehr, als an der Sache selbst. Alles Unzusammenhängende ist ihm unerträglich; etwas unerklärt zurückzulassen, ihm unmöglich, und wenn ihn die Urkunden verlassen, wie in der „Sendung Moses',“ so muß ihm die Vernunft die Lücken ergänzen. Doch ist Niemand mehr von Hypothesensucht entfernt, als er, und seinem Wesen entspricht es mehr, das Feld der Ueberlieferungen zu verengen, wie es die ächte Wissenschaft immer thut, als es durch unbesonnene Annahmen scheinbar zu erweitern. Nur das eine kann man an seinem Pragmatismus tadeln, daß viele seiner Erklärungsgründe mehr aus der allgemeinen Menschennatur, als aus der besondern Beschaffenheit und Lage der Menschen hergenommen sind, welche uns dargestellt werden. Die Geschichte ist hierdurch allzusehr in die Philosophie hineingehoben. Auch überwiegen die Begründungen die Thatsachen bisweilen zu sehr.

Welches ist nun der Grundgedanke, durch welchen sich Schiller bei seinen historischen Kunstwerken leiten ließ? — Dieses Prinzip ist die eigentliche Seele jedes seiner Werke, und die ideale Einheit aller zusammen; denn indem es sich in jedem Werke, nur mit besondern Modifikationen, angewandt findet, umschlingt es alle. Jeder hervorragende Geschichtschreiber läßt sich, bewußt oder unbewußt, durch eine solche vorherrschende Idee bei seinen historischen Arbeiten führen.

Schiller schrieb vom allgemein menschlichen Standpunkte, frei von allen untergeordneten Meinungen und partikulären Rücksichten. Von keiner Kirche, keiner Schule, keinem Volksglauben, selbst von keiner Nation wollte er sich

umgrenzt wissen; sondern nur die allgemeinen Schranken unseres Geschlechtes erkannte er als die seinigen an. Er äußert sich darüber gegen seinen Freund Körner[1]: „Wir Neuern haben ein Interesse in unserer Gewalt, das kein Grieche und Römer gekannt hat, und dem das vaterländische Interesse bei weitem nicht gleich kommt. Das letzte ist überhaupt nur für unreife Nationen wichtig, für die Jugend der Welt. Ein ganz anderes Interesse ist es, jede merkwürdige Begebenheit, die mit Menschen vorging, dem Menschen wichtig darzustellen. Es ist ein armseliges, kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als so weit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist."

Also nur das allgemein Menschliche ist der Leitstern unseres Historiographen, der nur für den Menschen im Menschen schreiben wollte. „Der Geschlechtscharakter des Menschen aber ist der freie Wille. Deßwegen ist des Menschen nichts so unwürdig als Gewalt erleiden, denn Gewalt hebt ihn auf. Wer sie uns anthut, macht uns nichts Geringeres, als die Menschheit, streitig; wer sie feiger Weise erleidet, wirft seine Menschheit weg[2]." In diesem freien Handeln nach der ewigen Regel der Vernunft liegt die Würde des Menschen, und er hat ein unveräußerliches Recht, zu fordern, daß seine Würde von Jedem als etwas Heiliges geachtet werde. So sind also, näher bezeichnet, Menschenfreiheit, Menschenwürde und Menschenrecht die herrschenden Ideen seiner Geschichtsdarstellung; und während er hiermit das eine Prinzip seines sittlichen Lebens aussprach, gab er auch dem zweiten dadurch eine Stimme, daß er die freie Entwickelung aller geistig-sinnlichen Kräfte des Menschen zur Humanität, der Freiheit zur Seite stellte. In beiden zusammengenommen lag

[1] Frau von Wolzogen a. a. O., Thl. 2, S. 3.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1263. 1. (Oktavausg. B. 12, S. 346).

ihm die volle Bestimmung des Menschen[1]. Unter diesen Gesichtspunkt, besonders aber unter die Idee der Freiheit und der Menschenwürde, stellt er die ganze Geschichte; denn die Humanität erscheint ihm nur als die Blüthe dieser. „Ein Souverain," sagt er in Bezug auf den Streit Karls des Fünften mit seinen Niederländern, „wird die bürgerliche Freiheit immer als einen veräußerten Distrikt seines Gebiets betrachten, den er wieder gewinnen muß. Einem Bürger ist die souveraine Herrschaft ein reißender Strom, der seine Gerechtsame überschwemmt. Die Niederländer schützten sich durch Dämme gegen ihren Ozean, und gegen ihren Fürsten durch Konstitutionen. Die ganze Weltgeschichte ist ein ewig wiederholter Kampf der Herrschsucht und der Freiheit um diesen streitigen Fleck Landes, wie die Geschichte der Natur nichts anders ist, als ein Kampf der Elemente um ihren Raum[2]."

Und hier ist die Stelle, wo der Historiker und der Dramatiker eins sind. Dasselbe Prinzip, welches Schillern im Drama während seiner ersten Periode leuchtete, führte ihn auch in der Geschichte. Durch dieses sittlich-tragische Interesse geleitet, hat er zur Bearbeitung aus der Weltgeschichte immer solche Parthien herausgenommen, wo die bürgerliche oder religiöse Freiheit, mit dem Despotismus im Kampf, dem Betrachtenden selbst noch in ihrem Untergang ein erhabenes Schauspiel gewährt. Welcher Fürst, Feldherr, Gesetzgeber die Menschenwürde achtete, der ist sein Held; wer sie mit Füßen trat, den richtet die Menschheit durch seinen Mund. Da er nach seinem ausdrücklichen Zeugniß den Charakter unserer Gattung in die freie Willenskraft legte, so nahm in der Geschichte der Menschheit die Entwickelung dieses Elements der Freiheit, im Konflikt mit dem Zwange der Willkühr, sein höchstes Interesse nothwendig in Anspruch. Alles was in keiner oder nur in einer entfernten Verbindung hiermit steht, hat für ihn keinen oder nur einen sekundären Werth, gerade so wie Tacitus ausdrücklich das nur seiner

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1035. (Oktavausg. B. 10, S. 442).
[2] Ebendaselbst S. 796. 2 m. (Oktavausg. B. 8, S. 57).

Geschichtsdarstellung für würdig erklärt, was mit der Römerwürde zusammenhängt. Denn wie die Römerwürde das Prinzip des nationalen Tacitus ist, so ist die Menschenwürde die Grundidee des ächt humanen Schiller. Ueber alles, was diesem charakteristisch Menschlichen sehr ferne steht, über Belagerungen, Schlachten, Heereszüge, materielle Zurüstungen und Veranstaltungen aller Art, eilt er wo möglich in der Regel mit einigen Federzügen weg, oder länger bei solchen Dingen zurückgehalten, thut er sich doch nicht Genüge, so viel Fülle der Phantasie er auch aufbietet. Die Ausarbeitung der Belagerung von Antwerpen, um nur ein Beispiel anzuführen, wollte ihm keine Freude machen. Aber in dem Grade, als die Ideen, für die sein Herz schlägt, begünstigt oder unterdrückt werden, oder in Gefahr stehen, in dem Grade als er wahrhaft menschliche Zustände zu schildern hat, wächs't sichtbar seine Theilnahme, erhebt sich der vollere Rhythmus seiner Sprache, wird seine Darstellung ausführlicher, tiefer und inniger.

Schiller hatte vor, in seinem höhern Alter die Geschichte der Römer zu schreiben. Ohne Zweifel würde er von seinem Standpunkte aus, im Namen der Menschheit, Parthei genommen haben gegen diese barbarischen Völkertyrannen, wie sich ja selbst Tacitus bisweilen auf die Seite ihrer Feinde zu stellen scheint. Eine in diesem Sinne und von einem Schiller geschriebene römische Geschichte hätte ihres Gleichen an Erhabenheit nicht gehabt.

Wie nun Schiller diese Ideen der Menschenwürde und Humanität, die ein ganzes Universum umschließen, zugleich im Kopf und Herzen trug und nährte, so ließ er sie auch theils in Betrachtungen und Reflexionen, theils in Gefühlen und Gemüthsbewegungen in seine historischen Gemälde treten.

Schiller's Verstand zeigt sich also in seiner Historiographie nicht allein pragmatisch in der Zurückführung der Begebenheiten auf ihre Ursachen, sondern auch in den eingestreuten Reflexionen. Erörterungen und Betrachtungen gehen häufig in einander über. Durch das Hervorstellen eingelernter Schulweisheit bei eigenem Unvermögen sind uns bei manchen andern

Schriftstellern solche Betrachtungen höchst zuwider: bei Schiller sind sie immer eigenthümliche Gewächse seines vom Gegenstande befruchteten Genius. Bei manchen andern Schriftstellern müssen wir solche allgemeine Gedanken wegen ihrer Weitschweifigkeit, ihrer Uebermenge, ihrer Befangenheit allzu theuer bezahlen. Schiller's Urtheile sind gedrängt, mäßig, besonnen, und gehören einer über alle Partikularitäten erhabenen Weltansicht zu. Dabei sind sie von um so stärkerer Wirkung, da sie in den Fluß einer herrlichen Prosa eingestreut sind und mit prachtvollen, lebendigen Schilderungen wechseln, so daß Ohr, Einbildungskraft und Ideenvermögen gleichmäßig befriedigt werden.

Doch sehen wir da die Reflexionen zurücktreten, wo die Wärme seines Gemüthes sich vordrängt. Schiller's Darstellung ist, wie die des Tacitus, von den Affekten seines Gemüthes erfüllt. Er zollt seine Theilnahme den Niederländern, den deutschen Protestanten, Wilhelm von Oranien, Gustav Adolph; und er verhehlt es nicht, was er über die Sache der Spanier und Oestreicher, Philipps des Zweiten und Ferdinands des Zweiten oder eines Alba denkt und fühlt. Er verdeckt nicht seinen Haß und seine Liebe; da aber beide die Abdrücke eines so freien und vollkommenen Geistes sind, so sind dieselben für den Leser nicht individuelle Empfindungen, sondern eine Stimme der Menschheit. Einem hochstehenden Menschen allein räumen wir das Recht ein, zu loben und zu tadeln; denn Lob und Tadel haben bei ihm den Charakter des Allgemeingültigen und Nothwendigen. Während ein gemeiner Charakter durch seine Empfindungen sein historisches Werk unvermeidlich besudelt, schmückt und veredelt ein Schriftsteller von erhabener Gesinnung seine Erzählung auf die würdigste Art, wenn er sie mäßig und weise durch die Wärme seines Herzens belebt. Warum geben wir dem guten mündlichen Vortrag einen entschiedenen Vorzug vor der eben so guten, ja noch besser geschriebenen Geschichte? Weil das Mienenspiel, die Gebärden, der Glanz der Augen und besonders der Ton der Stimme des Redenden uns tief ergreifen, indem sie die Erzählung lebendig und anschaulich machen, ohne der Sache von ihrer Objektivität nothwendig etwas zu rauben. Auf

davon entfernt, das Gute an irgend einem ihm nicht zusagenden Menschen, z. B. an Ferdinand dem Zweiten[1], zu verkennen.

Auf der andern Seite hat er aber auch nichts mit jenen gutmüthigen Phantasten gemein, welche in dem Alltagstreiben der Menschen überall die Ideen, für welche sie eingenommen sind, wiederzufinden glauben. Es können es ihm Wenige recht machen; mißtrauisch untersucht er jede Tugend bis auf ihren Grund, und wenn er nichts an ihr auszusetzen findet, so fürchtet er wenigstens für ihre Dauer. Alles Aeußere, Worte, Handlungen, Mienen, verfolgt er bis in die innern Gesinnungen, und diese prüft er auf der Goldwage des Ideals. Die von den Schriftstellern so hoch gepriesene feierliche Abdankung Karls des Fünften in Brüssel nennt er ein rührendes Gaukelspiel[2]; aber ein Gaukelspiel ist ihm auch die Ueberreichung der Bittschrift an Margarethe von Parma durch die Geusen[3]; und von dieser Statthalterin urtheilt er, bei allen Vorzügen ihres Geistes bleibe sie ein „gemeines Geschöpf," weil ihrem Herzen der Adel fehlte; sie sei der Glorie bei weitem nicht werth gewesen, die ihres Nachfolgers Unmenschlichkeit über sie verbreitet habe[4]. Meist genügen ihm selbst die nicht, welche nach seinen Ideen handeln, weil sie nicht nach seinen strengen Anforderungen gesinnt sind. Der Zweck des Geusenbundes erscheint ihm lobenswerth, ja er rühmt sogar die Standhaftigkeit seiner Mitglieder, und dennoch, legt er es nicht wie geflissentlich darauf an, uns diesen „Betteladel" lächerlich zu machen? Selbst über seinen menschlichen Lieblingshelden Gustav Adolph spricht er das bedenkliche Wort: „Es ist uns erlaubt zu zweifeln, ob er bei längerm Leben die Thränen verdient hätte, welche Deutschland an seinem Grabe weinte, die Bewunderung verdient hätte, welche die Nachwelt dem ersten und einzigen gerechten

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1018. 1. m. (Oktavausgabe B. 9, S. 533).

[2] Ebendas. S. 800. 1. m. (Oktavausg. B. 8, S. 71).

[3] Ebendas. S. 839. 2. u. (Oktavausg. B. 8, S. 255).

[4] Ebendas. 881. 1. (Oktavausg. B. 8, S. 445).

Eroberer zollt;" und nachdem er seinen Tod erzählt, rechtfertigt er in einer scharfen Beurtheilung diesen strengen Ausspruch: die wohlthätige Hälfte der Laufbahn des schwedischen Königs sei beendigt gewesen, und er habe der deutschen Freiheit keinen größern Dienst mehr erzeigen können — als zu sterben[1]. Wilhelm von Oranien allein steht seiner Hauptrichtung nach makellos da, aber es ist zu zweifeln, ob seine patriotische Tugend im Verlauf der Geschichte Schiller's durchdringenden Blick ausgehalten hätte.

So wie Tacitus seine Zeitgenossen mit der alterthümlichen Römerehre in Kontrast stellt, so malt Schiller das ganze reale Leben im Gegensatz gegen seine ideale Welt; aber eine frohe Hoffnung beseelt den deutschen Schriftsteller, während der Römer von verzweifelndem Kummer erfüllt war. Denn dieser sah trauernd den Untergang des Gestirnes, dessen Aufgang der andere freudig begrüßte. — Die Tugend des Menschen will meistens nur auf der Oberfläche betrachtet sein; wenn man sie erklärt, verschwindet sie. Je mehr der Historiker erklärt, desto mehr muß er zum Niedrigen hinabsteigen. Selbst das Edle muß sich mit dem Gemeinen verbinden, wenn es gelten soll im Leben. „So lange die Weisheit," sagt Schiller[2], „bei ihrem Vorhaben auf Weisheit rechnet oder sich auf ihre eigenen Kräfte verläßt, entwirft sie keine andere, als chimärische Plane, und die Weisheit läuft Gefahr sich zum Gelächter der Welt zu machen; aber ein glücklicher Erfolg ist ihr gewiß und sie kann auf Beifall und Bewunderung zählen, sobald sie in ihren geistreichen Planen eine Rolle für Barbarei, Habsucht und Aberglauben hat, und die Umstände ihr vergönnen, eigennützige Leidenschaften zu Vollstreckern ihrer schönen Plane zu machen." Der Eigennutz in seinen tausend Gestalten herrscht in Schiller's historischer Welt, wie in der wirklichen, und selbst das Gute muß von gemeinen Affekten oder den Leidenschaften seine Stärke entlehnen und verdankt meist einer unreinen Quelle sein Dasein. Nur aus

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 962. 1. m. und S. 992. 2. f. (Oktavausgabe B. 9, S. 282 und S. 419 ff.).

[2] Ebendas. S. 914. 2. (Oktavausg. B. 9, S. 71).

der Seele des Schriftstellers heraus ruft es uns in seinen Werken zu, daß es eine reine Tugend gibt. Schiller zeigt sich uns allenthalben als ein erfahrener, menschenkundiger Weltmann, und scheint eher eine diplomatische Karriere gemacht, als sich durch einsames Denken und Studium gebildet zu haben.

Er selbst nennt die Unpartheilichkeit die heiligste Pflicht des Geschichtschreibers [1]. Wahrheitsliebe, Besonnenheit und Gerechtigkeitsgefühl lehrten ihn diese Pflicht. Während er der Sache selbst die wärmste Theilnahme zuträgt, ist er ein kalter Beurtheiler derer, die für eine ähnliche Sache handeln, und ein humaner Richter ihrer Gegner. Die Sache nämlich, für welche er glüht, ist nie ganz die Sache, für welche die eine Parthei handelt, und welche die andere bekämpft. Den Gegenstand seiner Begeisterung hält er ungemischt und vorurtheilsfrei im reinen Aether des Gedankens, und derselbe erscheint ihm im wirklichen Leben, besonders in einer vergangenen Zeit nur in beschränkter Gestaltung. Daher kann er denen, welche für eine solche durch Zufälligkeiten verunstaltete Idee thätig sind, seinen vollen Beifall nicht schenken, zumal da er auch ihre Motive selten loben darf, und die Gegenpartheì findet schon in dieser Entstellung des Guten und in dem unreinen Streben seiner Anhänger eine Entschuldigung ihres Hasses. Schiller steht über den Kämpfen, welche er uns darstellt; denn während es sich in bestimmten Lebensverhältnissen nur um besondere Formen und Bestandtheile des Guten handelt, hat er immer der Menschheit allgemeines und höchstes Gut selbst im Auge. Seine kosmopolitischen Ideen und Gefühle erleuchten und erwärmen sein historisches Gemälde, aber die aus ihnen entsprungenen Affekte der Liebe und Abneigung sind zu rein und frei, als daß sie seinen Blick trüben und sein Urtheil bestechen könnten. So ist er auch für seine Landsleute, die Deutschen, nichts weniger, als blindlings eingenommen, und seine Geschichte des dreißigjährigen Kriegs ist sicher nicht in der Absicht von ihm geschrieben, den erloschenen Nationalgeist unter den Deutschen wieder zu beleben, welche

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 997. 1. o. (Oktavausg. B. 9, S. 439).

Wirkung Wieland von ihr erwartete [1]. Die Deutschen sind nach ihm langsam und die Umständlichkeit macht ihren Charakter in allen ihren öffentlichen Berathungen aus, die protestantischen Fürsten aber hangen dem neuen Glauben größtentheils aus Eigennutz und Habsucht an. Aber er hütet sich auch, zu sehr in's Schwarze zu malen und befolgt die Maxime, „da, wo der natürliche Lauf der Dinge zu einem vollkommenen Erklärungsgrund hinreicht, die Würde der menschlichen Natur durch keine moralische Beschuldigung zu entehren." Daher läßt er es zweifelhaft, ob Gustav Adolph meuchlings ums Leben kam, und läugnet es, daß Bernhard von Weimar vergiftet worden sei.

Eine pragmatische Behandlung, ein gemeinschaftlicher idealer Gesichtspunkt und Licht und Wärme aus demselben durch Reflexionen und Gefühle, ohne partheiisch zu sein — wovon wir bisher handelten — waren nur einzelne Mittel der künstlerischen Form, welche über das Ganze seiner Darstellung ausgebreitet ist, in welcher sich alle Theile vereinen. Wie alle Geistesvermögen Schiller's unter dem Einfluß seiner Einbildungskraft stehen, so beherrscht sein Schönheitssinn seine ganze historische Darstellung. Er nennt es ja schon sogleich bei seinem ersten Auftreten auf dieser Bühne als einen seiner Hauptgesichtspunkte, mit Geschmack zu schreiben, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben. „Die Geschichte," sagt er sogar im Jahr 1788, „ist nur ein Magazin für meine Phantasie, und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden [2]." Auf eine glänzende Weise erfüllte er jetzt seine eigne Vorschrift, „daß die Gelehrsamkeit einen Bund mit den Musen und Grazien schließen müsse, wenn sie einen Weg zu dem Herzen finden und den Namen einer Menschenbildnerin sich verdienen wolle [3]." Er hätte seine Natur vernichten müssen, wenn er von dieser Regel abgefallen wäre.

So finden wir denn in Schiller's historischen Werken nicht einzelne zerstreute Vorzüge, sondern alle sind künstlerisch zu

[1] Siehe Theil 2, S. 183.

[2] Frau von Wolzogen, Th. 1, S. 341.

[3] Siehe Theil 1, S. 235.

einer Einheit verknüpft. Der Geist, die Idee haben in der schönsten Form einen würdigen Ausdruck gefunden. Nicht allein Einzelnes gefällt, auch das Ganze befriedigt. Selbst der, welcher weniger mit Schiller's historischen Schriften zufrieden ist, lies't sie doch lieber, als die ungestalten Geburten der bloßen Gelehrsamkeit. Sie triumphiren sogar, wie alles Schöne, über ihre Gegner. Die Schilderungen, Charakterbilder, die allgemeinen Gemälde sind zum Theil unnachahmlich und auch die Reflexionen sind belebt und anziehend vorgetragen. Die Anlage, die Uebergänge, die Abrundung der Perioden, der Wohlklang der Sätze, Alles beweis't die sorgfältige, geübte Hand des Meisters. Diese Kunstgestaltung ist gewiß die Krone seiner Historiographie.

Ein Urtheil, welches Schiller über Woltmann's Geschichte der Reformation fällte, ist merkwürdig, weil es seinen eigenen historischen Stil beleuchtet, und mag daher hier eine Stelle finden. „Uebrigens ist Woltmann's Werk," sagt er[1], „das weitläuftig werden könnte, um nichts reifer und versprechender, als seine vorhergegangenen Staatengeschichten. Es kam darauf an, diesen Stoff, der, seiner Natur nach, nach einem kleinlichen elenden Detail hinstrebt, und mit unendlich retardirendem Gange sich fortbewegt, in große fruchtbare Massen zu ordnen und mit wenigen Hauptstrichen ihm den Geist abzugewinnen. So aber geht der Historiker eben so umständlich und schwerfällig seinen Gang, wie die Reichsverhandlung; er schenkt uns keinen kleinen Reichstag, kein nutzloses Kolloquium; man muß durch alles hindurch. In den Urtheilen herrscht eine jugendliche schwächliche Wohlweisheit, ein gewisser Geist der Kleinigkeit und der Nebensache; in den Darstellungen Gunst und Abgunst. Bei allem dem lies't sich das Buch nicht ohne Interesse." Sicher hat er die Fehler, welche er hier rügt, selbst auf's Glücklichste vermieden. Wer verstünde die schwere Kunst besser, als er, ein kleinliches Detail in „große fruchtbare Massen" zusammenzuziehen, und geistreich zu sein, ohne der Wahrheit etwas zu vergeben?

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Theil 5, S. 314 f.

Und so möge in Betreff dieser Kunstform nur noch von seinen Charakterschilderungen die Rede sein, worauf er sein vorzügliches Augenmerk gerichtet hatte. „Der Held des Geschichtschreibers," behauptet er[1], „muß kalt werden, wie der Leser, oder was hier eben so viel sagt, wir müssen mit ihm bekannt werden, ehe er handelt; wir müssen ihn seine Handlung nicht bloß vollbringen, sondern auch wollen sehen. An seinen Gedanken liegt uns unendlich mehr, als an seinen Thaten und noch mehr an den Quellen seiner Gedanken, als an den Folgen seiner Thaten." Er nennt daher diese Handlungen für sich verlorne Kinder, zu denen der Historiker in der Seele seines Helden und in dessen äußerer Lage die Mutter suchen müsse. Wenn man nicht läugnen kann, daß in den Dramen der ersten Periode nur wenige, sich wiederholende, unbestimmt gezeichnete, subjektive Charaktere vorgeführt werden, so verhält es sich auf einmal ganz anders, so bald Schiller das Feld der Geschichte betritt. Hier enthüllt er uns eine große Mannigfaltigkeit scharf geschiedener, wenigstens begriffsmäßig bestimmter, objektiv gehaltener Personen und geistiger Zustände. In der Geschichte fühlte er seine Einbildungskraft beschränkt und gebunden; er sah sich aus seiner eigenen Betrachtungs- und Gefühlsweise hinausgetrieben und gezwungen, sich jetzt auch in der Fremde anzusiedeln. Zum großen Heile für sein poetisches Talent, welchem durch die Geschichte die Mannigfaltigkeit der Anschauungen zu Theil ward, die Goethe unmittelbar aus dem Leben schöpfte. Die Menschen, welche uns sein geschichtlicher Griffel zeichnet, sind nicht mehr Ausgeburten einer lyrischen Stimmung und eines sittlichen Bedürfnisses, und es fehlt ihnen zu leibhaftigen Gestalten nur Zweierlei. Schiller hat seine Charaktere dadurch veredelt, daß er nur menschlich bedeutsame Züge in seine Gemälde aufnimmt, und die zufälligen Eigenheiten meist wegläßt; und andererseits verarbeitet er die Menschen, welche er uns schildern will, betrachtend und erörternd allzu sehr in allgemeine psychologische und moralische Wahrheiten

[1] Schiller's Werke in Einem Bande, S. 715. 2. (Oktavausgabe B. 10, S. 97).

hinein. Hier ist Schiller's Schranke; er stellt uns mehr Arten von Menschen, als Individuen dar. Er ist ein idealisirender Portraitmaler. Seine menschlichen Gemälde sind mehr Bilder für den Gedanken, als für das Auge. Und hier ist es noch besonders charakteristisch, daß diese Genrebilder immer mit Hinblick auf einander, also vergleichend oder unterscheidend, dargestellt sind. Durch die ganze Geschichte des niederländischen Abfalls werden überall Egmont und Wilhelm von Oranien auf einander bezogen, und beide werden dann wieder in Gegensatz zu Karl dem Fünften und Philipp dem Zweiten gestellt; in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges aber beleuchten sich Gustav Adolph, Wallenstein und Ferdinand der Zweite wechselseitig. Granvella wird mit Mazarin, Tilly mit Alba verglichen, und auf ähnliche Weise verhält es sich beinahe mit allen andern Charakteren. Sind aber Vergleichen und Unterscheiden Verstandesthätigkeiten, so sehen wir, daß Schiller auch hierdurch sein vorherrschendes intellektuelles Vermögen in Ausübung brachte. Wie er je zwei Begriffe tausendmal hin- und herwirft und alle ihre Bezüge aufspürt, so macht er sich auch von zweien Charakteren den einen durch den andern deutlich.

Wenn wir bisher Schiller's positive Vorzüge in der organischen Kunstgestaltung seiner historischen Werke kennen lernten, so werden wir endlich im Folgenden vielleicht seine weise Enthaltsamkeit bewundern können.

Außer der pragmatischen gibt es nämlich noch eine teleologische (zweckdeutende) Behandlung der Geschichte. Die menschliche Vernunft kann nämlich, „was sie als Ursache und Wirkung ineinander greifen sieht, als Mittel und Absicht (oder Zweck) verbinden.“ Wenn sie die Erscheinungen nach diesen Begriffen stetig aneinander reiht und einem höchsten Zwecke oder Endzwecke unterwirft, so erhält sie aus der Weltgeschichte ein planmäßiges, dem regellosen Zufall und der blinden Nothwendigkeit entzogenes Ganze, und redet dann von Naturzwecken oder von einem Gotteszwecke, je nachdem sie der Natur, welche als vernünftig wirkend vorausgesetzt wird, oder einer göttlichen Vorsehung die zweckmäßige Leitung der Menschheit nach deren vorgeblicher

Bestimmung zuschreibt. Aber dieser ganzen Methode konnte Schiller seinen Beifall nicht schenken. Denn der Natur können wir keine Zwecke zuschreiben, weil die Natur kein vernünftiges, persönliches Wesen ist; und von Gottes Zwecken kann nur Gott selbst bestimmt etwas wissen und reden. Der Endzweck des Menschengeschlechtes aber ist uns schlechterdings verborgen, schon deßwegen, weil der Endzweck des Menschengeschlechtes dem Endzwecke des Universums untergeordnet ist, man aber die Bestimmung des Theils unmöglich erkennen kann, wenn man von der Bestimmung des Ganzen nichts weiß. Wir aber erkennen von dem Universum selbst nur Einen Punkt und diesen nur auf eine subjektiv beschränkte Weise, wie sollten wir erst von der Bestimmung dieses Universums etwas Haltbares angeben können? Ist uns aber der Zweck der Welt verhüllt, so ist uns auch der Zweck des Menschengeschlechts verborgen, zumal da wir auch von diesem Menschengeschlecht nur ein ganz fragmentarisches Wissen haben. Die Begriffe, Mittel und Zweck gelten daher für uns nur innerhalb der Sphäre unserer eigenen menschlichen Thätigkeit.

Wir wissen es schon aus dem philosophischen Gespräch im Geisterseher [1], daß Schiller diese Begriffe in der Behandlung der historischen Thatsachen nicht gebrauchen konnte. Er erkennt diese ganze Zweckmäßigkeit und planmäßige Uebereinstimmung, die wir in der Geschichte zu finden glauben, nur als etwas in unserer Vorstellung Vorhandenes an, er sieht in derselben nur eine aus unserer Vernunft in die äußere Ordnung der Dinge verpflanzte Harmonie. Das teleologische Princip, sagt er daher, biete zwar dem Verstande die höhere Befriedigung und unserem Herzen die größere Glückseligkeit an, aber es werde durch eben so viele Fakta widerlegt, als bestätigt. Daher spricht er in seinen geschichtlichen Werken nur selten, und nur zweifelnd und ohne theoretische Ansprüche von einer höhern Leitung der Dinge. „Wäre es irgend erlaubt," sagt er einmal [2], „in menschliche Dinge eine höhere Vorsicht zu flechten, so wäre es bei dieser Geschichte." An

[1] Siehe Theil 2, S. 46.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 787. 1. u. (Oktavausgabe B. 8, S. 9).

einer andern Stelle meint er, die Weltgeschichte rolle der Zufall; und er stellt es dem Leser frei, ob er bei gewissen Begebenheiten dieses Zufalls erstaunen oder einem höheren Verstand seine Bewunderung zutragen will. Auch von des Schicksals unsichtbarer Hand ist häufig die Rede. Wenn es von Gustav Adolph heißt, daß er „seine Sache mit der Sache des Himmels gerne verwechselt habe,“ so kann man es dem Schriftsteller nicht zur Last legen, er habe Menschenabsichten für Gottesabsichten ausgegeben. Es geht in seiner historischen Welt alles natürlich und begreiflich zu, gerade so, wie auch seine dramatische Welt der ersten Periode dem religiösen Geiste ganz entzogen ist [1]. Das Menschenleben ist auf der kurzen Strecke zwischen Geburt und Grab sich ganz selbst überlassen, und entwickelt sich unter dem Spiele des Zufalls und dem Gesetze der äußern Nothwendigkeit durch seine eigene freie Willenskraft nach selbstgesetzten Zwecken. Was aber vom Individuum gilt, das gilt auch von der Gattung. Daher führt Schiller auch das Außerordentliche in der Geschichte überall auf das Natürliche zurück, indem er alle wunderbare, unmittelbare göttliche Einwirkungen ablehnt [2]; doch läßt er häufig einzelne himmlische Sonnenblicke in das irdische Leben brechen, und er enthält sich der Anwendung des teleologischen Princips nur ungern und gleichsam durch die Wahrheit gezwungen, weil er dessen Unbrauchbarkeit durch Vernunftgründe erkannt hat.

In einer spätern Abhandlung: „Ueber das Erhabene,“ [3] rechtfertigt er dieses Verfahren weiter. Er verwirft hier das Streben des Verstandes, Zweckmäßigkeit in die Anarchie der moralischen Welt bringen zu wollen, gänzlich. Denn in der Welt scheine der tolle Zufall mehr zu regieren, als ein weiser Plan; und bei weitem in den mehrsten Fällen stünden Verdienst und Glück mit einander in Widerspruch. Wer es hingegen gutwillig aufgebe, dieses gesetzlose Chaos von Erscheinungen unter eine Einheit der Erkenntniß bringen zu wollen,

[1] Siehe Theil 1, S. 315 ff.
[2] Siehe Theil 2, S. 128 f.
[3] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1268. (Oktavausg. Bd. 12, S. 360 ff.).

der gewinne von einer andern Seite reichlich, was er von dieser verloren gebe. Denn gerade dieser gänzliche Mangel einer Zweckverbindung unter diesem Gedränge von Erscheinungen, wodurch sie für den Verstand, der sich an diese Verbindungsform halten müsse, übersteigend und unbrauchbar würden, mache sie zu einem desto treffendern Sinnbild für die reine Vernunft, die in eben dieser wilden Ungebundenheit der Natur ihre eigene Unabhängigkeit von Naturgesetzen, ihre Freiheit dargestellt finde. Die Vernunft nämlich werde sich bei Betrachtung der wilden, kühnen Unordnung in der großen Haushaltung der moralischen Welt neben ihrem sinnlichen Unvermögen, diese Verwirrung durch Zweckbegriffe zu begreifen, zugleich ihres überirdischen Vermögens der Freiheit bewußt, und durch diese dargebotene Idee der Freiheit für allen Fehlschlag der Erkenntniß entschädigt. „Aus diesem Gesichtspunkt betrachtet," fährt dann Schiller fort, „und nur aus diesem ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Objekt. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grunde nichts anderes, als der Konflikt der Naturkräfte unter einander selbst und mit der Freiheit des Menschen, und den Erfolg dieses Kampfes berichtet uns die Geschichte. Nähert man sich nur der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß, wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeinte Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt fordert, mit dem, was die wirkliche leistet, in Uebereinstimmung zu bringen, werden durch die Aussagen der Erfahrungen widerlegt, und so gefällig die Natur in ihrem organischen Reiche sich nach den regulativen Grundsätzen richtet oder zu richten scheint, so unbändig reißt sie im Reiche der Freiheit die Zügel ab, woran der Spekulationsgeist sie gern gefangen nehmen möchte. Wie ganz anders, wenn man darauf resignirt, sie zu erklären, und diese ihre Unbegreiflichkeit selbst zum Standpunkt der Beurtheilung macht. Eben der Umstand, daß die Natur, im Großen angesehen, aller Regeln, die wir durch unsern Verstand ihr vorschreiben, spottet; daß sie auf ihrem eigenwilligen, freien Gange die Schöpfungen der Weisheit und des Zufalles mit gleicher Achtlosigkeit in den Staub

tritt, daß sie das Wichtige, wie das Geringe, das Edle, wie das Gemeine in Einen Untergang mit sich fortreißt, daß sie hier eine Ameisenwelt erhält, dort ihr herrlichstes Geschöpf, den Menschen, in ihre Riesenarme faßt und zerschmettert, daß sie ihre mühsamsten Erwerbungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwendet, und an einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang baut — mit einem Worte, dieser Abfall der Natur im Großen von den Erkenntnißregeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinungen sich unterwirft, macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch Naturgesetze die Natur selbst zu erklären, und von ihrem Reiche gelten zu lassen, was in ihrem Reiche gilt; und das Gemüth wird also unwiderstehlich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, aus dem Bedingten in's Unbedingte getrieben."

Die Weltgeschichte ist darnach einem erhabenen Drama ähnlich, welches, indem es die Idee der triumphirenden Freiheit in uns wach macht, die Vorstellung unserer höhern Bestimmung und einer intelligibeln Weltordnung in unser Bewußtsein trägt, und unser Gemüth hierdurch einer edeln Erhebung theilhaftig werden läßt. An die Stelle einer kleinlichen, nichtigen Zweckdeutelei tritt jetzt eine großartige, bedeutungsvolle ästhetische Auffassung der Geschichte nach Vernunftideen; und wir sehen Schiller zu der Behandlungsweise der Geschichte, welche Tacitus ohne Rechtfertigung befolgte, mit Bewußtsein zurückkehren, nachdem er einen der modernen Zeit so natürlichen Irrthum von sich abgestreift hat. Natürlich nämlich ist der Versuch, die Welt auch teleologisch zu erklären, einer Zeit, welche in der kausalen Erklärung der Dinge (in der Theorie der Natur und der pragmatischen Ergründung der Geschichte) so unendliche Fortschritte gemacht hat und zu einem gewissen (scheinbaren) Ganzen des Bewußtseins aufgestiegen ist. Weil der erklärende Verstand hier die reichste Ausbeute gewonnen hat, so geht er auch dort auf ähnliche Entdeckungen aus, und kann sich hierbei nur durch eine späte, höhere Befreiung zu Gunsten der Ideen unserer Vernunft von seinem gänzlichen Unvermögen überzeugen. Von einem Begreifen, Erklären und Nachweisen dessen, was die Natur oder Gott mit den Dingen vorhabe und wolle, kann

nun freilich nicht mehr die Rede sein; aber wie ja auch unsere Sinnesanschauungen nicht aus diesem Begreifen, Erklären und Nachweisen entspringen, so können wir leicht an uns selbst die Erfahrung machen, daß unser religiöser Glaube und die Belebung unserer edelsten Seelenkräfte durch ihn diesen Verstandesoperationen vorausgehen, also aus ihnen nicht entspringen, sondern unabhängig von ihnen sind.

Von diesem freien, hohen ästhetischen Standpunkte betrachtete und behandelte Schiller die Geschichte, und auch hier begegneten sich wieder der Tragiker und Historiker. Bloß seine erhabene Geistesstimmung flößte Schillern sein tiefes, dauerndes Interesse für die Geschichte ein. Wäre er ein mehr anmuthig gestalteter Geist gewesen, so wäre er, wie Goethe, ihrer erhabenen Größe ausgewichen. Schiller aber fühlte sich der Weltgeschichte nahe verwandt, und machte so ihre einzige absolute Unbegreiflichkeit zum Fundament gerade seiner tiefsten Auffassung derselben.

Auf dem Grunde des bisher Erörterten wäre es nicht schwer, eine allgemeine Theorie der Geschichtschreibekunst aufzuführen. Wir können ihre Arten neben einander stellen. Wenn sich kein anderweitiges Interesse einmischt, so wird die Geschichte entweder chronikmäßig oder pragmatisch erzählt. Chronikmäßig nur nach der äußern Verbindung der Thatsachen in der Zeit; pragmatisch auch nach ihrer innern Verknüpfung durch Ursache und Wirkung. Diese letztere Art ist die reinste Form, für welche wir Thukydides als Muster anführen können. Der pragmatische Geschichtschreiber will uns über nichts anderes belehren und für nichts anderes interessiren, als eben über und für die Geschichte, welche er darstellt. Alles weitere überläßt er, wie billig, der Geschichte selbst, welche, wie ein gutes Gedicht, auch ohne weitere Nachhülfe belehrt, anregt und erfreut, jeden Leser nach seinem besondern Bedürfnisse. Da aber diese Gattung nothwendig einen leitenden Grundgedanken haben muß, so wird sich von diesem aus eine überwiegende Persönlichkeit des Geschichtschreibers leicht in seine Darstellung drängen. Ein dem historischen Interesse heterogenes Interesse wird sich in seinen Vortrag mischen, bald mit, bald ohne Bewußtsein, bald

anspruchslos, wie bei Tacitus, bald mit der Intention, auch den Leser für dieses Interesse zu gewinnen. In allen diesen Fällen wird die rein geschichtliche Wahrheit leicht beeinträchtigt oder auch erdrückt werden, wenn nicht Wahrheitsliebe, Verstand und Kultur des Geschichtschreibers diesen Hang überwiegen. Die meisten Völker und Menschen nämlich schätzen das Geschichtliche nur dann, wenn es sich mit einem andern, nähern und stärkern Interesse vermischt, und es gehört schon eine hohe Ausbildung dazu, das Geschichtliche rein auszuscheiden und festzuhalten und seiner selbst wegen zu achten. Ist jenes Interesse religiöser Art, so entsteht die mythische oder die teleologische Behandlung der Geschichte, je nachdem das Religiöse sich entweder die Einbildungskraft oder den Verstand zum Organ nimmt. Die Asiaten, und zum Theil noch Herodot, schrieben die Geschichte mythisch, und diejenigen unter uns, welche in der Weltgeschichte eine Erziehung des Menschen durch Gott, oder gar eine Entwickelung des göttlichen Geistes selbst (!) finden, schreiben sie teleologisch, und stehen mit jenen Kindern der Geschichtserzählung auf gleichem Standpunkte, nur daß sie begriffsmäßig das sagen, was die Orientalen anschaulich ausdrücken. Sie sind alte Kinder. Für beide ist das Geschichtliche nur etwas Accidentelles. Wenn das religiöse Interesse seinen allgemeinen Gesichtspunkt in die Geschichte hineinträgt, so nimmt das sittliche Interesse die Ideen, wornach es die Geschichte behandelt, aus dem menschlichen Treiben selbst heraus. Dort wird daher die Geschichte meistens entstellt, hier häufig nur einseitig behandelt. Waltet nun das sittliche Interesse bis zu dem Grade vor, daß der Geschichtschreiber darauf ausgeht, auch Andere für seine Idee zu gewinnen, so entsteht die rhetorische oder reflektirende (didaktische) Darstellung. Die rhetorische, wenn durch das Sittliche Phantasie und Gefühl ergriffen und begeistert werden sollen; die reflektirende, wenn es nur auf eine Belehrung über das Sittliche, gewöhnlich das Politische, abgesehen ist. Stehen endlich Einbildung und Verstand gar nicht im Dienste bestimmter religiöser oder moralisch-politischer Ideen und Gefühle, so sehen wir, wenn diese Vermögen überwiegend sind, die poetische und die räsonnirende

Gestalt der Geschichte entstehen. Einbildungskraft und Verstand sind hier ihrem freien Spiel und eigner Willkühr überlassen, und während jene nur zu ergötzen sucht, ergeht sich dieser in den mannigfaltigsten Betrachtungen, welche aber in der Regel sich doch gewissen Lieblingsideen anschließen werden. Die poetische und räsonnirende Manier nehmen es leicht mit der Geschichte und mit Grundsätzen, während die andern Arten doch wenigstens durch ihren Ernst achtenswerth sind.

Wenn nun Schiller durch Kultur vor der religiösen und durch seine eigene Natur vor der, eines tiefern Gehalts entbehrenden räsonnirenden Weise verwahrt war, so macht die harmonische Vereinigung der übrigen Arten das Wesen seines historischen Stils aus. Doch herrschte anfänglich die poetisch-rhetorische, später die reflektirend-pragmatische Behandlung vor. Hätte Schiller nach seiner zweiten dramatischen Laufbahn wieder zur Geschichte zurückkehren können, so hätte sich das poetische Element auf dem höchsten Gipfel des Erhabenen gezeigt, *ohne alle Rhetorik*. Die Verschmelzung dieser verschiedenen Arten mäßigte jede einzelne, und verhütete es, daß sein großer historischer Stil nicht in eine einseitige Manier ausartete.

Bekanntlich theilte Schiller die Dichtung in eine *naive* und *sentimentalische* ein. Man muß diesen Unterschied auch auf die Geschichtschreibung ausdehnen. Die chronikmäßige, mythische und pragmatische Art gehören zur naiven, alle übrige Arten dagegen zur sentimentalischen Gattung, dieß Wort in dem von Schiller festgesetzten, weiter unten zu erörternden guten Sinne genommen. Schiller's kunstvoll zusammengesetzte Historiographie ist eben so wohl sentimentalisch, als es seine Dichtung ist. Der Grundcharakter beider ist gleich. Nach dem bewährten Urtheile Goethe's ist die ganze neuere Theorie über Dichtung von jener Unterscheidung Schiller's ausgegangen. Aber auch die Theorie der Geschichtschreibung muß diesen Grundunterschied einer naiven (realen, antiken) und einer sentimentalischen (idealen, modernen) Darstellung zu Grunde legen, wenn die bisherige Verwirrung der Ansichten der Wissenschaft Platz machen soll. Nur wer diese Gattungen strenge sondert, und ihre Arten und ihre Abarten genau kennt, kann

zu einem vollgültigen Urtheil über die Kunstform bestimmter Geschichtschreiber gelangen, und ist er selbst Geschichtschreiber, so weiß er, welche Rechte ihm in der neuern Zeit zustehen und was ihm nothwendig versagt ist.

Nach allem Dargelegten müssen wir unserem Schiller einen hohen Rang als Geschichtschreiber einräumen. Ja ihm fehlte zu dem ersten deutschen Historiographen wohl nur ein längeres Leben. Mit welchen Vortheilen und mit welcher Bildung ausgerüstet, hätte er sich von seiner zweiten dramatischen Laufbahn zu ihr zurückgewandt! Aber er war in einem Lebensalter, wo die größten alten Historiker erst zu schreiben anfingen, schon nicht mehr unter den Lebendigen.

Vierzehntes Kapitel.

Häusliches und gesellschaftliches Leben. Charakterzüge. Achtung und Auszeichnung in der Nähe und Ferne.

Hier nehmen wir von dem Historiker Schiller für immer Abschied, wie er selbst in den Jahren, denen sich unsere Lebensbeschreibung nähert, von der Geschichte schied, nicht ahnend, daß ihm die Parze die Rückkehr zu derselben abschneiden werde.

Wir verließen oben am Ende des zehnten Kapitels unsern Freund an dem Tage seiner Verheirathung mit Charlotte von Lengefeld, und unsere Biographie hätte ihn nun durch die erste Zeit seiner Ehe zu begleiten. Das erste dieser Jahre war das glücklichste seines Lebens. Die Gegenwart an der Seite einer holden Gattin war genußreich, und man konnte einen vertrauensvollen Blick in die Zukunft werfen. „Jetzt erst, schrieb der Neuvermählte an seinen Körner, genieße er die Natur und lebe ganz in ihr; mit fröhlichem Geiste sehe er um sich her, und sein Herz finde eine schöne Nahrung und Erholung. Sein Dasein sei in eine harmonische Gleichheit gerückt; nicht leidenschaftlich gespannt, aber ruhig und hell gingen ihm seine Tage dahin. Seinem künftigen Schicksale

sehe er mit heiterm Muth entgegen. Wenige Jahre, und er werde im vollen Genusse seines Geistes sein, ja er hoffe, er werde wieder zu seiner Jugend zurückkehren; ein inneres Dichterleben gebe sie ihm zurück."

Die Fortsetzung der Thalia und die Herausgabe der Memoiren gewährten ihm bei seiner, wenn auch geringen, Besoldung eine hinreichende Einnahme, zumal da die ersten Jahre seiner Ehe ohne Kinder waren. Auch wurde schon im Jahre 1790 das erste Drittheil der Geschichte des dreißigjährigen Krieges ausgearbeitet, und dessen ungeachtet blieb ihm noch Zeit zu einer Recension über Bürger's Gedichte für die Allgemeine Literaturzeitung übrig.

Der Mann, den wir in Weimar als Einsiedler kennen lernten, war zur heitern Geselligkeit zurückgekehrt. Er führte eine geraume Zeit keine eigene Haushaltung, sondern speis'te mit seiner Frau in einer geistreichen, angenehmen Gesellschaft von nähern Freunden, in dem Hause am Markte, in welchem er wohnte; die Eigenthümerin dieses Hauses, ein älteres Frauenzimmer, besorgte für diesen geschlossenen Zirkel den Tisch. Der Privatdocent Riethhammer, nachher durch seine amtliche Wirksamkeit eben so ausgezeichnet, als durch seine literarische Bedeutung, Göritz, der Erzieher eines jungen Adeligen von Frankfurt, welchen er auf die Universität begleitete, nachher Dekan, beide Landsleute Schiller's, außerdem der Professor Fischenich und von Stein, der Sohn seiner Freundin in Weimar, bildeten die tägliche Tischgesellschaft. Das frugale Mahl war durch Heiterkeit, Offenheit und bedeutende Gespräche gewürzt. Mit Niethammer und Fischenich knüpfte er hier ein Band für das ganze Leben. Er sprach nicht viel, aber was er sagte, war bedeutend. Zwischen Ernst und Scherz bewegte sich sein Geist hin und her, und der eine war durch den andern gemäßigt. Er war ganz Humanität. Bei seiner gleichförmigen Stimmung hörte man nur noch selten Worte von ihm, die an den frühern glühenden, brausenden Schiller erinnerten, wenn solche Ausdrücke auch nicht ganz ausblieben. Als z. B. einer der Tischgenossen eine niederträchtige Handlung eines damals in Jena angesehenen Mannes erzählte, rief er entrüstet aus: „Es ist zu verwundern, daß solche Menschen

nicht im Gefühl ihrer Nichtswürdigkeit augenblicklich verwesen." Wo Ehrlosigkeit in Frage kommt, kann nur ein verweichlichtes und mattes Herz milde und schonend sein, und hier ist der einzige Fall, wo Toleranz eine Schmach ist für den, der sie ausübt.

Mit den meisten akademischen Lehrern stand Schiller in einem guten Vernehmen, mit mehrern in einem nähern Verhältniß. Seiner Gattin suchte er eine angenehme Geselligkeit zu verschaffen. Das Griesbach'sche und das Paulus'sche Haus gewährten eine erwünschte Unterhaltung, deren Reiz die Frauen durch ihre musikalischen Talente erhöhten. Schiller liebte die Musik, durch welche seine poetische Stimmung genährt wurde, was seine Gattin bewog, sich durch Unterrichtnehmen im Klavierspielen noch weiter zu vervollkommnen. Wanderungen in die freundliche Umgegend und bisweilen eine Reise nach Rudolstadt zur Mutter und Schwester brachten größere Mannigfaltigkeit in das Leben. Auch an Ergötzlichkeiten und Spielen mancher Art nahm er Antheil, am Billard, am Tarok, selbst am Kegelschieben. Aber in alle solche Zerstreuungen begleitete ihn sein ernster Sinn und jene Denkungsart, welcher es geläufig worden war, an das Alltägliche das Höhere, Ideelle anzuknüpfen. „Ich erinnere mich, erzählt sein Jugendfreund Conz, welcher auf einer literarischen Reise durch einen Theil Deutschlands begriffen, sich damals eine Zeit in Jena aufhielt, ihn bei einem solchen Zeitvertreibe vor der Stadt gesehen zu haben, wie er auf einmal, von dem Kegelspiele sich wegwendend, die Augen zum schönen Abendhimmel emporhob, und auf die Bemerkung eines der Mitspielenden: „Ein herrlicher Abend!" — die bedeutende Antwort gab: „Ach, man muß doch das Schöne in die Natur überall hineintragen!" [1] Er fand überall jenen hohen Sinn, der, wie er sagt, oft auch im kindischen Spiele liegt.

Es ist interessant, unsern Freund, dessen Arbeiten und Leistungen wir so sehr achten gelernt, auch in seinen Spielen und Erholungen zu beobachten. Wie er dort vielleicht uns

[1] Einiges über Schiller in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 4, S. 30.

fern stand, so tritt er hier wieder in unsern Kreis, und wir werden ihn um so bereitwilliger bewundern, je lieber wir ihn gewonnen haben. Es ist uns daher sehr willkommen, daß uns Schiller's Tischgenosse, Göritz, einige interessante Nachrichten aus dieser Zeit aufbewahrt hat [1].

Göritz gab einst der vertrauten Gesellschaft in dem Hause, welches er mit seinem Eleven bewohnte, ein Abendessen. Sie hatten ein schönes Besuchzimmer, und alles gerieth so gut, daß die Gesellschaft sehr heiter wurde. Die Anwesenden sangen, und tranken alle Brüderschaft mit einander. Sie redeten sich den ganzen Abend Du an, Frau von Wolzogen, Frau von Stein, Schiller, Fischreich [2], der junge von Stein, Göritz und sein Eleve. Am andern Morgen aber zeigte sich bei den Freunden eine natürliche Verlegenheit, denn wie innig befreundet man auch unter einander war, so fühlten die Jüngern doch die Unschicklichkeit, Damen dieser Art und auch Schillern mit Du anzureden. Den andern Morgen machte sich v. Stein bei Göritz etwas zu thun und vermied, in der zweiten Person zu reden. Göritz lächelte, und da er merkte, daß der junge Mann mit ihm gleich fühlte, sprach er sich gegen ihn aus, und sie verabredeten, wenn sie zu Tische kämen, die getrunkene Brüderschaft zu ignoriren und in dem alten Ton zu reden. Man schien es ihnen Dank zu wissen, und sie verloren hierdurch in der Meinung der interessanten Menschen nichts.

Schiller's Einfachheit im Essen und Trinken, und seine Unbefangenheit hierin gingen oft sehr weit. Einst war der damalige Hauptmann unter der Garde, nachher Adjutant des Königs von Sachsen und General, Funk, zum Besuch in Jena. Schiller sprach ihn in einem Garten beim Kegelspiel und ladete ihn zum Abendessen ein; Göritz und sein Eleve wurden auch mitgenommen. Zu Haus angekommen, wurden

[1] Morgenblatt vom Jahr 1837, Nr. 84 ff. Daß der ungenannte Verfasser dieser Nachrichten wirklich der nachmalige Dekan Göritz ist, dessen die Frau v. Wolzogen und Conz erwähnen, geht daraus hervor, daß auch der Schreiber jener Nachrichten der Hofmeister „eines Frankfurter Eleven“ ist, und sich einen Würtemberger nennt.

[2] Vielleicht ist dieser „Fischreich“ mit „von Fischart“, dessen Frau von Wolzogen erwähnt, Eine Person, oder es ist der Professor Fischenich gemeint.

ein paar alte, ungleiche Tische zusammengestellt, ein Tischtuch darüber geworfen, und nun erschien ein Stück Fleisch mit ein wenig Salat, als die ganze Abendmahlzeit. Dabei waren alle ganz unbefangen, ungeachtet es sogar an hinlänglichem Geschirr und an Servietten fehlte.

Welche Freiheit in diesem vertrauten Kreise herrschte, davon kann Folgendes zum Beweise dienen. Einige anverwandte alte Fräulein waren nach Jena gekommen, um die Schiller'sche Familie zu besuchen, und ungeachtet sie wohlhabend waren, hatten sie sich doch aus Oekonomie in dem halben Monde einquartiert, einem Bierhause, wo sonst nur Fuhrleute übernachteten. Schiller selbst war nicht eingerichtet, sie bei sich aufzunehmen. Frau Schiller schämte sich ihrer Anverwandten, ihr Mann machte sich über sie lustig, und dachte sogleich einen Plan aus. Einige Freunde von der Gesellschaft sollten sich betrunken stellen, zu den Fräulein auf ihr Zimmer gehen, und ihnen spöttisch zu erkennen geben, man halte sie für feil, weil sie in einer solchen Kneipe logirten. Schiller malte diese Idee sehr lebhaft aus und vertheilte auch schon die Rollen. Da aber Göritz seinen Eleven zu diesem Scherz nicht gerne hergeben wollte, und auch von Stein keine große Lust bezeugte, so unterblieb der Plan, so leid es dem Erfinder desselben war. Auch seine Schwägerin Karoline hatte sich an der Hoffnung, daß dieser Spaß ausgeführt werden würde, sehr ergötzt.

Man sieht aus solchen Beispielen, daß Schiller die Unabhängigkeit von konventionellen Formen, wofür seine frühere Dichtung stritt, jetzt im Leben wirklich behauptete. „In der engen Verbindung eines kleinen Kreises guter und geistvoller Menschen," sagt daher seine Lebensbeschreiberin [1], „wo jeder seine Originalität behauptet, und sich vom Odem der Liebe getragen und verstanden fühlt, liegt wohl immer der reinste Lebensgenuß, und der daraus entspringende Kontrast mit der übrigen fremden Welt, wo alles an Berechnung, Rücksicht und Beschränkung mahnt, erzeugt manche komische, wunderliche Situationen, die jenem Genuß eine eigene Würze geben.

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 59.

Das Glück jedes menschlichen Wesens war uns heilig, nichts als die Wahrheit galt; aber belästigt wollten wir so wenig als möglich durch fremde Existenzen sein, die nur Leerheit und Flachheit darboten, und vielleicht achteten wir zuweilen die nothwendigen Weltformen nicht genug, fehlten in der Art, sie von uns abzuweisen, und jugendlicher Scherz gerieth in Uebermuth."

Aber nur in solchen freien engern Kreisen konnte es Schillern auf die Dauer wohl sein, und wenn uns mehr Einzelnheiten aus denselben aufbewahrt wären, würden gewiß Manche ihren Kopf schütteln, wie man sich nach Belieben Alles erlaubte und sich über Alles hinwegsetzte. Aber der wahre Genuß des geselligen Lebens beginnt erst da, wo wir uns durch die Formen der Gesellschaft nicht mehr beschränkt fühlen; und da die konventionellen Regeln nur ein Surrogat einer edeln Bildung sind, so mag ein engerer Verein, in welchem diese selbst herrscht, jene Regeln verlachen. Wenn es für den rohen oder gemeinen Menschen unerläßlich ist, daß er sich an äußere Formen hält, muß es dem edelgebildeten erlaubt sein, sich dem Scherze, der Lustigkeit, dem Muthwillen in engeren Kreisen ohne Zwang zu überlassen, da die eigene Seele selbst in zügelloser, ungemessener Lust den richtigen Takt noch hält. Wie in dem Reiche der Liebe die Pflicht verstummt, so kommt die fremde Ordnung der Gesellschaft da nicht mehr in Frage, wo schon die freie Seele der edlen Sitte und dem schönen Anstand folgt, indem sie ihrem eigenen Ebenmaße getreu bleibt. Eine solche Unabhängigkeit ist auch für eine freie poetische und philosophische Entwickelung des Geistes unentbehrlich. Bei manchen Völkern und zu gewissen Zeiten drückt der Zwang der gesellschaftlichen Formen die Geister nieder, und wie man im Studierzimmer leicht ein steifer Pedant der Gelehrsamkeit wird, so findet man in Hauptstädten viele zierliche Pedanten der Gesellschaft.

Wie wenig Hindernisse damals in Jena diesem Freiheitstrieb in den Weg gelegt wurden, geht auch aus einer andern Notiz hervor, die uns Göritz über Schiller gibt. „Er konnte überhaupt," erzählt er, „jede Idee mit Lebhaftigkeit ergreifen und reizend darstellen. So fiel er einst darauf, wir sollten

uns eine Uniform machen lassen, die wir immer tragen wollten. Er machte diesen Vorschlag dem Professor Fischreich, dem Herrn von Stein und mir, und bestimmte blauen Frack mit himmelblauem Futter, das um einige Linien über das Dunkelblaue hervorsah, und silberne Knöpfe. Lange trugen Schiller, Fischreich und ich diese Uniform, die eben nicht geschmackvoll war, und ich brachte sie noch mit in meine Heimath. Stein hatte sich entschuldigt, weil er Hofuniform tragen müsse."

Wenn uns diese Züge zeigen, wie Schiller das gesellige Leben nach Laune heiter und frei behandelte, so sind uns einige andere Nachrichten höchst werthvoll, die ihn uns von Seiten seines festen Sinnes und seiner Unerschrockenheit vorführen. Denn wie wir den Muth an keinem Manne vermissen wollen, so hat ein Dichter und Schriftsteller nur selten Gelegenheit, ihn an den Tag zu legen.

Studentenunruhen brachen aus, deren Veranlassung die galante Zudringlichkeit eines Studirenden war. Wer mit Extrapost durch Jena kam, hielt in der Vorstadt am Wirthshause zum halben Mond und ließ sich dahin die frischen Pferde bringen. Ein Graf von Beust, welcher angekommen war, hatte mit dem Postmeister etwas zu reden, und ging daher selbst in die Stadt, wohin ihm sein Diener folgte. So saß also die junge, liebenswürdige Gräfin von Beust mit ihrer Kammerjungfer allein in dem ausgespannten Wagen vor dem halben Mond. Ein Student von der besten Aufführung hatte sich mit einigen Landsleuten in dem nämlichen Wirthshause lustig geschwatzt und getrunken, und kam eben mit ihnen aus dem Hause; doch war keiner berauscht. Einer seiner Kameraden machte ihn auf die Gräfin aufmerksam, und munterte ihn auf, sie um einen Kuß zu bitten. Der junge Mensch ging also an den Wagen und trug diese Bitte vor. Die Gräfin antwortete ganz freundlich, daß es ihr eine Ehre sein würde, daß sie aber ihren Mann vorher fragen wolle. Da der Student zu bitten fortfuhr, zog die Gräfin das Glas am Wagen in die Höhe. Daran klopfte der Student mehrere Mal und bat mit der Mütze in der Hand, bis seine Freunde ihn von dem Gedanken abbrachten. Diese Geschichte wurde

dem damaligen Prorektor Ulrich angezeigt, dem man es allgemein zur Last legte, daß der arme Student, welcher ein sächsisches Stipendium genoß, nach einer weitläufigen Untersuchung der Sache, ungeachtet der Graf von Beust über den Vorfall nur lachte und erklärte, er werde nie Klage einlegen, und troz einer Deputation von Studenten, die sich bei dem Prorektor für ihn verwandte, mit der Relegation bestraft wurde. Ein Fest, welches zu feiern die Ungarn Erlaubniß erhalten hatten, gab Gelegenheit zum Ausbruch schrecklicher Unruhen. Ulrich wohnte in seinem Garten; dahin zog die exaltirte, zum Theil betrunkene Schaar der Studenten, warf alle Fenster ein, erstürmte das Haus, zerschlug die Meubeln, erbrach die Schränke, riß und hieb die Bäume des Gartens um, und befestigte Röcke, Hemden und andere Kleidungsstücke an langen Stangen, mit denen die Rotte unter lautem Geschrei triumphirend zurückkehrte und durch die Stadt zog. Am andern Tage rückten eine halbe Kompagnie Husaren und zwei Kompagnien Fußjäger als Exekutionstruppen in Jena ein, worauf die Studenten in Masse die Stadt verließen und nach Erfurt zogen. Doch bald änderten sie ihren Sinn, baten um Amnestie und um die Erlaubniß zurückkehren zu dürfen. Da ward denn im akademischen Senat darüber deliberirt, ob man den zurückkehrenden Studenten nicht entgegengehen und sie abholen sollte. Gegen diesen Vorschlag sprach Schiller aufs bestimmteste, indem er sagte: Man werde besser thun, wenn man durchaus nicht nachgebe, wenn man das Ansehen und die Würde des akademischen Senats streng behaupte, und den Studenten nur unter der Bedingung einer bescheidenen Aufführung Erlaubniß zur Rückkehr gebe. Und als ein Professor zu Gunsten jener Meinung den Grund angab, daß aus einem Studenten noch alles *werden* könne, erwiederte er sehr treffend: das sei eben ein Beweis, daß die Studenten noch nichts *seien*. Doch der Eigennutz des einen und die Furchtsamkeit des andern Theils der Professoren behielten das Uebergewicht. Döderlein, an der Spitze mehrerer Universitätslehrer ging den Studenten entgegen, und sämmtliche Bürgerschaft holte sie zu Pferde und zu Fuße ein. Schiller aber tadelte laut das

Benehmen Ulrich's und sprach sich unverholen darüber aus, wie nöthig es sei, das Prorektorat besser zu besetzen.

Zeigt sich hierin eine ehrenwerthe männliche Haltung, so beweis't eine andere Geschichte Schiller's persönliche Unerschrockenheit. „Professor Fischreich," erzählt Göritz, „Herr von Stein und ich ritten einst mit Schiller spazieren. Letzterer ritt auf einem Fußpfade, und wir erreichten eine Gesellschaft von Landleuten, die dieses Weges nach Hause gingen. Es mochte ihnen unangenehm sein, von uns aus dem Wege getrieben zu werden, oder mochte einer und der andere zu viel Bier getrunken haben, kurz, einer der Bauern fiel plötzlich Schillern, der etwas vorausgeritten war, in den Zügel. Wir kamen schnell herbei, Schiller wehrte sich wie ein Löwe, es gelang ihm, den Zügel seines Pferdes loszumachen, und er ritt nun hinter dem Angreifer, auf den er mit der Peitsche losschlug, einen Rain hinauf und verfolgte ihn lebhaft. Die andern Bauern sahen ruhig zu, und ich fing an, den Angreifer zu examiren, aus welcher Machtvollkommenheit er Schillern in den Zügel gefallen sei. Er gab aber keine Antwort, sondern retirirte sich schnell. Ich mußte mich nachher oft von Schiller darüber necken lassen, daß ich, statt zuzuschlagen, immer zu dem Kerl gesagt hätte: „Wer iß er?" Indessen war durch unsere Dazwischenkunft der Streit bald entschieden gewesen und keine Gelegenheit mehr vorhanden, Muth zu zeigen. Schiller hatte seinen Hut, der ihm entfallen war, wieder erhalten, der Angriff war zurückgeschlagen, die Uebermacht war auf unserer Seite, um so mehr, als die übrigen Landleute keinen Theil an der Sache nahmen. Wäre der Kampf fortgesetzt worden, so würden wir, sobald sich die Gegenparthei verstärkt und Steine oder Erdschollen gegen uns gebraucht hätte, nicht zu unserm Vortheil aus der Sache gekommen sein. Aber alle diese Vorstellungen halfen nicht. Schiller empfing mich oft mit der Anrede: „Wer iß er?" — Wir hatten nun Streit über den Muth, und ich bestand auf meiner Behauptung, daß es studentenhafte Renomisterei gewesen wäre, wenn ich oder ein anderer aus der Gesellschaft die Sache aufgenommen und weiter getrieben hätte. Auch Wilhelm von Humboldt mischte sich in den Streit und

behauptete, daß der Muth durchaus nicht Sache der Uebung, sondern ein Werk der Nerven sei, also nichts Willkührliches, sondern bloß Folge einer zufälligen Stimmung, die man sich nicht geben könne. Schiller dagegen betrachtete ihn als Resultat der innern moralischen Kraft, die geübt, durch Uebung gestärkt und auch von physisch Schwächlichen auf einen hohen Grad gebracht werden könne." Es war unserm idealistischen Freunde natürlich, von allem wo möglich im Geiste den Erklärungsgrund zu suchen. Und in diesem Falle möchte das Recht auf seiner Seite sein. Wenn die Plilosophie nichts als eine höhere Selbstbesinnung an der Hand des Sprachgebrauchs ist, so kann uns dieser schon über die vorliegende alte Frage eine Weisung geben. Denn indem wir nie oder doch nur uneigentlich von einem tapfern, muthigen Thiere sprechen, beschränken wir diese Eigenschaft auf das Gebiet des Menschlichen, welches nicht in unsern körperlichen Anlagen zu suchen ist.

Ungeachtet er der Würde und dem Ansehen des Professorenstandes nicht das Mindeste vergab, stand er dennoch (und vielleicht um so mehr) bei der akademischen Jugend fortwährend in der größten Achtung. Bei dem oben erzählten Auflauf, wo es plötzlich auf der Straße erscholl: Licht aus! was er, in seine Arbeiten vertieft, überhörte oder vielleicht auch mit Fleiß nicht beachtete, wurden ihm die Fenster eingeworfen. Aber sogleich den andern Morgen erschien eine Deputation der Studirenden, welche ihn im Namen der Landsmannschaften wegen dieses Versehens um Verzeihung bat. Seine Persönlichkeit war ganz dazu geeignet, besonders den Enthusiasmus der bessern Jünglinge zu entzünden, von denen sich mehrere enge an ihn anschloßen.

Ziehen wir nun den Kreis enger zusammen und treten wir in den heiligen Zirkel seines häuslichen Lebens, so wissen wir aus seinen Briefen an Lotte, daß er hier die höchste irdische Seligkeit zu finden gehofft hatte. — „Ach, was für himmlisch süße Stunden uns bevorstehen," ruft er in einem Briefe aus, „wenn wir zusammen wohnen werden, theure Liebe! wenn meine Seele, durch eine gelungene Beschäftigung aufflammend und bewegt, auch meiner Liebe Flammen der

Schöpfung zubringen und deine Liebe meinem Geiste Feuer und Leben borgen wird!" — Und an einem andern Orte sagt er: „Ich kann gar nicht beschreiben, meine Liebe, wie mich die Aussicht freut, mich an deiner Seite mit einer dichterischen Arbeit zu beschäftigen. Die höchste Fülle des künstlerischen Genusses mit dem gegenwärtigen Genusse des Herzens zu verbinden, war immer das höchste Ideal, das ich vom Leben hatte, und beide zu vereinigen, ist bei mir auch das unfehlbarste Mittel, jenen zu seiner höchsten Fülle zu bringen."

Es ist trefflich, daß Schiller, als ein thatkräftiger Mensch, auf diese Weise sein Liebesglück immer in Verbindung mit seiner Thätigkeit bringt, ohne es doch, wie es Goethe zuweilen thut, für diese als ein bloßes Mittel zu gebrauchen. Daß aber solche Träume alle in Erfüllung gingen, ist natürlich nicht anzunehmen. Wir glauben es seiner Schwägerin gerne, daß unter manchen Leiden und Sorgen diese Ehe durch dauernde Eintracht der Herzen, Harmonie des Geschmackes und gleiche Stimmung für gesellige Freuden beglückt worden sei. Empfänglichkeit, Frohsinn und Hingabe scheinen ihm seine Lotte besonders werth gemacht zu haben. Ihr sicherer Geschmack und ihr feines Gefühl waren nicht selten ein bestimmendes Urtheil für ihn[1] — wie denn auch Goethe sagt, er habe sehr von dem Einflusse der Weiber abgehangen, oft zum Nachtheil seiner Produkte. Ein solches Wesen um sich zu haben, welchem er seine Ideen mittheilen konnte, war für ihn Bedürfniß. Aber den spekulativsten unter allen Dichtern konnten Unterhaltungen mit einer Frau auf die Dauer nicht befriedigen. Er spricht ja im Briefwechsel mit Goethe selbst der Frau von Wolzogen die ästhetische Kultur ab. Auch paßte ein Geist, wie der seinige, nicht in die engen Schranken des häuslichen Lebens, und er war gewiß, auch schon wegen seiner Kränklichkeit, ein unbequemer Ehemann. In Schiller's Briefwechsel mit Goethe steht seine Gattin sehr im Hintergrund. Nach dem Gedichte: die Ideale, welches sicher zu seinem Verfasser eine sehr nahe Beziehung hat, harren nur die Freundschaft und die Beschäftigung bei dem Dichter aus, und von der Liebe heißt es:

[1] „Charlotte von Schiller" in Schiller's sämmtlichen Werken, Bd. 12, S. 509.

„Ach! allzu schnell nach kurzem Lenze,
Entfloh die schöne Liebeszeit.“

Wir entlehnen noch einige Einzelnheiten über Schiller's häusliches Leben und seine Gattin von dem unpartheiischen Göritz. „Eine leichtsinnige, nach sinnlichen Freuden haschende, Zerstreuung liebende Gattin,“ erzählt er, „hätte für Schillern nicht gepaßt. Er schien mir oft ein zu strenger, unbilliger Richter der Handlungen seiner Frau zu sein. Sie tanzte nicht, war aber einmal mit einigen ihrer Freundinnen auf einem Balle im akademischen Hause in Jena. Es konnten Jahre vergehen, ehe sie etwas der Art wiederholte. Gros und ich hatten uns Abends nach Tisch mit Schiller in seinem Hause zum Spiel gesetzt, und spielten fort, bis sie kam. Es war Morgens um drei Uhr. Ich vergesse die Kälte und den mißbilligenden Ton, mit dem er sie empfing, in meinem Leben nicht. Sie hätte mit großem Rechte antworten können: „Und du, dessen Gesundheit so sehr geschwächt ist, spielst die ganze Nacht fort und zerstörst sie vollends?“ Sie nahm den Verweis über ihr spätes Nachhausekommen sehr sanft auf, und als ihre freundlichen Entschuldigungen nichts halfen, schwieg sie ganz.“

„Am Weimar'schen Hofe war es zu damaliger Zeit Mode, so leise zu sprechen, daß der Ungeübte den Redenden nicht verstehen konnte. Dieß war denn auch unter dem Adel allgemeiner Ton, und man sprach mit einander etwa so, wie man in einer größern Gesellschaft seinem Nachbarn etwas sagen würde, was kein Anderer hören sollte. Lautes Reden gehörte deßwegen im Schiller'schen Hause zu den Zeichen einer schlechten Erziehung. Es fielen hierdurch oft lächerliche Auftritte vor. Der Professor Ilgen, der ohnehin gewohnt war, sehr laut zu reden, erzählte einst der Frau Schiller die Geschichte zweier Holzbauern, die sich auf dem Markte zankten, ganz in dem Ton und mit der Stimme, welche bei solchen Gelegenheiten vorkommen. Frau Schiller wußte sich seines Geschreies wegen fast nicht zu fassen, und wir lachten über sie und nicht über die interessante Geschichte, die Niemand hören wollte. Ilgen nahm das für Beifall und gefiel sich immer mehr in der Nachahmung der Bauernstimmen, so daß es am

Ende auch uns unausstehlich wurde. Als er fort war, sagte sie mit einem tiefen Seufzer: „Das ist ein garstiger Mann, der Professor Ilgen!“ und erzählte mit allen Zeichen des Abscheues vor einem solchen Geschrei ihren Bekannten die Geschichte.“

„Daß sie von Adel war, zeigte Frau Schiller auch durch die Art, wie sie ihre Kammerjungfer behandelte. Diese war hübsch und schien gutmüthig, auch waren ihre Sitten unanstößig. Sie wurde aber immer mit einem gewissen spöttischen, herabwürdigenden Ton behandelt, der uns oft empörte; sie konnte nichts recht machen, und wurde mit Bitterkeit zurecht gewiesen, auch wo keine Ursache dazu war. Ich habe, was meine Verhältnisse mit dem Adel betrifft, nur Gutes und Erfreuliches erfahren, und kenne den Unterschied zwischen Geldadel und dem erhebenden Gefühl eines ausgezeichneten Geschlechts, zum Vorzug des letztern, aus vielen Erfahrungen. Aber überall, wo ich beobachten konnte, wurden die Kammerjungfern, besonders wenn sie hübsch und etwa Pfarrers- oder Amtmannstöchter waren, schnöde behandelt.“

So weit der Bericht eines, wie es nach allem scheint, zuverläßigen Augenzeugen.

Wer einmal festen Fuß im Leben gewonnen hat, faßt ihn, wenigstens in Deutschland, auch erst recht in der öffentlichen Meinung. Seit Schiller angestellt war, wurden auch seine Verdienste immer williger und allgemeiner anerkannt. Wie er schon früher von dem Landgrafen von Hessen-Darmstadt zum Rath ernannt worden war, erhielt er im Jahre seiner Verheirathung diesen Titel zum Ueberflusse auch noch vom Herzoge von Meiningen, dem Landesherrn seiner Gemahlin. Aber auch in das Ausland waren schon die freien Töne seiner Leier gedrungen. Aus den Zeitungen erfuhr er, daß ihm von dem Nationalkonvent das französische Bürgerrecht ertheilt worden sei. Weil aber auf der Adresse des Briefes an ihn sein Name falsch geschrieben und sein Wohnort nicht angegeben war, so konnte das Diplom lange Zeit den Weg zu dem nicht finden, für den es ausgestellt war. Er erhielt es erst im Jahr 1798 durch Kampe in Braunschweig. Es war von Roland unterzeichnet. Auf den Wunsch

seines Herzogs deponirte er die Schrift auf der fürstlichen Bibliothek in Jena. Vorher aber ließ er eine Abschrift von ihr nehmen, und es sich attestiren, daß das Original dort niedergelegt sei, für den Fall, daß einmal eines seiner Kinder sich in Frankreich niederlassen und dieses Bürgerrecht reklamiren wollte[1]. Und auch von der Akademie der Wissenschaften zu Stockholm erhielt er im April 1797 ein Diplom zugeschickt. Er sprach bei dieser Gelegenheit unverholen seine Freude gegen Goethe aus, „seine Wurzeln ausdehnen und seine Existenz in Andere eingreifen zu sehen.“ Goethe, welcher dem Bürgerdiplom, weil es von „der herrlichen französischen Revolution“ ausging, nicht sehr hold war, versäumte es nicht, ihm zu diesem Schwedischen Ehrenzeichen zu gratuliren. „Dergleichen Erscheinungen sind als barometrische Anzeichen der öffentlichen Meinung nicht zu verachten.“ — In Frankreich und England beachtet man es gar nicht, was andere Völker von ihren großen Geistern urtheilen. Die Deutschen aber wagen nur dann einen ihrer Landsleute laut einen großen Mann zu nennen, wenn das Ausland beistimmt, und eine nichtige Stimme von dorther gilt häufig mehr, als eine wahre aus der Heimath.

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, B. 4, S. 131, 143 u. 145.

Fünfzehntes Kapitel.

Metrische Uebersetzung aus Virgil's Aeneide. Poetische Plane. Schwanken und Mißtrauen. Idee des Wallenstein.

Wenden wir uns nach dieser Schilderung seines geselligen Lebens zu Schiller's Thätigkeit zurück, so können wir die schon früher dargelegten historischen Werke als Zeugen seines Fleißes aufrufen. Aber er beschränkte sich nicht auf geschichtliche Arbeiten. Denn als er sich in der Weltgeschichte orientirt hatte, trat das philosophische Bedürfniß hervor, den Menschengeist auch in der eigenen Brust wissenschaftlich zu erfassen. Das war die zweite Aufgabe, welche zu lösen war, und auf welche die historischen Studien alle bezogen wurden. Aber auch die Poesie, Schiller's innerstes Lebenselement, konnte nicht ganz zurückbleiben. Wie sie sich in seine historischen und philosophischen Darstellungen verzweigte, sie belebend durchdrang, so that sie sich in dieser wissenschaftlichen Periode auch abgesondert in einzelnen Lehrgedichten, in Uebertragungen und in — poetischen Planen kund.

Von den Lehrgedichten, die wir meinen, den Göttern Griechenlands und den Künstlern, ist schon oben die Rede gewesen, und auch von den Uebertragungen wäre nur noch

die metrische Uebersetzung des zweiten und vierten Buches der Aeneide des Virgil zu erwähnen. Mit dieser Arbeit wurde die Neue Thalia eröffnet, welche der ältern Thalia dieses Namens im Jahr 1792 nachfolgte, nachdem diese sich beinahe durch fünf Jahre gezogen und mit dem zwölften Hefte, schon 1790, aufgehört hatte. Die Neue Thalia, welche man die philosophische im Gegensatz gegen die ältere nennen könnte, die meistens poetische Arbeiten enthält, sollte jedes Jahr in zwei Bänden sechs Hefte umfassen; sie hörte aber schon mit dem zweiten Jahrgang auf. In der spätern Thalia ist die genannte Uebersetzung der beiden Bücher der Aeneide die einzige poetische Arbeit Schiller's geblieben.

Den Virgil hatte er schon in der Militärakademie in Stuttgart liebgewonnen. Da der Professor Nast den Zöglingen bisweilen die Bürger'sche Uebersetzung einzelner Homerischen Gesängen in Jamben vorlas, wurde er dadurch so begeistert, daß er sich als sechzehnjähriger Jüngling an der Aeneide versuchte. Aber Bürger's jambische Proben der Ilias waren vielfach angefochten worden, und mochten nicht im Geschmack des Präzeptors sein. Daher versuchte der junge Schiller nach dem Beispiel der Messiade eine Verdeutschung der Aeneide in Hexametern. In dem Schwäbischen Magazin erschien im Jahr 1780 vom zweiten Buche dieses Epos ein Bruchstück: „Der Sturm auf dem Tyrrhener Meere" überschrieben [1]. Im Original sind es etwa hundert zwanzig Verse, in der Uebersetzung aber viel mehr. Denn wie hätte der gewaltige Geist sich in das vorgefundene Maß der antiken Kürze einschließen können? Der Herausgeber des Schwäbischen Magazins fügte in einer Anmerkung die Worte bei: „Probe von einem Jüngling, die nicht übel gerathen ist. Kühn, viel, viel dichterisches Feuer!" Vor den strengen Anforderungen der jetzigen Uebersetzungskunst können freilich diese Verse nicht bestehen. Die allzu großen Freiheiten, die sich der Uebersetzer genommen, die Menge trochäischer Füße, Fehler gegen die deutsche Prosodie verderben uns den Geschmack

[1] Jetzt in Döring's Nachlese S. 301. Vergleiche Einiges über Schiller von Conz in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 5.

an ihnen. Aber einzelne Hexameter sind ihm trefflich gelungen, und der rohe Versuch ist uns deßwegen höchst interessant, weil Schiller hier als Jüngling schon den Weg einschlug, welchen er im Uebersetzen sein ganzes Leben verfolgte. Das kecke, feurige Genie des jungen Mannes verräth sich, wie Conz sagt, mitten unter den Fesseln, die es sucht, und gegen die es sich mitten im Suchen wieder ungebärdig sträubt, und so oft der Verfasser sein Eigenthümliches Fremdem aufzuopfern strebt, eben so oft sprudelt er über sein Vorbild hinweg. Eine gründliche Gewissenhaftigkeit und Originalität liegen mit einander im Kampfe, aber die Originalität drückt auch der Ausbeute des sorgfältigen Fleißes ihren Stempel auf.

Als er später Bürgern in Weimar kennen lernte; kam er wieder auf Virgil zurück, der damals dasselbe Interesse für ihn unter den Lateinern hatte, welches ihm Euripides einflößte. „Bürger und ich haben uns vorgenommen," schrieb er am 30. April 1789, „einen kleinen Wettkampf der Kunst zu Gefallen mit einander einzugehen. Er soll darin bestehen, daß wir beide das nämliche Stück aus Virgils Aeneide, jeder in einer andern Versart, übersetzen. Ich habe mir Stanzen gewählt." Für dieses Versmaß und den Reim überhaupt hatte er, wahrscheinlich durch den Umgang mit Wieland, eine große Vorliebe gefaßt; die antiken Sylbenmaße dagegen waren nicht nach seinem Geschmack, und auch die Voß'sche Hexametrik, ob er ihr gleich größtentheils seine Kenntniß des Homer verdankt, achtete er noch gering; denn sie sei ungefügig und schmeichle dem Ohr nicht genug.

Der Plan, einen Gesang der Aeneide zu übersetzen, ward durch andere Geschäfte verschoben. Erst in Jena in der zweiten Hälfte des Jahres 1791 nach einem unten zu erzählenden Krankheitsanfalle, welcher ihm angestrengtere Arbeiten verbot, holte er jene Idee wieder hervor. Die Geschichte hatte ihr größtes Interesse verloren, anstrengendes Denken war ihm durch den Arzt untersagt; so griff er denn nach einer Beschäftigung, welche ihm zur Unterhaltung diente und seine erwachende Liebe zur Poesie nährte, da er doch seinem spekulativen

[1] Siehe Theil 2, S. 104.

Trieb nicht nachhängen durfte. Er entschloß sich, den Virgil in einer freiern, dem Ohre zusagenden Weise rhythmisch zu bearbeiten. So entstanden die in Oktaven übertragenen zwei Bücher der Aeneide. Conz erzählt, wie Schiller, noch warm vor Freude über die gelungene Arbeit, ihm bei einem Besuche von einem fast noch nassen Druckbogen eines Heftes der Thalia die ersten Proben seiner Verdeutschung vorgelesen habe[1]. Auch dem Professor Reinhold las er eine Probe vor. „Schiller hat mich," erzählt er, „nicht sowohl durch die Schönheit der Diktion, die man bei ihm gewohnt ist, als der Versifikation in einer Versart, die mir unter allen die schwerste scheint, sehr überrascht. Das Kolorit ist freilich lebhafter, glühender möcht' ich sagen, als das Virgil'sche; aber Virgil hat in meinen Augen nichts dadurch verloren, und wird vorzüglich bei Damen, für welche Schiller (und zwar zunächst für seine Frau und Schwägerin) diese Arbeit unternommen hat, sicherlich gewinnen[2].

So ist diese Uebersetzung aus Virgil, wie so manches andere Werk Schiller's, ursprünglich für Frauen bestimmt. Darnach müssen also des Verfassers Worte in der schön geschriebenen Vorerinnerung gedeutet werden, „diese Uebersetzung sei nur für solche Leser geschrieben, welche der lateinischen Sprache nicht kundig seien."

Jahre und Studien aller Art hatten Schiller's Geist so gereift, daß er hier eine in jeder Beziehung meisterhafte Uebersetzung liefern konnte. Er war des Stoffes, der Sprache und der rhythmischen Gestaltung so vollkommen mächtig, daß er beinahe ein ganz neues Gedicht lieferte, und dabei doch mit einer seltenen Treue und Gewissenhaftigkeit sich möglichst am Original hielt. Ueberall ist die sorgfältigste Wahl der Wörter und Ausdrücke und eine klassische Fügung der Sätze beobachtet, und der nicht selten veredelte Inhalt wird uns durch einen herrlichen Wohllaut in die Seele geschmeichelt. Eine Sophokleische Klarheit läßt uns leicht und freudig über diese schönen Verse hingleiten; wir fühlen uns in den sichern Händen des

[1] Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 5, S. 36.

[2] Reinhold's Briefwechsel mit Baggesen, Theil 1, S. 109.

großen Meisters. Hätte er diese Uebersetzung vollendet, sie wäre bei den Deutschen gewiß so einheimisch geworden, als das Original bei den Römern war. Daß das Werk eine Uebersetzung sei, hätten nur die Gelehrten gewußt.

Die lesenswerthe Vorerinnerung rechtfertigt zuerst die Wahl der Stanzen für diese freiere Bearbeitung, und macht dann auf die Schwierigkeiten derselben aufmerksam. Die magische Gewalt des Virgil'schen Verses schien ihm in einer seltsamen Mischung von Leichtigkeit und Kraft, Eleganz und Größe, Anmuth und Majestät zu liegen. Nun glaube er eine Versart für seine Uebertragung wählen zu müssen, welche der Gelenkigkeit, dem Wohllaut und der Grazie am günstigsten wäre, denn für die entgegengesetzten Eigenschaften der Kraft, Würde und Majestät sorge schon der Inhalt des Gedichts und auch der Charakter unserer übrigens „unbiegsamen, breiten und rauh klingenden Sprache." So ging also Schiller auch bei dieser Arbeit denkend zu Werke! Er blieb nicht bei der äußern Form der Versart stehen, sondern fragte nach deren innern Eigenschaften, und er hielt ein ganz anderes Metrum, welches diese geistigen Vorzüge erfülle, für besser, als dasselbe Versmaß, welches diese Vorzüge zurücklasse. Er wollte seinen Dichter im Geiste und in der Wahrheit übersetzen.

So gab Schiller durch diese Arbeit seinem eigenen erhabenen, heroischen Geiste die Richtung zum Leichten, Gelenkigen und Anmuthigen hin, im richtigen Gefühle dessen, was ihm noch fehlte. Anerkannter Weise hatten daher diese Uebungen einen großen Einfluß auf seine poetische Ausbildung. Sie hielten außerdem nicht allein während dieser unglücklichen analytischen Periode, wie sie Goethe nennt, den poetischen Sinn in ihm wach, sondern sie vervollkommneten ihn auch in den Kunstgriffen des Technischen. Während er durch seine ästhetischen Untersuchungen denkend seine innere Ausbildung zum Dichter vollendete, eignete er sich durch diese Studien alles in hohem Grade an, was die äußere Form vom Poeten fordert. Als ihn sein Genius zum zweitenmal in die lyrische und dramatische Laufbahn führte, stand er gerüstet da.

Außer diesen Uebersetzungen wurden manche poetische Entwürfe gefaßt, welche die durch wissenschaftliche Bestrebungen zurückgedrängte Kraft verkündigten und die Vorläufer einer fruchtbaren Periode sein sollten. Auch Plane sind uns in der Geistesgeschichte eines Menschen nicht unwichtig, sie sind die Geburtsstätten der Thaten. Der Jüngling erfreut sich an Hoffnungen, der Geist des Mannes wiegt sich in Entwürfen. Jene gehen auf das, was der Mensch zu genießen, diese auf das, was er zu vollführen gedenkt.

Einige lyrische Plane beschäftigten ihn längere Zeit. Eine Hymne an das Licht, wahrscheinlich symbolischer Art, war in Aussicht gestellt, so wie eine Theodicee nach den Grundsätzen der Kant'schen Philosophie, also ein didaktisches Gedicht. Von dem letztern erwartete Schiller viel, indem er die Weltanschauung des Königsberger Weisen für weit poetischer und erhabener hielt, als die Leibnitz'sche Philosophie.

Länger verweilte er bei einigen epischen Ideen. Friedrich's des Großen Histoire de mon temps, die er noch in Weimar las, brachte ihn wahrscheinlich auf den Gedanken, diesen großen König zum Träger eines Epos zu machen. Er schreibt darüber an Körner: „Die Idee, ein episches Gedicht aus einer merkwürdigen Aktion Friedrich's des Zweiten zu machen, ist gar nicht zu verwerfen; nur kömmt sie sechs bis acht Jahre zu früh für mich. Alle Schwierigkeiten, die von der so nahen Modernität dieses Sujets entstehen, und die anscheinende Unverträglichkeit des epischen Tons mit einem gleichzeitigen Gegenstande würden mich so sehr nicht schrecken. — Ein episches Gedicht im achtzehnten Jahrhundert muß ein ganz anderes Ding sein, als eins in der Kindheit der Welt. Und eben das ist's, was mich an dieser Idee so anzieht. Unsere Sitten, der feinste Duft unserer Philosophien, unsere Verfassungen, Häuslichkeit, Künste, kurz alles muß auf eine ungezwungene Weise darin niedergelegt werden und in einer schönen harmonischen Freiheit leben, so wie in der Iliade alle Zweige der griechischen Kultur u. s. w. anschaulich leben. Ich bin auch noch nicht abgeneigt, mir eine Maschinerie dazu zu erfinden, denn ich möchte auch alle Forderungen, die man an den epischen Dichter von Seiten der Form macht,

haarscharf erfüllen. Diese Maschinerie aber, die bei einem so modernen Stoffe, in einem so prosaischen Zeitalter die größte Schwierigkeit zu haben scheint, kann das Interesse in einem hohen Grade erhöhen, wenn sie eben diesem modernen Geiste angepaßt wird. Es rollen allerlei Ideen darüber in meinem Kopfe trübe durcheinander, aber es wird sich noch etwas Helles daraus bilden. Aber welches Metrum ich dazu wählen würde, erräthst Du wohl schwerlich. Kein anderes, als Ottave rime. Alle andere, das iambische ausgenommen, sind mir in den Tod zuwider, und wie angenehm müßte der Ernst, das Erhabene in so leichten Formen spielen! wie sehr der epische Gehalt durch die weiche, sanfte Form schöner Keime gewinnen[1]! Singen muß man es können, wie die griechischen Bauern (?) die Iliade, die Gondolieri in Venedig die Stanzen aus dem befreiten Jerusalem. Auch über die Epoche aus Friedrich's Leben habe ich nachgedacht. Ich hätte gerne eine unglückliche Situation, welche seinen Geist unendlich poetischer entwickeln läßt. Die Haupthandlung müßte, wo möglich, sehr einfach und wenig verwickelt sein, daß das Ganze immer leicht zu übersehen bliebe, wenn auch die Episoden noch so reichhaltig wären. Ich würde immer sein Jahrhundert darin anschauen lassen. Es gibt hier kein besseres Muster, als die Iliade."

Etwa zwei Jahre später wurde Friedrich der Große, dessen Persönlichkeit unsern Dichter weniger anziehen mochte (wenigstens findet sich nirgends in seinen Werken und Briefen ein Ausdruck der Zuneigung), durch Gustav Adolph verdrängt. Es war zur Zeit, als Schiller an seinem dreißigjährigen Krieg arbeitete. Da wollte er den König von Schweden zum Helden eines ähnlichen epischen Gedichtes machen, wie früher den König von Preußen. Er theilte auch diesen Plan seinem Freunde mit: „Unter allen historischen Stoffen, wo sich poetisches Interesse mit nationalem und politischem noch am besten gattet, steht Gustav Adolph oben an. — Die Geschichte der Menschheit gehört als unentbehrliche

[1] Derselbe Gedanke in der „Vorerinnerung" zu der Uebersetzung aus Virgil, Schiller's Werke in E. Bd. S. 28. 1. o. (Oktavausg. B. 1, S. 142).

Episode in die Geschichte der Reformation, und diese ist mit dem dreißigjährigen Krieg unzertrennlich verbunden. Es kommt also bloß auf den ordnenden Geist des Dichters an, in einem Heldengedichte, das von der Schlacht bei Leipzig bis zur Schlacht bei Lützen geht, die ganze Geschichte der Menschheit ungezwungen und zwar mit weit mehr Interesse zu behandeln, als wenn dieß der Hauptstoff gewesen wäre."

Diese Plane sind so großartig, daß sie allein mehr werth zu sein scheinen, als manches epische Gedicht selbst. Beide haben viele Aehnlichkeit mit einander; es ist eigentlich Eine Idee, nur in verschiedener Anwendung. Der Held des Epos ist unserm philosophischen, universalhistorischen Dichter bloß der Träger des Werks. Hauptzweck ist ein Bild der modernen Kultur, ein Gemälde der Geschichte der neuern Menschheit. Wie wir schon früher bemerkten, daß er die Weltgeschichte auf die Bühne führte, so gedachte er jetzt auch das Schicksal der Menschheit in einem Epos niederzulegen. Was kann sich an Erhabenheit dieser Idee an die Seite stellen? Ein solches Epos, gut ausgeführt, wäre eine wahrhafte moderne Ilias geworden. Als ein großes Zeitgemälde, wäre es, wie diese, der ideelle Spiegel der Weisheit und Denkungsart eines ganzen Jahrhunderts gewesen. Nur hätte nicht eine unserer Vorstellung fremde „Maschinerie" in das Werk hineingekünstelt werden dürfen.

Die Ausführung dieser Plane unterblieb. Dramatische Entwürfe zogen ihn nämlich wieder von den epischen ab. „Ich traue mir doch im Drama am meisten zu," schrieb er an Körner, „und ich weiß, worauf sich diese Zuversicht gründet. Bis jetzt haben mich die Plane, die mich ein blinder Zufall finden ließ, auf's Aeußerste embarassirt, weil die Komposition zu weitläufig und kühn war. Laß mich einmal einen simpeln Plan behandeln und darüber brüten!"

Aber auch zu seinem dramatischen Talente verlor er häufig sein Zutrauen. Alle seine frühern Stücke, etwa Don Karlos ausgenommen, konnten ihn, dessen Kunstansichten und Geschmack innerhalb einiger Jahre eine gänzliche Umwandlung erlitten, nicht mehr befriedigen. Er sprach nicht

gern von diesen Arbeiten, ja es schien, als wünsche er sie ungedruckt.

Es war eine für die Poesie unglückliche Periode. Aus langem Schwanken blieb ihm zuletzt nur das Mißtrauen in sich selbst zurück; und er konnte der Poesie überhaupt eben so wenig entsagen, als er den Muth hatte, irgend einen poetischen Plan auszuführen. Zuerst störten und hinderten ihn seine Amtsgeschäfte und historischen Arbeiten am Dichten; dann löschte, wie wir in der nächstfolgenden Darstellung sehen werden, die überwiegende Reflexion die dichterische Begeisterung aus. Als er sich durch das Feld der Geschichte hindurchgeschlagen hatte, nahm ihn die Philosophie ein, in welchem abstrakten Boden die Blume der Dichtkunst ebenfalls nicht gedeihen konnte. Die wissenschaftliche Periode mußte ganz durchlaufen sein, ehe er wieder bei der Poesie anlangte, ehe er in sich den Dichter und in dem Dichter sich selbst wiederfand. Wer sich nie selbst beobachtet, wird nie irre an sich selbst. Aber eine andere Ursache jenes Schwankens lag auch in der reichen Fülle seiner Talente, welche wir, so durchaus heterogen ihm auch manche Kenntnisse und Beschäftigungen waren, im Verlaufe unserer Geistesgeschichte sich zu einem weiten Umfange haben entwickeln sehen. Wer nur für Einen Gegenstand Geschick hat, verfolgt die einmal glücklich eingeschlagene Richtung so lange, als ihn äußere Umstände nicht stören. Nur der reichen Natur ist eine Wahl gestattet. Schiller konnte an einem bestimmten Berufe zweifeln, weil er beinahe eben so sehr zum Historiographen, als zum Dichter, und beinahe eben so sehr zum Epiker, als zum Dramatiker befähigt war. In allen diesen Feldern würde er seine erhabene Weltansicht niedergelegt und seine großartige Behandlungsweise des Stoffes beinahe auf eine gleich treffliche Weise bewährt haben.

Der an sich selbst irre Gewordene wandte sich dann um Rath an seine Freunde, denen er in dieser Sache ein Urtheil zutraute. Auf eine solche Anfrage schrieb ihm der Koadjutor von Dalberg am 12. September 1790: „Ich wage es nicht zu bestimmen, was Schiller's allumfassender, allbelebender Genius unternehmen soll. Nur sei mir erlaubt der stille

Wunsch, daß Geister, mit Riesenkräften ausgerüstet, sich selbst fragen möchten: „„Wie kann ich der Menschheit am nützlichsten werden?““ Durch diese ehrenvolle, aber ausweichende Antwort ließ sich der Fragende nicht beruhigen, und Dalberg sprach endlich, „schüchtern und ungern, weil ihm bei Schiller's Unternehmungen die Wahl wehe thue,“ seine Gedanken aus. Für den Geschichtschreiber, äußerte er sich, gehöre eine geschmackvolle Darstellung; ein geistvoller Trieb der Darstellung sei ihm gefährlich, weil er ihn leicht in das Gebiet des Romans führe. Nur darin träfen der Historiograph und der Dichter mit allen Geisteswerkmeistern zusammen, daß jeder seinen eigenen Brennpunkt haben müsse, durch den er seinem Werke Einheit gebe, und die Theile in ein Ganzes schmelze. Schiller vereinige eine hohe Darstellungskraft und das schätzbare Ausdauern des Fleißes mit einander, doch sei es wünschenswerth, daß er in ganzer Fülle dasjenige leiste, was nur er leisten könne, und das sei das Drama.

Mit dieser Stimme vereinigte auch Wieland die seinige in seiner Vorrede zur Geschichte des dreißigjährigen Krieges im Damenkalender für 1792, und Johannes von Müller äußerte sich zu derselben Zeit, wenn irgend einer, sei Schiller berufen, Deutschlands Shakspeare zu werden. Solcher Männer ermunternde Worte mußten sein Talent wieder zur Tragödie zurückführen, obgleich es noch einer langen Zeit, großer Anstrengungen und mancher Stadien der Entwickelung bedurfte, ehe die wunderbare Krisis eintrat, welche ihn wieder Dichter sein ließ. Das Drama Don Karlos hatte ihn zu seiner Geschichte des Abfalls der Niederlande geführt, jetzt brachte ihn auf entgegengesetztem Wege das Lesen der Quellen des dreißigjährigen Kriegs auf die Idee, den Wallenstein dramatisch zu behandeln. Von dem Jahr 1790 an trug er sich fortwährend mit diesem Gedanken, und im Jahr 1792 wollte er Hand ans Werk legen. Er schrieb einige Scenen und zwar in Prosa, vielleicht weil ihm durch seine gleichzeitigen Arbeiten diese Darstellungsweise am geläufigsten war, oder weil er durch sie sein neues Drama der Natur am meisten anzunähern hoffte. Aber die Fortsetzung dieses Anfangs verzog sich noch manches Jahr. Uebrigens ist aus dem epischen und dem dramatischen

Plan, welche Schiller an Gustav Adolph und an Wallenstein knüpfte, die ausführliche und liebevolle Darstellung erklärbar, die diesen Männern in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges zu Theil geworden ist. Aller lebendige poetische Geist in derselben konzentrirt sich in der Charakteristik beider Helden.

Sechszehntes Kapitel.

Uebergang von der Geschichte zur Philosophie. Philosophische Freunde. Reinhold. Vorträge über Aesthetik. Krankheitsanfall. Studium Kant's. Brief an Fischenich.

Schiller's literarische Thätigkeit für Geschichte in Jena erstreckte sich vom Antritte seines Lehramtes 1789 bis zum Jahr 1792.

Wie sehr die Geschichte unsern Freund auch anzog, und ungeachtet er ihren hohen Werth noch in spätern Lebensjahren eifrig in Schutz nahm [1], konnte sie doch nicht die Bestimmung seines Lebens werden. Seine eigenthümlichsten Talente ragten über sie hinaus. Schon im Jahr 1788 äußert er sich, daß der Geschichte die innere Wahrheit, die man auch die philosophische oder die Kunstwahrheit nennen könne, abgehe, welche in jeder poetischen Darstellung herrschen müsse. Durch eine innere Uebereinstimmung in den Charaktergemälden lehre uns der Dichter den Menschen im Allgemeinen, lehre er uns die Gattung kennen, und nicht das sich so leicht verlierende Individuum. Diese wichtigere Art der Wahrheit müsse aber gerade der Geschichtschreiber oft der historischen Richtigkeit

[1] Zelter im Briefwechsel mit Goethe, Theil 3, S. 127.

nachsetzen, oder ihr mit einer gewissen Unbehülflichkeit anpassen, was noch schlimmer sei [1]. Die schöpferische Einbildungskraft, welche ihren Gefallen nur an selbstständigen Gebilden hat, mußte ihn unvermeidlich verleiten, die Thatsachen auszuschmücken und umzugestalten. „Die Geschichte ist überhaupt nur ein Magazin für meine Phantasie," bekennt er offen, „und die Gegenstände müssen sich gefallen lassen, was sie unter meinen Händen werden." Seinem sittlich gestimmten Geiste gewährte die Geschichte auch nur eine dürftige Nahrung. Gerne kehrte sein idealisirender Hang von diesem endlosen Spiele der Leidenschaften und der Zufälle zur Innigkeit der eigenen Gefühle und zur stillen Betrachtung zurück. Endlich konnte auch sein philosophischer, immer auf allgemeine Begriffe gerichteter Sinn auf das Individuelle, worin alles Historische einheimisch ist, nicht den gebührenden Werth legen. Kurz, seine Liebe zur Geschichte war durch sein poetisches, sittliches und philosophisches Interesse vermittelt. Zur nackten historischen Wahrheit um ihrer selbst willen konnte er nicht herabsteigen. Die Geschichte war ihm ein zwar nothwendiges, aber vorübergehendes Moment in seiner Selbstbildung [2], und nachdem sie ihn im Allgemeinen mit der Menschenwelt hinreichend bekannt gemacht, und ihm ein erwünschtes Material des Wissens zugeführt hatte, hörte er auf, aus innerem Triebe sich mit ihr zu beschäftigen. Nur die nachlassende Dichterkraft würde ihn im Alter wieder zu ihr zurückgeführt haben. In seinen rüstigen Jahren war sie ihm nie mehr, als ein bloßes Mittel, und in seinem Alter wäre sie ihm ein Ersatz geworden. Alles, was ihn aus sich selbst riß und zerstreute, alles, was seine immer mehr nach Innen sich kehrende Natur in eine große Mannigfaltigkeit der äußern Dinge verflocht, war seinem Geiste heterogen.

In dem Grade aber, als seine Neigung für die Geschichte sich verminderte, trat sein philosophisches Interesse hervor. Der zweite Stern dieses Zeitraumes ging auf, als sich der erste seinem Untergange zuneigte. Nachdem sich Schiller

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 339. f.

[2] Siehe Theil 2, S. 7.

erfahrungsmäßig über die äußere Menschenwelt belehrt hatte, mußte er sich denkend über den innern Menschen aufklären, so weit es in seiner Richtung lag.

Sein philosophisches Interesse erhielt durch den Enthusiasmus für die Kant'sche Philosophie, welcher damals in Jena herrschte, eine willkommene Nahrung. Keine Philosophie hatte bisher einen solchen Beifall gefunden. Aus ganz Deutschland versammelten sich hier denkende junge Männer, um sich durch Reinhold in die neue Weisheit einführen zu lassen. Der Baron von Herbert aus Klagenfurt in Kärnthen verließ Weib und Kinder, und eine große Fabrik, welche er dort besaß, um in Jena Reinhold's Schüler zu werden. Er ward dessen Haus- und Tischgenosse, und auch Schiller achtete seine Wahrheitsliebe und liebte seinen Umgang. Der Doctor Erhard von Nürnberg hielt sich längere Zeit in Jena auf, ehe er nach Königsberg ging, um zu den Füßen Kant's selbst dessen Philosophie zu studiren. Ungeachtet diesem seltsamen Mann alle Grazie fremd war, so zog er doch durch seinen ungewöhnlichen Scharfsinn und die Kräftigkeit seines Charakters die Aufmerksamkeit Schiller's auf sich. Reinhold nennt ihn einen Virtuosen des Denkens, und ein Wunder der praktischen Vernunft. Es konnte nicht fehlen, daß bei dieser allgemeinen wissenschaftlichen Aufregung die verschiedenartigsten Charaktere sich hervorstellten. Die Philosophie war Vielen eine Lebensangelegenheit, und Jena, wo dieses rege Leben zuerst erwachte, wurde damals einige Zeit lang der Mittelpunkt der deutschen Kultur. Wie in Frankreich vom Leben aus eine Gedankenumwälzung hervorging, welche sich auf politische Verhältnisse erstreckte, so bewirkte der Königsberger Denker gleichzeitig eine ebenso große Ideenrevolution in wissenschaftlichen Ansichten.

In welchem günstigen Verhältniß Schiller zu dieser großen Zeiterscheinung stand, muß durch unsere bisherige Darstellung klar geworden sein. Sein Geistesgang hatte ihn von selbst unvermerkt dahin geführt, wo es ihm Bedürfniß war, sich über seine theuersten Interessen durch die Kant'sche Lehre vollkommen zu verständigen. Je mehr ihn der Gang der politischen Weltbegebenheit, welche er Anfangs so freudig begrüßt hatte, abstieß, desto geneigter war er, sich in die

Philosophie zurückzuziehen, von welcher ihm, wie ihren begeisterten Anhängern, mit denen er umging, alles andere Wünschenswerthe auszugehen schien. Längst hatte er Kant's Ansichten auf sich wirken lassen, und jetzt nahm er ihre Einflüsse noch begieriger auf. Alle Männer seines nähern Umgangs waren Verehrer der Kant'schen Philosophie oder doch von philosophischem Interesse bewegt. „Wenn Schiller nicht für die neue Philosophie ist“, schreibt Baggesen, „so sind gewiß Keine für dieselbe da!“ Doch verhinderten ihn einige Zeit lang seine Geschäfte, sie eigens zu studiren. Von seinen Tischgenossen waren es vorzüglich Niethhammer und Fischenich, mit denen er sich über die kritische Philosophie unterhielt, und diese war bei dem lebhaften Interesse dieser drei Männer ein nie versiegender Quell der edelsten Unterhaltung. Aber außerdem hatte sich in Jena auch ein Klub gebildet, welcher aus dem Mediciner Hufeland, dem Theologen Paulus, dem Botaniker Batsch, dem Chemiker Göttling, dem Kantianer Schmid und dem Philosophen Reinhold nebst Schillern bestand [1]. Man kam alle Mittwoch abwechselnd in dem Hause eines der Theilnehmer zusammen.

Bei dem harten Erdenloose, welches unserm Freunde zugetheilt war, lächelte ihm doch darin sein Geschick, daß es ihm immer solche Freunde zuführte, wie sein Herz oder sein Geist sie gerade bedurfte. Doch ist hierin wenigstens eben so viel Verdienst, als günstige Fügung der äußern Umstände. Seelenverwandte Menschen, welche sein Geist angelockt hatte, wußte sein Herz fest zu halten. Wenn Schiller's Briefwechsel mit Körner bekannt wäre, derselbe würde nicht minder anziehend, als der mit Goethe sein! So stiftete er jetzt auch mit Niethhammer und Fischenich eine Freundschaft, welche durch das ganze Leben dauerte.

Kein bleibendes Verhältniß dagegen bildete sich mit Reinhold, welcher ihn in der ersten Zeit seines Aufenthaltes in Jena mit der Kant'schen Philosophie zuerst näher bekannt gemacht hatte, so daß Schiller ihm damals besonders nahe stand. Reinhold klagt genug darüber in seinen Briefen an

[1] Baggesen's Briefwechsel mit Reinhold, Theil 1, S. 94.

Baggesen. Schon im Anfang des Jahres 1791 sagt er, Schiller sei für ihn jetzt so gut als abwesend, nur noch von vorigen Zeiten her wisse er es, daß er sein Freund sei. Im Januar 1792 äußert er sich, er, Reinhold, kenne Schillern besser, als er von ihm gekannt sei, und seine Schriften müßten ihm, wenn er sie anders lese, wegen ihrer Trockenheit ungenießbar sein. „Schiller läßt mich," schreibt er in einem folgenden Briefe, „so viel von seinen Gedanken und Empfindungen wissen, als jeden andern seiner Leser," worauf Baggesen antwortet [1]: „Daß Schiller Deine Liebe nicht zur Hälfte erwiedert, thut mir unaussprechlich weh. Am Ende ist dieses Leben doch mit allen seinen Kritiken der Vernunft, Briefen und Theorien darüber, mit allen seinen niederländischen Revolutionsgeschichten und allen seinen Lehrgedichten: Die Künstler betitelt, — mit allem was mir heilig und werth ist, doch ein wahres Teufelleben, und ich halte die Hypothese derjenigen, die da meinen, wir seien schon in der Hölle, für weit weniger ungereimt als jene, die da behauptet, wir würden erst nachher zur Hölle fahren. Das Einzige, was mich abhält, jene Hypothese ganz zu adoptiren, ist — das Einzige, was uns Menschen ewig eine Hölle unmöglich machen wird — die Hoffnung." Die Hoffnung eines nähern Verhältnisses mit Schiller ging aber auch später nicht in Erfüllung. „Ich weiß zwar wohl," schreibt Reinhold am 23. Januar 1792, „daß mir Schiller gut ist, aber ich kann mich mit der Art und dem Maß der Mittheilung, womit sich vielleicht seine eigentlichen Freunde begnügen, nicht befriedigen. Ich finde in seinem Umgange eben so viel Steifheit, Kälte, Trockenheit, als das Gegentheil von diesem allem in seinen Schriften. Aber wie leicht vergesse ich das, was Schiller mir nicht ist, über dem, was er der Welt, und folglich auch mir, wirklich wird." Excursionen in der anmuthigen Gegend Jena's mit den Frauen wurden gemacht; aber sie brachten keine Annäherung zu Stande. „Ich weiß nun," klagt Reinhold am 28. März 1792, „daß mich Schiller zwar nicht haßt, aber auch nicht lieben kann, zwar nicht verachtet, aber auch

[1] Briefwechsel mit Reinhold, Theil 1, S. 158.

nicht schätzt. Seine Einsilbigkeit und Kälte hat mir zu wehe gethan, als daß ich mich derselben länger freiwillig hätte aussetzen können, und ich komme nun seit einigen Monaten nicht mehr zu ihm." Und so scheint das Verhältniß fortwährend, bis zu Reinhold's Anstellung in Kiel im Jahr 1794, geblieben zu sein. Noch am 8. März 1793 schreibt er an seinen Freund Baggesen: „Schillern habe ich seit einem Vierteljahre nicht gesehen. Ostern ist's ein Jahr, seit ich in diesem Hause wohne, und Schiller war diese ganze Zeit über nur ein Einziges Mal, und zwar bei Gelegenheit des Kränzchens, bei mir, von welchem wir beide Mitglieder sind, und welches wöchentlich immer bei einem andern gehalten wird. Es ist mir nicht gelungen, zum Genusse seiner Freundschaft zu gelangen; den Besitz hat er mir wohl öfters zugesichert. Er lebt überhaupt sehr isolirt und ich mag mich ihm um so weniger aufdrängen, da es mir gerade an denjenigen Talenten fehlt, durch die ihm die Gesellschaft eines Freundes aufheiternd werden könnte, an Witz und Phantasie. Mir geht immer ein Stich in's Herz, wenn Du mir an ihn, oder Deine Sophie an seine Frau, Aufträge gebt, wobei Ihr voraussetzt, daß uns diese Menschen so gut sind, wie Ihr es seid, und wie wir selbst es herzlich wünschten. — Schiller schreibt keine Zeile, die von mir ungenossen bliebe, und ich kein Buch, das er genießen könnte und irgend bedeutend finden dürfte."

Diese Mittheilungen Reinhold's an seinen Freund Baggesen machen es uns recht anschaulich, welchen hohen Werth gerade die trefflichsten Menschen schon damals auf Schiller's Freundschaft legten. Man bewarb sich um seine Liebe, man war stolz auf seinen nähern Umgang. Schiller aber erschloß sich nur den Menschen, von welchen er sich angesprochen fühlte; allen übrigen, welche sich um seine Freundschaft bemühten, sie mochten sonst auch achtungswerthe Männer sein, kehrte er die kalte verständige Seite seines Wesens entgegen. Hatten nun selbst ausgezeichnete Personen, wie Reinhold, eine solche Begegnung zu erfahren, so zeigte er sich gegen Unbekannte und Fremde, welche ihn nicht besonders interessirten, zumal in späterer Zeit, ganz verschlossen, und Leute, die er geringschätzte, behandelte er sogar mit einer schneidenden Kälte.

Derselbe nüchterne Verstand, welcher oft sein Dichten hemmte, trat in der Gesellschaft von Individualitäten, die ihm nicht zusagten, ganz überwiegend hervor und wehrte von den Schätzen seines Geistes und Herzens alle Unberufene ab. Die Liebenswürdigkeit selbst in vertrautern Kreisen, war er meist ein berechnender Weltmann in größerer Gesellschaft.

Von Reinhold mochte ihn ohne Zweifel dessen Mangel an ästhetischer Ausbildung entfernen; denn ein sittlich-ästhetisches Interesse war es ja allein, was unsern Schiller drängte, seine Zuflucht zu der Philosophie zu nehmen.

Bald fühlte er sich gedrungen, die Ausbeute seiner philosophischen Studien auch der akademischen Jugend mitzutheilen. Schon im Sommer 1790, also im dritten Semester seiner Anstellung, hielt er wöchentlich einmal Vorlesungen über die Tragödie, denen er den Oedipus des Sophokles zu Grunde legte. Er schreibt darüber: „Ich finde viel Vergnügen an dieser Arbeit. Ich entdecke viele Erfahrungen, welche die Ausübung der tragischen Kunst mir verschafft hat, von denen ich selbst nicht wußte, daß ich sie hatte. Zu diesen suche ich den philosophischen Grund, und so ordnen sie sich unvermerkt in ein lichtvolles, zusammenhängendes Ganze, das mir viele Freude verspricht. Ich habe doch so jede Woche eine aufgeheiterte Stunde an einem Orte, wo sonst nicht sehr viel zu erwarten ist.“

Man sieht aus diesem letzten Zusatz, daß er schon sehr frühe anfing, den Geschmack an seinen geschichtlichen Vorlesungen zu verlieren, von denen er, troz des Beifalls und ungeachtet der mühsamen Präparationen auf dieselben, in seinem Innern selten befriedigt sein mochte. Er war eigentlich für eine erörternde, nicht für eine erzählende Mittheilung geschaffen.

Aus diesen Vorlesungen sind die beiden Aufsätze: „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen,“ und „Ueber die tragische Kunst,“ hervorgegangen. Sie sind das erste, was Schiller über philosophische Aesthetik, und zwar im Jahr 1792, drucken ließ. „Schiller's Abhandlung über die tragische Kunst im ersten Heft seiner Neuen Thalia,

wird Dir Freude machen," schreibt Reinhold an Baggesen [1], „Du wirst mit Ueberraschung gewahr werden, wie tief dieser wunderbare Genius in den Geist der Kritik der Urtheilskraft und der praktischen Vernunft eingedrungen ist, bevor er noch die Kritik der theoretischen Vernunft studirt oder auch nur gelesen hat. Gewiß ist es das Beste, was über die vim tragicam in irgend einer Sprache geschrieben ist." Wir müssen noch weiter gehend behaupten, daß beide Aufsätze auch vor dem Studium der beiden anderen Hauptwerke Kant's verfaßt sind. Es weht in ihnen ein Kant'scher Geist, wie Schiller ihn aus dem Umgang mit denkenden Männern der neuen Schule in sich aufnahm oder ihn aus Kant's kleinern Schriften schöpfte; aber sie sind noch frei von Kant's Formelsprache und greifen nicht in dessen Theorie des Schönen ein. Weil Schiller eine große Wahlverwandtschaft zur Denkweise des Königsberger Weisen hatte, war er schnell mit ihr bekannt. Es brauchten ihm nur einzelne Ideen angeboten zu werden, die er in seinem Innern weiter verfolgen und ganz im Sinne Kant's ausbilden konnte. Und überhaupt ist auch die tiefste Philosophie um so leichter verständlich, je mehr Wahrheit sie enthält. Denn um so mehr findet sie Anklang in uns selbst, und der in uns wirkende Geist legt uns ein richtiges System nach der Wahrheit aus, die er in sich selbst trägt und von welcher jede angebotene Wahrheit immer nur ein Analogon sein kann.

Wir werden beide Aufsätze, welche uns zu dieser Bemerkung Gelegenheit gegeben haben, später im Zusammenhang mit anderen näher betrachten. Hier erwähnen wir nur noch, daß Schiller in der Abhandlung über die tragische Kunst da, wo er von der Gewalt des Menschen über seine Affekte, und von dem Vergnügen des Mitleids spricht, zuerst die Kant'sche Weisheit rühmt. „Daher der hohe Werth einer Lebensphilosophie," sagt er [2], „welche in uns durch stete Hinweisung auf allgemeine Gesetze das Gefühl für unsere Individualität

[1] Briefwechsel, Theil 1, S. 151.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1175. 1. m. (Oktavausg. Bd. 11, S. 536).

entkräftet, im Zusammenhang des großen Ganzen unser kleines Selbst uns verlieren lehrt, und uns dadurch in den Stand setzt, mit uns selbst wie mit Fremdlingen umzugehen. Diese erhabene Geistesstimmung ist das Loos starker und philosophischer Gemüther, die durch fortgesetzte Arbeit an sich selbst den eigennützigen Trieb zu unterjochen gelernt haben."

Indem er in diesen Worten die Kant'sche Philosophie preis't, spricht er nicht zugleich von sich selbst? — Gewiß, der Gang des tiefsten Geistes trifft mit der wahren Weisheit immer zusammen, und die gründliche Analyse eines ausgezeichneten Menschen, wie Schiller's, hat deßwegen einen hohen Werth, weil sie uns zugleich die erhabenste Philosophie entwickelt.

Wegen dieser Untersuchungen über die Tragödie las er die Poetik des Aristoteles. Wie er gerne an seinen Beschäftigungen Andere Theil nehmen ließ, übersetzte er seiner Frau und Schwägerin oft Stellen aus dieser Schrift. Er fühlte sich durch die liberalen Kunstansichten des griechischen Denkers bestärkt und gehoben. „Mit Bestimmtheit und Festigkeit, urtheilt er [1], dringe Aristoteles auf das Wesen, und fordere nicht mehr, als aus der Natur der Sache fließe; über alle äußere Dinge sei er so lax, als man sein könne. Er spreche aus einer sehr reichen Erfahrung und Anschauung heraus, und habe eine ungeheure Menge tragischer Vorstellungen und glücklich gewählter Muster vor Augen, was seine empirische Aussprüche zu allgemeinen Gesetzen erhebe. Denn in dem Buche sei durchaus nichts Spekulatives, keine Spur von irgend einer Theorie."

Mitten in dieser vielfachen Thätigkeit für Philosophie und Geschichte, und in dem glücklicheren Zustande, dessen er sich seit Kurzem erfreute, traf den trefflichen Mann ein harter Schlag. Die Natur hatte ihn mit keiner starken Körperkonstitution ausgerüstet, und in der Karlsschule war seine Gesundheit keineswegs befestigt worden. Ob vielleicht einzelne Unregelmäßigkeiten im Lebenswandel das Uebel steigerten, kann aus Mangel an Nachrichten nicht bestimmt angegeben

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 73.

werden. Sitzen, Anstrengung, Nachtwachen und selbst die Versuche, die er bisweilen machte, sich abzuhärten, schwächten seinen Körper noch mehr. Der Verkältung war er wegen seiner eingezogenen Lebensweise sehr ausgesetzt. Besonders aber scheint sein übermäßiges, und zum Theil genußleeres Arbeiten für Geschichte in Weimar und Jena seine Gesundheit untergraben zu haben.

Im Anfange des Jahres 1791 war er mit seiner Frau und Schwägerin auf Besuch bei dem Koadjutor Dalberg in Erfurt. Nach einem Konzert im Stadthause, welchem er beigewohnt, ward er beim Abendessen von einem heftigen Fieber angefallen. Erst nach einigen Tagen war er so weit hergestellt, daß er wieder nach Jena zurückreisen konnte. Kaum aber war er hier angelangt, so ergriff ihn eine heftige, lebensgefährliche Brustkrankheit.

Wieland bezeugt, es sei nur allzugewiß, daß der angestrengte Eifer, womit Schiller in diesem Winter an der Fortsetzung der Geschichte des dreißigjährigen Krieges arbeitete, wobei im Aufsuchen, Durchlesen, Vergleichen und Prüfen aller Quellen, so wie im Bearbeiten der gesammelten und geordneten Materialien eine ununterbrochene Spannung aller Geisteskräfte erforderlich gewesen sei, ihm hauptsächlich diese Krankheit zugezogen habe [1].

Jetzt zeigte sich die Liebe, die Verehrung recht, die er in Jena genoß. Viele seiner Zuhörer boten sich wetteifernd zur Pflege und Nachtwache bei dem Kranken an. Der junge Hardenberg, später unter dem Namen Novalis als Dichter bekannt, trat damals zuerst in ein vertrauliches Verhältniß zu ihm. Der Jüngling sollte sich für den höheren Staatsdienst vorbereiten, aber spätere Begegnisse zogen ihn ganz von einer Beschäftigung und Laufbahn ab, welcher sein poetischer und religiöser Sinn widerstrebte. Ein anderer Studirender, Gustav von Adlerskron, von Liefland, machte sich der Schiller'schen Familie, durch die Umsicht und Zartheit, womit er Schiller's

[1] Historischer Kalender für Damen für 1792. Vorrede von Wieland, Seite 5.

Wartung sich angelegen sein ließ, so werth, daß er ihr Hausfreund wurde. Er genas von der augenblicklichen Gefahr durch seinen trefflichen Arzt Starke, aber beängstigende Brustkrämpfe blieben zurück. Sein körperlicher Zustand war für seine — ganze Lebenszeit zerrüttet. Er wurde nie mehr vollkommen gesund. Bisher war Schiller's Leben eine Unterdrückungs- und Armuthsgeschichte, von jetzt an wird sein Leben eine Krankheitsgeschichte.

Die öffentlichen Vorlesungen mußten unterbleiben. Zu Privatvorträgen über Aesthetik sammelte er so viele Zuhörer, als sein Zimmer fassen konnte. An der Geschichte seines dreißigjährigen Krieges für den Damenkalender des nächsten Jahres konnte er nicht weiter arbeiten. Vermuthlich strengten ihn historische Studien am meisten an, weil seine Neigung seinen Fleiß hier nicht unterstützte. Die Uebersetzung der Aeneide des Virgil beschäftigte ihn in guten Stunden. Die Kraft seines Geistes erhielt sich auf wunderbare Weise. Alle leidensfreie Tage waren heiter, alle heitere führten ihn zur Thätigkeit zurück. Die Gefahr, in welcher er schwebte, und die er wohl erkannte, suchte er den Seinigen zu verbergen.

Kaum war ihm wieder ein ernsteres Arbeiten gestattet oder möglich, so wandte er sich, und zwar jetzt zuerst, Anfangs März 1791, zum Studium Kant's. Welches vollgültigere äußere Zeugniß kann einer Philosophie gegeben werden, als wenn ein helldenkender Geist in den Tagen der körperlichen Leiden, am Rande des Grabes, sich zu ihr wendet, und in ihr eine dauernde Erhebung und Beruhigung findet? Mit diesem sittlichen Interesse verschlang sich bei ihm noch ein ästhetisches Bedürfniß. „Die Kritik," schreibt er an Körner, „muß mir jetzt den Schaden ersetzen, den sie mir zugefügt hat. Und in der That hat sie mir geschadet; denn die Kühnheit, die lebendige Gluth, die ich hatte, ehe mir noch eine Regel bekannt war, vermisse ich schon seit mehreren Jahren. Ich sehe mich jetzt erschaffen und bilden, und ich beobachte das Spiel der Begeisterung, und meine Einbildungskraft beträgt sich mit minderer Freiheit, seitdem sie sich nicht mehr ohne Zeugen weiß. Bin ich aber erst so weit, daß mir Kunstmäßigkeit zur Natur wird, wie einem wohlgesitteten

Menschen die Erziehung, so erhält auch die Phantasie ihre vorige Freiheit wieder zurück, und setzt sich keine andere, als freiwillige Schranken." Er fühlte seinen poetischen Trieb durch die Reflexion gehemmt und in seinen Wirkungen gebrochen. Dem liebevollen Schaffen stand das zersetzende Denken feindselig im Wege, und verscheuchte das poetische Bild, welches, wie Schiller sagt, nur in einer glücklichen Stimmung des vorübergehenden träumenden Wahnwitzes geboren wird [1]. Diese Hindernisse konnten nicht anders als durch Kultur beseitigt werden. Es stand zu erwarten, daß wenn dem reflektirenden Verstande sein volles Recht zu Theil geworden wäre, sich das Gleichgewicht der inneren Kräfte wieder herstellen werde. Besonders seit der Bekanntschaft mit den Griechen und seinem Umgange mit Wieland war es ihm deutlich geworden, daß sein Ausdruck nicht natürlich, einfach, leicht und klar genug sei. Er mußte den Grund dieser Mängel in Verhältnissen seiner intellektuellen Ausbildung suchen. Wenn er erst mit seinen Ideen im Reinen war, flossen ihm die Gedanken beim Dichten freier zu; wenn er sich mit sich selbst verständigt hatte, war er zur Natur zurückgekehrt.

Philosophische Durchbildung war die letzte Aufgabe, die er noch zu lösen hatte, ehe er wieder Dichter wurde.

Mit entschiedenem Ernste fing er das Studium der Kritik der Urtheilskraft an. Bei seiner wenigen Bekanntschaft mit philosophischen Systemen, äußert er sich gegen Körner, würden ihm die Kritik der reinen Vernunft und selbst einige Reinhold'sche Schriften jetzt noch zu schwer sein und zu viel Zeit wegnehmen. Weil er aber über Aesthetik selbst schon viel gedacht habe und empirisch noch mehr darin bewandert sei, so komme er in der Kritik der Urtheilskraft weit leichter fort; auch lerne er hierdurch gelegenheitlich viele Vorstellungsarten der Vernunftkritik kennen.

Bald wurde er durch den neuen, lichtvollen und geistreichen Inhalt des unsterblichen Werkes so hingerissen, daß er den Entschluß aussprach, nicht eher abzulassen, bis er die Kant'sche Philosophie ergründet hätte, wenn ihn dieß auch

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 9.

drei Jahre kosten sollte. Er dehnte in der Folge auch wirklich sein Studium auf Kant's Kritik der praktischen Vernunft aus. Aber das theoretische Fundamentalwerk dieses Denkers durchzuarbeiten, fehlte es ihm an Zeit und auch an Sinn. Als er sich ästhetisch und sittlich orientirt hatte, kehrte er zur Darstellung und Ausübung zurück.

Die Kant'schen Ideen suchte er sich sogleich selbstständig anzueignen. Ihm konnte jedes philosophische Buch nur ein Anlaß sein, selbst die Wahrheit aus sich zu entwickeln. Ein bloßes Notiznehmen kam ihm geringfügig vor; ein bloßes Lernen war ihm eine geistige Marter. Das überwiegende Aufnehmen positiver Kenntnisse hatte ihm ja eben die Geschichte verleidet. Um das Gelesene sogleich in sein Eigenthum zu verwandeln, entwarf er sich für den Winter von 1791 auf 1792 den Plan zu einem Kollegium über Aesthetik, in welchem er seine neuen Ideen vortragen wollte. Ein so praktischer Geist, wie Schiller war[1], denkt bei allen seinen Studien immer sogleich an die Anwendung, an das Lehren und Schreiben. „Auch ist es nöthig," schreibt er, „daß ich auf alle Fälle ein Kollegium ganz durchdenke und erschöpfe, damit ich in diesem Sattel gerecht bin, und auch, um mit Leichtigkeit, ohne Kraft- und Zeitaufwand, etwas Lesbares für die Thalia zu jeder Zeit schreiben zu können."

Diese Absicht ward auch verwirklicht. Die neue Thalia, zu welcher der Unermüdliche selbst in diesen Tagen der Krankheit die Idee entwarf, enthielt in dem Jahr 1793 die Erstlinge seiner Kant'schen Studien. Die erste Abhandlung war: Anmuth und Würde[2], auf welche noch zwei andere: Vom Erhabenen, und: Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände, folgten. Wir werden die drei Aufsätze

[1] Vergleiche Theil 1, S. 54, 165 und sonst.

[2] Frau von Wolzogen sagt (Theil 2, S. 100), diese Abhandlung sei in der ersten Ausgabe dem Koadjutor Dalberg mit den Zeilen des Milton gewidmet gewesen: „Was dù hier siehst, edler Geist, bist du selbst." In der Thalia (der ersten Ausgabe) findet sich nichts von einer Dedikation. Frau von Wolzogen denkt vielleicht an die Stanzen, die Schiller seinem an Dalberg geschickten Exemplar des Wilhelm Tell zur Begleitung mitgab. (Schiller's Werke in E. Bd., S. 103, 2. u., Oktavausgabe B. 1, S. 513).

am Ende dieses Theiles im Zusammenhang mit einander und mit den frühern erörtern und beurtheilen.

Aber er wollte seine jetzigen Studien noch zu einem andern Zwecke benutzen. Er verabredete im Frühjahre 1792 mit seinem Freunde Körner den Plan zu Briefen über den Werth des Schönen für die Ausbildung des Menschen, aus welcher Idee zwei Jahre später die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschengeschlechtes hervorgingen [1]. Sie sollten zwischen Schiller und Körner wirklich gewechselt werden. Man verständigte sich daher im voraus über das Ziel, in dem man endlich zusammentreffen müßte, und sprach auch schon davon, daß es wünschenswerth sei, wenn die Korrespondirenden eine gleichmäßige Sprache führten. Es war also von vornen herein auf den Druck abgesehen, und diese ästhetischen Briefe sollten ein Gegenstück der philosophischen Briefe zwischen Raphael und Julius werden [2].

So machte Schiller jedes wissenschaftliche Bemühen, so wie jedes literarische Erzeugniß zu einem Werk des Lebens. Als er die Kant'sche Philosophie studirte, dachte er sich sogleich ein Kollegium über sie aus, entwarf Ideen zu Abhandlungen über seine Thalia, wollte einen ästhetischen Briefwechsel mit Körner eröffnen, unterhielt sich mit seinen Freunden immer über philosophische Gegenstände, und da er seinen Hausgenossinnen sogar aus dem trockenen Aristoteles übersetzte, sollen wir nicht annehmen, daß er ihnen auch häufig aus Kant's Kritik der Urtheilskraft bedeutende Stellen vorlas? Aber eben weil er alles in's Leben hineinlegte, deßwegen ist bei ihm alles so lebendig. Von Schule, Stubengelehrsamkeit, trockenem Fleiß finden wir keine Spur.

Wie er alles auf die Philosophie bezog, beweis't ein erst kürzlich zuerst gedruckter Brief an seinen früheren Kollegen Fischenich, welcher damals als Professor der Rechte nach Bonn gegangen war, wo er das neue Evangelium der Kantschen Philosophie namentlich in seinen Vorlesungen über Natur- und Staatsrecht zuerst verbreitete; er ward später nach Berlin

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 81 f.
[2] Siehe Theil 2, S. 37.

versetzt, und starb im Jahr 1831 als geheimer Oberjustizrath. Der Brief, welchen ich hier vollständig mittheile, ist am 11. Februar 1793 in Jena geschrieben [1].

„Sie haben uns durch Ihren Brief aus einer großen Unruhe und Ungewißheit gerissen, liebster Freund, in die Ihr langes Stillschweigen uns versetzt hatte. Keinen von allen den Briefen, deren Sie erwähnen, haben wir erhalten. Ein Brief von Frankfurt war das einzige, was von Ihnen in unsere Hände kam. Ich konnte mich um so weniger entschließen, Ihnen auf's Gerathewohl zu schreiben, weil auch Göritz uns nichts von Ihnen zu sagen wußte, und es also mehr als wahrscheinlich war, daß die Briefe unsicher gingen. Mag es indessen sein! Es ist nur gut, daß ich endlich doch weiß, daß Sie leben, daß Sie thätig und zufrieden sind. Ihre glückliche Eröffnung der Vorlesungen und die gute Aufnahme der Kant'schen Philosophie bei Lehrern und Lernenden freut mich gar sehr. Bei der studirenden Jugend wundert es mich übrigens nicht sehr; denn diese Philosophie hat keine andere Gegner zu fürchten, als Vorurtheile, die in jungen Köpfen doch nicht zu besorgen sind. Offenbar spricht dieser Umstand sehr für die Wahrheit derselben."

„Ich kann mir denken, wie viel Freude es Ihnen machen muß, Ihre Ideen auszustreuen, und auch schnell aufkeimen und gedeihen zu sehen. Bei der Bestrebung, sie andern klar zu machen, werden Sie die schwersten Begriffe simplificiren, und eben dadurch auf neue Beweise und Ableitungen derselben geführt werden. Ich bin sehr begierig, Ihre Antrittsrede zu lesen; auch von dem Eindruck, den sie machte, möchte ich gern recht viel von Ihnen hören. Die völlige Neuheit Ihres Evangeliums in Bonn muß sehr begeisternd für Sie sein. Hier hört man auf allen Straßen Form und Stoff erschallen, man kann fast nichts Neues mehr auf dem Katheder sagen, als wenn man sich vornimmt, nicht Kantisch zu sein."

[1] Dieser Brief ist dem vorjährigen Jahrgange der „Rheinischen Provinzialblätter" entlehnt. In dem Nachlasse Fischenich's befand sich eine bedeutende Anzahl von Schiller'schen Briefen, die jetzt zerstreut sind. Zu welchem Dank würden mich ihre Besitzer oder die Inhaber anderer Schiller'scher Briefe durch deren Mittheilung verpflichten! —

„So schwer dieses unser einem ist, so habe ich es doch wirklich versucht. Meine Vorlesungen über Aesthetik haben mich ziemlich tief in diese verwickelte Materie hineingeführt, und mich genöthigt, mit Kant's Theorie so genau bekannt zu werden, als man es sein muß, um nicht mehr bloß Nachbeter zu sein. Wirklich bin ich auf dem Weg, ihn durch die That zu widerlegen, und seine Behauptung, daß kein objektives Prinzip des Geschmackes möglich sei, dadurch anzugreifen, daß ich ein solches aufstelle. Ich bin, seitdem Sie weg sind, der Philosophie sehr treu geblieben, ja weil alle andere Zerstreuungen durch schriftstellerische Arbeiten aufgehört haben, so habe ich mich der Theorie des Geschmackes ausschließend gewidmet. Ich habe Kant studirt und die wichtigsten anderen Aesthetiker noch dazu gelesen. Dieses anhaltende Studium hat mich auf einige wichtige Resultate geführt, von denen ich hoffe, daß sie die Probe der Kritik aushalten werden. Anfangs wollte ich meine neuen Ideen über das Schöne in einem philosophischen Gespräch herausgeben, da aber indessen meine Plane sich erweitert haben, so will ich mir mehr Zeit dazu nehmen, und meine Ideen völlig aufkeimen lassen. Ist etwas davon in Ordnung gebracht, so sollen Sie es lesen und beurtheilen."

„Schmidt, höre ich, wird auf Ostern hier angestellt; Döderlein's Stelle ist auch noch nicht besetzt, ich weiß aber nicht, wer sie bekommen soll. Für meinen Umgang habe ich an einem neuen Landsmann, M. Gros, der bei dem Prinzen von Wirtemberg Hofmeister gewesen ist, eine sehr gute Eroberung gemacht. Es ist ein sehr heller Kopf, der besonders in der Kant'schen Philosophie vortrefflich zu Hause ist. Von den hiesigen Schwaben, Paulus selbst mit eingeschlossen, kommt ihm an Sagacität keiner gleich. Von Reinhold hält er nicht viel, besucht auch seine Kollegien nicht. Er studirt Jurisprudenz und wird nächsten Sommer nach Göttingen gehen. Mit meiner Gesundheit ist es noch immer das Alte, weder besser noch schlimmer. Indessen habe ich mir Glück zu wünschen, daß meine Fieberperiode, wie es scheint, doch glücklich vorbeigegangen ist. Thätigkeit söhnt mich mit der traurigen Existenz aus, wozu mein kranker Körper mich verurtheilt.

An unserem Zirkel hat sich nicht viel verändert, außer daß Gros ihn vermehrt hat. Im Frühjahr ziehen wir in den Garten, wo dann auch die übrige Tischgesellschaft ganz aufgehoben wird. Ich werde dafür an meiner zweiten Schwester, die ich kommen lasse, eine Vermehrung der Gesellschaft erhalten. Ich vermisse es oft mit Leidwesen, daß der Name Bonn nicht mehr in meinem Zimmer erschallt."

„Der Krieg und Ihre Nachbarschaft macht mir bange für Ihre Ruhe, und noch mehr für Ihre Gesundheit. Könnten Sie doch, wenn es so bunt durch einander geht, sich aus dem Gewühl losmachen und zu uns kommen; denn dieses Kriegselend hebt alle Möglichkeit auf, daß wir Sie besuchen."

„Meine Frau wird Ihnen selbst schreiben; auch Göritz hat versprochen, etwas beizulegen. Meine Schwägerin, die jetzt hier ist, empfiehlt sich Ihrem Andenken. Lassen Sie uns ja bald wieder einige Worte von sich hören, und vergessen Sie nicht Ihren Sie ewig liebenden Freund Schiller."

Siebenzehntes Kapitel.

Körperliches Leiden. Besuch des Karlsbades. Baggesen. Todesfeier zu Hellebeck. Jahrgehalt durch den Prinzen von Augustenburg und den Grafen von Schimmelmann. Reise nach der Heimath. Plan der Horen.

Wie Schiller als Jüngling in der Karlsschule seine Lieblingsneigung nur spärlich im Kampfe mit dem harten Zwange befriedigt hatte, so konnte er jetzt jede frohe Stunde, jeden schönen Tag nur als eine Pause seiner Krankheit ansehen, und er war nie sicher, daß schwere Brustkrämpfe seine Thätigkeit aufhoben. Die Menschen ließen ihn in Ruhe, aber die Hand des Schicksals lag schwer auf ihm. Er glich dem schwedischen Helden seines dreißigjährigen Krieges, welcher von der Sänfte aus Heere befehligte und glänzende Siege erfocht. Hatte sich bisher seine Geisteskraft im Kampf gegen den Druck von Menschen und Verhältnissen bewährt, so mußte sie jetzt gegen einen inwohnenden Feind gerichtet sein. Ein Uebel überlieferte ihn dem andern größern Uebel, und es sollte dem Besten der Menschen nicht wohl werden auf Erden. Ein hoher Sinn, ein edles Streben, eine ungetrübte Heiterkeit bei einem immer wiederkehrenden, gefahrvollen und quälenden Leiden des Körpers — ist zwar vielleicht kein Gegenstand für die poetische Darstellung, aber im Leben ein erhabener Anblick.

Bei einem Besuche in Rudolstadt im Juni des Jahres 1791 erlitt er einen harten Anfall, in welchem er sich entschieden dem Tode nahe glaubte. Mit männlicher Fassung suchte er die Seinigen zu beruhigen. Aus Kant's Kritik der Urtheilskraft ließ er sich durch seine Schwägerin bedeutende Stellen vorlesen, in denen er die Erhebung und Stärke der Seele festhielt. Denn jedes Buch, jedes Wort des Geliebten tröstet und erhebt uns ja nur dadurch, daß es uns an das erinnert, was wir in uns tragen, und nichts kann der Seele gegeben werden, was sie nicht schon besser besitzt. Die hoffenden Worte vom Munde der Schwester nahm er gelassen auf. „Dem allwaltenden Geiste der Natur müssen wir uns ergeben," sagte er, „und wirken, so lange wir es vermögen." Als ihm die Sprache schwer zu werden anfing, griff er nach dem Schreibzeug und schrieb: „Sorget für eure Gesundheit; man kann ohne das nicht sein [1]."

Wir besitzen aus dieser Zeit noch einen nach Rudolstadt gerichteten Brief Wieland's an Frau Schiller [2]. „Ich müßte Sie, theuerste Freundin," sagt er unter anderm, „in mein Herz sehen lassen können, wenn ich Ihnen die Wärme und Innigkeit des Antheils, den ich an Ihrem Schiller nehme, sollte zeigen können." Er meint dann, daß Ruhe des Geistes und gänzliche Enthaltung von aller auch nur mit einiger Anstrengung verbundenen Beschäftigung nothwendige Bedingungen zur Erhaltung eines vielen Tausenden so theuern und wichtigen Lebens seien; und will, daß sich Schiller wenigstens für dieses Jahr von der Fortsetzung des dreißigjährigen Krieges losmache.

Die Krämpfe ließen durch die Mittel des geschickten Arztes nach. Sein Zustand besserte sich, er glaubte wieder an ein längeres Leben, machte Plane und las viel in den schlaflosen Nächten. Besonders richtete er damals zuerst sein Augenmerk auf einen Zweig der Literatur, welcher dem philosophischen Betrachter der menschlichen Natur die interessantesten Aufschlüsse gibt — auf Reisebeschreibungen. Die Einheit

[1] Leben Schiller's von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 83 f.

[2] Auswahl von Briefen berühmter Personen von Direktor Wyttenbach, im Programm des Gymnasiums zu Trier vom Jahr 1829.

des Menschen und die Mannigfaltigkeit seiner Aeußerungen und Zustände zu beobachten, hatte für ihn einen unendlichen Reiz [1]. Nachdem er diesem interessanten Problem in der Geschichte nachgespürt hatte, verfolgte er es jetzt unter den verschiedenen Himmelsstrichen. Auch später kehrte er bisweilen zu Reisebeschreibungen, so wie zur Geschichte zurück, von denen uns die ersteren den Menschen vorzüglich unter dem mächtigen Einflusse der äußern Natur zeigen, während ihn die letztere vornehmlich im Kampfe mit der Ueberlieferung darstellt.

In dieser Zeit fing, als Folge seiner Krankheit, bei ihm die Unordnung im Wachen und Schlafen an. Zur gehörigen Zeit sich niederzulegen und frühe aufzustehen, war nie bei ihm Gewohnheit geworden. Jetzt aber mußte er, weil er häufig erst gegen den Morgen, oft sogar die ganze Nacht nicht einschlafen konnte, die Ordnung der Natur umkehren, und einen guten Theil des Tages zum Schlafe nehmen. Vor zehn, eilf Uhr konnte er selten das Bett verlassen. So erzeugte sich aus dem ersten Uebel ein zweites, welches beinahe eben so schrecklich war. Er fand, daß ihn oft eher bei einem leichten Geschäft der Schlaf überfiel, als wenn er ihn erwartete, und spielte deßwegen gerne Karten.

Gegen Ende Juni ging er mit seiner Gattin nach Karlsbad, „um seine geschwächten Verdauungswerkzeuge zu stärken," wie Reinhold an Baggesen schreibt, indem er hinzusetzt: „Jetzt ist er so schwach, daß er nicht einmal eine Lektüre wie Peregrinus Proteus, den er sich vorlesen lassen wollte, aushalten kann. Wenn er die Beschwerlichkeiten der Reise übersteht, so glaubt sein Arzt, daß ihm geholfen werde [2]." Er lebte in Karlsbad sehr eingezogen. Fortwährend brütete er über der Idee seines Wallenstein. Sich von poetischen Gebilden zu trennen, das wäre ja die Vernichtung seiner selbst gewesen. Dieses Dramas wegen war es ihm wichtig, durch die Bekanntschaft mit einigen ausgezeichneten östreichischen Officieren der militärischen Welt wieder näher zu treten. Auch besuchte er in Eger das Rathhaus, wo er das Bild

[1] Siehe Theil 2, S. 80 und S. 201 f.

[2] Briefwechsel zwischen Reinhold und Baggesen, Theil 1, S. 56.

Wallenstein's sah, und ließ sich das Haus zeigen, in welchem er ermordet worden war.

Das Bad wirkte so vortheilhaft auf sein Befinden, daß er seinem Verleger Göschen, welchen er unter vielen namhaften Personen hier traf, die Fortsetzung seines dreißigjährigen Krieges für den Damenkalender des nächsten Jahres (1792) versprach — was er aber, wie wir wissen, nur zum Theil erfüllen konnte [1]. „Der Himmel belohne Sie," schrieb der treue Wieland auf diese Nachricht an Göschen [2], „durch die glücklichsten Wirkungen, die Sie von dem Karlsbade nur immer wünschen und erwarten können, für die Freude, die Sie meinem Herzen durch die Nachricht von den hoffnungsreichen Aussichten zur Wiederherstellung unseres vortrefflichen Schiller gegeben haben. Mit der lebhaftesten Ungeduld sehe ich die Bestätigung dieses Evangeliums für mich und alle, die, wie ich, den unschätzbaren Werth unseres Freundes zu fühlen und zu erkennen fähig sind, entgegen."

Sein Leiden, die Gefahr, in welcher sein Leben schwebte, diente recht dazu, die begeisterte Liebe der Menschen an den Tag zu heben. Nach seiner Zurückkunft in Jena im September sollte er dieß selbst erfahren.

Zu Schiller's enthusiastischen Verehrern gehörte auch der Däne Jens Baggesen. Auf seiner Rückreise von der Schweiz im Jahr 1790 mit seiner jüngstangetrauten Frau hatte er sich in Weimar und Jena einige Tage aufgehalten, mit Reinhold eine Freundschaft auf's Leben geschlossen und auch Schiller kennen gelernt, dessen Persönlichkeit in ihm einen unvertilgbaren Eindruck zurückließ. In Kopenhagen angekommen, theilte er seine Begeisterung für Schiller's Werke seinen hohen Gönnern, Wohlthätern und Freunden, dem Christian Friedrich Herzog von Augustenburg und dem Minister Grafen Ernst von Schimmelmann nebst deren Gemahlinnen mit. Baggesen war eine, alles Schöne und Gute im Leben vermittelnde Natur, und es war ihm Herzensbedürfniß die, welche er liebte und schätzte, einander nahe zu bringen; Augustenburg und

[1] Siehe Theil 2, S. 182 f.

[2] Wieland's Leben von Gruber, B. 4, S. 227.

Schimmelmann, zwei hochstehende Männer, welche die politischen und philosophischen Ideen, von denen jenes Jahrzehend durchdrungen war und welche sich in dem Leben Baggesen's verschwisterten, in sich aufgenommen haben. „Wenn dieser Prinz uns nicht gewiß ist," schreibt Baggesen an Reinhold, „so können alle jetzige und im nächsten Jahrhundert künftige Posa's sich mit allen ihren Planen nach dem Tollhause begeben, denn eine Seele wie die seinige wiederholt die Natur selten unter Millionen, und vielleicht nie unter Hunderten. Nein, es wäre Blasphemie, sich diesem Gedanken zu überlassen! Sein Sie nur ruhig, mein Reinhold! er ist, wird und bleibt der Unsrige. Seine Lage ist hier ein wenig anders doch, als die des Don Karlos in Madrid. Er ist aber unendlich mehr, als Karlos. Wann war aber der Weltbürger, der Freiheit und Gleichheit, Aufklärung und allgemeines Menschenglück thätig liebt, an einem Hofe in einer bequemen Lage?" Die Frauen dieser drei Männer theilten ihre Gesinnungen, und Schiller war einer der Schutzheiligen dieses schönen Bundes. Baggesen las dem Prinzen von Augustenburg, der anfangs sehr gegen Schiller eingenommen war, dem Grafen von Schimmelmann, den Frauen Don Karlos und die spätern Schriften Schiller's vor. Alle waren entzückt.

Es war im Juni 1791, wo Baggesen sich wieder nach Herzenslust in die Schiller'schen Schriften vertiefte, und so oft er etwas vorlesen sollte, griff er nach Schiller. Man war ganz im Schiller'schen Ton und Andenken; eine kleine Reise nach Hellebeck war verabredet, Baggesen hatte die Schiller'schen Werke dahin schon vorausgeschickt, man freute sich, an diesem entzückenden Orte, fern von der Stadt, am donnerrollenden Weltmeer, die Ode: An die Freude, zu singen. Alles war bereit, und Baggesen mit seiner Gattin war eben im Begriff nach Seelust zu fahren, wo er die Schimmelmann'sche Familie abholen wollte, da erhielt er ein Billet von der Gräfin, die Reise müsse unterbleiben — Schiller sei gestorben. Er war wie vom Blitze getroffen, er stürzte halb erstarrt in die Arme seiner Sophie, die Mitgefühl für seine Verzweiflung hatte. Es schien ihm, als hätte die Menschheit

einen ihrer ersten Erzieher verloren. Er setzte sich hin, an seinen Reinhold zu schreiben:

„Ich kann Ihnen nicht beschreiben, theuerster Reinhold! wie meine ganze Seele zittert, wie mein Herz blutet bei der schrecklichen Nachricht, die ich diesen Augenblick erhalte — und, mein Gott! wie wird Ihnen zu Muthe sein? Ist's möglich? unser Schiller ist gestorben? Ich kann es noch immer nicht glauben — ob ich es schon fühle. — Trösten Sie mich über den Verlust von Mirabeau und den noch empfindlichern von Schiller! — O was haben wir an diesem seltenen Geiste verloren! Er stieg herrlich den Dichterhimmel hinauf, was würde er in seinem Meridian geworden sein! Welche schöne Hoffnungen sind mir vereitelt worden. Ich hoffte sehr viel von Schiller. Aber die Erde scheint noch nicht reif für reife Geister zu sein — der Baum ist noch nicht stark genug, um seine Früchte zu tragen. Wie hätte ich mich darauf gefreut, die neuern Revolutionen von Schiller gemalt zu sehen. O, warum mußte dieser Raphael vor seiner Transfiguration sterben!"

„Ich wußte wohl, daß ich diesen außerordentlichen Mann liebte — aber jetzt fühle ich erst ganz, wie theuer er mir gewesen ist, wie sehr er mir die Erde durch seine Existenz verschönert hat, und wie groß der Theil des Interesses für dieß Leben, das er mir gab, gewesen ist. — O, sammeln Sie seine Postuma, und sorgen Sie, daß nichts verloren geht. Jede Zeile von Schiller ist interessant, und wenn er je was Schlechtes, was ich unmöglich glaube, geschrieben hat, ist auch dieses interessant. Er war Deutschlands Shakspeare — oder vielmehr, er war Deutschlands Schiller. — O! commercia coeli! was sind alle Bande der physischen Natur dagegen: Es stirbt uns ein Vater, ein Bruder — und unser Herz wird zerrissen — hier aber blutet das, was unsere Herzen überlebt. — Daß der Schauspieldichter in ihm gestorben ist, kann ich vielleicht vergessen lernen, aber daß Deutschlands erster — und vielleicht aller künftigen erster — Geschichtschreiber nicht mehr ist, das werd' ich nie — nie verbluten. — Je genauer ich die Riesenschritte dieses urkräftigen Genius in den Spuren seines kurzen aber majestätischen Vorübergehens

auf unserer Erde betrachte und messe, desto herrlicher schwebt vor mir das Bild dessen, was er hätte werden können, wenn noch reifere Menschenkenntniß und Erfahrung, vortheilhaftere Umstände, vollkommene Geistes- und Gemüthsruhe einst in's Gleichgewicht mit seinen, vielleicht keines Zweiten Geisteskraft nachstehenden Fähigkeiten gekommen wären."

Es war ihm unmöglich, in dieser Stimmung zu Hause zu bleiben. Er setzte sich mit seiner Frau in den Wagen und fuhr im Sturm und Regen nach Seelust zum Grafen Schimmelmann. Hier fanden sie Trost in der Theilnahme. „Wir haben nach Hellebeck gehen wollen," sagte der Graf, „um in aller Munterkeit Schiller's Ode an die Freude zu singen — jetzt wollen wir trotz dem schlechten Wetter hingehen, und sie in aller Wehmuth von Ihnen vorlesen hören." Sogleich wurde angespannt, und man fuhr fort. Der Minister Schubert in Haag, nebst seiner Gemahlin, die diesem Kreise angehörten, machten die Fahrt mit.

Man kam in Hellebeck an, einem fünf und eine halbe Meile nördlich von Kopenhagen gelegenen Orte, am Ufer des Meeres, dem Kullen, einem der höchsten schwedischen Felsen, gegenüber. „Es ist der romantischste, erhabenste, naturgrößeste Ort," bezeugt Baggesen, „welchen man diesseit der Alpen finden kann." Hier waren sechs sich liebende, für das Gute begeisterte Menschen beisammen in herzinnigem Vereine. Das Wetter hatte sich aufgeklärt, und der heiterste Himmel lachte bald auf sie herab. Baggesen fing an zu lesen: „Freude! schöner Götterfunken" — und Klarinetten, Hörner und Flöten fielen ein, denn so war es von Schimmelmann und Baggesen ohne der Andern Wissen veranstaltet worden. Alle wurden wie durch einen Zauber hingerissen, im Chor mitzusingen. Als man fertig zu sein glaubte, fuhr Baggesen fort die Verse zu lesen, die er selbst hinzugedichtet hatte:

Unser todter Freund soll leben!
Alle Freunde stimmet ein!
Und sein Geist soll uns umschweben
Hier in Hellas' Himmelhain.

Chor.

Jede Hand emporgehoben!
Schwört bei diesem freien Wein:
Seinem Geiste treu zu sein
Bis zum Wiedersehn dort oben!

Aller Augen schwammen in Thränen. Jetzt erschienen vier Knaben und eben so viele Mädchen, weiß als Hirten und Hirtinnen gekleidet, mit Blumenkränzen, und führten einen Reigentanz auf. — So blieb die Gesellschaft drei Tage beisammen in ernstem, einzigem Genusse der Freundschaft und der Meisterwerke Schiller's. Die Lieblingsscenen im Don Karlos, die Götter Griechenlands, Stücke aus dem Abfall der Niederlande und die Künstler wurden gelesen, welches man als das reichhaltigste Gedicht bewunderte, das je geschrieben worden sei. Der herbe Schmerz lös'te sich in eine sanfte Rührung auf, und die durch Wehmuth geweihte Seele war für die Worte und Gestalten des Beweinten am empfänglichsten.

So wurde bei Schiller's Leben sein Tod gefeiert, auf eine edlere Weise, als die Exequien Karls des Fünften. Als nun der todt Geglaubte aus Karlsbad nach Jena zurückgekehrt war, war es Reinhold's erstes Geschäft, Schillern Baggesen's Brief, aus welchem wir die vorstehenden Nachrichten entlehnt haben [1], mitzutheilen — „und ich zweifle," fügt Reinhold bei, „ob irgend eine Arznei heilsamer auf ihn gewirkt habe." Den Abend war die kleine Klubbgesellschaft in Schiller's Hause. Seine Frau zog Reinhold bei Seite. „Wenn Sie Baggesen schreiben," sagte sie, „so sagen Sie ihm — sagen Sie ihm — schreiben Sie ihm" — und ein Thränenfluß erstickte ihre Stimme. „Ich kann Baggesen nichts Rührenderes schreiben," erwiederte Reinhold, „als was ich jetzt sehe und höre." Und so ward über diesen Gegenstand kein Wort mehr gesprochen.

Es stand übrigens mit seinem Gesundheitszustand so schlecht, daß er und sein Arzt schon zufrieden waren, und es als ein gutes Zeichen ansahen, daß er durch das Bad nicht

[1] Briefwechsel, Theil 1, S. 48 ff.

schlimmer geworden sei, als er vorher war. Nach einem Aufenthalt von einigen Tagen in Jena ging er zum Besuch nach Erfurt. Die Abende brachte er hier meist bei dem immer gleich theilnehmenden und freundschaftlichen Dalberg zu. Die Krankheitsanfälle kehrten von Zeit zu Zeit wieder, sie verloren aber bei dieser Wiederholung ihre anfängliche Furchtbarkeit. Die Heiterkeit seines Geistes erhielt sich unverkümmert, und er blieb für einen frohen Lebensgenuß nichts weniger als unempfänglich. Von Hypochondrie, welche überhaupt helle Köpfe und thatkräftige Charaktere auch bei großen Leiden selten heimzusuchen pflegt, war keine Spur bei ihm zu finden.

Als Baggesen die Nachricht von des unsterblichen und ungestorbenen Schiller's Auferstehung, wie er sich ausdrückt, erhielt, konnte er sich dennoch nicht beruhigen, so lange er ihn nicht ganz hergestellt wußte. „Wenn das Gebet das wäre," schreibt er, „wofür es unser wahnsinniger Engel, Lavater, ausgibt, alle Kranken in Karlsbad und in der ganzen Umgegend herum würden dann gesund geworden sein, so viel Segen hätte ich vom Himmel auf diesen Ort heruntergebeten." Als ihm aber Reinhold schrieb, Schiller könne sich vielleicht ganz erholen, wenn er sich eine Zeit lang aller eigentlichen Arbeit enthalten könnte, das erlaube ihm aber seine Lage nicht, denn wenn einer von ihnen beiden, von denen jeder ein fixes Gehalt von zweihundert Thalern habe, krank werde, so wüßten sie nicht, ob sie diese Summe in die Apotheke oder in die Küche schicken sollten — da war dem trefflichen Baggesen genug gesagt. Er las dem Prinzen von Augustenburg den Brief vor, in welchem Reinhold dieses auseinander gesetzt hatte. Augenblicklich entschloß sich der Prinz, das Leben des theuersten Mannes wenigstens gegen äußere Noth und Sorgen sicher zu stellen, und der Graf von Schimmelmann betheiligte sich an der schönen Handlung. Sie boten ihm ein Jahrgehalt von tausend Thalern auf drei Jahre an und fügten die Einladung bei, zu ihnen nach Dänemark zu kommen. Der Brief der beiden Männer, welcher den Antrag enthielt, ward mit einem Schreiben Baggesen's an Schiller dem Reinhold geschickt, und dieser wurde gebeten, die

Depesche zu übergeben und die Bitte nach Kräften bei Schiller zu unterstützen.

Die Einladung machte einen solchen tiefen, erschütternden Eindruck auf Schiller, daß sein Gesundheitszustand sich verschlimmerte, und er sich nur allmählig wieder erholen konnte; und die Art, wie ihm das Geschenk dargebracht wurde, rührte ihn noch mehr, als das Anerbieten selbst. Sogar der trockene Reinhold sah die Handlung Friedrich Christian's und Ernst Schimmelmann's für ein um so größeres moralisches Wunderwerk an, je mehr sich dieselbe in ihrem Briefe als das natürlichste Resultat ihrer gewöhnlichen Weise zu denken und zu handeln ankündigte. Das Schreiben ist vom 27. November 1791 datirt [1]. Es darf in keiner Lebensbeschreibung unseres Dichters fehlen, daß der Name derer im rühmenden Angedenken der Menschen bleibe, denen Deutschland seinen vollendeten Schiller zu verdanken hat. Denn diesen finden wir erst in der dritten Periode seines Lebens.

„Zwei Freunde, durch Weltbürgersinn mit einander verbunden, erlassen dieses Schreiben an Sie, edler Mann! Beide sind Ihnen unbekannt, aber beide verehren und lieben Sie. Beide bewundern den hohen Flug Ihres Genius, der verschiedene Ihrer neuern Werke zu den erhabensten unter allen menschlichen Zwecken (?) stempeln konnte. Sie finden in diesen Werken die Denkart, den Sinn, den Enthusiasmus, welcher das Band ihrer Freundschaft knüpfte, und gewöhnten sich bei ihrer Lesung an die Idee, den Verfasser derselben als Mitglied ihres freundschaftlichen Bundes anzusehen. Groß war also auch ihre Trauer bei der Nachricht von seinem Tode, und ihre Thränen flossen nicht am sparsamsten unter der großen Zahl von guten Menschen, die ihn kennen und lieben.“

„Dieses lebhafte Interesse, welches Sie uns einflößen, edler und verehrter Mann, vertheidigt uns bei Ihnen gegen den Anschein von unbescheidener Zudringlichkeit! Es entfernt jede Verkennung der Absicht dieses Schreibens; wir faßten es

[1] Die Frau von Wolzogen gibt fälschlich das Jahr 1792 an. Am 9. December 1791 kamen die Briefe von Kopenhagen bei Reinhold in Jena an.

ab mit einer ehrerbietigen Schüchternheit, welche uns die Delikatesse Ihrer Empfindungen einflößt. Wir würden diese sogar fürchten, wenn wir nicht wüßten, daß auch in der Tugend edlen und gebildeten Seelen ein gewisses Maaß vorgeschrieben ist, welches sie ohne Mißbilligung der Vernunft nicht überschreiten darf."

„Ihre durch allzuhäufige Anstrengung und Arbeit geschwächte Gesundheit bedarf, so sagt man uns, für einige Zeit eine große Ruhe, wenn sie wieder hergestellt, und die Ihrem Leben drohende Gefahr abgewendet werden soll. Allein Ihre Verhältnisse, Ihre Glücksumstände verhindern Sie, sich dieser Ruhe zu überlassen. Wollen Sie uns wohl die Freude gönnen, Ihnen den Genuß derselben zu erleichtern? Wir bieten Ihnen zu dem Ende auf drei Jahre ein Geschenk von tausend Thalern an. Nehmen Sie dieses Anerbieten an, edler Mann! Der Anblick unserer Titel bewege Sie nicht, es abzulehnen, wir wissen diese zu schätzen. Wir kennen keinen Stolz, als nur den, Menschen zu sein, Bürger in der großen Republik, deren Grenzen mehr als das Leben einzelner Generationen, mehr als die Grenzen des Weltalls umfassen. Sie haben nur Menschen, Ihre Brüder, vor sich, nicht eitle Große, die durch solchen Gebrauch ihrer Reichthümer nur einer etwas edlern Art von Stolz fröhnen. — Es wird von Ihnen abhängen, wo Sie diese Ruhe Ihres Geistes genießen wollen. Hier bei uns würde es Ihnen nicht an Befriedigung für die Bedürfnisse Ihres Geistes fehlen, in einer Hauptstadt, die der Sitz einer Regierung, zugleich eine große Handelstadt ist und sehr schätzbare Büchersammlungen enthält. Hochachtung und Freundschaft würden von mehreren Seiten wetteifern, Ihnen den Aufenthalt in Dänemark angenehm zu machen, denn wir sind nicht die einzigen, die Sie kennen und lieben. Und wenn Sie nach wiederhergestellter Gesundheit wünschen sollten, im Dienste des Staates angestellt zu sein, so würde es uns nicht schwer fallen, diesen Wunsch zu befriedigen."

„Doch wir sind nicht so klein eigennützig, diese Veränderung zu einer Hauptbedingung zu machen. Wir überlassen

dieses Ihrer eigenen freien Wahl. Der Menschheit wünschen wir einen ihrer Lehrer zu erhalten, und diesem Wunsche muß jede Betrachtung nachstehen."

So mußte zur Beschämung der Großen und Reichen in der eigenen Heimath dem hart Bedrängten aus dem Lande eine unerwartete Hülfe kommen, wo auch der deutsche Klopstock eine freie Existenz zur Vollendung seines Messias gefunden hatte. Es mochten sich aber in Deutschland auch nicht viele in der Gesellschaft so hoch gestellte Männer finden, welche mit Schillern in seinem sittlich-politischen Lebensprinzip so zusammentrafen, wie der Prinz von Augustenburg und der Graf von Schimmelmann. Man sieht es aus ihrem Schreiben, daß sie die Grundidee des Don Karlos verstanden hatten. In Schiller selbst mochte durch die Bekanntschaft mit einem so hochgesinnten Fürsten der Traum eines frühern Wunsches wieder wach geworden sein. „Rufen Sie sich," schreibt er an einen Freund [1], „eine gewisse Unterredung zurück, die über einen Lieblingsgegenstand unseres Jahrzehends — über Verbreitung reinerer, sanfterer Humanität, über die möglichste Freiheit der Individuen bei des Staats höchster Blüthe, kurz über den vollendetsten Zustand der Menschheit — unter uns lebhaft wurde und unsere Phantasie in einen der lieblichsten Träume entzückte, in denen das Herz so angenehm schwelgt. Wir schlossen damals mit dem romanhaften Wunsche, daß es dem Zufall, der wohl größere Wunder schon gethan, in dem nächsten Julianischen Cyklus gefallen möchte, unsere Gedankenreihe, unsere Träume und Ueberzeugungen mit eben dieser Lebendigkeit und mit eben so gutem Willen befruchtet, in dem erstgebornen Sohne eines künftigen Beherrschers von ..... oder von .... auf dieser oder der andern Hemisphäre wieder zu erwecken." — Christian Friedrich, Herzog von Holstein-Augustenburg, starb im kräftigsten Mannesalter. Sein, so wie Schimmelmann's Namen wird bleiben, denn sie haben ihr Andenken in den Ruhm Schiller's gepflanzt.

Er nahm das Geschenk mit einer Gesinnung an, die ihn eben so ehrt, als die Freunde die weltbürgerliche Denkart,

[1] Briefe über Don Karlos (8. Brief) in Schiller's Werke in E. Bd., S. 780, 2. m. (Oktavausgabe B. 10, S. 389).

mit welcher sie es darreichten. Er mußte die Beantwortung der beiden Briefe auf einige Tage verschieben, so angegriffen fühlte er sich durch den Drang seiner Empfindungen. Die Antwort auf das Schreiben des Prinzen und Schimmelmann's ist leider nur ihrem wesentlichen Inhalt nach bekannt, dagegen besitzen wir zum Glücke Schiller's Brief an Baggesen, welchen wir, theils weil er noch von keinem Biographen benutzt worden und ziemlich unbekannt ist, theils auch seiner hohen Wichtigkeit wegen, hier vollständig mittheilen. Dieses Schreiben ist nicht nur ein nothwendiges Gegenstück des obigen Dokumentes, sondern gibt auch im Allgemeinen über den Geistesgang des Verfassers selbst größere Aufschlüsse, als irgend ein anderer Brief, welcher bisher von ihm bekannt geworden ist. Denn was er sonst so wenig als möglich thut, das einmal zu thun, fühlte er sich hier aufgefordert: er spricht nämlich eigens von sich selbst [1].

Jena den 16. December 1791.

„Wie werd' ich es anfangen, mein theurer und hochgeschätzter Freund, Ihnen die Empfindungen zu beschreiben, die seit dem Empfang jener Briefe in mir lebendig geworden sind? So überrascht und betäubt, als ich durch ihren Inhalt geworden bin und noch bin, erwarten Sie nicht viel Zusammenhängendes von mir. Mein Herz allein kann jetzt noch reden, und auch dieses wird von einem so kranken Kopf, als der meinige noch immer ist, nur schlecht unterstützt werden. Ein Herz, wie das Ihrige, kann ich für den liebevollen Antheil, den es an dem Schicksale meines Geistes nimmt, nicht schöner belohnen, als wenn ich das stolze Vergnügen, das Ihnen diese edle und einzige Handlungsart Ihrer vortrefflichen Freunde an sich selbst schon gewähren muß, durch die fröhliche Ueberzeugung von einem vollkommen erfüllten wohlwollenden Zweck zu der süßesten Freude erhöhe."

„Ja, mein Freund, ich nehme das Anerbieten des Prinzen von Augustenburg und des Grafen von Schimmelmann mit dankbarem Herzen an, nicht weil die schöne Art, womit

[1] Baggesen's Briefwechsel mit Reinhold, Theil 1, S. 423 ff.

es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dieß schlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unsichere Zukunft machte mir bessere Hoffnungen. Der großmüthige Beistand Ihrer erhabenen Freunde setzt mich auf einmal in die Lage, so viel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann, — wo bliebe mir also noch eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der sich aus freien Stücken entschließt, dasjenige bei mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übrig gelassen hat, durch die edle Art, womit er diese Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die mir meinen Entschluß hätten schwer machen können, daß er mich diese wichtige Verbesserung meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich, und läßt mich die Freude über die Erfüllung eines meiner feurigsten Wünsche mit der schönen Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden."

„Eine sittlich-schöne Handlung aus der Klasse derjenigen, welche diesen Brief veranlaßt, empfängt ihren Werth nicht erst von ihrem Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zweckes verfehlte, bleibt sie, was sie war[1]. Aber wenn diese Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist, wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht berechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet, dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr dieses hier der Fall sei, werd' ich und muß ich Ihnen sagen."

[1] Vergleiche Theil 2, S. 48 f.

„Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anderes als schriftstellerische Wirksamkeit zu existiren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, ehe ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntnisse und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinen Idealen von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offen hielt; aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit bloß allein dem Studiren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüthen des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen

es gethan wird, alle Nebenrücksichten bei mir überwindet, sondern darum, weil eine Verbindlichkeit, die über jede mögliche Rücksicht erhaben ist, es mir gebietet. Dasjenige zu leisten, was ich nach dem mir gefallenen Maß von Kräften leisten und sein kann, ist mir die höchste und unerläßlichste aller Pflichten. Aber meine bisherige äußere Lage machte mir dieß schlechterdings unmöglich, und nur eine ferne, noch unsichere Zukunft machte mir bessere Hoffnungen. Der großmüthige Beistand Ihrer erhabenen Freunde setzt mich auf einmal in die Lage, so viel aus mir zu entwickeln, als in mir liegt, mich zu dem zu machen, was aus mir werden kann, — wo bliebe mir also noch eine Wahl übrig? Daß der vortreffliche Prinz, der sich aus freien Stücken entschließt, dasjenige bei mir zu verbessern, was mir das Schicksal zu wünschen übrig gelassen hat, durch die edle Art, womit er diese Sache behandelt, zugleich alle Empfindlichkeiten schont, die mir meinen Entschluß hätten schwer machen können, daß er mich diese wichtige Verbesserung meiner Umstände durch keinen Kampf mit mir selbst erkaufen läßt, erhöht meine Dankbarkeit unendlich, und läßt mich die Freude über die Erfüllung eines meiner feurigsten Wünsche mit der schönen Freude über das Herz ihres Urhebers vereinigt empfinden."

„Eine sittlich-schöne Handlung aus der Klasse derjenigen, welche diesen Brief veranlaßt, empfängt ihren Werth nicht erst von ihrem Erfolge; auch wenn sie ganz ihres Zweckes verfehlte, bleibt sie, was sie war [1]. Aber wenn diese Handlung eines großdenkenden Herzens zugleich das nothwendige Glied einer Kette von Schicksalen ist, wenn sie allein noch fehlte, um etwas Gutes möglich zu machen, wenn sie, die schöne Geburt der Freiheit, als wäre sie von der Vorsehung schon längst zu dieser Absicht berechnet worden, ein verworrenes Schicksal entscheidet, dann gehört sie zu den schönsten Erscheinungen, die sich einem fühlenden Herzen darstellen können. Wie sehr dieses hier der Fall sei, werd' ich und muß ich Ihnen sagen."

[1] Vergleiche Theil 2, S. 48 f.

„Von der Wiege meines Geistes an bis jetzt, da ich dieses schreibe, habe ich mit dem Schicksal gekämpft, und seitdem ich Freiheit des Geistes zu schätzen weiß, war ich dazu verurtheilt, sie zu entbehren. Ein rascher Schritt vor zehn Jahren schnitt mir auf immer die Mittel ab, durch etwas anderes als schriftstellerische Wirksamkeit zu existiren. Ich hatte mir diesen Beruf gegeben, ehe ich seine Forderungen geprüft, seine Schwierigkeiten übersehen hatte. Die Nothwendigkeit, ihn zu treiben, überfiel mich, ehe ich ihm durch Kenntnisse und Reife des Geistes gewachsen war. Daß ich dieses fühlte, daß ich meinen Idealen von schriftstellerischen Pflichten nicht diejenigen engen Grenzen setzte, in welche ich selbst eingeschlossen war, erkenne ich für eine Gunst des Himmels, der mir dadurch die Möglichkeit des höhern Fortschritts offen hielt; aber in meinen Umständen vermehrte sie nur mein Unglück. Unreif und tief unter dem Ideale, das in mir lebendig war, sah ich jetzt alles, was ich zur Welt brachte; bei aller geahneten möglichen Vollkommenheit mußte ich mit der unzeitigen Frucht vor die Augen des Publikums eilen, der Lehre selbst so bedürftig, mich wider meinen Willen zum Lehrer der Menschen aufwerfen. Jedes unter so ungünstigen Umständen nur leidlich gelungene Produkt ließ mich nur desto empfindlicher fühlen, wie viele Keime das Schicksal in mir unterdrückte. Traurig machten mich die Meisterstücke anderer Schriftsteller, weil ich die Hoffnung aufgab, ihrer glücklichen Muße theilhaftig zu werden, an der allein die Werke des Genius reifen. Was hätte ich nicht um zwei oder drei stille Jahre gegeben, die ich frei von schriftstellerischer Arbeit bloß allein dem Studiren, bloß der Ausbildung meiner Begriffe, der Zeitigung meiner Ideale hätte widmen können! Zugleich die strengen Forderungen der Kunst zu befriedigen und seinem schriftstellerischen Fleiß auch nur die nothwendige Unterstützung zu verschaffen, ist in unserer deutschen literarischen Welt, wie ich endlich weiß, unvereinbar. Zehn Jahre habe ich mich angestrengt, beides zu vereinigen; aber es nur einigermaßen möglich zu machen, kostete mir meine Gesundheit. Das Interesse an meiner Wirksamkeit, einige schöne Blüthen des Lebens, die das Schicksal mir in den Weg streute, verbargen

mir diesen Verlust, bis ich zu Anfang dieses Jahres — Sie wissen wie? — aus meinem Traume geweckt wurde. Zu einer Zeit, wo das Leben anfing, mir seinen ganzen Werth zu zeigen, wo ich nahe dabei war, zwischen Vernunft und Phantasie in mir ein zartes und ewiges Band zu knüpfen, wo ich mich zu einem neuen Unternehmen im Gebiete der Kunst gürtete, nahte sich mir der Tod. Diese Gefahr ging zwar vorüber, aber ich erwachte nur zum andern Leben, um mit geschwächten Kräften und verminderten Hoffnungen den Kampf mit dem Schicksal zu erneuen. So fanden mich die Briefe, die ich aus Dänemark erhielt."

„Verzeihen Sie mir, theurer Freund, diese Ausführlichkeit über mich selbst, ich will Sie dadurch nur in den Stand setzen, sich selbst den Eindruck zu denken, den der edelmüthige Antrag des Prinzen und des Grafen Schimmelmann auf mich gemacht hat. Ich sehe mich dadurch auf einmal fähig gemacht, den Plan mit mir selbst zu realisiren, den sich meine Phantasie in ihren glücklichsten Stunden vorgezeichnet hat. Ich erhalte endlich die so lange und so heiß gewünschte Freiheit des Geistes, die vollkommene freie Wahl meiner Wirksamkeit. Ich gewinne Muße, und durch sie werde ich meine verlorene Gesundheit vielleicht wieder gewinnen; wenn auch nicht, so wird künftig Trübsinn des Geistes meiner Krankheit nicht mehr neue Nahrung geben. Ich sehe heiter in die Zukunft — und gesetzt, es zeigte sich auch, daß meine Erwartungen von mir selbst nur liebliche Täuschungen waren, wodurch sich mein gedrückter Stolz an dem Schicksal rächte, so soll es wenigstens an meiner Beharrlichkeit nicht fehlen, die Hoffnungen zu rechtfertigen, die zwei vortreffliche Bürger unseres Jahrhunderts auf mich gegründet haben. Da mein Loos mir nicht gestattet, auf ihre Art wohlthätig zu wirken, so will ich es doch auf die einzige Art versuchen, die mir verliehen ist, und möchte der Keim, den sie ausstreuten, sich mir zu einer schönen Blüthe für die Menschheit entfalten!"

„Ich komme auf die zweite Hälfte Ihres Wunsches, theurer vortrefflicher Freund; warum kann ich diese nicht eben so schnell erfüllen, als die erste? Unter der Unmöglichkeit,

die Reise zu Ihnen, sobald Sie wünschen, auszuführen, kann gewiß Niemand mehr leiden, als ich selbst. Urtheilen Sie aus dem Bedürfniß meines Herzens nach einer schönen veredelten Humanität [1], das hier so wenig befriedigt wird, mit welcher Ungeduld ich in den Kreis solcher Menschen eilen würde, als mich in Kopenhagen erwarten, wenn es hier nur auf meinen Entschluß ankäme. Aber außerdem, daß meine jetzige noch so ganz unentschiedene Gesundheit mich nicht einmal entfernt den Zeitpunkt bestimmen läßt, wo ich eine so wichtige Veränderung mit mir vornehmen könnte, und daß ich wahrscheinlich kommenden Sommer den Gebrauch des Karlsbades werde wiederholen müssen, so stehe ich noch mit dem Herzog von Weimar, an dessen Willen es wenigstens nicht liegt, daß ich nicht einer besseren Muße genieße, in Verhältnissen, die mir auflegen, mich wenigstens noch ein Jahr als ein thätiges Mitglied der Akademie zu beweisen, so gewiß ich auch bin, daß ich nie ein nützliches sein kann [2]. Alsdann wird es aber gewiß meinem Wunsche nicht entgegen sein, die Universität auf einige Zeit zu verlassen. Bin ich erst bei Ihnen, so wird der Genius, der alles Gute in Schutz nimmt, für das Weitere sorgen."

„Bis dahin, theurer Freund, lassen Sie uns so nahe sein, als das Schicksal den Entfernten vergönnt. Mich mit Ihnen schriftlich zu unterhalten und meinen halb erstorbenen Geist an Ihrem frischen, feurigen Genius zu wärmen, wird stets ein Bedürfniß meines Herzens sein. Nie, so lange ich bin, vergesse ich Ihnen den freundlichen, den wichtigen Dienst, den Sie mir, wiewohl ohne Absicht, bei meinem Wiedereintritt in's Leben geleistet haben. Kaum fing ich an, mich wieder etwas zu erholen, so erfuhr ich den Vorgang zu Hellebeck, und bald darauf zeigte mir Reinhold Ihre Briefe. Es waren nektarische Blumen, die ein himmlischer Genius dem kaum Erstandenen vorhielt — o ich werde es Ihnen nie beschreiben, was Sie mir waren — und jener Vorgang selbst! Er war

[1] Vergl. Theil 2, S. 110 und Theil 1, S. 30.
[2] Vergl. Theil 2, S. 117 ff., besonders S. 120.

für den Abgeschiedenen bestimmt, und der Lebende wird sich nie mehr erlauben, ihn zu berühren!“[1]

„Verzeihen Sie mir diesen langen Brief, mein vortrefflicher Freund, der leider noch dazu fast nur von mir selbst handelt. Aber zur Eröffnung unserer Korrespondenz mag es hingehen, damit Sie mit einem Male mit mir bekannt werden und das Ich dann auf immer abgethan sei! Verzeihen Sie auch, daß ich ganz ohne Präliminarien von allen Rechten der Freundschaft gegen Sie Besitz nehme, die ich erst durch eine Reihe von Proben verdienen lernen sollte. In einer Welt, wie diejenige ist, aus der ich jene Briefe erhielt, gelten andere Gesetze als die Vorschriften einer kleinlichen Prudenz, welche die wirkliche regieren. Ihrer theuern Sophie sagen Sie von meiner Lotte und mir alles Herzliche, und daß sie sich bereit halten möge, eine Korrespondenz gütig anzuhören, die sich ihr nächstens darstellen wird. Wie zwei glänzende Erscheinungen schwebten Sie beide schnell, doch unvergeßlich, an uns vorüber. Die Gestalten sind lange verschwunden, aber noch immer folgt ihnen der Blick. Ewig der Ihrige Schiller.“

Was er aber in der ersten Freudigkeit gehofft hatte, konnte er später nicht unternehmen. Er durfte seiner geschwächten Gesundheit eine so weite Reise in ein nördliches Klima oder gar den bleibenden Aufenthalt in jener Gegend nicht zumuthen; und mit den Jahren nahm das Mißtrauen zu, welches er in seinen Körperzustand setzte. Während er oft die Schwelle seines Zimmers nicht verlassen konnte, mußte er sich zum alleinigen Ersatz mit Planen zu den weitesten Reisen begnügen. Inzwischen unterhielt ein fortgesetzter Briefwechsel mit der Gräfin von Schimmelmann eine rege geistige Verbindung mit den geistesverwandten Freunden, und Schiller gab seinen Wohlthätern auch dadurch seine Liebe und Hochachtung zu erkennen, daß er die Briefe über die ästhetische Erziehung nicht nach dem ersten Plan an Körner schrieb, sondern sie an den Prinzen von Augustenburg richtete.

[1] Daß Baggesen Schillern auch noch den andern reellen Dienst leistete, scheint dieser nicht gewußt und nie erfahren zu haben. Aber die Nachwelt weiß es und muß die Selbstverläugnung achten, die diesen Dienst verbarg.

Schiller wurde, als er sich von seiner Ueberraschung erholt hatte, zusehends heiterer und gesünder; doch da er sich, um sich abzuhärten, bei Gelegenheit einer Schlittenfahrt der Kälte allzusehr aussetzte, stellten sich auch seine Krämpfe im Unterleib wieder ein. Die Pension sollte ein Geheimniß bleiben, aber seinem Herzog glaubte er die Entdeckung schuldig zu sein, und das Geschenk seinen Eltern, seinem Körner zu verbergen, das war ihm unmöglich. So wurde das Geheimniß bald bekannt und sogar durch Zeitungen verbreitet, was ihm wegen seiner eben so bescheidenen als großmüthigen Freunde sehr unlieb war. Der Herzog von Weimar nahm übrigens an seinem Glücke vielen Antheil, und erlaubte ihm, nach Wunsch auf beliebige Zeit von der Universität abwesend zu sein.

Anfangs Juni im Jahr 1792 reis'te er mit seiner Frau nach Dresden zu Körner. Hornemann, der Freund Baggesen's, welcher nach Jena gegangen war, um unter Reinhold Philosophie zu studiren, begleitete sie, denn er war im Begriff, wieder nach Dänemark zurückzukehren [1]. Philosophische Gespräche füllten jede freie Stunde aus. Aber der Genuß bei seinem Busenfreunde Körner wurde durch Krankheitsanfälle getrübt.

Als er nach Jena zurückgekehrt war, erfreute ihn auf's Innigste der Besuch seiner Mutter, welche eben eine schwere Krankheit überstanden hatte. Seit jener Zusammenkunft in Bretten [2] vor acht Jahren, hatte der frömmste Sohn die treuste Mutter nicht wiedergesehen. Seine jüngste Schwester Nannette war mit ihr gekommen, ein talentvolles, naives fünfzehnjähriges Mädchen, deren größte Freude es war, Stellen aus ihres Bruders Gedichten vorzutragen.

Wie gut Schiller seine gesicherte, sorgenfreie Lage und Muße zu seiner Ausbildung benutzt haben wird, kann man schon aus dem Briefe an Baggesen schließen. Die Kant'sche Philosophie war sein eifrigstes Studium. Aber auch schriftstellerisch war er nicht unthätig. Der erste Theil seiner

[1] Baggesen's Briefwechsel mit Reinhold, Theil 1, S. 172.
[2] Theil 1, S. 229.

kleinern prosaischen Schriften kam dieses Jahr heraus [1], die Neue Thalia wurde noch bis 1793 fortgesetzt, und die Geschichte des dreißigjährigen Krieges beendigt. Im Winter von 1792 auf 1793 las er auch, wie wir schon aus einem Briefe an Fischenich wissen, privatissime über Aesthetik [2]. Frei von dem Druck äußerer Verhältnisse siegte sein kräftiger Geist über die Schwäche des Körpers, oder er vergaß sie. „Von seinem nunmehrigen Mangel an Nahrungssorgen und seinem Reitpferde," sagt Reinhold, „hoffe ich nun sicher auf allmählige gänzliche Herstellung." Dieß ging freilich nie in Erfüllung.

Der Besuch seiner Mutter und Schwester hatte den Wunsch in ihm rege gemacht, sein geliebtes Schwabenland wieder zu sehen. Die Bedürfnisse des Herzens erwachen stärker in dem bessern Menschen, wenn er sich von dem Bedürfniß der Noth erleichtert fühlt. Jetzt in einer leidlichen Lage und mit Ruhm gekrönt, konnte er sich mit vollerem Herzen des Glückes erfreuen, Verwandte und Freunde wiederzusehen. Seiner Frau aber stand außer der großen Freude, die Heimath und Freunde ihres Mannes kennen zu lernen, auch das Wiedersehen ihrer eigenen Schwester in Schwaben bevor. Karoline von Beulwitz trennte in dieser Zeit die eheliche Verbindung mit ihrem Gemahl, und um jetzt allein zu stehen und unabhängig handeln zu können, lebte sie seit dem Frühjahr 1793 in Würtemberg, wo sie das Kannstadter Bad gebrauchte. Mehrentheils hielt sie sich in Gaisburg, auf dem Landgute der Frau von Senkenberg, auf, in stiller Einsamkeit und Zurückgezogenheit von den Ihrigen, welche sie bei der Trennung von ihrem Gemahl in keine Unannehmlichkeiten verflechten wollte.

Die Reise ward im August 1793 angetreten, und ging über Heidelberg, wo Schiller mit tiefer Bewegung seine frühere Geliebte, Margaretha, geborne Schwan, wiedersah, nach der damaligen freien Reichsstadt Heilbronn. In dieser in der lachendsten, reichsten Gegend gelegenen Stadt versammelten sich seine Eltern, Schwestern, Jugendfreunde um ihn, und

[1] Der „Vorbericht" hierzu in Döring's Nachlese, S. 239.
[2] Baggesen's Briefwechsel, Theil 1, S. 232.

labten seine Seele. Geistreiche Männer suchten den hochgefeierten Landsmann auf, bewarben sich um seinen Umgang und verschönerten ihm den Aufenthalt. Die vaterländische Luft, Jugenderinnerungen und die Liebe, deren er sich erfreute, stimmten ihn sehr milde. Mit dem berühmten Arzte Gmelin hielt er interessante Gespräche über den thierischen Magnetismus, welche Zeiterscheinung ihn sehr anzog.

Von Heilbronn aus wandte sich Schiller an den Herzog Karl, dessen Land er jetzt wieder zum erstenmal seit seiner Flucht zu betreten im Begriffe stand. Er schrieb im Sinne eines dankbaren ehemaligen Zöglings, den widrige Verhältnisse von seinem Vaterlande entfernt hätten. Er erhielt zwar keine Antwort, aber durch seine Freunde die Nachricht, der Herzog habe öffentlich geäußert: „Wenn Schiller in's Würtembergische komme, werde er von ihm ignorirt werden [1].“

Er ging daher nach Ludwigsburg, wo er seiner Familie auf der Solitude näher war, und wohin er sich vorzüglich durch seinen treusten Jugendfreund von Hoven [2], jetzt Hofmedicus, gezogen fühlte. Durch dessen ärztliche Pflege hoffte er Wiederherstellung seiner Gesundheit zu erlangen, und in seinem geistreichen Umgange fand er die angenehmste Unterhaltung.

Aber das Schönste, was dem edlen Mann unter vaterländischem Himmel zu Theil ward, war das süße Glück der ersten Vaterfreude, welche ihm bisher allein zum vollen Genuß seines Herzens und seiner Menschheit noch gefehlt hatte. Tröstend und hülfreich stand seiner Gattin von Hoven in den ängstlichen Tagen der Niederkunft zur Seite. Sie war schwer und dauerte lang. Schiller zweifelte bisweilen an einem glücklichen Ausgang. Ungeachtet er seine Besorgnisse verbergen wollte, blickte seine Angst doch sichtbar aus seinem Betragen hervor. Wie groß war aber nach endlich glücklich erfolgter Entbindung auch die Freude des Gatten über die Rettung der zärtlich geliebten Frau, wie groß das Entzücken des Vaters über seinen erstgebornen Sohn! Es war ein erhebender

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 101. f.

[2] Siehe Theil 1, S. 27 und 32.

Anblick, erzählt sein Jugendfreund Conz, den hohen Mann in den einfach wahren Ausdrücken väterlicher Lust und Liebe an seinem Erstgebornen, seinem Goldsohn, seinem Herzenskarl, wie er ihn nannte, zu beobachten. Zufällig war ihm damals Quintilian in die Hände gefallen, oder hatte er ihn sich absichtlich zu verschaffen gewußt. Er studirte, durch das Vaterinteresse gespornt, hauptsächlich des trefflichen Römers Erziehungsgrundsätze. Und wie er Alles auf's Lebendigste ergriff, so sprach er mit Conz mehrmalen mit Begeisterung davon, und versicherte, er werde seinen Sohn nach den Maximen des Quintilian erziehen. Er hatte auch vor, des Römers Grundsätze der Erziehung zum Gegenstand einer Abhandlung zu machen — ein Plan, welcher, wie so viele, durch andere Arbeiten verdrängt wurde.

Schiller's Jugendfreunde fanden, daß sich Vieles an ihm zu seinem Vortheil geändert, und sein Wesen sich schön vollendet habe. Er mußte ihnen um so liebenswürdiger erscheinen, weil sich jetzt sein ganzes Herz hervorkehrte, und alles Herbe- und Scharfe seiner Natur ausgelöscht war. Sein jugendliches Feuer, seine sonst oft ausgelassene Jovialität schien ihnen gemildert und gemäßigt; an die Stelle seiner vormaligen Nachlässigkeit im Anzuge war eine anständige Eleganz getreten; seine gleichmäßige Stimmung ließ es kaum glauben, daß das derselbe Mann sei, welchen sie vor zehn Jahren nur als einen aufbrausenden, stürmischen Jüngling gekannt hatten; mehr als je drückte sich ein milder Ernst und eine freundliche Würde in seinem Benehmen und seinen Worten aus; seine hagere Gestalt und sein blasses kränkliches Ansehen vollendeten das Interessante seiner Erscheinung. Die wunderbare Gabe der Unterhaltung über Gegenstände, die ihm theuer waren, konnten seine Freunde nicht genug bewundern [1]. Aber diese konnten zu ihrem Bedauern seines geistreichen und herzlichen Umgangs nur selten ungestört genießen, denn häufig, fast täglich wurde er durch Krankheitsanfälle heimgesucht.

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Thl. 2, S. 104; vergl. „Einiges über Schiller" in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 4.

Dessenungeachtet studirte er die Kant'sche Philosophie. Kant's Kritik der Urtheilskraft lag, wenn er auch das Bett hüten mußte und sich sogar, wie er sich oft scherzend ausdrückte, von Arzneigläsern umlagert sah, immer nicht unweit jenes Belagerungsgeschützes, und lächelnd erzählte er einmal von Hoven bei einem Morgenbesuche: sein Bedienter, der bei ihm die Nacht über zu wachen gehabt, hätte, um sich auf seinem Posten munter zu erhalten, beinahe die ganze Kritik der Urtheilskraft in Einem Zuge durchgelesen! An Wallenstein, welcher seine Hauptbeschäftigung war, arbeitete er in Ludwigsburg fast täglich, meistens in der Nacht. „Denn eigentlich ist es doch nur die Kunst selbst," schrieb er damals an Körner, „wo ich meine Kräfte fühle; in der Theorie muß ich mich immer mit Prinzipien plagen, da bin ich bloßer Dilettant." Aber der Uebergang zur Dichtung wurde ihm unendlich schwer. Er erklärte es öfters unverholen, seine zu lang fortgesetzte Beschäftigung mit abstrakten Problemen der Philosophie habe seinem Genius Abbruch gethan.

Wollte ihm die poetische Produktion nicht gelingen, so kehrte er zur wissenschaftlichen Erörterung zurück. Er schrieb einen Theil der Briefe über ästhetische Bildung und sandte sie in diesem ersten Entwurfe, welcher einfacher und ansprechender war, als die spätere Umarbeitung, an den Prinzen von Augustenburg ab [1]. Den Homer in Vossens Uebersetzung las er beinahe jeden Abend, und pries abwechselnd das Gedicht und die Uebersetzung.

Erwähnenswerth ist die Bekanntschaft mit Matthisson, wegen Schiller's geistreicher Recension seiner Gedichte. Die in dieser Beurtheilung dargelegten Ideen über die Landschaftspoesie soll er zum Theil einem Gespräche mit einem einsichtsvollen Stuttgarter Freunde verdanken, welcher selbst Liebhaber der ausübenden Kunst und namentlich der Landschaftsmalerei war [2].

Bei einem längern Aufenthalt in Stuttgart modellirte sein genialer Jugendfreund Dannecker jene berühmte Büste,

[1] „Einiges über Schiller" in der Zeitung für die elegante Welt, 1823, Nr. 6.
[2] Ebendaselbst S. 43.

welche das Bild des Dichters in antiker Idealität den Nachkommen erhalten hat. Sie ist ein so hohes Kunstwerk, wie es nur der Liebe des Meisters gelingen konnte. Schiller zählte die mit seinem Herzensfreunde verlebten Stunden unter die genuß- und lehrreichsten seines Aufenthalts in Stuttgart.

Auch eine Reise nach Tübingen ward unternommen zu seinem Freunde und frühern Lehrer, dem Professor Abel. Dieser, so wie andere Freunde, wünschten ihn in Schwaben zurückzuhalten. In der Folge erging auch, wie wir später erzählen werden, ein bestimmter Antrag an ihn, in sein Vaterland zurückzukehren.

Während Schiller's Aufenthalt in Schwaben starb der Herzog Karl von Würtemberg. Bei dieser Nachricht war er nur dessen eingedenk, was ihm durch seinen frühern Wohlthäter Gutes geworden, und vergessen war, was er durch die Willkühr des Selbstherrschers gelitten hatte. Bei einem Spaziergange mit von Hoven sprach er einst von dem hingeschiedenen Herzog rühmende Worte, indem er das fürstliche Begräbniß mit Rührung betrachtete. Der Major Schiller ersuchte seinen Sohn, dem neuen Regenten Ludwig Eugen zu seinem Regierungsantritt in einem Gedichte Glück zu wünschen. Schiller konnte hierzu nicht vermocht werden, ungeachtet man von dem neuen Herzog, welcher sich der Landesverfassung gegen die Anmaßungen seines Bruders angenommen hatte, eine goldene Zeit hoffte. Er vermied auch den Schein, als freue er sich über den Tod des Herzogs Karl, und ihm war es zuwider, seine Poesie in den Dienst des Vortheils oder eines andern untergeordneten Zweckes treten zu lassen. Nur das hielt er seiner Darstellung würdig, was auf idealem Grunde entsprungen war.

Am einflußreichsten auf seine äußern Lebensverhältnisse wurde die Bekanntschaft mit Cotta, welche er damals machte. Er rüstete sich zu einer neuen schriftstellerischen Epoche. Der Plan zu den Horen wurde vorläufig besprochen und auch eine politische Zeitung in Aussicht genommen. Letztere sollte sich vor allen Zeitungen des Vaterlands auszeichnen und in jener sich neugestaltenden, aufgeregten Zeit ein Organ zur Ausbildung des politischen Lebens und eine Lenkerin der

öffentlichen Meinung in Deutschland werden. Schiller selbst wollte die Redaktion übernehmen; er trat aber bald von dem vortheilhaften Unternehmen zurück, weil er fühlte, daß es im Widerspruch sei mit der philosophisch-poetischen Richtung seines Geistes, welcher sich gerade damals von allem Geschichtlichen und Politischen ganz abgewandt hatte. Er erkannte, wie er selbst schreibt, „das Schwierige und Riskante des Unternehmens unter seiner Direktion.“ Cotta führte daher in der Folge diesen großen Plan ohne Mitwirkung seines Urhebers durch die Herausgabe der Allgemeinen Zeitung aus, welche jetzt noch den Ruhm hat, eines der besten politischen Blätter zu sein, die es gibt, und das vorzüglichste in Deutschland. Von Schiller ausgeführt wurde dagegen nach seiner Zurückkunft in Jena der zweite Plan einer poetischen Monatschrift, jenes Weltjournals der Horen, wie er es nannte. Da sein Jahrgehalt mit dem Jahr 1794 aufhörte, so gründete er seine äußere Existenz auf dieses Journal, dessen epochemachende Erscheinung uns in die dritte Lebensperiode Schiller's hinüberführt.

Doch ehe wir in diese neue Zeit eintreten, müssen wir noch die ästhetischen Aufsätze darlegen, die in der zweiten Periode geschrieben wurden. Wir werden dieß in chronologischer Folge thun, ausgenommen daß wir die drei Recensionen, über die wir zu berichten haben, sogleich im nächsten Kapitel zusammenfassen. Durch die folgende Darstellung werden Schiller's kritische und ästhetische Abhandlungen in ihr naturgemäßes Verhältniß treten und erst recht verständlich werden. Der Leser wird diesen Leitfaden zu einem zusammenhängenden und tiefern Studium dieser Schriften, welches erst nach einer solchen Anleitung stattfinden kann, vielleicht willkommen heißen.

Achtzehntes Kapitel.

Die Beurtheilungen von Goethe's Egmont und von Bürger's und Matthisson's Gedichten.

Die noch in Weimar geschriebene Recension: Ueber Egmont, Trauerspiel von Goethe, erschien zuerst 1788 in der Allgemeinen Literaturzeitung, kurz nachdem dieses Drama zum erstenmal gedruckt worden war. Eine Veranlassung zu der Beurtheilung fand Schiller in seinen damaligen Studien und Arbeiten. Er war mit seiner niederländischen Revolutionsgeschichte beschäftigt. Ohne diesen äußern Bestimmungsgrund hätte er vielleicht eher nach Goethe's Iphigenia gegriffen.

Seine Art brachte es mit sich, daß es ihn als Recensenten nicht befriedigte, sich dem Gegenstande ganz hinzugeben, ein Werk rein nach den Absichten und der Denkweise seines Verfassers zu beurtheilen, und es in sich gelten zu lassen und anzuerkennen, wenn es jenen Absichten angemessen war und diese eigenthümliche Denkweise kräftig aussprach. Er geht weiter und unterwirft auch die Intention und Gesinnung des Dichters einer Kritik. Hierzu bedarf er einer Norm, eines idealen Prinzips. Dieses stellt er an die Spitze, von diesem geht er aus.

Darnach verändert sich denn auch seine ganze Aufgabe. Er untersucht, in wie fern das Kunstwerk mit den allgemeinen Ideen übereinstimmt, welche er als die einzig richtigen voranstellt; er schreibt dem Verfasser die Zwecke, die Ansichten, die Bildung vor, die er haben soll. Stimmt dieser hierin mit seinem strengen Beurtheiler nicht überein, so kommt er nothwendig schlimm weg. Es kann dann nicht anders sein, als daß ihm mehr oder weniger Unrecht geschieht: er wird nach einem fremden Maßstab beurtheilt. Es fragt sich dann nicht, wie anschaulich und wahr ein Dichter die Persönlichkeit und Weltansicht, die ihm einmal eigen wären, darstellte; sondern welchen Werth diese Persönlichkeit und Weltansicht überhaupt hatten, und ob es sich der Mühe lohnte, dieselben poetisch zu gestalten. Die ganze Beurtheilung wird hierdurch mehr philosophisch, psychologisch, moralisch, als ästhetisch.

In Beurtheilung des vorliegenden Stückes geht Schiller von der Abstraktion aus, daß der tragische Dichter es bei seiner Darstellung vorzugsweise entweder auf außerordentliche Handlungen und Situationen oder auf Leidenschaften oder auf Charaktere abgesehen habe, und stellt den Egmont mit Recht unter diese letzte Gattung. Goethe zeichnet hier nicht verschlungene hervorstechende Begebenheiten, und auch nicht Eine vorwaltende Leidenschaft, sondern er malt Menschen, Stände, eine Zeit, ein Volk in ihrer ganzen Individualität mit einer meisterhaften Bestimmtheit [1]. Diese unübertreffliche sinnliche Wahrheit des Dramas hat Schiller durchaus befriedigend nachgewiesen und lobend gewürdigt. „Ein Beiwort, ein Komma,“ sagt er, „zeichnet einen Charakter.“ Aber zweierlei findet er zu tadeln: die opernmäßige Erscheinung der personificirten Freiheit und Klärchens in Einer Gestalt, und Goethe's ganze Auffassung des Egmont.

Gegen jene erste Ausstellung wird eine vorurtheilsfreie, gesunde Kritik Goethe nicht in Schutz nehmen mögen; und

[1] Zu weit ist es aber gegangen, wenn es in Schiller's Werken in E. B., S. 1281. 1. o. (Oktavausgabe B. 12, S. 429) heißt: „Hier ist kein dramatischer Plan — eine bloße Aneinanderstellung mehrerer einzelner Handlungen und Gemälde“ u. s. w.

auch was den bedeutenderen zweiten Tadel betrifft, der eigentlich mit dem tiefsten Wesen Schiller's zusammenhängt, hat unser Kritiker von seinem Standpunkte aus ganz Recht. Er vermißt im Goethe'schen Egmont Größe des Charakters, und kann es nicht loben, daß das Trauerspiel aus einem Gatten und Familienvater von neun Kindern einen unverheiratheten Liebhaber ganz gewöhnlichen Schlages gemacht habe, zumal da durch die zärtliche Sorge für seine Familie Egmont's Zuversicht allein motivirt werde. Ohne diesen starken, menschlichen Beweggrund erscheine sein Selbstvertrauen doch nur als ein blinder, thörichter Leichtsinn.

Man kann dieß zugeben und dennoch Goethe's Stück in seiner Art vortrefflich finden. Nach Schiller's Idee wäre ein ganz anderes, und bei gleich musterhafter Ausführung sicherlich ein Drama höhern Stils entstanden. Aber wer will es Goethe verargen, daß er sich die Aufgabe niedriger stellte, da er sie so herrlich lös'te?

Schiller konnte sich aber, wenigstens im Jahr 1788, mit dem Goethe'schen Egmont unmöglich befreunden. Sein erhabener Sinn verlangte von jedem Helden einer Tragödie die Würde und den Ernst, welche im Streben nach höheren Zielen leben, und er erlaubte dem Dichter nur dann von der geschichtlichen Wahrheit abzugehen, wenn er idealisirte. Eine so organisirte und gebildete Seele mußten alle einzelne, untergeordnete Vollkommenheiten dieses Dramas nur um so schmerzlicher an das erinnern, was sie an dem Ganzen zu vermissen sich für berechtigt hielt. Schiller und die Gleichgesinnten haben aber nur für sich Recht. Der ganze Tadel stammt aus eigenen, mitgebrachten Ideen, nicht aus dem lebensreichen, edelmenschlichen dramatischen Gemälde selbst, welches ein Gesetz nicht anzuerkennen braucht, unter dem es nicht geboren ist.

Die berühmte Recension: Ueber Bürger's Gedichte, erschien zuerst in der vierzehnten und fünfzehnten Nummer der Allgemeinen Literaturzeitung von 1791, und ist vor seinem oben erzählten Krankheitsanfalle im Jahre 1790 geschrieben. Was Schiller dem Goethe'schen Egmont zum Hauptvorwurf machte, daß demselben Idealität fehle, legte er mit mehr Nachdruck auch dieser Beurtheilung zu Grunde. Das erste

Geschäft des Dichters, war seine Ueberzeugung, bestehe darin, daß er seine eigene Individualität zur reinsten, herrlichsten Menschheit hinaufläutere. Nur der vollkommene Geist vermöge das Vollkommene hervorzubringen; die harmonische Vollendung, welche dem Dichter fehle, müsse auch allen seinen Werken abgehen, und diesem ursprünglichen Mangel lasse sich durch keine nachfolgende Kunst abhelfen. Diese hohe Forderung aber sei in dem vorgerückten, gereiften modernen Zeitalter doppelt unabweisbar. Die Trefflichen unserer Zeit werde nur der sittlich geläuterte und vorurtheilsfreie Geist zu rühren im Stande sein, nur der Dichter, welcher die ganze sittliche und wissenschaftliche Weisheit des Jahrhunderts umfasse und sie in sich zu einer idealen Gestalt zu vereinigen und zu veredeln vermocht habe. Eben derselbe werde aber auch noch dem großen Haufen gefallen, wenn er nur immer reinmenschliche Stoffe wähle und sie mit der höchsten Simplicität behandle. Nur so könne er populär sein, ohne der Würde der Kunst das Geringste zu vergeben.

Nur eine solche hohe Stellung der Dichtkunst schien unserem Schiller ihrer ewigen Bestimmung würdig und der Kultur seiner Zeit angemessen. Es sind dieß dieselben Ideen, die er schon in den Künstlern so glänzend ausgesprochen hatte.

Wenn er nun von dieser Höhe auf die unmännliche, gedankenleere, leichtfertige lyrische Poesie des Tages herabschaute, so konnte er sich nicht darüber wundern, daß sie auf die Zeit beinahe gar keine Wirkung äußerte. Er mochte sie als eine Fremde ansehen, die etwa ein Jahrhundert zu spät angekommen war. Wie konnte eine solche Dichtkunst die Gesellschafterin der Gebildeten, die Vorläuferin des Philosophen, Gesetzgebers und Sittenlehrers sein! Wie konnte sie die im Volksleben schlafenden Gefühle in das Licht des Bewußtseins tragen, und im stillschweigenden Einverständniß mit den Vortrefflichsten der Zeit die Bedürfnisse, die Regungen, die Stimmung des Jahrhunderts in ihrem verschönernden Spiegel sammeln!

Vor einer solchen Kritik vermochte denn freilich auch die Muse Bürger's nicht zu bestehen. Schiller, welcher im April 1789 in Weimar Bürger's persönliche Bekanntschaft

machte, hatte ihn im Leben so, wie in seinen Gedichten gefunden: bieder, populär, aber auch zuweilen platt [1]; „vom Platten aber ist der Idealist ein geschworner Feind“ [2]. Unser Kunstrichter behauptet nun: Bürger's Produkten fehle deßwegen die letzte Hand, weil — sie ihm selbst fehle; er könne deßwegen seinen Gegenstand nicht idealisiren, weil das Ideal von Vollkommenheit sich in seiner eigenen Seele nicht verwirklicht habe.

Dieser ideenreichen Beurtheilung fügte ihr Verfasser eilf Jahre später, als er sie in den vierten Band der Sammlung seiner kleinen prosaischen Schriften einrückte, die Anmerkung bei, daß er auch jetzt seine Meinung nicht ändern könne, *aber sie mit bündigeren Beweisen unterstützen würde*, denn sein Gefühl sei richtiger gewesen, als sein Räsonnement. In den allgemeinen Behauptungen scheint er besonders in Folgendem gefehlt zu haben.

Den verfeinerten Kunstsinn, heißt es [3], befriedigt nie die Materie, sondern *nur* die Schönheit der Form, nie die Ingredienzien, *nur* die Feinheit der Mischung. Wenn dieses wahr ist, wie kann der Verfasser auf den vorhergehenden Seiten von einer dem Dichter nothwendigen glücklichen Wahl des poetischen *Stoffes* reden, die sich nur an das halten soll, was dem Menschen als Menschen eigen ist? und wie kann er der Bürger'schen Muse ihren sinnlichen Charakter vorwerfen? Die Schönheit der Form kann sich ja auch am Speziellsten zeigen, und auch das Sinnliche läßt sich „fein mischen.“

Mit diesem Widerspruch der Ansichten hängt noch ein anderer Fehlgriff zusammen. Schiller rechnet zur Idealisirung des poetischen Stoffes auch das, daß das Individuelle und Lokale zum *Allgemeinen* erhoben werde. Namentlich soll der lyrische Dichter keine Seltenheiten, keine streng individuelle Charaktere und Situationen darstellen; er darf eine

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Band 1, S. 399.

[2] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1258. 1. u. (Oktavausgabe B. 12, S. 324 u.).

[3] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1276. 2. m. (Oktavausgabe Bd. 12, S. 408 m.)

gewisse Allgemeinheit in den Gemüthsbewegungen, die er schildert, nicht verlassen. Die späteren Bürger'schen Gedichte werden getadelt, weil sie großentheils Produkte einer solchen ganz eigenthümlichen Lage seien, deren Unideales, welches von ihr immer unzertrennlich sei, den vollständigen und reinen Genuß sehr störe [1]. Schiller verwechselt aber hier das Allgemeine mit dem ächt Menschlichen und Bedeutsamen, und das Gemeine und Unvollkommene mit dem Individuellen und Lokalen. Alles ächt Menschliche, alles Bedeutsame im Menschenleben ist nur dann wahrhaft poetisch, wenn es sich in die individuellsten Lagen hinein verzweigt. Die Lieder an Molly z. B. scheinen uns nicht mit Schiller unpoetisch empfunden! Welch eine tief erschütternde, verhängnißvolle Gemüthslage eines Dichters, an eine Gattin gebunden zu sein, die ihm gleichgültig ist, und ihre eigene Schwester unaussprechlich zu lieben und von ihr eben so geliebt zu werden, mit der sich zu verbinden, ihm konventionelle Gesetze nicht gestatten! Gerade durch dieses ganz bestimmte Verhältniß werden uns alle Lieder, die dasselbe offenbaren, interessanter, beziehungsreicher, wahrer und theurer.

Dieser Forderung gemäß will es Schiller dem lyrischen Dichter auch nicht gestatten, seine augenblicklichen, gegenwärtigen Gemüthsbewegungen darzustellen, sondern er heißt ihn aus der mildernden Erinnerung dichten. Jene Geburten des Affekts seien bloße Gelegenheitsgedichte, denen die idealische Reinheit und Vollendung mangeln müßten. Auf diese Art würde Schiller nicht mehr geurtheilt haben, nachdem er mit Goethe's Genius vertraut war. Arbeitet sich denn der Dichter nicht aus seinem leidenden Zustande empor, zeigt er sich nicht in hohem Grade selbstthätig, wenn er den gegenwärtigen Affekt des Schmerzes, der Liebe, der Schwermuth poetisch gestaltet? mäßigt, bemeistert er ihn nicht? Er steht dann ja nicht mehr unter der Herrschaft der Leidenschaft, sondern er löst sie mit schöner, voller Freiheit des Geistes in ein poetisches Spiel auf. Und wird endlich ein Gedicht, welches

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1277. 1. v. (Oktavausgabe B. 12, S. 410).

Goethe sich aus lebendigen, nahen Seelenkräften aufgebaut hat, nicht einen höhern Grad von ergreifender, sinnlicher Wahrheit enthalten, als ein anderes, das Schiller oder Lessing aus der weiten Ferne ihrer Erinnerung herholen, und nur dadurch zu Stande bringen, daß sie den Gegenstand ihrer Begeisterung von ihrer eigenen Individualität sorgfältig loswickeln?[1] Jenes ist immer ein frischer, dieses häufig ein welker Zweig; jenes ein veredeltes Natur-Erzeugniß, dieses bisweilen ein bloßes Kunstprodukt.

Aber Schiller bezeichnet durch solche Ausstellungen den Charakter seiner eigenen lyrischen Stücke der spätern Zeit. Seine Natur und Bildung brachten es mit sich, daß er selbst ganz so dichtete, wie er es von Bürger fordert. Die Beurtheilung ist ein glänzendes Zeugniß, wie ernstlich er es sich angelegen sein ließ, sich wissenschaftlich und sittlich selbst zu läutern, um seine neue poetische Laufbahn würdig anzutreten, und ist in dieser Hinsicht ein unschätzbares Dokument. Sie wirkte bei ihrem Erscheinen bezaubernd auf die Verehrer Schiller's. „Welche Recension," schreibt Baggesen an Reinhold, „übertrifft die von Bürger's Gedichten in der Allgemeinen Literaturzeitung! Daß Schiller der Verfasser sei, hat für mich keinen Zweifel. Lieber Reinhold, kann man nicht mit aller Philosophie, ohne ihr im Geringsten nahe zu treten, und mit aller Religion, ohne verketzert zu werden, diesen Riesengeist unseres seligen Decenniums, diese herrliche Morgensonne der Geschichte, diesen ächt philosophischen Dichter, diesen unaussprechlich bezaubernden Schiller anbeten?"[2]

Seither ist es hinreichend anerkannt, daß Schiller Bürgern einseitig beurtheilte. In dem Streben nach eigener Selbstveredlung leidenschaftlich begriffen, konnte er einem dem seinigen ganz unähnlichen Verdienst unmöglich Gerechtigkeit widerfahren lassen. „Bürger's Talent," sagt Goethe[3], „ist ein entschiedenes deutsches Talent, aber ohne Grund und ohne Geschmack, so platt wie sein Publikum. Schiller hielt

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1277. 1. u. (Oktavausg. B. 12, S. 411).

[2] Baggesen's Briefwechsel mit Reinhold, Theil 1, S. 107.

[3] Briefwechsel mit Zelter, Theil 6, S. 49.

ihm freilich den ideell geschliffenen Spiegel schroff entgegen, und in diesem Sinne kann man sich Bürger's annehmen; indessen konnte Schiller dergleichen Gemeinheiten unmöglich neben sich leiden, da er etwas anderes wollte, was er auch erreicht hat." — Bouterweck fällt folgendes treffende Urtheil: „Schiller wollte Bürger's poetisches Verdienst ganz unbefangen würdigen. Aber es mißlang ihm, weil er seine Idealpoesie der Bürger'schen Naturpoesie zum stetigen Muster vorhielt. Er entdeckte auf diese Art die Schattenseite der Bürger'schen Poesie sehr bestimmt. Alle Fehler und Mängel können nicht stärker und richtiger bezeichnet werden, als in Schiller's Recension, die den armen Bürger so tief verwundete, wie kaum einer der harten Schläge des Schicksals, die um diese Zeit ihn trafen. Die schreiende Ungerechtigkeit dieser Recension beruht auch nicht sowohl auf dem Tadel, in welchem sie wenigstens immer zur Hälfte Recht hat, als auf der Kälte des einseitigen Lobes im Gegensatze mit der Wärme des Tadels. Das war es, was Bürger nicht verschmerzen konnte." Aber Schiller's Geist mußte sich manifestiren, und sich in dem festsetzen, was er später ausübte. Dazu wählte er als Form diese Recension.

Zwischen der ersten und zweiten Lieferung von Schiller's philosophischen Schriften in der Neuen Thalia und in den Horen steht die Recension der Gedichte Matthisson's mitten inne. Schiller hatte in Stuttgart den liebenswürdigen Dichter selbst kennen lernen und ließ nun nach seiner Zurückkunft in Jena im September 1794 diese Beurtheilung in die Allgemeine Literaturzeitung einrücken. An der strengern Formelsprache sieht man es diesem Aufsatze recht an, daß er nach dem Studium der Kant'schen Philosophie verfaßt ist, wie noch der vorhergehende vor diese Zeit fällt.

Wie früher bei Goethe's Egmont und Bürger's Gedichten, so geht er auch hier von einem allgemeinen Gesichtspunkte aus. „Bei der Anarchie," schreibt er an Goethe [1], „welche noch immer in der poetischen Kritik herrscht, und bei dem gänzlichen Mangel objektiver Geschmacksgesetze befindet sich der Kunstrichter immer in großer Verlegenheit, wenn er seine

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, Bd. 1, S. 36.

Behauptungen durch Gründe unterstützen will, denn kein Gesetzbuch ist da, worauf er sich berufen kann. Will er ehrlich sein, so muß er entweder gar schweigen, oder er muß (was man nicht immer gerne hat) zugleich der Gesetzgeber und der Richter sein. Ich habe in jener Recension die letzte Parthei ergriffen."

Die Beurtheilung hebt mit der Frage an: ob die Landschaftsdichtung zur schönen Kunst gehöre, eine wirkliche Grenzerweiterung der Poesie sei? — Die Alten kannten die poetische Darstellung der unbelebten Natur nicht als eine eigene Dichtungsart, und auch das Beispiel der größten neuern Dichter und die Aussprüche der bewährtesten Kritiker scheinen dieser Acquisition eben nicht sehr günstig zu sein.

Schiller erklärt sich für diese neue Gattung. Es kommt, behauptet er mit Kant, bei der schönen Kunst niemals auf den Stoff, sondern immer auf die Behandlung an. Sollte man Gegenstände der unbeseelten Natur nicht ebenfalls so behandeln können, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt? — Der Charakter der schönen Kunst, fährt er fort, ist Nothwendigkeit und Allgemeinheit; Nothwendigkeit, indem sich unser Vorstellungsspiel an eine objektive Verknüpfung in den Erscheinungen gründet, woraus eine durchgängige Gesetzmäßigkeit der Einbildungskraft entsteht; Allgemeinheit, indem nur der durch die Einbildungskraft unser Herz sicher rühren kann, welcher sich an das hält, was wir mit unserer ganzen Gattung gemeinschaftlich haben. Hiernach muß ein jedes Dichterwerk in Bezug auf die Einbildungskraft objektive Wahrheit, und in Bezug auf unser Empfindungsvermögen subjektive Allgemeinheit haben. Dadurch scheint nun zwar die materielle äußere Welt von der Kunst ausgeschlossen, „denn unter dem Menschen ist das Reich der Nothwendigkeit geschlossen (?)". Dessenungeachtet zeigt sich auch in diesem Gebiet bei allem Willkührlichen und Zufälligen noch immer eine große Gesetzmäßigkeit und Nothwendigkeit, und was daran noch fehlt, bewirkt der Dichter dadurch, daß er die materielle Natur in den Bereich des Menschlichen herüberspielt. Dieß erreicht er, indem er mittelst der sichtbaren Naturphänomene, wie der Musiker durch Töne, auf unsere Gemüthsbewegungen

einwirkt, und indem er die landschaftliche Natur auf symbolische Weise zum Ausdruck der Vernunftideen macht. Diesen dreifachen Vorzug, fügt dann Schiller hinzu, die anschauliche Wahrheit, die musikalische Schönheit und Ideenreichthum vereinigen die landschaftlichen Gemälde Matthissons meistentheils. Und indem er nun dieses Urtheil nachzuweisen versucht, bemerkt er, wahrscheinlich in Erinnerung an Lessing's Laokoon, daß dieser Dichter es wohl verstanden habe, die gleichzeitigen Anschauungen des Raums in auf einander folgende Bilder der Zeit zu verwandeln.

Ich gestehe, daß mir die Gründe dieses allzu günstigen Urtheils schwach vorkommen. Ueber die Ansicht, daß es bei der schönen Kunst gar nicht auf den Stoff ankomme, und daß Nothwendigkeit und Allgemeinheit der Charakter derselben seien, wird später in einer andern Verbindung gesprochen werden. Hier genüge es, auf folgende zwei Punkte aufmerksam zu machen. Nimmermehr hört in der äußern Natur das Nothwendige auf, sondern gerade umgekehrt ist in derselben Alles durch nothwendige Gesetze bestimmt. Nur so weit das Menschliche reicht, findet sich Zufall und Willkühr. Nach der Schiller'schen Voraussetzung müßte also die landschaftliche Natur gerade der beste Stoff für die Dichtkunst sein. Ferner kann der Landschaftsdichter nicht unmittelbar durch Schilderung äußerer Naturscenen einen der Musik ähnlichen Eindruck auf unsere Gemüthsbewegungen machen; sondern nur mittelbar, dadurch, daß er seine eigenen, durch die Natur in ihm erregten Gefühle darstellt, kann er die unsern erregen; in so fern er dieß aber thut, ist er kein Landschaftsdichter mehr. Er behandelt dann die Landschaft nur beiläufig. Allerdings haben Licht, Farben und Gestalten etwas unsern Gemüthsbewegungen Analoges, aber nur, wenn wir sie sehen, erregen sie unsere Empfindungen, so wie auch die unsern Gefühlen analogen Luftschwingungen der Töne uns nur dann bewegen, wenn wir sie hören. Wobei aber noch zu bemerken ist, daß jene durch das Gesicht vermittelten Eindrücke bei weitem ruhiger sind, als diese durch das Ohr aufgenommenen, so daß sie kaum das Prädikat des Musikalischen verdienen. Ganz abgestumpft wird aber die Wirkung der sichtbaren Dinge

auf unser Herz, wenn wir sie nicht unmittelbar sehen, sondern nur von ihnen hören. Ein reines (nicht subjektiv motivirtes) Landschaftsgedicht wäre beinahe eben so unwirksam, als es die Beschreibung eines Musikstückes sein würde. Die Wirkung wäre höchstens durch unsere Vorstellungen mühsam vermittelt, also gekünstelt und niemals ästhetisch.

Eine liebliche Musik der Sprache und des Versbaues wird unserem Matthisson Niemand absprechen. Hierdurch ergötzt er unser Ohr. Unser Herz rühren seine Naturschilderungen nur, wo sie eine subjektive, lyrische Färbung haben. Fehlt ihnen diese, so lassen sie uns bei aller Gewalt, die uns der Dichter oder die wir uns selbst anthun wollen, kalt und theilnahmlos.

Gewiß war es Schiller's eigener tiefer Natursinn und die sittliche Grazie in Matthisson's Gedichten, was ihm diese so werth machte. Sein für Naturschönheiten so geöffnetes Herz nahm auch die Naturpoesie in Schutz, und der Dichter Matthisson setzte sich bei ihm durch den Menschen in Achtung. So flossen seine allzu strenge Beurtheilung Bürger's und seine allzu günstige Kritik Matthisson's zum Theil aus Einer Quelle. Ungeachtet er so viel von der Form spricht, sah er doch viel zu wenig auf die poetische Darstellung, sondern machte sein Urtheil nur zu sehr von sittlichen Ideen abhängig. Oder klang noch die sanfte Erinnerung an die vor Kurzem in seinem Vaterlande verlebten, schönen und glücklichen Tage in seiner Seele nach, daß er den Mann, welchen er im Kreise der Seinigen lieben gelernt hatte, so freundlich beurtheilte?

Neunzehntes Kapitel.

Die Aufsätze: Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, und: Ueber die tragische Kunst. — Die Abhandlung: Ueber Anmuth und Würde.

Unsere Betrachtung geht jetzt vorerst zu den beiden Abhandlungen über, von denen wir oben angaben, daß sie vor dem genauern Studium der Kant'schen Theorie des Schönen und Erhabenen geschrieben seien. Dann legen wir in diesem Kapitel noch die erste Blüthe der Beschäftigung mit der kritischen Philosophie dar.

In dem Aufsatze: Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, welcher zuerst 1792 in dem ersten Stücke der Neuen Thalia herauskam, bietet uns ihr Verfasser die Erstlinge seiner ästhetischen Spekulation an. Er vindicirte den schönen Künsten eine selbstständige Bedeutung, und will sie daher nicht (wie er selbst bisher die Poesie zum Theil behandelte) als bloße Dienerinnen der Moral angesehen wissen. Ihr Zweck sei das freie Vergnügen, d. h. dasjenige, wobei die angenehme Empfindung nicht aus blinder Naturnothwendigkeit, sondern aus dem Spiele unserer Vorstellungen entspringe. Dieses freie Vergnügen beruht also auf moralischen Bedingungen, und kann auch nur durch

moralische Mittel hervorgebracht werden. Ein freies Vergnügen empfinden wir aber über alles, was wir uns als übereinstimmend, als zweckmäßig vorstellen. Nun bestimmt Schiller die Klassen unserer zweckmäßigen Vorstellungen, freilich auf eine wenig befriedigende Weise, und verweilt dann insbesondere bei dem Rührenden und Erhabenen, welches letztere aus einer Zweckmäßigkeit entspringe, der eine Zweckwidrigkeit zu Grunde liege. Die dem Erhabenen korrespondirende Empfindung, die Rührung, vereinige daher Vergnügen und Schmerz, sie sei eine Lust an dem Leiden. Keine Zweckmäßigkeit aber erfreue uns mehr, als die moralische, besonders dann, wenn sie im Kampfe mit einem Naturzweck oder einer niedrigern moralischen Zweckmäßigkeit die Oberhand behalte. In diesem siegenden Widerstreit stellt uns vorzugsweise die Tragödie die menschliche Freiheit dar. In Koriolon siegt die Vaterlandsliebe über die Selbstliebe, in Timoleon die republikanische Pflicht über die brüderliche Liebe. Was nun aber unser tragisches Vergnügen an den Handlungen eines Verbrechers betrifft, so entspringt dieses aus dessen Reue und Selbstverdammung, welche die glänzendste Huldigung des sittlichen Gesetzes ist; oder die Klugheit und konsequente Kraft eines Bösewichts ergötzt schon an und für sich, wofür auf ein früheres Urtheil Schiller's über Alba's kluge Vorsicht in der Recension vom Egmont hingewiesen werden kann [1]; oder wir nehmen endlich einen Antheil an einer erfinderischen Bosheit, weil sie eine moralische Zweckmäßigkeit, welche dargestellt werden soll, nur um so leuchtender hervortreten läßt. Doch muß überall eine zweckmäßige Bosheit, wenn sie gefallen soll, vor der moralischen Zweckmäßigkeit zu Schanden werden.

Diese letztern Gedanken sind besonders wahr und überzeugend durchgeführt, wobei es nur auffällt, daß sich da, wo doch zunächst von der Tragödie die Rede ist, der Wollüstling Lovelace und die tugendsame Clarissa aus Richardson's bekanntem Romane als Beispiele beigezogen und erörtert finden [2]. Ueberhaupt hat Schiller schon in diesem ersten

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1283. 1. u. (Oktavausg. B. 12, S. 440 o.).

[2] Wir wissen, daß Schiller auf dieses Buch sehr viel hielt; vergl. Frau v. Wolzogen, Theil 1, S. 228.

Aufsatze seinen eigenen Genius würdig und kräftig ausgesprochen, und Manches angedeutet, was er später, zum Theil in eigenen Abhandlungen, weiter auseinandersetzte. Nur in den Prinzipien scheint ihm Einiges nicht gelungen zu sein. Wenn er das geistige Vergnügen zum Endzweck der Künste macht, so gibt er sie gegen seinen eigenen Sinn doch nur in den Dienst einer feinern Sinnlichkeit, denn jedes Vergnügen, jede angenehme Empfindung ist sinnlich. In dem Aufsatze tritt ein noch später beibehaltenes Streben hervor, die Künste, die Dichtungsarten, z. B. die Arten der Tragödie, a priori nach philosophischen Begriffen und Empfindungsweisen zu rubriciren und zu ordnen. Aber die Begriffe, welche für die „Zweckmäßigkeit“ „erschöpfend“ sein sollen, nämlich: gut, wahr, vollkommen, schön, rührend und erhaben, sind hierzu schon deßwegen untauglich, weil sie nicht aus einander, sondern in einander liegen. Das Gute z. B. kann auch das Vollkommene sein[1]. Und überdieß werden nur das Schöne und Erhabene ästhetisch empfunden, und das Gute, Vollkommene und alles andere sind nur in so fern Gegenstände der Kunst, als sie in schöner oder erhabener Form vorgeführt werden. Endlich hat Schiller auch darin nicht wohl gethan, daß er dem Rührenden gleichen Rang mit dem Erhabenen einräumte. Wenn das Ziel der Kunst das Vergnügen wäre, und die Rührung im Vergnügen am Leiden bestände, so würde ein Schauspiel, welches nur recht rührte, ein Meisterwerk

[1] Eine Stelle, worin Schiller doch selbst überphilosophisch geworden zu sein glauben mochte, ließ er später aus. In der Neuen Thalia steht nämlich (nach den Worten der Ausgabe in Einem B., S. 1170, 2, ganz unten: „des Rührenden und des Schönen verwechselt“) noch folgender Abschnitt: „Unter der rührenden Gattung in der Dichtkunst behaupten die Epopee und das Trauerspiel den vorzüglichsten Rang. In der erstern ist das Rührende dem Erhabenen, in dem letztern das Erhabene dem Rührenden beigesellt (?). Wollte man von diesem Leitfaden weiter Gebrauch machen, so könnte man Dichtungsarten aufstellen, die das Erhabene allein, andere die das Rührende allein behandeln (?). In noch andern würde sich das Rührende mit dem Schönen vorzüglich gatten, und zu der zweiten Ordnung der Künste den Uebergang bahnen. So könnte man vielleicht diesen Faden auch durch diese, die schönen Künste fortführen, und an dem höchst Vollkommenen einen Rückweg zum Erhabenen finden, wodurch der Kreis der Künste geschlossen würde.“

sein, und die Kotzebue'schen Effektstücke wären gerechtfertigt. Vielmehr ist das Rührende nur eine zufällige, unwesentliche sinnliche Unterlage und Einfassung des Erhabenen. Das Rührende und Erhabene stehen in umgekehrtem Verhältnisse zu einander; das ächte Erhabene erhebt uns auch über die Rührung. An eine eigene schöne Kunst des Rührenden aber kann gar nicht gedacht werden.

Daß diese falsche Theorie einen außerordentlich großen Einfluß auf Schiller's nachherige poetische Praxis ausübte, wird später erhellen. In seinen meisten dramatischen Stücken der dritten Periode überwiegt das Rührende das Erhabene, und zu einer reinen Darstellung des Erhabenen hat Schiller sich doch nur selten erhoben. Uebrigens hängt diese Ueberschätzung des Rührenden mit einem sentimentalen Gemüthszuge zusammen, auf welchen wir schon früher aufmerksam machten[1]. Die weichen Gefühlsstimmungen des Herzens trugen in dieser und der folgenden Abhandlung über das hohe Bewußtsein der Geistesselbstständigkeit den Preis davon.

Der bald nachher geschriebene Aufsatz: Ueber die tragische Kunst[2], geht von der bekannten Erfahrung aus, daß das Spiel der Affekte immer etwas Angenehmes für uns hat, wenn wir nur in einer freien, unbefangenen Geistesverfassung sind. In diesem Falle ergötzen uns sogar, und zwar in hohem Grade, unangenehme, schmerzhafte Gemüthsbewegungen. Schiller findet, in Uebereinstimmung mit der eben erörterten Untersuchung, die Ursache dieser Thatsache in der sittlichen Natur des Menschen. In dem Grade nämlich, als der Mensch sein sittliches Vermögen ausgebildet habe, sei er im Stande, seine schmerzhaften Affekte, die aus seiner sinnlichen Natur stammen, zu beherrschen und in den gehörigen Schranken zu halten. Hiernach erklärt er dann das Vergnügen des Mitleids. Nämlich gerade durch den Angriff, welchen das Mitleid auf unsere Sinnlichkeit mache, werde die sittliche Selbstthätigkeit unserer Vernunft aufgeregt, und also der Zustand in uns herbeigeführt, welcher für uns der zweckmäßigste,

[1] Siehe Theil 2, S. 100 und 111.

[2] Er stand zuerst im zweiten Hefte der Neuen Thalia vom Jahre 1792.

und somit der befriedigendste und erfreulichste sei. Die tragische Kunst aber habe sich dieses Vergnügen des Mitleids insbesondere zum Zweck gesetzt.

Nach dieser Grundlegung führt der Verfasser aus, wie das Vergnügen des sympathetischen Leidens geschwächt werde, wenn sich die Person, welche wir sonst bemitleiden müßten, durch ein Uebermaß der Thorheit oder der Schlechtigkeit unsere Geringschätzung oder unsern Abscheu zuziehe. Ja er behauptet, daß das Mitleid auch gestört werde, wenn das Unglück des Leidenden von der Bosheit eines Andern, und auch, wenn es von einem blinden Schicksale ausgehend gedacht werde. Er will daher auf eine höchst merkwürdige Weise, in der neuern Tragödie das Schicksal der Alten durch die Vorsehung verdrängt wissen. Aber das Vergnügen des Mitleids, welches allein aus der Sittlichkeit fließe, werde auch vermindert, wenn die Leiden eines Unglücklichen zu groß seien, so daß der bloße theilnehmende Schmerz in uns die Oberhand habe[1].

Wodurch aber wird das Vergnügen des Mitleids am unfehlbarsten und am stärksten geweckt? — Schiller antwortet, dadurch, daß uns fremdes Leiden vorgestellt und nicht allein erzählt werde, daß die sympathetischen Eindrücke wahr, d. h. den allgemeinen und nothwendigen Bedingungen der menschlichen Natur angemessen seien, daß die dargestellte Handlung vollständig charakterisirt sei und als solche aufgefaßt werde, und (was eigentlich schon hieraus folgt) daß sie eine Dauer habe.

Und aus diesen Elementen erbaut er sich dann die Idee und den Begriff der tragischen Kunst, nur daß er die Begriffe der dichterischen Nachahmung leidender Menschen noch mit hinzunimmt. Der Zweck der Tragödie besteht darin,

[1] Schiller hat nicht wohl gethan, hier wo er von den Umständen spricht, die das Mitleid im Allgemeinen einschränken oder zerstören, schon Beispiele aus tragischen Werken zu wählen. Diese Untersuchung ist rein psychologisch, und ihr Verfasser verspricht sie auch nach „der gewöhnlichen Erfahrung" anzustellen; die Anwendung auf das Trauerspiel war später zu machen. Was bei dieser Gelegenheit an dem König Lear getadelt wird, ist unrichtig. Sein übergroßes Leiden läßt uns seinen Unverstand gar nicht mehr in Anschlag bringen; das tragische Mitleid bleibt also unbeeinträchtigt. Es wäre vielmehr gräßlich, einen Menschen in diesem Grade unglücklich zu sehen, wenn wir ihn ganz und gar nicht schuldig wüßten.

unser Mitleiden zu erwecken, uns zu rühren. Die Mittel, die der Dichter bei der Behandlung seines Gegenstandes anwendet, um ihn rührend zu machen, machen die **Form** der Tragödie aus.

Dieser ganze Aufsatz ist also eine **Konstruktion des Begriffes der wahren Tragödie aus ihren Elementen.** Er kann in so fern als ein Ganzes angesehen werden, ungeachtet Schiller in der Thalia eine (nicht erschienene) Fortsetzung von demselben verspricht.

Schiller versuchte hier die Theorie des Drama's mittelst einiger Elemente der Aristotelischen Lehre weiter auszubilden. Von Aristoteles sind z. B. die Gedanken entlehnt, daß die Tragödie Mitleid erregen solle, daß sie eine Darstellung gegenwärtiger Handlungen und keine Erzählung sei, und daß sie mittelmäßigen, oder, wie Schiller sagt, gemischten Charakteren vor ganz bösen und ganz guten den Vorzug gebe [1].

Aber so viel Geistreiches und Vortreffliches diese Abhandlung auch im Einzelnen enthält, so vermag sie dennoch nicht die Ansprüche der Wissenschaft zu befriedigen. Der Hauptfehler der vorhergehenden Abhandlung kehrt hier, unter andern Mißgriffen, zurück.

Alle mitgetheilte Affekte nämlich, angenehme und traurige, ergötzen uns, weil sie unsere Lebensgeister in Bewegung setzen und uns hierdurch unterhalten. Das **Vergnügen** des Mitleids ist, wie jedes Vergnügen, sinnlicher Art, und durchaus nicht aus der sittlichen Natur des Menschen abzuleiten. Auch ein **höheres, feineres, geistiges** Vergnügen kann hierdurch seine Gattung nicht überhüpfen [2]. Daher ist die ganze Untersuchung, durch welche Bedingungen das **Vergnügen** des Mitleids vorzüglich befördert und geschwächt werde, unergiebig (denn dieses Vergnügen inhärirt dem

[1] **Aristoteles'** Poetik, im 6. und 13. Kapitel, worüber man Lessing's Hamburgische Dramaturgie, Theil 2, Stück 74 u. ff. vergleiche. Daß Schiller den Aristoteles damals studirte, ist schon oben Theil 2, S. 258 bemerkt.

[2] Schiller meint, seine Ansicht durch „eine bündige Theorie des Vergnügens, **wenn wir sie hätten,**" begründen zu können (Ausgabe in E. B. S. 1170. 1. o., Oktavausg. B. 11, S. 511). Es ist aber sehr mißlich, sich auf etwas zu berufen, was nicht da ist.

Affekt des Mitleids und richtet sich ganz nach dem Grade und der Beschaffenheit desselben), und Schiller selbst geht auch von jener Frage zu der von ihr verschiedenen hinüber: Wodurch wird das Mitleid selbst am besten erzeugt und am meisten beschränkt? Dieses Hin- und Herschwanken zwischen dem Vergnügen des Mitleids und dem Mitleid selbst macht den größern Theil der Abhandlung unklar.

Dagegen ist das Mitleid an sich eine mit unsern sittlichen Kräften zusammenhängende, rein menschliche Regung. Schiller hat das Menschliche für etwas Sinnliches, wie das Sinnliche für etwas Menschliches angesehen.

Die Rührung aus Mitleid kann darnach nicht Zweck der Tragödie sein, und Schiller hat nicht wohlgethan, hierin von Aristoteles abzugehn. Wenn die Tragödie das Vergnügen des Mitleids bezweckte, so liefe sie auf eine feinere Sinnlichkeit hinaus; und wenn sie nur Rührung bezweckte, so wäre es nicht viel besser um sie bestellt; denn es gibt eine rüstige und sentimentale, eine erhebende und gemeine, eine tiefe und eine flache Rührung, und ähnliche Unterschiede gelten auch vom Mitleid. Nun ist es klar, daß die Tragödie nicht jede Rührung des Mitleids zu erwecken sucht, sondern gewiß nur die rüstige, erhebende, tiefe Rührung im Auge hat. Wodurch aber erhält der rührende Affekt des Mitleids gerade diese Eigenschaften?

Wenn der Unglückliche, den wir leiden sehen, vor unsern Augen zugleich hervorragende Eigenschaften der Einsicht, der Kraft, der sittlichen Güte entfaltet, so gesellen sich unserer schmerzlichen Theilnahme die Affekte der Achtung und Bewunderung bei. Diese regen unsere sittliche Natur, die Selbstthätigkeit unserer Vernunft auf, sich ihre übersinnlichen Ideen zum Bewußtsein zu bringen. Wir fühlen daher nicht ein niedriges, erschlaffendes, sondern ein erhabenes, stärkendes Mitleid, welches allein das würdige Ziel der tragischen Kunst sein kann.

Und hier ist der Punkt, in welchem die Aristotelische Theorie mit der Lehre Kant's zusammenfällt. Aristoteles sagt, die Tragödie solle durch Mitleid und Furcht eine Reinigung

dieser und ähnlicher Gemüthsbewegungen bewirken. Wie bewirkt sie diese Reinigung? Dadurch, daß sie das Mitleid in die sittlichen Affekte der Achtung und Bewunderung gleichsam verwandelt und auflöst. Das Mitleid ist nur ein Mittel, die höchsten, herrlichsten Kräfte in uns wach zu machen und in ein lebendiges Spiel zu setzen; und es verschwindet, wenn es diesen Dienst geleistet hat, in dieser erhabenen Geistesstimmung, wie die Wolke im reinen Aether. Dieß ist, mit Kant zu reden, die höhere, sittliche Zweckmäßigkeit, welche uns aber nicht zum Bewußtsein kommen könnte, wenn wir nicht in dem Gegenstande unseres Mitleides zugleich einen Gegenstand unserer Achtung oder Bewunderung erblickten. Nur was ein Symbol des Göttlichen ist, kann das Göttliche in uns wach machen. Nur dadurch, daß die mitleidende Rührung auf einem hohen Menschen, auf einer bedeutungsvollen Handlung haftet, kann sie sich Bahn brechen zur Tiefe unseres Wesens. Für sich allein ist sie stumpf, unthätig, entnervend, untragisch.

Weil Schiller annahm, daß das Mitleid an und für sich (auch ohne Achtung und Bewunderung) unsere sittlichen Kräfte in Wirksamkeit zu setzen vermöge, mußte seine ganze Erklärung, wie dieser Proceß des höchsten tragischen Effekts von statten gehe, unbefriedigend ausfallen. In der Angabe des Zweckes der Tragödie aber hat er offenbar seinen eigenen hohen Genius nicht würdig interpretirt; denn das Mitleid, welches Aristoteles zum bloßen Mittel machte, sieht er als den Zweck an. Und auch darin hat er nicht das Rechte getroffen, daß er in seiner Angabe des Zweckes der Tragödie nur des Mitleides und nicht auch, mit Aristoteles, der Furcht erwähnt. Denn wie jenes, so reißt auch diese, welche uns da, wo wir Andere bejammern, für uns selbst zu zittern zwingt, die Bollwerke unserer sinnlichen Natur nieder, und öffnet den Ideen einen freien Spielraum. Die tragische Rührung, bemerkten wir schon oben, soll auch tief, sie soll ergreifend, erschütternd, zerreißend sein. Das wird sie aber nur dann, wenn das Schicksal, welchem wir unseres Gleichen erliegen sehen, vor uns selbst als eine furchtbare Macht hintritt. Nur dann steigen die Ideen in ihrer ganzen Erhabenheit in uns

auf. Wir flüchten uns nur dann in die überirdische Welt, wenn wir uns in der irdischen ganz verwais't fühlen.

Dieser Lehre Kant's gemäß kann die ächte Tragödie die *Furcht* des Aristoteles nicht entbehren.

In diesen beiden Aufsätzen wollte sich Schiller über sein dramatisches Geschäft verständigen, wodurch sie sich an ähnliche, weniger eindringende Versuche der ersten Periode anschließen [1]. In den folgenden Abhandlungen suchte er, sich zum Allgemeinen erhebend, Aufschluß über das Sittlichschöne und Erhabene selbst, bis seine Darstellungen in der dritten Periode sich zu mehr praktischen Gegenständen hinneigten, da er sich selbst wieder zur Ausübung anschickte.

Nachdem er, nach leiblicher Wiedergenesung von seiner schweren Krankheit im Jahr 1791, in Kant's Theorie des Schönen und Erhabenen eingedrungen war, gelang es ihm, eine Arbeit in die Thalia einrücken zu lassen, welche an Umfang und Werth Alles übertraf, was er bisher über Aesthetik geschrieben hatte. Diese Abhandlung: *Ueber Anmuth und Würde*, erschien zuerst im zweiten Hefte der Neuen Thalia vom Jahre 1793.

Der menschliche Körper, entwickelt Schiller, zeigt uns zwei Arten der Schönheit. Die eine entspringt aus seiner sinnlichen Natur, und heißt die *fixe*, die *architektonische* oder die Schönheit des *Baus*. Da aber die Gestalt auch unter dem Einfluß der Person oder der Freiheit steht, so gibt es auch eine Schönheit des Spiels oder Ausdrucks, eine *bewegliche* Schönheit, die *Anmuth*, welche auf den willensthätigen, sich dem Körper mittheilenden Bewegungen der Seele beruht.

Die anmuthige Bildung gehört zur *sprechenden*, *mimischen* Bildung, sie unterscheidet sich aber von dieser dadurch, daß sie auch zu ihres Eigenthümers Vortheil spricht, d. h. daß sie eine *moralische* Empfindungsart und Fertigkeit ausdrückt.

Sie erfolgt nämlich, wenn freie Willensbewegungen und sinnliche Affekte, wenn Pflicht und Neigungen, Vernunft und Sinnlichkeit in uns *zusammenstimmen*.

[1] Siehe Theil 1, S. 127 und 234 ff.

Diese Harmonie unserer sittlichen und sinnlichen Kräfte bildet nämlich die *schöne Seele*; und deren unabsichtlicher Ausdruck in der Erscheinung ist die Anmuth oder Grazie.

Aber wenn dagegen die Gesetzgebung der Natur mit der Gesetzgebung der Vernunft in *Widerstreit* gerathen, und der Mensch seine Neigung dem Pflichtgebote unterwirft, so handelt er *moralisch* groß oder *erhaben*.

Der Ausdruck dieser sittlichen Geisteskraft in der Erschei nung ist *Würde*. Dieselbe liegt also in der sichtbaren Beruhigung unserer sinnlichen Bewegungen mittelst unserer moralischen. —

Dieß sind etwa die Fundamentalgedanken dieser Abhandlung, welcher schon Kant, der vollgültigste Gewährsmann, das Zeugniß gibt, daß sie mit Meisterhand verfaßt sei [1]. Um die Anmuth und Würde in ihren Geburtsstätten aufzusuchen, und sie gleichsam vor unsern Augen entstehen zu lassen, entwickelt Schiller die wichtigsten Begriffe unserer Natur, den Begriff der Schönheit, der Freiheit, Naturnothwendigkeit und vieler anderer, und enthüllt die Oekonomie unserer sittlichen Kräfte, die Gesetzgebung unserer praktischen Vernunft. Indem er in der Anmuth und Würde die entferntesten Spuren des Persönlichen im Menschen, der Pflicht und Freiheit, anerkennt, macht er, von jenen Endpunkten aus bis zum Uebersinnlichen vordringend, einen langen Weg durch das ganze Gebiet des Geistes, und läßt auf dieser großen Strecke auch das selten unberührt, was ihm auch nur zur Seite liegt. Die Abhandlung ist daher mit eben dem Recht eine moralische, als eine ästhetische zu nennen; denn ihr Verfasser schöpft ja das Schöne, von welchem hier die Rede ist, nur aus sittlicher Quelle. Indem aber alles so sorgfältig erörtert und so tief untersucht ist, und indem in dem Aufsatze bei aller Strenge der Forschung, bei seinem systematischen Gange und seiner schönen Abrundung, dennoch so viele Ausbeugungen nach allen Seiten hin vorkommen; ist derselbe geschmückt mit einem grossen Reichthum der mannigfaltigsten Ideen, mit unvergleichlich schönen Ausführungen, mit scharfsinnigen Unterscheidungen und

[1] *Kant's* Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft, S. 10.

mit einer Fülle feiner, mit dem zartesten Gefühl aus dem Leben gegriffener Bemerkungen. Die vergleichende Charakteristik der Anmuth und Würde nebst beider Abarten gegen das Ende der Darstellung ist unübertrefflich. Man muß das Ganze mehrere Mal lesen, und zwar mit dem Ernst, mit welchem es Schiller geschrieben hat, wenn man sich seiner ganzen Ideenfülle bemächtigen will. Und je mehr man sich mit dieser Darstellung vertraut macht, desto mehr wird man sich darüber wundern, in welchem Grade ihr Verfasser spekulativen Tiefsinn mit freiem Beobachtungsblick vereinigte, und mit welchem hohen Reiz er seine mühsamen, trockenen Untersuchungen auszustatten wußte. Unter seinen Händen ist die Schrift selbst ein den Ideen, über welche sie handelt, ganz ähnliches Gebilde geworden.

Nach dieser skizzenartigen Charakteristik ist es unsere Pflicht, für die tiefer Eindringenden die Grundgedanken der Schrift näher zu beleuchten, und namentlich auf Einiges aufmerksam zu machen, was in unserer vorgeschrittenen Zeit sich als fehlgegriffen herausstellt. Doch läßt uns der Zweck und Umfang unseres Werkes hier, wie überall, nur gemeinverständliche Winke geben.

Schon in den beiden vorhergehenden Abhandlungen zeigt sich in der Denkweise Schiller's eine Grundabweichung von Kant, welche hier umfassender und ausdrücklich hervortritt. Dort hatte er nämlich, in Widerspruch mit diesem, den Zweck der Kunst auf das Vergnügen, und den der Tragödie auf das Vergnügen an der Rührung oder am Mitleid zurückgeführt. In der Abhandlung: Ueber Anmuth und Würde, sucht er den Ursprung des Schönen im S i n n l i c h e n auf, und verweis't zweimal [1] auf eine zukünftige Analytik des Schönen, in welcher er diese Ansicht näher rechtfertigen werde.

Man sieht aus diesen Differenzen im Allgemeinen, daß unserem seelenvollen Denker Kant's ästhetische Theorie zu kalt, trocken und todt vorkam, und daß er sie durch die sinnlichen und praktischen Kräfte unserer Natur, durch Empfindung,

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1145. 1. o. (Oktavausg. B. 11, S. 397 u.), und S. 1146. 2. m. (Oktavausg. B. 11, S. 405. o.).

Gefühl, Gemüth und die Affekte beleben zu müssen glaubte. Dieser Tadel wurzelte in dem humanen Lebensprinzip Schiller's, — damit ich mich seines eigenen Ausdruckes bediene, in der sentimentalischen Art, wie er selbst dichtete und sich des Schönen und Großen in der Kunst und Natur erfreute. Aber in einen noch entschiedenern Gegensatz stellte ihn seine ganze Auffassung der Dinge zu Kant's moralischem Rigorismus, welcher die beiden Prinzipien des Menschen, Neigung und Pflicht, Sinnliches und Sittliches, als zwei unversöhnliche Feinde einander gegenüberstelle, und so das zerreiße, was die Natur verbunden habe, harmonisch mit einander zu wirken, zur Darstellung der vollendeten Menschheit. Das Seelenvolle, das Innige, das rein Menschliche, das Versöhnende und Vermittelnde, also gerade den herrlichsten und reichsten Schatz seines eigenen Herzens und Geistes, vermißte Schiller in der Kant'schen Philosophie. So trat er dann das erste Mal, wo er sie öffentlich namhaft machte, in der vorliegenden Abhandlung in diesem Punkte als ihr Gegner auf [1].

Betrachten wir nun die einzelnen Zweige dieser Grundverschiedenheit, so ist aus dem, was wir früher sagten [2], klar, daß das Vergnügen der Zweck des Schönen und Erhabenen und der Kunst nicht sein könne. Die Kunst und die Beschäftigung mit ihr trägt, wie alles Edle, ihren Zweck unmittelbar in sich selbst, und findet ihn in einer harmonischen Belebung unserer edelsten Kräfte.

Auch was die zweite Abweichung betrifft, kann Schiller das Recht unmöglich auf seiner Seite haben. Kant hat in seiner unsterblichen Kritik der Urtheilskraft unwiderleglich nachgewiesen, daß das Schöne keine Eigenschaft der Dinge ist, sondern daß die Dinge nur die Bedingungen enthalten, welche erforderlich sind, um die Einbildungskraft in ein solches Spiel zu setzen, daß sie sich mit dem Verstande das Schöne selbst erzeugen könne. Dagegen läßt Schiller, um die Anmuth von

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1152. 2. u. folg. (Oktavausg. B. 11, S. 432).

[2] Siehe oben S. 309 f.

der architektonischen Schönheit charakteristisch zu unterscheiden, diese aus der Sinnenwelt entspringen; er macht den Sinn zu ihrem „völlig kompetenten Richter;“ er erklärt die Schönheit für etwas „bloß Sinnliches,“ für einen „bloßen Effekt der Sinnenwelt“[1]. Dadurch aber würde das Schöne offenbar mit dem Angenehmen ganz zusammenfallen, von dem es doch Kant für immer geschieden hat. In das also entsprungene Schöne, fährt dann Schiller fort, legt die Vernunft ihre Ideen hinein, sie behandelt das bloß Sinnliche wie etwas Uebersinnliches, und wegen dieses symbolischen Gebrauches gefällt es unserer Vernunft. Nein! schon vor diesem Gebrauch gefällt das Schöne nicht der Vernunft, sondern dem Geschmack, und durch jene Entrückung in das Uebersinnliche wird dasselbe verfälscht. Die Schönheit, behauptet Schiller, ist als die Bürgerin zweier Welten anzusehen, deren einer sie durch Geburt, der andern durch Adoption angehört; sie empfängt ihre Existenz in der sinnlichen Natur, und erlangt in der Vernunftwelt das Bürgerrecht[2]. Im Reich des Geistes gibt es aber keine solche willkührliche Standeserhöhungen, wie im bürgerlichen Leben, sondern das Gemeine und Sinnliche ist, auch unendlich gesteigert, dennoch immer dasselbe, was es von Anfang an war.

Es bleibt uns endlich noch die dritte Abweichung von Kant zu betrachten übrig. Es war Schiller's innigste Ueberzeugung, daß die Neigung der Sinnlichkeit mit der Pflicht der Vernunft übereinstimmen könne, und den sichtbaren Ausdruck dieser freundlichen Eintracht nannte er eben Anmuth, Grazie. Aber Kant bemerkte später gegen diese Ableitung der Anmuth mit Recht[3], daß sich die Anmuth dem Pflichtbegriffe eben wegen seiner Würde und Erhabenheit nicht beigesellen lasse. Und allerdings könnte diese Uebereinstimmung unserer Sinnlichkeit mit unserer Vernunft nur der Erfolg einer vollkommenen Unterwerfung jener durch diese sein. Wäre aber einer solchen Uebereinstimmung nicht die höchste

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1144. 1. m. (Oktavausgabe B. 11, S. 393 f.).

[2] Ebendas. S. 1144. 2. m. (Oktavausg. B. 11, S. 396).

[3] Kant's Religion innerhalb der Grenzen der Vernunft, S. 11.

Erhabenheit aufgedrückt? zeigte sie nicht die größeste Würde? Diese tritt eigentlich nicht (wie es Schiller annimmt) im Augenblick des Kämpfens mit der Sinnlichkeit und der Leidenschaft, sondern sie tritt in ihrem vollen Glanze erst dann hervor, wenn diese bereits bekämpft sind. Sie liegt also nicht sowohl in der Beherrschung der unwillkührlichen Bewegungen, welche unsere Empfindungen und Affekte dem Körper mittheilen, sondern gerade umgekehrt in der Abwesenheit dieser Bewegungen, wenn wir sie naturgemäß erwarten müssen, und wenn wir zugleich überzeugt sind, daß diese sinnliche Ruhe und Affektlosigkeit die Wirkung der Selbstbeherrschung ist. Würde zeigt sich daher in einer gleichmäßigen Ruhe bei allem Wechsel der Schicksale, in der Furchtlosigkeit, der Geistesgegenwart, in der Standhaftigkeit gegen den lockenden Sinnenreiz, wenn es nur augenscheinlich ist, daß diese Eigenschaften wenigstens zum Theil das eigene Werk des Menschen sind, der sie uns in seiner Erscheinung an den Tag treten läßt. Ja auch selbst dann, wenn sie nur Temperamentstugenden sind, haben sie das Gepräge der Würde an sich. In allen diesen Fällen gehorcht die sinnliche Natur der sittlichen, und stimmt mit ihr überein. Die Anmuth kann aber hier nicht aufkommen, sie würde vor der Würde verschwinden, wenn sie sich zeigen wollte.

Aus dem übersinnlichen Princip in uns (aus der Freiheit, der Vernunft, oder mit welchen Namen es Schiller sonst noch bezeichnen mag) scheint also nur die Würde, nicht auch die Anmuth hervorzugehen. Schiller möchte also in seiner Ableitung der Grazie zu hoch gegriffen haben. Dieß scheint auch aus Folgendem hervorzugehen.

Wenn die Anmuth die Uebereinstimmung der sinnlichen Neigung mit der Pflicht in der äußern Erscheinung wäre, so müßte sie mit unserer Selbstveredlung in höherm Alter zunehmen; und wir müßten, je besser und älter wir würden, um so mehr an Würde einbüßen, wenn diese nur in der augenblicklichen Beherrschung unserer Triebe durch die moralische Kraft sich zeigte. Denn je mehr Triebe wir in dauernde Uebereinstimmung mit unserer sittlichen Natur gebracht hätten, um desto mehr Zuwachs würde die Anmuth gewinnen, um

desto weniger Spielraum der Würde übrig bleiben. Am Ende unserer Bildung würden wir aller Würde los und ledig sein, und wären wir überschwenglich anmuthig geworden. Die Erfahrung aber lehrt, daß gerade umgekehrt das frühere Lebensalter und eine niedrigere Kulturstufe der Anmuth am meisten theilhaftig sind, und daß die Anmuth allmählig in die Würde, aber nicht umgekehrt diese in jene übergeht. Das Kind, der Jüngling haben Anmuth, der Mann und Greis Würde. Und selbst bei Frauen, bei denen doch die Grazie eigentlich einheimisch ist, verliert sich mit den Jahren der anmuthige Ausdruck in den edeln, welcher den würdevollen Ausdruck des Mannes nahe berührt.

Wir sprachen oben von einer selbsterkämpften Harmonie der Geisteskräfte, welche die Frucht der bezwungenen sinnlichen Triebe sei, und welche nur die höchste Würde zu ihrer Begleiterin habe. Schiller läßt die Anmuth aber eigentlich aus einer andern, einer natürlichen, freien, ursprünglichen Uebereinstimmung fließen, welche entstehe, wenn der sittliche Wille anfange, die Natur in Handlung zu setzen, und die (sinnliche) Neigung seine Parthei ergreife und ihm nachfolge. Dieß ist der Born der Schiller'schen Grazie. Hier begreift man aber nicht, wie der sinnliche Trieb, roh und unbändig, wie er ursprünglich ist, ein solches edle Interesse am Sittlichen zu nehmen im Stande sei, daß er für dieses sogar „eine mitwirkende Parthei" sein könne. Man müßte denn annehmen, daß er jenes Interesse nur zeige, wenn dasselbe mit seinem eigenen zusammentreffe, wobei man sich freilich auch auf sein Mitwirken wenig verlassen könnte. Aber auch die Möglichkeit einer solchen Nachfolge zugegeben, wie wäre jener Anfang des sittlichen Willens im Kindesalter möglich, welchem doch gerade die meiste Anmuth zukommt? Wo findet man, ruft Schiller selbst aus, seiner eigenen Theorie vergessend, mehr Anmuth, als bei den Kindern? [1] die doch ganz unter sinnlicher Leitung stehen. Seine Theorie schließt gerade die Anmuthigsten von der Anmuth aus.

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1157. 2. m. (Oktavausgabe B. 11, S. 454).

Und endlich widerspricht Schiller dieser Deduktion aus dem Idealen selbst. Er sagt, der Mensch müsse alles mit Anmuth thun, was er innerhalb seiner Menschheit verrichten kann, und alles mit Würde, was zu verrichten er über seine Menschheit hinausgehen müsse. Deßwegen hätte er aber auch selbst die Anmuth im Menschlichen suchen und sich nicht in's Uebermenschliche, in das Reich der Freiheit, versteigen sollen.

Wenn aber Schiller die Anmuth unrichtig abgeleitet hat, so möchte Kant dieselbe gar nicht wissenschaftlich ableiten können, denn er hat in seinem ganzen Moralsystem keine Stelle für sie, weil dasselbe mangelhaft ist.

Kant's Moralphilosophie läßt das ganze thätige Menschenleben nur durch zwei entgegengesetzte Prinzipien, durch Pflicht und Neigung, in Bewegung gesetzt werden, und schließt das ganze große dazwischenliegende Gebiet der rein menschlichen Anforderungen aus. Das Sittengesetz haben wir mit höhern Geistern, die sinnlichen Triebe mit den Thieren gemein. Als ein besonderes Eigenthum kommt uns nur das Vermögen und der Trieb zu, unser Leben, natur- und zeitgemäß, edel zu gestalten, harmonisch zu entwickeln. Die Pflicht gebietet uns, die Sinne nöthigen uns, dieser eigenthümlich menschliche Trieb räth uns. Ueber und unter der Menschheit hat der Mensch zu gehorchen, entweder einem göttlichen Gebot oder einem thierischen Bedürfniß; innerhalb seiner Menschheit erfreut er sich einer freien Wahl. Die Pflicht fordert unsere Achtung, die Sinne erschleichen unsere Neigung, diese menschlichen Anforderungen erwecken unsere reine Liebe. In dieses Gebiet fällt die freie, humane Ausbildung unserer geistigen und körperlichen Anlagen, nach der tausendgestaltigen Verschiedenheit, wie sie sich unter den Menschen findet, und hierher gehören alle Tugenden der Theilnahme, des Wohlwollens, der Freundschaft, der Liebe, welche im Kleinen und Großen das sociale Leben in reicher Fülle auch da noch verherrlichen und veredeln, wo die strenge Pflicht verstummt. Kurz alles, was wir zart, milde, edel und schön nennen, sieht man in dieser mittlern Sphäre der Humanität in fröhlicher Eigenthümlichkeit emporsprossen.

Wo allein die, höchstens durch den klugen Eigennutz gemäßigte Sinnlichkeit waltet, ist das Leben roh und gemein; wo die einsame Pflicht herrscht, ist dasselbe bei allen einzelnen großartigen Gestalten, welche in ihm hervorragen, hart und genußleer. Nur wenn auch diese humanen Ansprüche unseres Wesens befriedigt werden, wird unserer vollen Menschheit nicht nur in ihren entgegengesetzten Enden, sondern in ihrer eigenthümlichen Mitte Genüge geleistet, und indem diese Humanität vermittelnd eintritt und hierdurch jede Art der Anforderungen an den Menschen in ihre eigenthümliche Sphäre zurückweis't, bringt sie durch diese Ausgleichung und Versöhnung des Verschiedenartigen eben jene freie Harmonie hervor, die das Vorrecht der Edelsten unseres Geschlechtes ist.

Und in dieser edlen Menschlichkeit, welche bei einem eigenthümlichen Inhalt die Pflicht mit der Neigung vermittelt, haben wir die schöne Seele, die geistige Schönheit und die Anmuth zu suchen, während die höher geborne Erhabenheit des Charakters und die Würde uns einen Blick in die übernatürliche Welt der geistigen Freiheit thun lassen. Die Anmuth ist der Ausdruck von edlen Seeleneigenschaften, welche innerhalb unserer eigenthümlich menschlichen Natur entspringen; Würde der Ausdruck von großen Gesinnungen, welche wir nur einem übernatürlichen Ursprung zuschreiben können. Schönheit selbst ist nichts anderes, als die anschaulich vorgestellte Humanität (Seelenschönheit) oder deren Ausdruck oder Symbol in der Erscheinung (Anmuth und architektonische Schönheit).

Sinnliches hat also das Schöne seinem Wesen nach nichts an sich, als daß es, wie auch das Erhabene, nur am Anschaulichen, am sinnlich Wahrgenommenen zur Erscheinung kommt. Aber in der Natur entspringt es ganz und gar, nämlich in der geistigen Natur, von der die Sinnlichkeit nur ein kleiner Bestandtheil ist. Sogar die Würde ist, objektiv genommen, nur die Wirkung eines starken Willens, der Selbstbeherrschung — also ebenfalls nur einer Naturkraft. Wir deuten uns den Effekt dieser Kraft symbolisch auf das Uebernatürliche, wenn wir ihm eine Erhabenheit und Würde zusprechen.

Hieraus ist ersichtlich, daß Kant wegen seiner allein herrschenden Pflichtenlehre die Anmuth, welche er ausdrücklich von der Pflicht zurückweis't, eigentlich gar nicht erklären kann. Ist nun sein System wegen dieser Einseitigkeit rigoristisch, so ist es auch kalt und todt, weil Kant nur den *sinnlichen* Trieb kennt und das Moralgesetz als kategorischen Imperativ so hinstellt, als gäbe es für den menschlichen Geist ganz und gar kein sittliches *Interesse*. Wir werden aber von *sittlichen* und von *humanen Interessen* eben so sehr bewegt, als von sinnlichen. Es gibt daher einen sinnlichen, einen humanen und einen sittlichen *Trieb* neben, oder, wenn man sich so ausdrücken will, über einander; denn einen Werth hat für uns sowohl die sinnliche Aufregung unseres Lebens als die naturgemäße edle Entfaltung desselben, als endlich auch das Leben selbst in seiner absoluten Persönlichkeit, woraus sich mit Nothwendigkeit jene drei Arten der Triebe ergeben. Ist aber dieses, so folgt eben so nothwendig, daß es außer den sinnlichen auch *sittliche* und *humane Gefühle*, *Affekte*, *Leidenschaften*[1], *Begehrungen* und *Bestrebungen* gibt, wie sich dieß Jeder leicht durch Beispiele belegen kann.

Hierdurch verändert sich aber die ganze wissenschaftliche Stellung und Behandlung der Moral wesentlich. Pflicht und Tugend erscheinen jetzt als das, was sie sind: als die innigsten Angelegenheiten unserer praktischen Vernunft, und durch ihre Ausübung befriedigen wir den tiefsten Wunsch unseres eigenen Herzens. Das Höchste und Schönste ist in einen organischen Zusammenhang mit den lebendigen Kräften unseres Geistes gebracht; es ist dem besonnensten Denker wieder erlaubt, von einem uneigennützigen *Affekt*, einem edlen, reinen, lautern, hohen *Gefühl* zu reden, denn die Wissenschaft hat die sinnlichen Regungen und Stimmungen des Gemüthes von den rein menschlichen und sittlichen geschieden, und diesen ihr ursprüngliches, lange vorenthaltenes Recht wieder gegeben; die lange verhöhnte Begeisterung und Liebe sind wieder zu Würde

[1] Denn dieß Wort braucht in keinem unmoralischen Sinne genommen zu werden.

gekommen; und die Sittenlehre geht als ein lebendiges Gebilde aus unserer praktischen Vernunft hervor, deren verschiedenartige Ansprüche gleichmäßig befriedigend.

Einen solchen belebenden Geistesodem vermißte Schiller an der Kant'schen Moral, und ähnliche Anforderungen, wie die berührten, machte er an jede ihm genügende — ohne daß es ihm gelungen wäre, seinen richtigen Ansichten gemäß das Kant'sche System wissenschaftlich zu fördern; denn er ist theoretisch ganz in Kant's Ansicht befangen, welche die beiden Prinzipien, die Sinnlichkeit und Vernünftigkeit, einander feindlich entgegensetzt, und er muß, weil er keinen eigenen rein menschlichen Trieb kennt, dem sinnlichen Trieb ein zweites Amt übertragen, welches mit dessen eigenen Geschäften unvereinbar ist. Von einem „uneigennützigen Affekt“ zu reden, wenn man unter Affekt nur etwas Sinnliches versteht, ist ein offenbarer Widerspruch. Es den Sinnen zuzuschreiben, daß sie die Anmuth und Schönheit erzeugen, daß sie für das Sittliche eine mitwirkende Partei sein können, daß sie das edle Feuer der Gefühle bei Entsagungen hergeben, ist mit ihrem Begriff und Wesen nicht verträglich.

Aber nur die theoretische Begründung Schiller's ist unrichtig: in der Sache selbst hat er die Wahrheit, hat er die Stimme der Menschheit auf seiner Seite. Seine weiteren Ausführungen der Thatsache selbst sind getreu, tiefgehend und ergreifend; auch da, wo er nur andeutet, rührt er unser Herz. Kein deutscher Schriftsteller hat den Adel des Gefühls, die Reinheit der Liebe so verherrlicht, wie er, keiner gleich ihm alle schöne, edle Regungen des menschlichen Herzens an den Tag zu ziehen gewußt. Forschend und darstellend predigt er überall das Evangelium eines rein menschlichen, uneigennützigen Triebes in uns. Ueberall appellirt er an diese lautere, unmittelbare Stimme in unserm Busen. Und so verwirklichte er in der That an sich selbst, was er in der Beurtheilung Bürger's [1] von dem lyrischen Dichter fordert. Er ist der veredelnde Wortführer der Volksgefühle der Deutschen

[1] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1275. 2. o. (Oktavausg. Bd. 12, S. 397).

geworden: er hat nicht allein die großen Resultate der Kant'schen Lebensweisheit der Volksvorstellung zugänglich gemacht und dem Herzen bezaubernd dargestellt, sondern er hat auch, diese Sittenlehre durch die Schätze seiner eignen herrlichen Natur bereichernd, eine schöne Menschlichkeit zum Eigenthum der Denkweise und Ueberzeugung seiner Landsleute gemacht lange vorher, ehe dieser neue Erwerb der Gesinnung eine Stelle in der Moral finden konnte. Ja, dem ganzen deutschen Nationalcharakter ist das Gepräge des Schiller'schen Genius aufgedrückt: so weit unter uns einige Bildung herrscht, wird ein tiefes Gefühl, werden die reinen Stimmungen und lebendigen Regungen des Herzens für alles Schöne im Leben, in der Natur und Kunst, wird jedes hieraus quellende freie höhere Streben hoch und heilig geachtet. Diese edle Humanität (welche von der strengen Pflichterfüllung ganz verschieden ist) machte Schiller unter den Deutschen noch mit mehr Erfolg einheimisch, als selbst Herder und Goethe, denn er schöpfte sie tiefer und verkündigte sie in der reinsten Form und mit prophetischem Ernst. Hierdurch hat er sich aber auch ein noch nicht anerkanntes, unsterbliches Verdienst um die wissenschaftliche Ausbildung der Anthropologie und Ethik erworben, wie sie in der Kant'schen Schule später unternommen worden ist. Die gewonnene sittliche Kultur konnte die Wissenschaft in ihr System aufnehmen.

Die Erwähnung Goethe's erinnert uns an einen Tadel desselben über den Aufsatz, dessen Würdigung uns zu dieser längeren Auseinandersetzung führen mußte. Er sagt[1]: In diesem Aufsatze sei die gute Mutter Natur mit harten Ausdrücken behandelt, die ihm denselben so verhaßt gemacht hätten. Goethe erinnert sich aber hier des Grundes seines Hasses nicht mehr, oder man müßte annehmen, daß er den Aufsatz nur flüchtig gelesen hätte. Denn weit entfernt, daß die Sinnlichkeit und Natur in demselben im Geringsten beeinträchtigt wäre, ist ihr sogar, wie wir nachgewiesen haben, mehr eingeräumt, als ihr gebührt und als ihr Kant in der Kritik der Urtheilskraft zugesteht, durch welche doch Goethe

[1] Goethe's Nachgelassene Werke, Bd. 9, S. 54.

(auf der Seite vorher) so sehr erfreut worden zu sein versichert. Es wird nicht nöthig sein, zum Schutze dieser vortrefflichen Abhandlung auf das Urtheil Kant's oder Alexander's von Humboldt [1] zu verweisen. Wer Goethe kennt, weiß sehr gut, daß derselbe wissenschaftliche Bemühungen zwar trefflich zu schildern, aber deren Werth nicht immer so gut zu beurtheilen versteht; denn sein Urtheil ist häufig, besonders in philosophischen Dingen, schief, und beinahe immer, wie auch in vorliegendem Falle, subjektiv motivirt.

Uns sei es erlaubt, am Schlusse dieser Erörterung des oft erwähnten Aufsatzes noch eine Bemerkung beizufügen. Schiller nimmt am menschlichen Körper nur eine architektonische Schönheit und die Anmuth an, welche der unwillkührliche Ausdruck rein menschlicher Gemüthsbewegungen in uns ist. Gibt es aber nicht außerdem eine kunstgemäße, also angebildete Schönheit in den körperlichen Bewegungen? Ganz gewiß gibt es eine solche, wenn wir auch von keiner kunstgemäß erworbenen Würde mehr reden können. Eine Tänzerin tanzt schön, ohne deßwegen nothwendig anmuthig zu tanzen. So werden wir auch das gute (kunstgerechte) Spiel des Schauspielers schön nennen müssen, wenn es auch nicht anmuthig ist. Eben so kann ein Gesang sehr schön sein, ohne Anmuth. Schönheit des Tanzens, des Spielens auf der Bühne und des Gesangs sind Arten der Kunstschönheit, welche also der Naturschönheit (der architektonischen und der Anmuth) zur Seite steht.

Suchen wir endlich für diese Schrift die Quelle in dem innern Leben Schiller's nach, so sehen wir unläugbar, daß sich in dieser Theorie der Würde sein Freiheitsprincip, und in der Theorie der Anmuth sein zweites Lebenselement, die Humanität seines Herzens [2] eine wissenschaftliche Form suchte. Er erkannte aber nach dieser vorläufigen Orientirung über sich selbst das Schwierige, sich über sein ganzes sittliches Leben zugleich aufzuklären, deßwegen hielt er sich in den

[1] Briefwechsel zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt, S. 27 und sonst.

[2] Siehe Theil 1, S. 50.

nächstfolgenden Aufsätzen allein an sein Freiheitsprinzip, auf welches es mit Kant das Erhabene gründete, und kehrte erst in den Briefen über ästhetische Menschenerziehung zur wissenschaftlichen Auffassung der Humanität zurück, aus welcher er die Theorie der Schönheit hervorgehen ließ. Das Element, welches sich in seinem Leben am frühesten und stärksten ausgebildet hatte, mußte er im Besondern auch zuerst wissenschaftlich zu begreifen suchen, dann kam die Reihe an sein anderes Lebenselement, welches sich erst in der zweiten Periode voll entfaltete. Wir legen daher im nächsten Kapitel die Aufsätze vor, in denen er sich über das Erhabene und über sein Freiheitsprinzip zu verständigen suchte.

Zwanzigstes Kapitel.

Die Aufsätze: Vom Erhabenen (Ueber das Pathetische) und: Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände. — Nachlassen des politischen Interesses. Allgemeiner Ueberblick.

Die folgenden beiden Abhandlungen sind die letzten ästhetischen Schriften Schiller's, welche in seiner zweiten Lebensperiode erschienen sind.

Der Aufsatz: „Ueber das Pathetische," ist in seiner gegenwärtigen Gestalt nur das Fragment eines Fragments. In dem dritten und vierten Hefte der Neuen Thalia von 1793 erschien nämlich eine längere, unvollendet gebliebene [1] Abhandlung: „Vom Erhabenen, zur weitern Ausführung einiger Kant'schen Ideen." Als später Schiller's kleinere prosaische Schriften zusammengedruckt wurden, nahm er in diese Ausgabe aus jenem größern Ganzen nur den letzten Abschnitt auf, welcher seiner Ueberschrift gemäß vom Pathetisch-erhabenen handelt.

Beide Theile, der unterdrückte und der wieder aufgenommene, unterscheiden sich in ihrer Fassung sehr von einander, und sind in der ersten Ausgabe [2] auch durch einen

[1] Im vierten Hefte, S. 73, stehen die eingeklammerten Worte: „Die Fortsetzung künftig."

[2] Neue Thalia, Heft 3, S. 366.

Querstrich von einander geschieden, zur **Andeutung**, daß ihr Verfasser den Leser von nun an in einer **andern Weise** weiter zu führen gedenke, als er bisher mit ihm gegangen war. Der erste Theil ist eine begriffgerechte Entwickelung und Klassifikation des Erhabenen, auf welchen allein die dem Titel beigefügten Worte, daß nur eine weitere Ausführung Kant'scher Ideen bezweckt werde, eine Anwendung finden können; im letzten Theile dagegen begegnet uns nicht *eine* vereinzelt wirkende Geisteskraft, sondern wieder der ganze Schiller.

Unser Zweck brächte es mit sich, jenen *allgemeinen* Theil selbst dann einer nähern Betrachtung zu würdigen, wenn er auch nicht ein Meisterstück einer wissenschaftlichen Begriffsentwickelung wäre, dergleichen wir von unserm Denker kein zweites besitzen. In klarer, stetiger Folgerichtigkeit bewegt sich die Untersuchung von Anfang bis zu Ende. Sie ist ein glänzendes Beispiel, was ihr Verfasser vermochte, wenn er auch nur seinen spekulativen Verstand wirksam sein ließ. Die später, wie wir zeigen werden, in einer ganz andern Absicht geschriebene Abhandlung „Ueber das Erhabene"[1] kann diese nicht ersetzen, ja sie sowohl als der Aufsatz „Ueber das Pathetische" kann nur dann vollkommen verstanden werden, wenn man die Resultate dieses Aufsatzes kennt[2]. Wir wollen seinen wissenschaftlichen Gang kurz anzugeben suchen.

Erhaben, sagt Schiller, ist ein Gegenstand, dessen Anschauung uns unsere Abhängigkeit als Sinnenwesen, und unsere Freiheit als Vernunftwesen zum Bewußtsein bringt. Je nachdem aber entweder unsere Fassungskraft durch einen erhabenen Gegenstand unterliegt, oder wir unsere Lebenskraft selbst bedroht fühlen, gibt es ein theoretisch (mathematisch) Erhabenes, ein Erhabenes der Fassung, und ein praktisch (dynamisch) Erhabenes, ein Erhabenes der Macht. Das theoretisch Erhabene verspricht Schiller später zu entwickeln[3],

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1263. (Oktavausg. B. 12, S. 346).

[2] Sonst sind sogar einzelne Ausdrücke, z. B. „das Kontemplativ-Erhabene" S. 1165. 1. u. (Oktavausg. B. 11, S. 489), unverständlich.

[3] Siehe Döring's Nachlese S. 242, wo sich der erste Theil des Aufsatzes: Vom Erhabenen, abgedruckt findet.

und beschränkt seine Betrachtung auf das *praktisch Erhabene*. Dieses, fährt er fort, läßt uns die intelligible Ueberlegenheit unseres Geistes stärker, lebendiger erkennen, als jene erste Art. Denn das praktisch Erhabene ist uns immer *furchtbar*. Die Ueberlegenheit, welche uns durch das Erhabene zum Bewußtsein kommt, ist aber keine *natürliche* Ueberlegenheit der Körperkraft oder des Verstandes, sondern lediglich eine *ideale* des Geistes [1]. Dieser Ueberlegenheit können wir aber nur dann inne werden, wenn unser Gemüth im Besitz seiner freien Urtheilsfähigkeit ist, wenn wir also uns selbst in *Sicherheit* wissen, und die Gefahr keine uns wirklich drohende, sondern nur eine *vorgestellte* ist.

Mit dieser letztern Bestimmung führt unser Philosoph einen Gedanken umfassender aus, den er schon in seinen ersten Versuchen über die Tragödie angedeutet hatte [2]. Das Gefühl der Sicherheit im Gemüthe wird auf einen doppelten Grund zurückgeführt: der Mensch sei entweder physisch vor gewissen Uebeln sicher, oder er besitze vor andern furchtbaren Gegenständen, vor dem Schicksal, vor Gott, vor dem Tod wenigstens eine innere, moralische Sicherheit. Wir werden aber unten unsere Zweifel gegen diese Eintheilung und mehr noch gegen die daran gereihten Betrachtungen auszusprechen suchen.

Nach dieser Feststellung des Begriffs theilt Schiller das praktisch Erhabene richtig und eigenthümlich in zwei Klassen ein, je nachdem uns selbst in der Anschauung bloß ein furchtbarer Gegenstand gegeben oder ein fremdes Leiden vorgeführt wird. In jenem Falle entsteht das kontemplativ Erhabene, in diesem das pathetisch Erhabene. Das *kontemplativ Erhabene*, welches mehr beschaulicher, freiwilliger Natur und weniger lebhaft ist, hat entweder einen *realen* Grund, wie z. B. die Zeit, die Nothwendigkeit ein solcher furchtbarer Gegenstand ist; oder die Phantasie erschafft sich das Erhabene

[1] Welchen Gedanken Schiller auch später kurz wiederholt, S. 1263. 1. u. (Oktavausg. B. 12, S. 348).

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1171. 1. m. (Oktavausg. B. 11, S. 516) und S. 1174. 2. m. (Oktavausg. B. 11, S. 533).

Querstrich von einander geschieden, zur Andeutung, daß ihr Verfasser den Leser von nun an in einer andern Weise weiter zu führen gedenke, als er bisher mit ihm gegangen war. Der erste Theil ist eine begriffgerechte Entwickelung und Klassifikation des Erhabenen, auf welchen allein die dem Titel beigefügten Worte, daß nur eine weitere Ausführung Kant'scher Ideen bezweckt werde, eine Anwendung finden können; im letzten Theile dagegen begegnet uns nicht eine vereinzelt wirkende Geisteskraft, sondern wieder der ganze Schiller.

Unser Zweck brächte es mit sich, jenen allgemeinen Theil selbst dann einer nähern Betrachtung zu würdigen, wenn er auch nicht ein Meisterstück einer wissenschaftlichen Begriffsentwickelung wäre, dergleichen wir von unserm Denker kein zweites besitzen. In klarer, stetiger Folgerichtigkeit bewegt sich die Untersuchung von Anfang bis zu Ende. Sie ist ein glänzendes Beispiel, was ihr Verfasser vermochte, wenn er auch nur seinen spekulativen Verstand wirksam sein ließ. Die später, wie wir zeigen werden, in einer ganz andern Absicht geschriebene Abhandlung „Ueber das Erhabene"[1] kann diese nicht ersetzen, ja sie sowohl als der Aufsatz „Ueber das Pathetische" kann nur dann vollkommen verstanden werden, wenn man die Resultate dieses Aufsatzes kennt[2]. Wir wollen seinen wissenschaftlichen Gang kurz anzugeben suchen.

Erhaben, sagt Schiller, ist ein Gegenstand, dessen Anschauung uns unsere Abhängigkeit als Sinnenwesen, und unsere Freiheit als Vernunftwesen zum Bewußtsein bringt. Je nachdem aber entweder unsere Fassungskraft durch einen erhabenen Gegenstand unterliegt, oder wir unsere Lebenskraft selbst bedroht fühlen, gibt es ein theoretisch (mathematisch) Erhabenes, ein Erhabenes der Fassung, und ein praktisch (dynamisch) Erhabenes, ein Erhabenes der Macht. Das theoretisch Erhabene verspricht Schiller später zu entwickeln[3],

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1263. (Oktavausg. B. 12, S. 346).

[2] Sonst sind sogar einzelne Ausdrücke, z. B. „das Kontemplativ-Erhabene" S. 1165. 1. u. (Oktavausg. B. 11, S. 489), unverständlich.

[3] Siehe Döring's Nachlese S. 242, wo sich der erste Theil des Aufsatzes: Vom Erhabenen, abgedruckt findet.

und beschränkt seine Betrachtung auf das praktisch Erhabene. Dieses, fährt er fort, läßt uns die intelligible Ueberlegenheit unseres Geistes stärker, lebendiger erkennen, als jene erste Art. Denn das praktisch Erhabene ist uns immer furchtbar. Die Ueberlegenheit, welche uns durch das Erhabene zum Bewußtsein kommt, ist aber keine natürliche Ueberlegenheit der Körperkraft oder des Verstandes, sondern lediglich eine ideale des Geistes [1]. Dieser Ueberlegenheit können wir aber nur dann inne werden, wenn unser Gemüth im Besitz seiner freien Urtheilsfähigkeit ist, wenn wir also uns selbst in Sicherheit wissen, und die Gefahr keine uns wirklich drohende, sondern nur eine vorgestellte ist.

Mit dieser letztern Bestimmung führt unser Philosoph einen Gedanken umfassender aus, den er schon in seinen ersten Versuchen über die Tragödie angedeutet hatte [2]. Das Gefühl der Sicherheit im Gemüthe wird auf einen doppelten Grund zurückgeführt: der Mensch sei entweder physisch vor gewissen Uebeln sicher, oder er besitze vor andern furchtbaren Gegenständen, vor dem Schicksal, vor Gott, vor dem Tod wenigstens eine innere, moralische Sicherheit. Wir werden aber unten unsere Zweifel gegen diese Eintheilung und mehr noch gegen die daran gereihten Betrachtungen auszusprechen suchen.

Nach dieser Feststellung des Begriffs theilt Schiller das praktisch Erhabene richtig und eigenthümlich in zwei Klassen ein, je nachdem uns selbst in der Anschauung bloß ein furchtbarer Gegenstand gegeben oder ein fremdes Leiden vorgeführt wird. In jenem Falle entsteht das kontemplativ Erhabene, in diesem das pathetisch Erhabene. Das kontemplativ Erhabene, welches mehr beschaulicher, freiwilliger Natur und weniger lebhaft ist, hat entweder einen realen Grund, wie z. B. die Zeit, die Nothwendigkeit ein solcher furchtbarer Gegenstand ist; oder die Phantasie erschafft sich das Erhabene

[1] Welchen Gedanken Schiller auch später kurz wiederholt, S. 1263. 1. u. (Oktavausg. B. 12, S. 348).

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1171. 1. m. (Oktavausg. B. 11, S. 516) und S. 1174. 2. m. (Oktavausg. B. 11, S. 533).

aus gleichgültigen Dingen. Hierher gehört das Außerordentliche, das Einsame, das Geheime und Unbestimmte, die Finsterniß und Aehnliches, welches alles das Gefühl des Erhabenen leicht in uns zu erwecken vermag.

Das pathetisch Erhabene, fährt der Verfasser fort, entspringt aus der Vorstellung fremden Leidens ohne dessen wirkliche Gegenwart [1] und ist durch das Mitleid vermittelt (weßwegen man diese Art des Erhabenen vielleicht besser das sympathetisch Erhabene nennen könnte). Das eigenthümliche Vergnügen des pathetisch Erhabenen fließt aber aus dem Bewußtsein unserer Vernunftbestimmung, der Idee der Pflicht. Die tragische Kunst hat daher 1) die leidende Natur und 2) die moralische Selbstständigkeit im Leiden darzustellen.

Und hiermit ist Schiller zu dem letzten Theil seines Aufsatzes: Ueber das Pathetische [2] und auf einen von ihm angebauten, heimathlichen Boden gekommen, auf welchem er sich leichter und freier bewegt und seine Seele voll auszusprechen vermag. Die Bahn ist geebnet, Wegweiser und Meilensteine sind allenthalben aufgerichtet und der Leser lustwandelt in Begleitung des Schriftstellers heiter dahin, welcher nicht mehr sein ernster Führer, sondern nur noch sein traulicher Gesellschafter zu sein scheint.

Das erste Fundamentalgesetz der Tragödie, wird ausgeführt, ist die lebendigste Darstellung der leidenden Natur, denn Pathos muß da sein, damit die Fassung des Gemüthes sich als Kraft der Seele kund gebe, und es nicht zweifelhaft bleibe, ob jene vielleicht bloße Unempfindlichkeit sei. Und

[1] „Sinnlich angeschaute gegenwärtige Leiden eines Andern schmerzen uns zu sehr und lassen keinen ästhetischen Genuß aufkommen.“ Einen rein ästhetischen gewiß nie, aber doch häufig einen sittlich-ästhetischen Genuß, welcher dem Wohlgefallen an schönen Naturgegenständen ähnlich ist. Diese Erhebung wird dann unfehlbar eintreten, wenn der Leidende eine überwiegende Seelengröße zeigt, vorausgesetzt, daß unser Wohl und Weh nicht besonders mit dem seinigen verflochten ist. Das pathetisch Erhabene ist daher ein pathetisch Erhabenes der Kunst und der Natur.

[2] Dieser Aufsatz für sich, wie wir ihn in Schiller's Werken (S. 1161 in der Ausgabe in E. B., Oktavausg. B. 11, S. 470) lesen, fängt ziemlich abgebrochen an, wie nicht leicht ein anderer; als Theil betrachtet, hängt er dagegen mit dem (unterdrückten) Vorhergehenden auf's Engste und Beste zusammen.

diese erste Forderung macht der tiefdenkende Mann durch eine unvergleichlich schöne Gegenüberstellung der französischen Tragödie mit ihrer Kälte und Decenz, und der griechischen Kunst mit ihrer wahren, aufrichtigen, tief ergreifenden Sprache der Natur anschaulich. Das zweite Fundamentalgesetz ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden. Wegen dieses moralischen Gegengewichtes wird jede Darstellung bloßer (sinnlicher) Affekte, als gemein, verworfen; und hierauf wird gezeigt, wie das übersinnliche Princip im Menschen, die Vernunftidee oder die Freiheit, sinnlich dargestellt werden könne. Der Künstler müsse nämlich alle nur instinktartige Erscheinungen des Menschen, die der freie Wille nicht bestimmen könne, leidend, dagegen alle andere willensthätige Aeußerungen ruhig und mit jenen kontrastirend darstellen. Denn hierdurch werde offenbar auf eine übersinnliche Kraft im Menschen hingewiesen. Dieß belegt der Verfasser durch Winkelmann's vortreffliche Beschreibung der Bildsäule des Laokoon, und veranschaulicht dann seine eigene (ganze) Theorie des praktisch Erhabenen durch Virgil's bekannte Darstellung des Todes Laokoon's und seiner Kinder [1]. Wie er nun früher neben das Erhabene der Fassung ein Erhabenes der Macht stellte, in welchem der Mensch handelnd seine Selbstständigkeit offenbare, so fügt er jetzt noch den Gedanken bei, daß der erhaben handelnde Mensch sich wegen seiner Pflichterfüllung entweder ein Leiden freiwillig

[1] Die Nachweisung der Richtigkeit seiner Theorie hebt mit den Worten an (Schiller's Werke in E. B., S. 1165. 1. m., Oktavausg. B. 11, S. 476): „Die erste von den drei oben angeführten Bedingungen der Macht ist hier gegeben." Der aufmerksame Leser fragt sich: Welche drei oben angeführte Bedingungen? wo sind sie angeführt? Dieß wird er sich aber nicht beantworten können, wenn er nur diesen Aufsatz „Ueber das Pathetische" gelesen hat. Denn diese Bedingungen finden sich — gar nicht in ihm, sondern sie stehen in dem, später weggelassenen, ersten Theil der ganzen Abhandlung. Sie sind nämlich: 1) ein Gegenstand der Macht als Macht, 2) eine Beziehung dieser Macht auf unser physisches Widerstehungsvermögen, und 3) eine Beziehung desselben auf unsere moralische Person (Döring's Nachlese S. 255). Jener erste Theil muß also durchaus in die Gesammtausgabe der Schiller'schen Werke restituirt werden, denn Schiller hat ihn durch eine Uebereilung weggelassen. Die ganze Belegung seiner Theorie des praktisch Erhabenen durch den Virgil'schen Laokoon ist nichtig, wenn man diese Theorie selbst nicht kennt. Man lernt sie aber wissenschaftlich nur in jenem unterdrückten ersten Theil kennen.

zuziehe oder eine Pflichtverletzung moralisch büße. Und hieran schließt sich endlich noch eine ausgeführte Unterscheidung der ästhetischen und der moralischen Schätzung. Die moralische Schätzung tritt ein, wenn das Sittengesetz wirklich erfüllt wird, die ästhetische Beurtheilung verlangt nichts anderes, als daß uns das bloße Vermögen, die Möglichkeit einer absoluten Freiheit im Menschen, die bloße Anlage zur Moralität vorstellig gemacht werde. Das moralische Wohlgefallen gründet sich auf eine Zweckmäßigkeit der Handlungen nach Pflichtgeboten, die ästhetische Lust auf eine (von bestimmten Begriffen) freie Zweckmäßigkeit im Spiele der Einbildungskraft. Daher 1) fühlen wir uns im moralischen Urtheil gedemüthigt und gebunden, im ästhetischen gehoben und befreit; 2) kommt es bei ästhetischen Schätzungen nie auf die reale Wirklichkeit an, und Begebenheiten sind nicht dadurch poetisch wahr, daß sie sich wirklich ereigneten, und daher 3) erstreckt sich das Aesthetische weit über das Moralische, indem auch kräftige Aeußerungen der konsequenten Klugheit, der Bosheit uns das Vermögen der menschlichen Selbstbestimmung offenbaren, also ästhetisch sind, und an tugendhaften Handlungen ist eigentlich nicht ihr reiner sittlicher Werth, sondern unmittelbar nur die Willenskraft erhaben, durch welche sie ausgeführt werden.

Wenn aber dieses wahr ist, müssen wir jetzt fortfahren (und wer möchte die Wahrheit hiervon bezweifeln?); warum spricht Schiller denn in seiner Aesthetik erhabener Darstellungen immer und überall von eben diesem Moralischen, von eben diesen Vernunftideen, von eben diesen Sittengesetzen, auf welche doch hierbei gar nichts ankommt? Warum überspringt er so häufig diese Willenskraft, diese Selbstbestimmung, oder läßt sie wenigstens überall zurücktreten, die doch allein die unmittelbare Quelle alles Erhabenen im Menschenleben ist? Bei einer Deduktion oder Begriffsentwickelung der erhabenen Gefühle in uns muß man freilich zum Uebernatürlichen aufsteigen; wenn aber bloß von der Darstellung des Erhabenen die Rede ist, wie in diesem Aufsatze, ist man allein an die (natürliche) Willenskraft des Menschen gewiesen, von deren Wirkungen unsere Vernunft zum Behuf

des Erhabenen einen übernatürlichen Gebrauch macht. Schiller konnte diesen Gegenstand deßwegen nicht befriedigend entwickeln, weil er die Willenskraft (oder Willkühr im guten Sinn des Worts) immer mit der Freiheit verwechselt, als deren Verkündigerin und Handlangerin jene allein zu betrachten ist. Die Wirkungen, die wir erhaben nennen, entstehen in der Natur: wir deuten sie uns nur übernatürlich. Wegen dieses transcendenten Uebergreifens mußte er dann auch (mit sich nicht übereinstimmend) sagen, die Affekte und Leidenschaften seien niemals erhaben [1], als wenn die Willenskraft nicht erst recht groß und gewaltig in Affekten und Leidenschaften hervorbräche. Der Philosoph mag sich einen reinen Willen aus der menschlichen Natur ausscheiden: eine Kraft wird dieser Wille erst sein, wenn er von Gefühlen durchdrungen, von Affekten und Leidenschaften beflügelt ist. Pathetisch erhaben kann daher jeder willenskräftige Affekt sein, welcher sich im Kampfe mit irgend einem andern, mit der Natur oder andern Menschen äußert [2]. Der sinnliche Affekt der Rache der Medea im Kampfe mit dem menschlichen Affekte der Mutterliebe ist erhaben, wie Schiller selbst bezeugt [3]; und eine gehaltene Reue ist schon als Affekt etwas Erhabenes, auch abgesehen davon, daß dieselbe ein der Tugend nachbezahlter Tribut ist [4]. Durch diese letzte Berücksichtigung wird dem ästhetischen Urtheil ein sittliches Interesse beigemischt, wie es dem Seelenadel unseres deutschen Dichters so natürlich

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1162. 1. u. und sonst. (Oktavausgabe B. 11, S. 475).

[2] Schiller will (Ebend. S. 1163. 1., Oktavausg. B. 11, S. 479) das Erhabene allein in der Bekämpfung des Affektes finden, weil auch das Thier einem äußern Objekt, durch welches es Schmerz leide, Widerstand leiste. Aber der willensthätige Widerstand des Menschen läßt sich an Zügen erkennen, die dem thierischen nicht zukommen können. Die Wißbegierde eines reisenden Naturforschers, der gegen tausend (äußere) Schwierigkeiten ankämpft, und die besonnene Tapferkeit eines Soldaten können gewiß als erhaben dargestellt werden.

[3] Schiller's Werke in E. B., S. 1169. 1. m. (Oktavausgabe B. 11, S. 507).

[4] Schiller's Werke in E. Bd., S. 1166 (Oktavausg. B. 11, S. 495) und S. 1172 1. u. (Oktavausgabe B. 11, S. 522).

und beinahe nothwendig war. Aber ein Irrthum, dessen schöne Quelle unser Herz entzückt, soll unsern Kopf nicht bestechen.

Mit dieser unmittelbaren Anknüpfung der erhabenen Erscheinungen an das Uebernatürliche scheint mir noch ein anderer Fehlgriff zusammen zu hängen. Unser Aesthetiker sagt [1], die Ueberlegenheit des menschlichen Willens oder Verstandes über die furchtbaren Elemente des Feuers oder des Wassers, oder über wilde Thiere habe deßwegen nichts Erhabenes an sich, weil auf diese Weise der Natur nur durch natürliche Mittel und nicht durch Anwendung unserer intelligiblen Freiheit, also nur real und nicht ideal [2] Widerstand geleistet werde. Aber wir bekämpfen und besiegen die Naturkräfte ja nicht als gleichartige Naturwesen, nicht sinnlich und physisch, wenn wir sie uns durch Willenskraft und Verstand unterwerfen, sondern durch höhere, eigenthümlich menschliche Anlagen, deren Uebergewicht über die Materie und Vervollkommnung in's Unendliche sehr passend als ein Symbol des Uebernatürlichen, d. h. als ideal aufgefaßt werden kann. Wir wollen es der Güte des menschlichen Herzens zutrauen, daß die Römer an den Kämpfen ihrer Gladiatoren, die Spanier an ihren Stiergefechten deßwegen ein solches Wohlgefallen fanden, weil sich ihnen hierdurch die ideale Ueberlegenheit des Geistes auf eine roh tragische Weise symbolisch andeutete. Der wirkliche Kampf des Menschen mit der rohen Naturkraft kann immer als erhaben aufgefaßt und dargestellt werden; die vollkommen unterjochte Natur ist nur deßwegen nicht mehr erhaben, weil sie aufgehört hat, furchtbar zu sein.

Wenn aber jede starke Aeußerung des Willens (und eine Anwendung des Willens auf unsere Vorstellungen ist auch der Verstand) erhaben sein kann — sollte die moralische Sicherheit der Erhabenheit immer entbehren müssen? Nach unserer obigen Relation [3] sagt Schiller, das Furchtbare könne uns nur dann gefallen, wenn wir uns sicher wüßten, es gebe

[1] Döring's Nachlese S. 246 f.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1263. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 480).

[3] Siehe Theil 2, S. 327.

aber eine physische und moralische Sicherheit. Diese sei durch das Bewußtsein unserer Unschuld oder durch Religionsideen, durch den Glauben an unsere Unsterblichkeit und an die Gottheit, vermittelt. Die moralische Sicherheit sei ein bloßer Beruhigungsgrund für unsere Sinnlichkeit, und die Idee der Unsterblichkeit, wie sie in allen positiven Religionen aufgestellt sei, sei ebenfalls nur ein Beruhigungsgrund für unsern Trieb nach Fortdauer, also nur für unsere Sinnlichkeit: beide also seien nicht erhaben. Denn bei Allem, was einen erhabenen Eindruck machen solle, müsse die Sinnlichkeit schlechterdings abgewiesen worden sein und jeder Beruhigungsgrund nur in der Vernunft liegen. Vor der allwissenden, allmächtigen und heiligen Gottheit könnten wir nur eine, auf das Bewußtsein unserer Schuldlosigkeit (?) gegründete moralische Sicherheit haben. Die Idee der Gottheit selbst sei aber nur erhaben, in so fern wir uns als Vernunftwesen von ihr unabhängig fühlen, indem selbst die Allmacht die Autonomie unserer Vernunft nicht aufheben könne, und, wegen ihrer Einstimmigkeit mit dem reinen Vernunftgesetze, nicht aufheben werde. Die Gottheit ist dynamisch erhaben, nur wenn wir sie uns als eine Macht vorstellen, welche unsere Existenz zwar aufheben, aber auf die Handlungen unserer Vernunft keinen Einfluß äußern kann [1].

Dieß ist das nicht sehr erfreuliche Resultat der zu scharf und zu regelrecht durchgeführten Kant'schen Theorie des Erhabenen, welche, sich einseitig auf den Freiheitsbegriff beschränkend, die höchsten Ideen unserer Vernunft, Unsterblichkeit und Gottheit, ganz zur Seite liegen läßt. Ohne Zweifel ist es der größte, vielleicht der einzige bedeutende Fehler dieser Lehre, daß sie das Erhabene und überhaupt das Aesthetische nicht in das richtige Verhältniß zum Religiösen zu setzen wußte. Schiller ließ sich eigentlich nicht durch Kant irre leiten, dem Erhabenen keinen weitern und freiern Spielraum zuzugestehen, sondern ihn beschränkte seine eigene überwiegend sittliche Natur [2]. Die religiösen Ideen der

[1] Döring's Nachlese S. 249 fg.
[2] Vergl. Theil 1, S. 121.

Gottheit und Unsterblichkeit waren keine bewegende Kräfte in seiner Weltansicht. Seine Religion war die Freiheit und alles Ideale, was diese zu Tage fördert. Er hätte sich verläugnen und lügen müssen, wenn er über sie hätte hinausgehen wollen [1].

Aber Wahrhaftigkeit ist noch keine Wahrheit. Nicht allein diejenige furchtbare Macht, welche mir die Freiheitsidee, sondern auch diejenige ist erhaben, welche mir die Idee der Unsterblichkeit oder der Gottheit zum Bewußtsein bringt. Alles Furchtbare, was mich in die intelligible, ideale Weltordnung entrückt, ist dynamisch erhaben. Unsere übernatürliche oder religiöse Weltansicht macht ein organisch verbundenes Ganze aus. Die erweckte Idee der Gottheit, die Idee der Unsterblichkeit befreit uns, indem sie uns in eine andre Ordnung der Dinge erhebt, und die belebte Idee der Freiheit vergegenwärtigt uns jene andere Ideen. Ja alles ist erhaben, was auch nur ganz allgemein und unbestimmt uns das Ueberirdische lebhaft in's Bewußtsein ruft, denn das ahnende Vernunftgefühl macht im Falle der Anwendung gar keine solche begriffgerechte Unterscheidungen, wie der sich selbst besinnende Verstand. Wer sich unsterblich, wer sich bei Gott fühlt, der ist sich wahrlich auch seiner Freiheit bewußt. Schiller will dem positiven Volksglauben an die Unsterblichkeit nichts Erhabenes zugestehen, weil vor ihm häufig der Tod seine Furchtbarkeit ganz verliere und jener Glaube egoistisch auf unsere Fortdauer gehe. Aber so lange der Mensch Mensch ist, wird ihm der Tod immer furchtbar bleiben; und beschränkt denn nicht unser Philosoph selbst seine Erhabenheit selbstsüchtig auf die Erweckung der Idee seiner Freiheit? Von diesem egoistischen Interesse an unserer geistigen Fortdauer und an unserer Freiheit kann uns nur die Idee Gottes heilen, in welcher wir uns nicht verlieren, aber uns selbst vergessen. Wer daher bei Betrachtung furchtbarer Naturerscheinungen von der Idee Gottes

[1] Kant's Lehre von einem radikalen Hang des Menschen zum Bösen konnte Schillern gar nicht gefallen, Schiller's Werke in E. B., S. 1153. 2. (Oktavausgabe B. 11, S. 435). Die an dieser Stelle angeführte Schrift Kant's ist ungenau citirt. Sie heißt: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft.“

durchschauert wird, der ist ohne Zweifel eines erhabenen Eindrucks theilhaftig. Die von Schiller zergliederte Stelle der Aeneis scheint mir daher auch nicht durch den Tod des Laokoon, sondern deßwegen erhaben, weil uns hierdurch ein göttliches Strafgericht vergegenwärtigt wird. Der römische Dichter will nicht durch den Widerstand des Trojaners gegen die Seeungeheuer (welchen Widerstandes ja kaum Erwähnung geschieht), sondern durch die veranschaulichte Allmacht der Gottheit ein erhabenes Gefühl in uns erzeugen. Es scheint daher dieses Beispiel selbst, durch welches Schiller seine Theorie zu belegen suchte, dieselbe über ihre engen Grenzen hinaus zu erweitern.

Ob aber durch einen furchtbaren Gegenstand nur ein unbestimmter idealer Eindruck, oder eine bestimmte Idee von jenen drei angeführten in uns erregt werden wird, hängt außer vom Gegenstande selbst, auch von unserer Geistesrichtung und Kulturstufe ab, auf welche Verhältnisse eine praktische Aesthetik ebenfalls Rücksicht zu nehmen hätte. Das Erhabene z. B., welches ein Erzeugniß unseres Freiheitsgefühls ist, kann sich nur bei schon bedeutend ausgebildetem sittlichem Bewußtsein vorfinden. Wenn sich aber dieses Freiheitsgefühl gegen die Allmacht selbst auflehnt, so zerreißt dasselbe unser Herz, welches durch die Dichtkunst doch versöhnt werden sollte. Schiller's zarter Sinn hat sich auch solcher poetischer Darstellungen enthalten.

Wir können daher nicht einstimmen, daß die Religion zwischen den Forderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Uebereinkunft zu stiften suche[1]. Im Gegentheil, sie befreit uns von allem Sinnlichen, wenn auch der Aberglaube den Leib und dessen Bedürfnisse noch mit in die Geisterwelt schleppen möchte. Und die ganze Bedeutung des Erhabenen liegt darin, daß es der Verkündiger des Religiösen ist, daß es uns immer in die Welt des religiösen Glaubens zurückführt, daß es das religiöse Gefühl durch tausend vernehmbare Gegenstände in Uebung setzt, daß es uns die übersinnliche Welt in der sinnlichen wiederfinden lehrt.

[1] Döring's Nachlese, S. 250.

Gottheit und Unsterblichkeit waren keine bewegende Kräfte in seiner Weltansicht. Seine Religion war die Freiheit und alles Ideale, was diese zu Tage fördert. Er hätte sich verläugnen und lügen müssen, wenn er über sie hätte hinausgehen wollen [1].

Aber Wahrhaftigkeit ist noch keine Wahrheit. Nicht allein diejenige furchtbare Macht, welche mir die Freiheitsidee, sondern auch diejenige ist erhaben, welche mir die Idee der Unsterblichkeit oder der Gottheit zum Bewußtsein bringt. Alles Furchtbare, was mich in die intelligible, ideale Weltordnung entrückt, ist dynamisch erhaben. Unsere übernatürliche oder religiöse Weltansicht macht ein organisch verbundenes Ganze aus. Die erweckte Idee der Gottheit, die Idee der Unsterblichkeit *befreit* uns, indem sie uns in eine andre Ordnung der Dinge erhebt, und die belebte Idee der Freiheit vergegenwärtigt uns jene andere Ideen. Ja alles ist erhaben, was auch nur ganz allgemein und unbestimmt uns das Ueberirdische lebhaft in's Bewußtsein ruft, denn das ahnende Vernunftgefühl macht im Falle der Anwendung gar keine solche begriffgerechte Unterscheidungen, wie der sich selbst besinnende Verstand. Wer sich unsterblich, wer sich bei Gott fühlt, der ist sich wahrlich auch seiner Freiheit bewußt. Schiller will dem positiven Volksglauben an die Unsterblichkeit nichts Erhabenes zugestehen, weil vor ihm häufig der Tod seine Furchtbarkeit ganz verliere und jener Glaube egoistisch auf unsere Fortdauer gehe. Aber so lange der Mensch Mensch ist, wird ihm der Tod immer furchtbar bleiben; und beschränkt denn nicht unser Philosoph selbst seine Erhabenheit selbstsüchtig auf die Erweckung der Idee *seiner* Freiheit? Von diesem egoistischen Interesse an unserer geistigen Fortdauer und an unserer Freiheit kann uns nur die Idee Gottes heilen, in welcher wir uns nicht verlieren, aber uns selbst vergessen. Wer daher bei Betrachtung furchtbarer Naturerscheinungen von der Idee Gottes

[1] Kant's Lehre von einem radikalen Hang des Menschen zum Bösen konnte Schillern gar nicht gefallen, Schiller's Werke in E. B., S. 1153. 2. (Oktavausgabe B. 11, S. 435). Die an dieser Stelle angeführte Schrift Kant's ist ungenau citirt. Sie heißt: „Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft."

durchschauert wird, der ist ohne Zweifel eines erhabenen Eindrucks theilhaftig. Die von Schiller zergliederte Stelle der Aeneis scheint mir daher auch nicht durch den Tod des Laokoon, sondern deßwegen erhaben, weil uns hierdurch ein göttliches Strafgericht vergegenwärtigt wird. Der römische Dichter will nicht durch den Widerstand des Trojaners gegen die Seeungeheuer (welchen Widerstandes ja kaum Erwähnung geschieht), sondern durch die veranschaulichte Allmacht der Gottheit ein erhabenes Gefühl in uns erzeugen. Es scheint daher dieses Beispiel selbst, durch welches Schiller seine Theorie zu belegen suchte, dieselbe über ihre engen Grenzen hinaus zu erweitern.

Ob aber durch einen furchtbaren Gegenstand nur ein unbestimmter idealer Eindruck, oder eine bestimmte Idee von jenen drei angeführten in uns erregt werden wird, hängt außer vom Gegenstande selbst, auch von unserer Geistesrichtung und Kulturstufe ab, auf welche Verhältnisse eine praktische Aesthetik ebenfalls Rücksicht zu nehmen hätte. Das Erhabene z. B., welches ein Erzeugniß unseres Freiheitsgefühls ist, kann sich nur bei schon bedeutend ausgebildetem sittlichem Bewußtsein vorfinden. Wenn sich aber dieses Freiheitsgefühl gegen die Allmacht selbst auflehnt, so zerreißt dasselbe unser Herz, welches durch die Dichtkunst doch versöhnt werden sollte. Schiller's zarter Sinn hat sich auch solcher poetischer Darstellungen enthalten.

Wir können daher nicht einstimmen, daß die Religion zwischen den Forderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Uebereinkunft zu stiften suche [1]. Im Gegentheil, sie befreit uns von allem Sinnlichen, wenn auch der Aberglaube den Leib und dessen Bedürfnisse noch mit in die Geisterwelt schleppen möchte. Und die ganze Bedeutung des Erhabenen liegt darin, daß es der Verkündiger des Religiösen ist, daß es uns immer in die Welt des religiösen Glaubens zurückführt, daß es das religiöse Gefühl durch tausend vernehmbare Gegenstände in Uebung setzt, daß es uns die übersinnliche Welt in der sinnlichen wiederfinden lehrt.

[1] Döring's Nachlese, S. 250.

Eine **moralische** Sicherheit, welche sich im einzelnen Falle auf unsere Unschuld (denn im Allgemeinen wird sich kein Mensch auf seine Schuldlosigkeit berufen können) oder auf Religionsideen gründet, ist unter bestimmten Verhältnissen allerdings erhaben, denn sie hat sich in eine Ideenwelt geflüchtet, bis zu welcher der Erdenjammer nicht hinauflangt. Ich möchte daher der oben erwähnten physischen, nicht diese moralische, sondern vielmehr eine **psychologische** Sicherheit an die Seite setzen. Die allgütige Natur hat nämlich dem Menschen eine unerschöpfliche Quelle des Leichtsinns eingepflanzt; der tägliche Verkehr mit Gefahren mancher Art stumpft durch die Gewohnheit unsern Sinn ab, und das gesunde Lebensgefühl und das Gedeihen unserer Tagesarbeit lassen keine unnöthige Sorglichkeit in uns aufkommen. So täuscht uns das Leben von einer Stunde in die andere hinüber, bis uns alle der Abgrund verschlingt.

Indem wir uns nun dem Ende unseres Berichtes über diesen Aufsatz nähern, bemerken wir noch, daß derselbe in dem beibehaltenen Theile „Ueber das pathetisch Erhabene“[1] viele Berührungspunkte mit der ersten Abhandlung „Ueber den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen“ enthält. Die in dem zuerst verfaßten Aufsatze angedeutete Unterscheidung des Aesthetischen vom Moralischen wird in dem spätern wissenschaftlich begründet, das Erhabene der Reue, der Bosheit und der konsequenten Klugheit findet hier seine Stelle wieder[2], und übereinstimmend mit früher Gesagtem, wird wiederholt versichert, daß der Dichter keinen andern Zweck habe, als geistig zu vergnügen, zu ergötzen. Dessenungeachtet statuirt Schiller noch einen andern Zweck der schönen Kunst in demselben Aufsatze, nämlich: Darstellung des Uebersinnlichen,

[1] Der Aufsatz ist in den sämmtlichen Werken bloß: „Ueber das **Pathetische**“ überschrieben, mit Unrecht, weil Schiller in dem ganzen Aufsatz unter „Pathetisch“ nur das **Leidende** und **Mitleidende** versteht, nicht „das **Erhabene** des Mitleidens,“ wie jenes einfache Wort der Ueberschrift verstanden werden muß.

[2] Vergl. Schiller's Werke in E. B., S. 1166. 1. (Oktavausg. B. 11, S. 498) mit S. 1172 (Oktavausg. B. 11, S. 522); S. 1168 u. f. (Oktavausg. B. 11, S. 503) mit S. 1173. 1. u. (Oktavausg. B. 11, S. 527).

der moralischen Freiheit[1]. Aber ließe sich aus dieser Festsetzung ihres absoluten Zieles der Zweck der Kunst in Bezug auf den sie genießenden Menschen nicht bequemer, als durch jenen vagen Ausdruck des geistigen Vergnügens, angeben? Etwa: Zweck der Kunst ist die Erhebung der Gemüthskräfte des Menschen zum Uebersinnlichen (und die Belebung der rein menschlichen Triebe — müßten wir nach unserer Theorie noch hinzusetzen, da jene erste Angabe nur auf die erhabene Kunst paßt, nicht auch auf die schöne).

In der vorgehenden Untersuchung: „Vom Erhabenen," war ein Gegenstand, nämlich die Analyse des *theoretisch* (mathematisch) Erhabenen, unerledigt geblieben, und daher (in der Neuen Thalia) auch eine Fortsetzung jenes Aufsatzes am Ende desselben versprochen worden. Dieses Versprechen erfüllt nun Schiller in einer eigenen Untersuchung, welcher er den bescheidenen Titel: „*Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände*," gab, ohne daß dieser Aufsatz in seiner wissenschaftlichen Form unzusammenhängender oder freier wäre, als die meisten andern. Er hebt nämlich mit einer Vergleichung des Angenehmen, Guten und Schönen an, beleuchtet dann durch Beispiele und Begriffe die hiervon verschiedene Lust am Erhabenen in seinen beiden Gestalten, und geht dann zu seinem eigentlichen Zwecke, zu einer Exposition des *Erhabenen der Fassung* (des theoretisch Erhabenen) über. Hiernach könnte die Untersuchung benannt werden, wenn das eigentliche Thema in seiner gegenwärtigen Gestalt nicht zu kurz behandelt wäre: dasselbe nimmt nämlich nicht mehr Raum ein, als die vorangeschickten einleitenden Gedanken. In seiner gegenwärtigen Gestalt; denn diese Abhandlung ist nicht nur unvollendet geblieben[2], sondern in unserer jetzigen Ausgabe ist ein sehr großes Stück des

[1] Schiller's Werke in E. B., S. 1161. 1. m. und 2. o. (Oktavausgabe B. 11, S. 470 und S. 471 u.).

[2] Am Ende derselben in der *Neuen Thalia* von 1793, im fünften Stück des vierten Theiles, S. 180, stehen die Worte: „Die Fortsetzung folgt." Sie folgte aber nicht.

eigentlichen Themas ausgemerzt [1]. Hierdurch ist die Einleitung so lang geworden, als der Aufsatz selbst ist.

Was die einleitende Vergleichung der verschiedenen Lustgefühle am Angenehmen, Guten, Schönen und endlich am Erhabenen betrifft, so verbesserte Schiller hierdurch indirekt eine Stelle seines ersten ästhetischen Versuches, wo er dieselben noch, auf eine unstatthafte Weise, durch drei andere Arten des Wohlgefallens, nämlich am Wahren, Vollkommenen und Rührenden, vermehrte [2]. Die Unterscheidung selbst ist Kantisch, doch trägt auch sie, in Form und Inhalt, das scharf ausgeprägte Siegel ihres originellen Verfassers.

Im zunächst Folgenden werden wir an die Wiege der beiden Gattungen des Erhabenen geführt. Wir werden mit der gemeinsamen unsterblichen Mutter und mit den sterblichen Vätern beider Brüder bekannt gemacht, das Geheimniß ihrer Erzeugung und Geburt wird uns entschleiert, und alsbald sehen wir sie als göttliche Jünglinge zum niedern Menschengeschlechte herabsteigen und sich über dasselbe in die ewige, hohe Herrschaft theilen und schauen, wie die Sterblichen ihnen eine getrennte aber dennoch verschlungene Verehrung mit heiligem Schauer in der Brust freudig zollen. Unsern trefflichen Schriftsteller können wir uns aber nicht enthalten, zu bewundern, daß er auf die schärfsten Unterscheidungen des analytischen Verstandes seelenvolle Gemälde der regesten Einbildungskraft folgen zu lassen und sogar diese widerstreitenden Erzeugnisse der Talente in ein und dieselbe Darstellung zu verweben versteht, besonders aber, daß er das Alte, schon öfters Behandelte, immer auf neue Weise zu sagen und immer mit neuen Ideen auszustatten vermag. Wer erkennt in dieser Charakteristik des Erhabenen eine frühere oder eine spätere wieder?

Aber Schiller schrieb nie aus seinem Gedächtnisse, sondern seine Arbeiten entquollen immer eigenthümlich der

[1] Die ausgestoßene Stelle läuft im genannten Stücke der Thalia von S. 147 bis S. 167. Da sie Döring in seiner „Nachlese" aufzunehmen versäumte, wollen wir sie im Anhange ebenfalls abdrucken lassen.

[2] Schiller's Werke in E. B., S. 1170. 2. m. (Oktavausgabe B. 11, S. 514).

zusammengefaßtesten Selbstthätigkeit und augenblicklichen Stimmung seines Genius. Weil er nicht in der wechselvollen Breite der Erfahrung, sondern in dem reinen Aether der ewig gleichen Ideenwelt lebte, finden wir in allen seinen Schriften denselben Geist wieder, aber enthüllt hat sich dieser Geist in den verschiedensten Formen. So ist das Schauspiel an demselben, uns umwölbenden, Himmel stets ein neues.

Zum Gegenstande der Abhandlung, zum mathematisch (oder theoretisch) Erhabenen, übergehend, entwickelt unser Kritiker faßlicher und ausführlicher, als es Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft gethan hat, die vier verschiedenen Arten der Größenschätzung, wenn ein Gegenstand entweder 1) bloß als ein Quantum groß ist, oder 2) wenn derselbe eine durch ein Maß bestimmte, d. h. komparative Größe hat, oder wenn er 3) nach seinem (unbestimmten und subjektiven) Gattungsbegriff groß genannt wird, oder endlich 4) wenn wir ihm keine bloß relative, sondern eine absolute Größe beilegen. Letztere Größenschätzung geschieht nicht mehr logisch durch den Verstand, sondern ästhetisch durch die Einbildungskraft, und ein Gegenstand, welcher die Idee des absolut Großen in uns erweckt, heißt erhaben, könnte aber schicklicher erhebend genannt werden.

Hier folgt in der Neuen Thalia jene später ausgeschlossene längere Stelle, in welcher auf das Einleuchtendste nachgewiesen ist, wie die Einbildungskraft bei Gegenständen, die wir mathematisch erhaben nennen, sich vergeblich bemüht, das einzeln an ihnen Aufgefaßte in eine (von der Vernunft gebotene) totale Zusammenfassung derselben zu vereinigen, woraus eben das gemischte Gefühl unserer Begrenztheit und Unbeschränktheit entsteht. Der Begrenztheit unserer (sinnlichen) Einbildungskraft; der Unbeschränktheit unserer (übersinnlichen) Vernunft. Die Grundidee hiervon ist Kantisch; die Ausführung durchaus selbstständig. Es ist dieß ein köstliches Stück einer strengwissenschaftlichen, beinahe mathematisch evidenten Beweisführung, in welchem (wie im ersten, ebenfalls unterdrückten Theile, „Vom Erhabenen“) die Subjektivität seines Urhebers vor der Objektivität der Sache beinahe verschwindet. Wegen dieses Mangels individueller Züge ist dieser Abschnitt

später wohl ausgeschieden worden; aber er allein verschafft dem ganzen Aufsatze sein wissenschaftlich befriedigendes Verständniß.

Zuletzt endlich ist noch die Rede von den äußern und innern nothwendigen Bedingungen des Erhabenen der Größe (oder des mathematisch Erhabenen). Innerlich wird eine gewisse Stärke der Einbildungskraft und der Vernunft erfordert; äußerlich muß der erhabene Gegenstand ein Ganzes ausmachen und das höchste sinnliche Größenmaß unserer Einbildungskraft wirklich überragen. Hieran schließen sich treffende Unterscheidungen, wie nur Raumgrößen (nicht Zahlengrößen) erhaben sind, und wie räumliche Höhen erhabener erscheinen, als gleich große Längen, und räumliche Tiefen erhabener, als beide. Lauter scharfe, feine, geistreiche Bemerkungen. Gewiß, auch diese Parthie ist vortrefflich, wie der ganze Aufsatz.

Betrachten wir nun diese Abhandlung im Zusammenhang mit allen vorhergehenden.

Im ersten Aufsatze leitet Schiller das tragische Vergnügen aus dem Prinzip der Vernunft ab; im zweiten führt er eine wissenschaftliche Genesis des Begriffes der Tragödie aus; im dritten deducirt er die Anmuth und Würde aus der Harmonie und dem Widerstreit der Sinnlichkeit mit der Vernunft; im vierten stellt er eine allgemeine Theorie des Erhabenen auf, aus welcher er dann in einem besondern Abschnitte die Fundamentalgesetze der Kunstdarstellung des Erhabenen hervorgehen läßt, und jene Theorie vervollständigend, spricht er in diesem fünften Aufsatze von dem mathematisch Erhabenen.

Hierdurch ist die Theorie des Erhabenen beinahe erschöpft und auf den Zweck der tragischen Kunst („das Vergnügen"), deren Begriff und deren Ausübung angewandt, ja es ist sogar der äußere Ausdruck des Erhabenen (so wie des geistig Schönen) nachgewiesen. Nach allem diesem blieb von der ganzen Lehre des Erhabenen nichts Bedeutendes mehr übrig, als den Werth desselben für die Menschenbildung darzustellen, was später auch in einer eigenen Charakteristik geschah. In allen bisherigen wissenschaftlichen Aufsätzen ging Schiller nur in „Anmuth und Würde" über die Sphäre des Erhabenen

hinaus, indem er hier Anregungen und Erwartungen erweckte, die er erst in Zukunft verfolgte und erfüllte. Ein Gedankenkreis ist nun beinahe vollkommen ausgemessen. Schiller hat sich und den Leser über das orientirt, was ihm am nächsten lag, was ihn über alles andere interessirte. Er hat seinen dramatischen Genius in Harmonie gebracht mit seinem sittlich-heroischen. Wie früher darstellend, so hat er jetzt untersuchend sein Freiheitsprinzip manifestirt.

Bei dieser Einheit ihres Endzweckes wird der tiefer Blickende in diesen verschiedenen Aufsätzen, so frei auch ihre Behandlung sein mag, dennoch einen durchlaufenden Faden der Methode erkennen. Sie erheben sich von besondern Betrachtungen zur allgemeinen Theorie; sie beginnen mit dem Aeußern und enden mit dem Innern. Und eben so wird sich in ihnen, wenn wir sie mit Aufmerksamkeit nach der Folge ihrer Abfassung lesen, ein bedeutender Fortschritt in den Einsichten und der Darstellung ihres Urhebers bemerken lassen. In den ersten Aufsätzen ist Manches verfehlt, Einiges vielleicht ungenießbar, was sich aber im Fortgange allmählig ausmerzt, bis sich zuletzt Ansichten und Form zu einer hohen Klarheit läutern.

Wie Schiller in den bisherigen Abhandlungen das Erhabene entwickelte, so erörterte er in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen das Wesen und die Bedeutung des Schönen, womit der Kreis seines Philosophirens, welcher nicht über das Poetische und Sittliche hinausreichte, durchmessen war, so daß er wieder Dichter werden konnte. Wir werden aber diese Briefe, weil sie in ihrer jetzigen Gestalt öffentlich zuerst in den Horen erschienen, nebst einigen Beilagen und den Uebergangsaufsätzen von der Philosophie zur Poesie erst in dem nächsten Theil unserer Schrift darlegen.

Doch ehe wir zu dieser merkwürdigen Entwickelungsepoche übergehen, möge es uns zur Vervollständigung unseres Gemäldes erlaubt sein, noch einen Blick auf den Gang seiner politischen Ueberzeugungen zurück zu werfen. Schiller's Freiheitsideen blieben im Wesentlichen unverändert, wie er sie früher in seinen Dramen und in dieser Periode in seinen

historischen Schriften so glänzend ausprägte. Aber allmählig, besonders seit er der Geschichte entsagt hatte, zog sich seine Betrachtung von den politischen Gegenständen zurück, die er übrigens für die wichtigsten und eines denkenden Menschen würdigsten hielt — „denn was,“ ruft er aus, „ist dem Menschen wichtiger, als die glücklichste Verfassung der Gesellschaft, in der alle unsere Kräfte zum Treiben gebracht werden sollen?“ [1] Die Fundgruben, welche ihm die Philosophie eröffneten, versprachen ihm schönere Schätze, von denen er bald allein die Veredlung des Menschen, so wie eine dauerhafte gute Gestalt des öffentlichen Lebens hoffte. Nachdem er seinen Freiheitssinn und in geringerem Grade auch das Humane seiner Natur dichtend ausgesprochen, und die Ansprüche dieser beiden Elemente in der Geschichte nachgewiesen hatte, verfolgte er dieselben philosophirend, indem er einerseits in der Aesthetik aus dem Freiheitsprinzip die Grundideen der Erhabenheit und der Würde, und aus der Humanität die Schönheit und Anmuth hervorgehen ließ, andererseits in der Moral aber das Freiheitsprinzip in der Form des Kant'schen Pflichtgebotes auffaßte und durch das Humanitätsprinzip die Kant'sche Sittenlehre erweiterte. So wurde ihm dann das sittlich Schöne der Centralpunkt, von dem ihm allein jede bessere Form des politischen und kirchlichen Lebens auszugehen schien, zumal da er sich in seinen Erwartungen von der französischen Revolution [2] bald arg getäuscht sah. Als das Schicksal Ludwigs des Sechszehnten entschieden werden sollte, wollte er eine Denkschrift für den König schreiben, von welcher er einigen Eindruck auf die „richtungslosen Köpfe“ seiner Richter erwartete. „Außerdem,“ fügt er bei, „ist gerade dieser Stoff sehr geschickt dazu, eine solche Vertheidigung der guten Sache zuzulassen, die keinem Mißbrauch ausgesetzt ist. Der Schriftsteller, welcher für die Sache des Königs öffentlich streitet, darf bei dieser Gelegenheit schon einige wichtige Wahrheiten mehr sagen, als ein anderer, und hat auch schon etwas mehr Kredit“ [3]. Aber

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 1, S. 337.
[2] Siehe Theil 2, S. 144.
[3] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 99.

ehe dieser Gedanke zur Ausführung kam, war das Urtheil über den unglücklichen König gefällt, und Schiller zog sich aus dem äußern Leben, wo ihm seine letzte Hoffnung verfallen war, ganz in die Welt des Geistes zurück. Die Kant'sche Philosophie gewährte vielen edeln Deutschen, was viele edle Franzosen in der Revolution suchten. In Stuttgart soll Schiller 1793 zu seinem Freunde von Hoven die merkwürdigen Worte gesprochen haben [1]: „Die eigentlichen Prinzipien, welche einer wahrhaft glücklichen bürgerlichen Verfassung zu Grund gelegt werden müssen, sind noch nicht so gemein unter den Menschen; sie sind (indem er auf Kant's Kritik der praktischen Vernunft, die eben auf dem Tische lag, hinwies) noch nirgends, als hier. Die französische Republik wird eben so schnell aufhören, als sie entstanden ist; die republikanische Verfassung wird in einen Zustand der Anarchie übergehen, und früher oder später wird ein geistvoller, kräftiger Mann erscheinen, er mag kommen woher er will, der sich nicht nur zum Herrn von Frankreich, sondern auch vielleicht von einem großen Theil von Europa machen wird."

So trug alles dazu bei, seinen Blick von der politischen Welt abzuwenden, ungeachtet sein Herz fortwährend für alle große Erscheinungen des öffentlichen Lebens schlug, wenn sich ihm solche zeigten. Nachdem er in einem schönen Familien- und Freundeskreis zu einem ruhigen Ebenmaß und Genuß der Kräfte seines Geistes und Herzens gelangt war, übersah oder ertrug er die mißfälligen, barbarischen Formen des Staates und der Kirche, gegen welche er früher angestürmt hatte, und er fügte sich, indem er seinen himmlischen Beruf erfüllte, mit gefaßter, wenn auch trauernder Seele in das Unabänderliche. Wie weit in's äußere Leben hineinstrebend seine Kraft früher war, so tief senkte sie sich jetzt in's innere. Diesen Zug nach Innen aus einer Welt, in welcher er sich Zeitlebens als einen Fremdling fühlte, wurde durch seine Kränklichkeit vermehrt. Nachdem dem praktischen Riesengeist die äußere Welt verkümmert oder abgeschnitten war, suchte er im edeln Bunde mit wenigen Gleichstrebenden in der innern denkend

[1] Schiller's Leben von Frau von Wolzogen, Theil 2, S. 109.

und dichtend seinem Thätigkeitstrieb zu genügen. Dieß ist der Inhalt seines folgenden Lebens.

Wir haben bisher dargestellt, wie Schiller in seiner ersten Lebensperiode sein poetisches Talent dramatisch und lyrisch ausprägte; ferner wie er zuerst niederreißend, dann aufbauend seinem Freiheitssinn Geltung zu verschaffen suchte; dann wie das humane Element seines Herzens durch Liebe und Freundschaft unter glücklichern äußern Verhältnissen zur reinen Blüthe reifte; und endlich, wie sein wissenschaftlicher Trieb sich durch Geschichte im äußern Leben zu orientiren und sich hierauf durch Philosophie auch über sich selbst und sein höchstes Interesse, das Erhabene und sittlich Schöne, zu verständigen suchte.

So hatte er also seine Grundanlagen [1] gleichmäßig entwickelt, das ihm von der Natur auferlegte Bildungsgeschäft im Wesentlichen vollendet. Nach einigen weitern Vorbereitungen gelangte er bei der glücklichen Zeit an, wo er zum zweiten Mal Dichter sein konnte. Seine innigste Jugendneigung, ja seine Jugend selbst kehrte ihm verschönert zurück, und wie er früher die Gaben der Dichtkunst bloß einem Naturdrang verdankt hatte, so empfing er sie jetzt aus den Händen der edelsten Kultur. Wir werden diesen Uebergang zur Poesie im nächsten Theile betrachten. Es ist, nach Wilhelm's von Humboldt Ausspruch, vielleicht der seltenste Wendepunkt, den je ein Mensch in seinem geistigen Leben erfahren hat [2].

[1] Siehe Theil 1, S. 50.

[2] Der Raum gestattet nicht, die oben (Thl. 2, S. 29 und S. 338 u. 339) erwähnten Stücke (denen ich noch eine interessante kleine Anmerkung über Angelika Kaufmann aus der Neuen Thalia, Bd. 3, Heft 3, S. 574, beifügen möchte) hier abdrucken zu lassen. Es muß genügen, diese bisher verschollenen köstlichen Erzeugnisse des Schiller'schen Geistes seinen Verehrern empfohlen und die Nachlese-Sammler auf sie hingewiesen zu haben. In einer vollständigen Ausgabe der Werke Schiller's sollten solche Darstellungen nicht fehlen.


Hoffmeister
16483

